UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00291606 2

ACADÉMIE ROYALE DE BELGIQUE

CLASSE DES LETTRES ET DES SCIENCES MORALES ET POLITIQUES

MÉMOIRES

AS
242
B325
t.12

TABLE

DES

MÉMOIRES CONTENUS DANS LE TOME XII

DEUXIÈME SÉRIE

---

1. Nikolaus Lenaus Lyrik, ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik (XVI-813 pages), par HEINRICH BISCHOFF.

NIKOLAUS LENAUS LYRIK

IHRE

GESCHICHTE. CHRONOLOGIE UND TEXTKRITIK

VON

HEINRICH BISCHOFF

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LÜTTICH

BAND I

Mémoire couronné par la Classe des lettres et des sciences morales et politiques en 1912

VORWORT

Die vorliegende Arbeit wurde bereits am 1. November 1910 der Koniglichen belgischen Akademie der Wissenschaften, Literatur und schonen Künste eingereicht, als Ergebnis einer von ihr gestellten Preisfrage. Die lange Verzogerung des Druckes, den nachher der Krieg unterbrach, erlaubte mir, dem Werke die inzwischen im Insel-Verlagerschienene Lenauausgabe von Professor D Ed. Castle zugrunde zu legen. Die Gedichte Lenaus sind nach der Seitenzahl im 1. Bande dieser Ausgabe angeführt, die Briefe nach den Nummern im 3. bis 5. Bande. Sehr bedaure ich auf den Kommentar und die Textkritik, die der 6. Band dieser Ausgabe bringen soll, verzichten zu mussen.

Das mir bekannt gewordene Lenaumaterial ward mir nur zum teil zuganglich. Öfters klopfte ich an verschlossene Turen. Bei wohlwollenderem Entgegenkommen wurde mir auch manchmal keine unmittelbare Einsicht gewahrt, vielfach war ich auf die Mitteilungen freundlicher Berichterstatter angewiesen. Manche Unzulanglichkeit und Lucke des Werkes ist durch die ungunstigen und schwierigen Umstande, unter denen es zustande kam, bedingt.

Wenn ich mich mitunter veranlasst fühlte, die Ansichten meiner Vorgänger zu bestreiten, so möge der Leser hieraus nicht den Schluss ziehen, dass ich die Bedeutung der beanstandeten Forschungen unterschätze. Am meisten verdanke ich eben denjenigen, die mich am häufigsten zum Widerspruch anregten.

Von der Bezeichnung Lyrik *schliesse ich nur die grösseren lyrisch-epischen Gedichte aus, nämlich* Klara Hebert. Die Marionetten, Anna, Mischka *und* Ziska.

Vielfältigen Dank habe ich auszusprechen für freundlichst gewährte Unterstützung. Gütige Erlaubnis zur Einsicht in Handschriften Lenaus erteilten mir der hochlobliche Stadtrat der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, die Vorstände der k. k. Hofbibliothek und des Literarischen Vereins in Wien, Frau Baronin Anka von Löwenthal, geb. Freiin Maroičić, Frau Seraphine von Rainer, geb. Freiin von Scharschmid, Frau Gabriele Tandler von Tanningen, Herr D^r^ Bruno Frankl, Ritter von Hochwart, Herr Baurat Joseph Schurz, Herr D^r^ Stefan Zweig in Wien, der Vorstand der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart, Frau Professor Anna Mack, Herr Staatsrat Gustav von Schwab, Herr Professor D^r^ H. von Stockmeyer, Direktor der Kgl. Hofbibliothek in Stuttgart, der Vorstand des Schillermuseums in Marbach, Herr E. Hirsch, Antiquar in München, Herr Lic. Hans Vollmer, Gymnasialoberlehrer in Hamburg. Dass sich mir manches Archiv erschlossen, verdanke ich der hohen Fürsprache Seiner Exzellenz des Grafen Eerembault de Dudzeele, Kgl. belgischen Gesandten in Wien und des Hern Julius von Federer, Kgl. belgischen Generalkonsuls in Stuttgart. Besonderer Dank gebührt Frau Baronin Anka von Löwenthal für gastfreundliche Aufnahme und monatelange Anvertrauung von Handschriftschätzen.

Mitunter sehr mühevoller Vergleichung von Handschriften

und Erstdrucken unterzogen sich Frau Elisabeth von Matsudaira, Fräulein Marie Thuma in Wien, Frau Professor Anna Mack, Herr Professor von Stockmeyer, Herr Oberlandesgerichtsrat Emil Landau in Obercassel-Düsseldorf, Frau Geheimrat Auguste Pattberg in Wiesbaden, Herr W. Schindler, Herr Professor Dr R. Steig in Berlin, Herr Universitätsprofessor Gustav Heinrich, Generalsekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, und Herr Professor Dr R. Gragger in Ofen-Pest. Beiträge und Hilfe verschiedenster Art lieferten Herr Landesgerichtsrat Dr A. Bohm in Klosterneuburg, Frau von Matsudaira, Frau Baronin Therese von Harrasowsky, Herr Dr J. Schwarz, Herr Dr V. Fidgor in Wien, Herr Senatspräsident Paul von Weisser, Herr Geh. Hofrat Professor Dr O. Gantter, Herr Oberstudienrat Dr K. Steiff, Herr V. Zoppritz, die Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, Herr Stadtarchivar und Bibliothekar Dr H. Mack in Braunschweig, Herr Dr H. Houben in Leipzig, von einmaligen gelegentlichen Auskünften anderer zu geschweigen. Beständige Mitarbeit in nie versagender Opferwilligkeit leistete mir Herr W. Schindler in Berlin und Herr Dr J. Hartmann, Oberlehrer an der deutschen Schule in Luttich, der die Druckberichtigung mit mir besorgte.

In der freigebigsten Weise unterstützten mich die Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart und die Wiener Stadtbibliothek. Ferner halfen aus die Kaiserliche Familien-Fideikommissbibliothek in Wien, die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, die Kgl. Bibliothek in Berlin, die Kgl. Bibliothek in Brüssel, die Universitätsbibliotheken von Wien, München, Strassburg, Heidelberg, Luttich, die Stadtbibliotheken von Braunschweig und Nürnberg.

Wertvolle Winke verdanke ich den Herren Mitgliedern der Kgl. belgischen Akademie, Universitätsprofessor G. Kurth,

Direktor des historischen belgischen Instituts in Rom, und J.-P. Waltzing, Professor an der Universität Lüttich, die sich die dankenswerte Mühe gaben, eingehenden, gründlichen Bericht über meine Arbeit zu erstatten.

Der Herstellung des Werkes in einer französischen Druckerei sind einige Mängel des Druckes zuzuschreiben, deren auffallendster, meist erst in den Reindrucken zutage tretender, das öftere Ausfallen des Tremas auf das A, a *und* u *ist.*

Der demnächst erscheinende zweite Band bringt die Chronologie und die Textkritik sowie das hier öfters erwähnte Tagebuch Max Löwenthals über Renan.

Lüttich, den 31 Juli 1914.

HEINRICH BISCHOFF.

INHALT

		Seite
I.	— Jugendeindrücke. 1802-1820	1
II.	— Erste dichterische Tätigkeit. 1820-1821	14
III.	— In Pressburg. Oktober 1821-Oktober 1822	20
IV.	— In Ungarisch-Altenburg. Oktober 1822-März 1823	30
V.	— In Wien. Eine Pause im Berufsstudium. März-Oktober 1823	36
VI.	— Die künftige Geliebte. Ende 1822 Ende 1823	45
VII.	— Berta Hauer. Erlebnis und Dichtung. 1. Teil. Herbst 1823 Frühling 1826	54
VIII.	— Oden. 1822-1825	63
IX.	— Bilder aus dem Leben. 1822-1825	76
X.	— Berta Hauer. Erlebnis und Dichtung. — 2. Teil. — « Die Werbung » 1826	88
XI.	— Bruch mit Berta Hauer. 1827	105
XII.	— Klagelieder über Bertas Verlust. 1827-1828	110
XIII.	— Nachklänge des Berta-Erlebnisses. 1828	121
XIV.	— Gedichte allgemein-pessimistischen Inhalts. 1. Reihe. 1829	130
XV.	— Gedichte allgemein-pessimistischen Inhalts. 2. Reihe. Erstes Halbjahr 1830	139
XVI.	— Der unheilbare Riss	151
XVII.	— Objektive Dichtung. Zweites Halbjahr 1830, erstes Halbjahr 1831	160
XVIII.	— Nanette Wolf	180
XIX.	— Ausfahrt. Ende Juni bis Ende Dezember 1831	186
XX.	— Lotte Gmelin. Das Erlebnis. 1. Teil. Ende August bis Ende Dezember 1831	220

Seite.

XXI. — Lotte-Dichtungen. 1. Reihe. November und Dezember 1831 211

XXII. — Lotte Gmelin. Das Erlebnis. 2. Teil. Januar bis Ende Mai 1832 220

XXIII. — Lotte-Dichtungen. 2. Reihe. Januar 1832. . . . 229

XXIV. — Ein ungedruckter Brief Lenaus 243

XXV. — Letzte Lyrik für die erste Ausgabe. Februar-März 1832 254

XXVI. — Auf der Reise nach Amerika. Mai-Oktober 1832 . 270

XXVII. — In Amerika. Oktober 1832 bis Mai 1833 284

XXVIII. — Die Heimreise. Mai-Juni 1833 306

XXIX. — Lotte-Dichtungen. 3. Reihe. Juli-Dezember 1833 . 326

XXX. — Gelegentliches. September-Dezember 1833 . . . 343

XXXI. — Lyrik in Verbindung mit dem Faust. 1834 . . . 351

XXXII. — Erste Gedichte an Sophie Löwenthal. Februar-April 1834 368

XXXIII. — Sophiegedichte. 2. Reihe. Oktober-November 1834. 382

XXXIV. — Gelegenheitsdichtung des Jahres 1835. Januar-August 398

XXXV. — Wandlung. Alpengedichte des Jahres 1835. Oktober-Dezember 414

XXXVI. — Lyrik der Savonarolazeit. 1. Teil. 1836 429

XXXVII. — Sophiegedichte. 3. Reihe. 1836 447

XXXVIII. — Lyrik der Savonarolazeit. 2. Teil. 1. Halbjahr 1837. 460

XXXIX. — Sophiegedichte. 4. Reihe. Juni-August 1837. . . 474

XL. — Ausklänge der Savonarolastimmung. September Oktober 1837. 483

XLI. — Sophiegedichte. 5. Reihe. Oktober 1837 503

XLII. — Gestalten. 1838 513

XLIII. — Gelegenheitsgedichte des Jahres 1838 522

XLIV. — Naturgedichte des Jahres 1838 535

XLV. — Sophiegedichte. 6. Reihe. 1838. 547

XLVI. — Literarisches 1838. 564

Seite.

XLVII. — Polemisches. 1838 579

XLVIII. — Neue Wandlung. Die Albigenser. 1839 . . . 598

XLIX. — Karoline Unger. 1839 616

L. — Aus der Albigenserzeit. 1. Teil. 1839 625

LI. — Sophiegedichte. 7. Reihe. 1839-1840 633

LII. — Aus der Albigenserzeit. 2. Teil. 1840 645

LIII. — Aus der Albigenserzeit. 3. Teil. 1841 663

LIV. — Aus der Albigenserzeit. 4. Teil. 1842 675

LV. — Letzte Gedichte an Sophie Löwenthal. 1841-1844 . 695

LVI. — Nachklänge der Albigenser. 1843 706

LVII. — Waldlieder und gleichzeitige Gedichte. Ende 1843. 719

LVIII. — Das « vierschrötige » Jahr. 1844 733

LIX. — Marie Behrends 748

LX. — Zusammenbruch 769

Nachtrage und Berichtigungen 787

Personenverzeichnis 797

Alphabetisches Verzeichnis der Überschriften der Gedichte . . 809

VERZEICHNIS

abgekürzt angeführter Werke.

Alexis (W.), Wiener Bilder. Leipzig, Brockhaus, 1833.

Auerbach (B.), Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtung. In *Deutsches Museum*, hrsg. von R. Prutz. Leipzig, Hinrichs, 1851 (I, 48-61). Mitunter nach dem Abdruck bei Schurz angeführt.

Baader (Franz von), Sämtliche Werke, hrsg. durch einen Verein von Freunden des Verewigten. Leipzig, Bethmann, 1851-1860. 16. Bde.

Bauernfelds ausgewählte Werke, hrsg. von Dr E. Horner. Leipzig, Max Hesses Verlag, o. J. 4 Bde.

Beck (K.), Aus meinem Tagebuche. Mit Nikolaus Lenau. *Pester Lloyd*, 1863, Nr 232, 244, 250, 256.

Castle (E.), Nikolaus Lenau. Zur Jahrhunderfeier seiner Geburt. Leipzig, M. Hesse, 1902.

Ernst A.-W., Lenaus Frauengestalten. Stuttgart, C. krabbe, 1902.

Feuchtersleben (Ernst Frhn von) ausgewählte Werke, hrsg. von R. Guttmann. Leipzig, M. Hesses Verlag, o. J.

Frankl (L.-A.), Zur Biographie Nikolaus Lenaus. 2. vermehrte Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben, 1885.

Idem, Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters. Stuttgart, Cotta, 1901.

Greiner (L.), Lenau. Berlin und Leipzig, Schuster und Loeffler, o. J. (Bd XVI der Sammlung « Die Dichtung », hrsg. von P. Remer.)

Grillparzers sämtliche Werke, hrsg. von Moritz Necker. Leipzig, M. Hesses Verlag, O. J. 16 Bde.

Grillparzer-Jahrbuch, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, hrsg. von karl Glossy. 24 Jahrgänge. Wien, C. Konegen, 1890 ff.

Grün A., Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse. Stuttgart und Berlin, Cotta, o. J. (Cottasche Handbibliothek).

Gruns (Anastasius) sämtliche Werke, hrsg. von A. Schlossar. Leipzig, M. Hesses Verlag, o. J. 10 Bde.

Gutzkows (Karl) ausgewählte Werke, hrsg. von H. H. Houben. Ebenda o. J. 12 Bde.

Halms (Friedrich) ausgewählte Werke, hrsg. von A. Schlossar. Ebenda o. J. 4 Bde.

Hartmann (Moritz), Gesammelte Werke. Stuttgart, Cotta, 1874. 10 Bde.

Hegel (G.-W.-Fr.), Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. Berlin, Duncker und Humblot, 1832-1840. 18 Bde.

Heusenstamm (Th. Graf von), Gesammelte Werke. Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1897-1900. 6 Bde.

Hölty, Gedichte. Universal-Bibliothek, Nr. 439. Leipzig, Reclam jun.

Jacobi (J.-G.), Sämtliche Werke. Zurich. Orell, Füssli und Cie, 1819-1822. 8 Bde.

Kerners Briefwechsel, Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, hrsg. von Th. Kerner und E. Müller. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1897. 2 Bde. (Die Briefe sind nach den Nummern angeführt.)

Kerner (Th.), Das Kernerhaus und seine Gäste. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1894.

Klopstock (F.-G.), Oden. Mit Unterstützung des Klopstockvereins zu Quedlinburg, hrsg. von Fr. Muncker und Jaro Pawel. Stuttgart, Göschen, 1889. 2 Bde.

Klüpfel (K.), Gustav Schwab, Kleine poetische Schriften ausgewählt und herausgegeben. Freiburg i. Br. und Tübingen, J.-C.-B. Mohr, 1882.

Koch (M.), Lenaus Werke. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, o. J. 2 Bde.

Laubes (Heinrich) gesammelte Werke unter Mitwirkung von A. Hänel hrsg. von H. H. Houben. Leipzig, M. Hesses Verlag, 1908-1909. 50 Bde.

Lenau (N.), Sämtliche Werke und Briefe in 6 Bänden, hrsg. von Eduard Castle. Im Insel-Verlag, Leipzig, 1910-1913. Bisher erschienen 5 Bände.)

Lenau und Löwenthal, Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe, Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Ed. Castle. Leipzig, M. Hesse, 1906. 2 Bde.

Martensen (H.-L.), Aus meinem Leben. Deutsch von A. Michelsen. Heidelberg, Reuther, 1883. 3 Bde.

Mayer (K.), Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund, hrsg. mit Erinnerungen an den Verstorbenen. Stuttgart, C. Mäcken, 1853.

Idem, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Stuttgart, A. Krabbe, 1867. 2 Bde.

Idem, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1864, 3. Auflage.

Mulfinger (G.-A.), Lenau in Amerika. In *Americana-Germanica*, a quaterly devoted to the comparative study of the relations of Germany and America. I, 2, 3 (S. 7-61, 1-17).

Muncker-Pawel, s. Klopstock.

Niendorf (Emma), Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens. Leipzig, Herbig, 1853.

Paoly (Betty), Gedichte. Auswahl und Nachlese. Stuttgart, Cotta, 1895.

Philologische Beitrage zur Geschichte der ungarisch deutschen Beziehungen. Festschrift für Prof. G. Heinrich. — Philologiai Dolgazatok. A Magyar-Német Erintkezésekről Szerkesztette Gragger Robert. Kiadja Hornyánsky Viktor. Budapest, 1912.

Rahmer (S.), Nik. Lenau als Mensch und Dichter. Ein Beitrag zur Sexualpathologie. Berlin, K. Curtius, o. J.

Reinbeck (E.), Lenaus Erkranken. Aufzeichnungen von Em. von Reinbeck. S. 201-233 des unten angeführten Buches von A. Schlossar.

Reynaud (L.), N. Lenau, poète lyrique. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition, 1905.

Idem, Thèse auxiliaire. Recherches sur la date des poésies lyriques de Lenau. Thèse auxiliaire pour l'obtention du doctorat ès lettres. Paris, Société de librairie et d'édition, 1904.

Röttinger (H.), Lenaus Berta. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters. In *Euphorion*, Zeitschrift für Literaturgeschichte, hrsg. von A. Sauer, VI (1899), S. 752-761.

Roustan (L.), Lenau et son temps. Paris, Cerf, 1898.

Sauger J.), Aus dem Liebesleben N. Lenaus. Schriften zur angewandten Seelenkunde, hrsg. von Prof. Dr Sigm. Freud, 6. Heft. Leipzig und Wien, Fr. Deuticke, 1909.

Schaeffer (C.), Lenaus Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J. 2 Bde.

Schlossar (A.), Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung. Stuttgart, A. Bonz, 1896.

Schubert (G.-H.), Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden, Arnoldische Buchhandlung, 1808.

Idem, Zweite neubearbeitete und wohlfeilere Auflage. Ebenda, 1818.

Idem, Die Geschichte der Seele. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1830.

Schurz (A.-X.), Lenaus Leben. Grossenteils aus des Dichters eigenen Briefen von seinem Schwestermanne. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1855. 2 Bde.

Seidls (Joh.-Gabriel) ausgewählte Werke, hrsg. von Dr W. von Wurzbach. Leipzig, Max Hesses Verlag, o. J. 4 Bde.

Seidlitz (J.) (Ig. Jeitteles), Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836. Grimma, Gebhardt, 1837. 2 Bde.

Tagebuch von Max Löwenthal. Ungedruckte Aufzeichnungen von M. Löwenthal, reichend vom 17. September 1837 bis 1 November 1838.

Vleuten (Dr. C.-F. von), N. Lenaus Geisteskrankheit. In der Zeitschrift *Die Kultur* (Köln), I, 145-158.

Vogl (J.-N.), Lyrische Gedichte, Balladen und Erzählungen. Wien, C. Konegen, 1902.

Weiler (Dr. K.), Gutachten über Lenaus Krankheit, veröffentlicht von E. Castle in seiner Besprechung des Werkes von L. Roustan. *Euphorion*, VI, 785-795.

Weisser (P.), Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenaus und Briefe des Dichters an sie. In *Deutsche Rundschau*. LXI (1889), S. 420-450.

Wittner (O.), Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlass Moritz Hartmanns. Prag, Calve, 1910. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Bd XXX.)

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien, gedruckt bei Anton Strauss' sel. Witwe, 1816-1848.

I

Jugendeindrücke.

1802-1820.

Die Melancholie nannte Lenau seine Lebensgefährtin. Schon vor seiner Geburt, am 13. August 1802, war sie in das elterliche Haus zu Csatad als Gast eingezogen, er verdankte sein Dasein einem ausschweifenden Vater und einer, wie er selbst sagt, « überaus leidenschaftlichen » Mutter [1], Menschen, die ihr Leben ganz auf die Leidenschaft gestellt hatten, sein keimendes Leben war den furchtbarsten Stürmen eines gänzlich zerrütteten Eheverhältnisses ausgesetzt, ein dauerndes Martyrium litt seine Mutter während sie ihn zum Leben austrug. Ich vermag nicht, wie Rahmer (S. 8 f.), eine erlösende Tat, eine endgültige Beseitigung des « schwerwiegendsten Irrtums » der älteren Lenaubiographie in der Behauptung zu sehen, dass Lenau von jeder erblichen Belastung frei [2], dass eine angeborene Melancholie an dem Jüngling auch nicht im mindesten zu bemerken sei [3]. Selbstzeugnisse Lenaus bekunden, dass er von « früher Jugend an *höchst unglücklich ohne alle Ursache* sein konnte », dass er ein « phantastischer, ernster, *melancholischer* Knabe » war, der stundenlang schweigend am Rande eines Teiches liegen und dem Rufe der Unken horchen konnte, der bereits sechsjährig halbe Tage lang darüber weinte, dass er

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 161.

(2) Dr K. Weiler, *Euphorion* VI, 794 f.

(3) Castle, S. 31; Reynaud, S. 189; Roustan, S. 16.

sterben müsse (1). Zum Jungling herangereift, erwachte in ihm die Schwermut als bewusste Naturveranlagung, während der einsamen Spaziergänge im Orzigarten in Pest (2).

Lenaus erste Kindheit ward überschattet von den düsteren Zuständen und leidenschaftlichen Auftritten im Elternhause: das Kind entbehrte völlig des schutzenden Geistes eines sittlich gesunden Familienlebens. Schlimmer als die bekannte Tatsache, dass eine derbe Maulschelle die Haupterinnerung an seinen Vater war, ist die krankhaft gesteigerte innere Erregung und Empörung über diese einmalige vaterliche Zuchtigung. Er konnte sie dem Vater nie vergessen und emporte sich noch darüber im Jahre 1838, als er Max Lowenthal davon erzahlte (3). Dabei gesteht er, dass er nicht wie andere Kinder nach Anfallen des Schmerzes und Zornes wieder ruhig und liebreich sein konnte (4). Es war eine Frucht der mutterlichen Verwohnung und Verziehung, die im frühreifen Kinde, dem « Meisterstucke der Natur », wie die Mutter es nannte, ein bedenkliches Grossgefühl entwickelte. Ausserlich litt die Erziehung auch unter der bedrängten materiellen Lage und den steten Aufregungen der Umzüge von Csatad nach Bogschan (1803), nach Altofen (1803-1806), nach Eisenach (1806), nach Budapest (1806-1816). Ebenso wenig wie der am 23. April 1807 verstorbene Vater kommt der spatere Stiefvater, der willensschwache und kundenlose Arzt Dr Vogel, für die Erziehung Lenaus in Betracht. Sehr geringschatzig aussert sich Lenau über ihn in einem Gespräche mit Max Löwenthal (5).

Neue Beitrage zur Kindheitsgeschichte Lenaus enthalt das im Anhang von mir mitgeteilte, vom 17. September 1837 bis zum 1. November 1838 reichende Tagebuch Max Lowenthals.

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 36, 161, 231, 295.
(2) Ebd., S. 367.
(3) S. Anhang, II. Band dieses Werkes, *Tagebuch von Max Löwenthal*, Nr 76.
(4) Ebd., Nr 76.
(5) Ebd., Nr 55.

Lenau erzählte seinem Freunde von seiner Freude am Holzspalten (Nr 42), die ihm das Bötticherhandwerk sympathisch machte, von seinen Plänen ein Geistlicher (Nr 42) oder ein Forstmann (Nr 69) zu werden, von einem hübschen Dienstmädchen, das den Vierzehnjährigen verführen wollte (Nr 75), von den verliebten Abenteuern seines Vaters (Nr 72). Seine tiefe kindliche Frömmigkeit ist bekannt und genugsam hervorgehoben. Zu dieser gesellte sich eine überaus grosse Gewissenhaftigkeit und Schamhaftigkeit, von denen wir aus dem Tagebuche Löwenthals einen recht charakteristischen Zug erfahren (Nr 42), der schon für sich allein hinreicht, um den Vorwurf jugendlicher Verderbtheit zu entkräften, den manche sich nicht gescheut haben, ohne jedweden Grund gegen Lenau zu erheben [1].

Die ersten, — lebendigsten und tiefsten — Eindrücke gab dem sich selbst überlassenen Knaben nach seinem eigenen Geständnis [2] die Natur, die er in abwechselungsreicher Szenerie schauen, und in der er sich nach Herzenslust herumtummeln

---

[1] Die Quelle aller Verdächtigungen dieser Art ist ein vielleicht [illegible] übrigens ganz allgemein gehaltener Satz von L. A. Frankl [illegible] physischen [illegible] erwachten [illegible] (S. 108). [illegible] Mitteilung [illegible] Lenau [illegible] kennen lernte, [illegible] Der Satz Frankls [illegible] Welche [illegible] das von [illegible] Reynaud gegebene [illegible] des confidences [illegible] (S. 91). [illegible] Andeutungen [illegible] Zeugnisse über Lenaus [illegible] so weit, dass die ärztliche W[illegible] das Lenau-Problem [illegible] der Meinung [illegible] Lenau auf Grund der neuesten [illegible] symbolik [illegible] Verhältnis [illegible] Wege der Wiener [illegible] arzt J. Sadger, *Aus dem [illegible] Lenau*. [illegible] *Seelenkunde*, herausgegeben von Prof. Dr. [illegible] VI. Heft. [illegible] und Wien, Fr. Deuticke 1909.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 70.

konnte. Eine seltene Frühreife verrat sein Zeugnis, wie er als dreijähriger Knabe einmal im Garten an einer Spalierwand voll schöner, reifer Feigen stehend, die darum hersummenden Fliegen und den eben krähenden Hahn beobachtete (1). Aus den Mitteilungen von Schurz (I, 16) geht genugsam hervor, wie mächtig die Zeremonien des katholischen Kultus seine jugendliche Phantasie anregten. Zu Hause wirkte der kirchliche Zauber fort und durchdrang tief das ganze Knabenleben. Mit wehmütiger Neigung hat Lenau sein ganzes Leben lang an den beseligenden Glauben seiner Kindheit zurückgedacht. Frühzeitig gesellt sich zur Natur und Religion die Kunst; dem neunjährigen Niki (Nikolaus) lässt die Mutter Unterricht im Geigen- und Gitarrespiel geben.

Den ersten regelmässigen Unterricht erhielt er im Piaristengymnasium zu Pest (1812-1816). Hier ward die Grundlage zu der tüchtigen klassischen Bildung Lenaus gelegt. Das Hauptunterrichtsfach war die lateinische Sprache und Literatur, die bevorzugten Dichter Cicero, Horaz und Seneka. Die Erziehung war eine streng religiöse, ja klosterliche, die eine Stärkung und eine Vertiefung der religiösen Gefühle des Knaben erzielte, jedoch nicht ausreichte, um die ererbte wilde Naturanlage ganz zu bändigen. Aus dem Tagebuche von M. Löwenthal kann ich das einzige Selbstzeugnis Lenaus aus dieser Zeit beibringen. Einer seiner Lehrer, ein Priester, will ihn, weil er seine Lektion nicht gekonnt, vor der ganzen Schule züchtigen lassen. Auf seine leidenschaftlich-heftige Bitte um Schonung wird ihm die Strafe erlassen. Für den Fall, dass sie doch vollzogen worden wäre, hatte er sich fest vorgenommen, das Kloster anzuzünden (Nr 76).

Die ersten schriftlichen Zeugnisse des jungen Lenau stammen aus der Zeit des Beginns seines Gymnasialunterrichtes. Es sind Glückwunschbriefe an die Mutter (1-2 [2]), die den Schreiber im

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 70.

(2) Werke III, Nr 1 und 2.

Kampfe mit den Schwierigkeiten der deutschen Sprachlehre zeigen. Nicht über die Fehler darf man sich jedoch wundern, sondern vielmehr über die ohne regelmassigen Unterricht erworbene Kenntnis der deutschen Sprache. Wahrend dieser Studienzeit, in der der junge Lenau sich durch eifriges Lernen auszeichnete, schloss er seine ersten Freundschaften. Wichtiger als die zum stillen, blonden Weberssohn Nikolaus Klauzal, ward die zum alteren, milden, weichen, sentimentalen Joseph Kövesdy, an dem der Knabe zugleich einen « tuchtigen Repetenten, einen guten Leiter und einen innigen Freund » [1] fand.

Einen Lichtpunkt in Lenaus Jugendzeit bedeutet der Aufenthalt im « rebenumrankten » Tokay, vom Herbst 1816 bis zum Herbst 1817, wohin der Stiefvater zog, um die ihm in Pest mangelnde Kundschaft zu suchen. « Es war eine herrliche, romantische Zeit, die des ersten Erwachens des hoheren Bewusstseins » [2]. Es war eine Zeit ungebundener Jugendlust, die alle Poesie des Jugendlebens ungetrubt geniessen konnte. Die strenge Zucht des gemeinsamen, offentlichen Unterrichts wich der Freiheit eines hauslichen, privaten, der von dem geliebten Lehrer und Kameraden Kövesdy erteilt wurde. Herrliche Genusse bot dem so empfanglichen, jugendlichen Gemute die schöne, uppige Natur im ersten freien Lenze des Lebens. Hier lernte der Knabe das poetische Ungarn der Rosen und Nachtigallen, des Weines und der schonen Madchen, der Husaren und Zigeuner kennen, wie sich ihm auf der Hinreise das Bild der weiten Ebenen des Alfold, der unendlichen Puszta, auf immer eingepragt hatte. Der Zauber erster Liebesregung kam hinzu, um diesen Tokayer Aufenthalt zur paradiesischen Idylle im Leben des Dichters auszustalten. Eine junge Freundin seiner Schwester, wie diese Therese genannt, flosste ihm die erste Neigung ein. Kein Wunder, dass die Erinnerung an jene

---

(1) Schurz, I, 17.

(2) So ausserte sich Lenau zu Max Lowenstha. (*Lenau und Löwenth...*, S. 59.

Zeit und an jenes Land « unversiegbar in seinem Munde wie in seinem Liede lebte » (1).

Frühzeitig trat dem jungen Lenau in Tokay die Skepsis entgegen. Ein griechisch-nichtunierter Pope namens Rudy, « ein Freigeist und Verachter aller positiven Religionen », wie Lenau selbst ihn nennt, gab sich viel mit ihm ab, ging häufig mit ihm spazieren und besprach sich mit ihm über Gott und religiöse Gegenstände (2). Mindestens bewirkte dieser Einfluss, sowie das lustige Leben in Tokay überhaupt, eine Abkühlung der warmen religiosen Gefühle des Knaben.

Zum zweiten Male entrollten sich seinem Auge die damals so malerischen und romantischen Pusztengebiete bei seiner Rückkehr nach Pest im Herbste 1817. Der weiteren Ausbildung des Sohnes brachte die Mutter das Opfer, mit ihren fünf Kindern erster und zweiter Ehe den Gatten zu verlassen und das Land der Rosen, des Weines und der Nachtigallen gegen einen oden Vorort von Budapest einzutauschen, wo ihre bedrängte Lage sie zwang, einen ärmlichen Schlupfwinkel, eine ehemalige Leichenkammer, als Wohnung zu beziehen. Zu schroff war der Gegensatz zu den sonnigen Tagen von Tokay. Die schauerlich romantische Lage inmitten eines ehemaligen Friedhofes, die harten Entbehrungen warfen tiefe Schatten auf das jugendliche Gemüt, das von Schwermut befangen ward. « Die melancholische Atmosphäre des einstigen Kirchhofes, auf welchem der Knabe spielte und aufwuchs, blieb in zauberischer Verklarung, blumenduftig und mondbeglanzt über der ganzen Poesie unseres Dichters gebreitet » (3).

Hier pochte auch der Zweifel zum zweiten Male an sein Herz. Ein Onkel, Sebastian Mihits, ein alter Rittmeister, bei dem der Neffe öfters übernachtete, machte den Versuch ihn aufzuklären. Er las ihm Voltaires Briefwechsel mit Friedrich dem Grossen

(1) Grün, S. 17.

(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 79.

(3) Grün, S. 15.

vor und weckte ihn in der Nacht mit der wiederholten Beteuerung, dass es keinen Gott gebe[1]. Trotz dieser niederdrückenden Verhältnisse bewahrte sich Lenau als ein guter Schüler. Am 5. Juni 1818 erwarb er sich ein glänzendes Abiturientenzeugnis am Gymnasium der Piaristen[2]. Als er bei der Prüfung Stellen aus Horaz und Ovid mit besonderem Feuer vortrug, prophezeite ihm der Direktor, Pater Glycerius Aigel, eine Zukunft als Dichter[3]. Sein Zeugnis sendet er seinem Oheim mütterlicherseits, Franz Maigraber, in einem Briefe, der uns die dritte schriftliche Urkunde von ihm bringt[4].

Der Brief, der die — jetzige, missliche Lage — der Familie erwähnt, ist auf Geheiss der Mutter geschrieben, mit der Absicht, den Onkel für die Zukunft seines Neffen zu interessieren, für welche Therese Vogel zu sorgen nicht mehr im stande war. Den Bitten, ja sogar den Drohungen der vermögenden Grosseltern väterlicherseits, die die Sorge für die Ausbildung des Enkels hartnäckig für sich beanspruchten, hatte Therese Vogel bisher heftig widerstanden, weil sie sich nicht in eine Trennung vom heissgeliebten Sohne fügen konnte. Die bittere Not zwingt sie jetzt dazu. Die Auslieferung ihres Lieblings an die Grosseltern erfolgt am 8. September 1818.

Zwei Briefe Lenaus aus dem September an die Mutter[5] berühren diese für beide Teile so harte Trennung, die um so schmerzlicher war, weil man der Mutter zugleich die Tochter Leni abgenommen und dem Sohne den Abbruch mit der Vergangenheit auferlegte. Die herbe Strenge der Grossmutter, die deutlich genug aus ihren Zügen herausschaut[6], ihr Bestreben,

---

[1] E. Niendorf, S. 130. In ähnlicher Weise werden die ersten Zweifel beim jungen Grillparzer erweckt, und die Wirkung scheint eine viel unmittelbarere und niederschmetterndere gewesen zu sein als beim jungen Lenau. Grillparzer, *Tagebuchblätter*, Werke XVI, 1.

[2] Werke III, 5.

[3] *Lenau und Löwenthal*, S. 214.

[4] Ihr Bild bei Castle, S. 28.

alle Fäden abzuschneiden, die den Jüngling mit der Vergangenheit verknüpften, ihr Versuch, ihn der eigenen Mutter zu entfremden, die altmodische, förmlich steife und herrische Hausordnung in Stockerau schlossen jede Erquicklichkeit im Verhältnis zu den Grosseltern aus. Eifersüchtig überwacht Therese Vogel jeden Schritt der Eltern ihres ersten Mannes und jede seelische Regung ihres Niki. Erstaunlich ist die klare Einsicht des Sechszehnjährigen in seine kritische Lage und der Ton der Ueberlegenheit, den er bald in seinen Briefen anschlagt. Andauernd muss er die sich stets leidenschaftlich sträubende Mutter ermahnen, sich in den Willen der Grosseltern zu fügen : so wird sie ihn nicht nur von ihrer Liebe, sondern auch von ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen und ihn noch glauben machen, dass er eine kluge und weise Mutter habe. Nächst den Versicherungen innigster Liebe bringt ein Brief aus dem September auch Zeugnisse kindlicher Frömmigkeit : « Stets will ich den himmlische Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch steilen Pfad der Tugend gehen und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken » [5]. Alle Beteuerungen von des Sohnes ungeschwächter, innigster Liebe, alle Ermahnungen, die kurze Zeit der Prüfung gelassen zu bestehen, helfen nichts. Therese Vogel ermüdet nicht in Klagen über ihr hartes Los, ein verzweifelter Ausbruch folgt dem anderen, jeder ihrer Briefe musste das Herz des Jünglings mit Trauer und Schwermut erfüllen. Tokay, wohin sie wieder zurückgekehrt, ist ihr zu fern von Stockerau und Wien. Wieder verlässt sie ihren Gatten und zieht mit den Kindern nach Pressburg, um ihrem Niki näher zu sein.

Nicht im Oktober 1819, wie es in fast allen Lenaubiographien heisst, sondern bereits im Oktober 1818 [1] begann Lenau den dreijährigen auf das akademische Fachstudium vor-

---

[1] Das von Schurz I, 29 falsch angegebene Datum hat K. Glossy aus einem im Universitätsarchiv bewahrten Katalog richtig gestellt [*Lenau in Wien* Neue Freie Presse, Nr 13640].

bereitenden Lehrgang der Philosophie an der Universität in Wien. Er brauchte das Doppelte der notwendigen Zeit, um dieses Studium abzuschliessen, und erfüllte als Student der Universität nicht die Hoffnungen, die er als Gymnasiast erweckt hatte. Es erging ihm wohl wie Grillparzer, der seine Geringschätzung der Professoren auf die von ihnen vorgetragenen Wissenschaften übertrug ([1]).

« Ein ehemaliger, kaum erträglich metamorphosierter Pferdestall der P. P. Jesuiten war 's, wo wir die philosophischen Kollegien hörten », schreibt der gleichzeitig mit Lenau studierende Bauernfeld und fügt hinzu, dass von den Professoren wenig zu sagen sei, dass die meisten Pedanten waren ([2]). Ueber

---

([1]) GRILLPARZER, *Selbstbiographie*, Werke XII, 23.

([2]) « So der Professor der Weltgeschichte, ein gebrechliches kleines Männchen, mit einem schwachen quickenden Stimmchen und höchst monotonem, wie gedehnt singendem Vortrage. Zweihundert angehende « Philosophen » stampften gewöhnlich mit vierhundert Beinen, sobald der Mann den Lehrstuhl betrat, und liessen ihn mit Mühe zu Worte kommen. Doch hatten wir das Trampeln bald satt, zogen es vor, wegzubleiben, — so las der Mann vor leeren Bänken. — Die Physik tradierte ein Slovake, ein langer, grobknochiger, wildaussehender Mann mit einem Schwefelpeterkopf. Seine Vorträge in ungarischem Küchenlatein erheiterten uns ungemein, noch mehr die Experimente, die ihm zu unserem höchsten Entzücken beinahe immer misslangen. Unseren Mithörern, den polnischen und böhmischen Klerikern, welche die ersten Bänke einnahmen, erwies der Mann grosse Deferenz, redete sie nur immer mit « domini reverendi » an. Kein Zweifel, nicht sein mehr als geringes Wissen, sondern einzig und allein sein kirchlich-pfäffisches Wesen hatte den Zyniker als persona grata dem « *System* » räumlich auf die Lehrkanzel gehoben. — Der Philologe *Anton Stein* war ein stämmiger, kräftiger, alter Mann, nachlässig gekleidet, mit offener haariger Brust und struppigem Bart. Dieser philologische Diogenes besass grosses Wissen, nur verstand er es durchaus nicht, sich fruchtbar mitzuteilen, oder die Jugend für sich selbst und sein Fach zu interessieren, geschweige zu begeistern. Mit der Erklärung einer einzigen horazischen Ode brachte er wohl an die acht Tage zu; dabei kam er vom Hundertsten aufs Tausendste, schimpfte über die Jugend, übers Billardspielen, übers Biertrinken, wie über das dem Verfasser des « amor Kapnophilos » besonders verhasste Tabakrauchen. Reine Mathematik und Geometrie trug der schon damals tüchtige *Ettingshausen* vor, ohne ausser den Vorlesungen weiter mit uns in Berührung zu kommen. — Nur zwei von den Professoren wirkten geistig auf uns junge Leute : *Vincenz Weintridt* und *Leopold Rembold*. » (E. VON BAUERNFELD, *Aus Alt- und Neu-Wien*, Werke IV, 8 f. — Ueber *Anton Stein*, vgl. auch GRILLPARZER, *Selbstbiographie*, Werke XII, 27.)

Lenaus Studium erfahren wir nichts, ebensowenig etwas über den Einfluss der Lehrer auf ihn. Ein Selbstzeugnis meldet, dass er beim Beginn des Studiums anfing, Billard zu spielen, und eine grosse Leidenschaft für dieses Spiel fasste. Das Taschengeld der Grosseltern, sieben Gulden monatlich, vergeudete er für Torheiten allerlei Art. So begegnete er einmal Husaren, begann mit ihnen ungarisch zu reden und schenkte ihnen sein Taschengeld zum Vertrinken (4).

Innere Erlebnisse dieses ersten Jahres der Philosophie waren eine zweite Neigung des leichtentzündlichen Jünglings zu einer gewissen Mina, dem Hausfraulein des Hofsekretars, bei dem die Grosseltern den Enkel in Kost und Wohnung getan, und der ihn tief schmerzende frühe Tod seines Lehrers und Freundes Kövesdy. Zwei Briefe an die Mutter sind uns aus dem Jahre 1819 erhalten. Bange Besorgnis aussert Lenau in dem einen bezuglich eines Gerüchtes vom Tode Kövesdys, der die » Grundsatze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiss, *dass ich mein ganzes Sein unbefleckt erhalten* » (6). Dieses Zeugnis der erhaltenen Reinheit kann man, aus bekannten Grunden, nicht genug unterstreichen. Der zweite Brief ist ein sehr empfindsames, uberschwengliches Glückwunschschreiben zum Namenstage der Mutter (7).

Das erste Studienjahr endete mit einem Misserfolg in der Mathematik bei Professor Ettingshausen, und so ward der Student gezwungen, es zu wiederholen. Die Ferien verbrachte er bei den Grosseltern in Stockerau. Seine Hauptunterhaltung blieb der Vogelfang, den er von frühster Kindheit an eifrig betrieben hatte.

Im Herbste 1819 begannen Bauernfeld, Halm, Seidl das philosophische Studium. Kaum kam Lenau mit ihnen in Beruhrung. Er gehörte einem anderen Kreise alterer Studenten an,

(4) *Lenau und Lowenthal*, S. 112.

meistens Ungarn. Die Erinnerungen von J.-G. Seidl [1] halten nur einen blutigen Messerkampf fest, den Lenau mutig mit Schulkameraden ausfocht. Er selbst erinnert sich dessen und klagt sich « wilder Leidenschaften » [2] in seiner Jugend an. Das Jahr 1820 bringt im Gegensatze zum vorigen bedeutende Schulerfolge : eine Prüfung in der Mathematik, « die durch ihre Exzellenz Aufsehen erreget », eine in der Philosophie, bei der Lenau unter 240 Mitschulern am besten besteht (8-9). Die einsamere, abgelegenere Wohnung beim Hauptmann Volz ist dem Studium günstiger. Zehn Briefe an die Mutter aus dem Schuljahre 1819-1820 (7-18) gewähren uns interessante Einblicke in das Innenleben. — *Allgewaltig zur Schwermut* (1) stimmen den Studenten die glühenden Schmerzausbrüche der Mutter, die sich Tag und Nacht um den Sohn, den sie in tausend Gefahren sieht, ängstigt, die die grausame Trennung und den einstigen Reichtum Nikis, als Erbe der Grosseltern, mit « Millionen Tränen » erkauft, die den Allmächtigen anklagt, dass er so langmütig der « Kabale » zusieht, die ihr das Herz ihres Kindes entreissen will [3].

Herzergreifend wie der mutterliche Brief ist die Antwort des Sohnes. Es bangt ihn um die Mutter, die sich allein in Pressburg mit Bekostigung von Studenten durchhelfen muss, die Worte, « die da herkommen, wo sein Teuerstes, heilig von Gott zu

---

(1) Aus den *Wiener Sonntagsblättern* 1848, abgedruckt bei SCHURZ, I, 39 f.

(2) *Lenau und Lenauthal*, S. 64.

(3) SCHURZ, I, 34 f. Der Brief ist ein charakteristisches und schönes Stück Seelenleben der Mutter Lenaus, das auch von ihrer schriftstellerischen Begabung zeugt. Aus liebevollster, teilbewegtester Seele fluten unmittelbar die feurigen Ergüsse. Leidenschaftend tritt eine empfindungsvolle, schwärmerische, erregbare, herzhaftige Gemütsanlage daraus hervor. Bezeichnend ist es auch für eine Erziehungsart. Sie entsetzt sich über die « schreckliche Bewegung », die der arme Niki dagegen machen muss, um von seiner Wohnung in die Universität zu gehen, und sieht « jede üble Witterung mit Wehmut ». Recht kennzeichnend ist ihre Antwort auf Nikis Meldung der gut bestandenen mathematischen Prüfung : « O mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Muchtes bewirten konnte! Entrissen ist mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens! » SCHURZ, I, 33.

Beschützendes ist », dringen ihm empfindlich ans Herz. Die Mutter ist ihm « das Liebste auf der Welt », der « Grundpfeiler des Ideals » seines Lebens, dessen Fall ihn des irdischen Glückes auf immer unempfänglich machen würde. Auch er betrachtet die Trennung als eine « Prüfungszeit », die überstanden werden müsse, um treu vereint, mit festen Banden, selig, der durch Liebe beglückten Gegenwart geniessen zu können (11). Auf erneute Klagerufe — die meisten Briefe Therese Vogels sind verloren — muss er sie mahnen, « das Ebenmass ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herzustellen » (15). Die eben erlernte Philosophie nimmt er als Trostmittel zu Hilfe, indem er der Mutter auseinandersetzt, dass das Zusammensein der Körper keine Frucht, sondern nur Mittel der Liebe ist, und dass « der zum trauten Wesen hingelenkte innere Sinn » die Trennung verachten lehrt (17). Auch auf das beträchtliche Vermögen der Grosseltern weist er hin, durch dessen Erbung er im stande sein werde, seiner Familie eine kräftige Stütze zu sein.

Von seinen Lehrern erwähnt Lenau nur den Professor der Philosophie *Rembold*, einen « weisen Mann », mit dessen Hilfe er sich zu einem selbständigen Manne ausbilden will, denn « auf eigenen Füssen zu stehen, ist das letzte Ziel meines irdischen Strebens ». Er besitzt « einige Freunde im wahren Sinne, wackere Burschen » (15). Von Bedeutung ward nur einer, der blondhaarige, treuherzige Badenser *Fritz Kleyle*, ein Vetter von Sophie Löwenthal.

Seine liebste Unterhaltung bleibt ihm die Gitarre. Sie ist « Mittel seiner Schwärmereien », und diese sind eine Besonderheit in seinem Charakter, die ihn über das Gewöhnliche im Leben erhebt (15). Von den Anfechtungen des Grossstadtlebens blieb er nicht verschont. In einem späteren Briefe nennt er Wien die « grosse Pflanzschule des Lasters » (26), und zeitgenössische Schilderungen bewahrheiten in Hülle und Fülle dieses Urteil. Er vergleicht sich in einem Briefe dieses Jahres mit einem Segler, an dessen Schiff sich die Wellen des weiblichen Umganges mit Macht brachen, bis das Schiff leck wurde (17).

Die Briefstelle wird fast allgemein als Zeugnis für frühzeitige Ausschweifungen ausgenutzt. Dabei wird die unmittelbar folgende Erklärung : « *Der Segler blieb unschuldig*, aber nicht unbefangen », übersehen [1]. Bezeichnend ist auch, dass der Student den Verkehr im Hause eines angesehenen Handelsherrn, der « ein hübsches Landgut, eine hübsche Tochter und derlei Schnurrpfeiferein mehr » hatte, aufgibt, weil dort zu « seichte Grundsätze » herrschten [15]. So stellt sich uns der junge Lenau wesentlich anders dar wie er in den meisten neuzeitlichen Schilderungen erscheint.

---

[1] Ganz ähnlich erging es dem jungen Grillparzer, wie wir aus seiner Selbstbiographie ersehen. Ihm war ein gleich tiefes Schamgefühl wie Lenau eigen. « Dieses allerdings dissolute Treiben übte übrigens auf meine Sittlichkeit durchaus keinen verderblichen Einfluss. Ein mir angeborenes Schamgefühl nach innen und aussen bewahrte mich sogar vor dem üblen Beispiel, das meine Kameraden mir von allen Seiten gaben. Ich hörte kaum, was an meinen Ohren, ich sah kaum, was an meinen Augen vorüberging. » (Werke XII. 26)

II

Erste dichterische Tätigkeit.

1820-1821.

Mit frischem Mute beginnt Lenau im November 1820 die Studien des zweiten Jahrganges der Philosophie. Ein wichtiges Selbstzeugnis steht am Eingange dieses Schuljahres. « Um mich dreht sich ein eigener Kreis. Ich steh an der Stufe der Katastrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr, und denkt man viel. Man schafft sich eine Welt in der eigenen Brust, wenn man weiss, dass man noch einen Menschen hat, der einen liebt. Nicht leicht hat mich irgendeine Idee lebhafter ergriffen als diese. Solange Sie leben, bin ich froh. Gott gebe, Sie lebten noch recht, recht lange, meine gute Mutter — 20 ! Die Stelle ist besonders von Bedeutung als Beweis für die hohe und tiefe Auffassung von Freundschaft und Liebe, die sich eine erhabene und zarte Idealwelt in der eigenen Brust aufbaut, deren Zusammenbruch bei Lenau aussergewöhnlich tiefgreifende Folgen haben musste.

Es ist eine düstere Zeit, dieses Schuljahr 1820-1821, in dem der gemarterte Jüngling seine dichterischen Fähigkeiten entdeckt. Schauerlich müssen die Briefe der Mutter gewesen sein, auf die der Sohn antwortet mit : « Mässigen Sie Ihren Schmerz, seien Sie nicht trostlos, ich will einen ruhigeren Ton hören » (21-25). Wie hart müssen ihn die wiederholten mütterlichen Wünsche : Gott möge sie von dieser Welt nehmen, berührt haben. Dreimal versteigt er sich zur Drohung mit

Selbstmord, um die Todessehnsucht seiner Mutter zu dampfen (25, 25, 30). Spuren der beim Schreiben vergossenen Tranen sind noch heute deutlich auf Briefen an die Mutter sichtbar. Er gelangt zur klaren Einsicht: « Es gibt einen Geist, der unser Familienleben leitet, der leider kein guter ist » (25). Er versinkt in « *düsteres Nachgrübeln* » (28), das der seiner jungen Seele eingeimpften Zweifelsucht einen fruchtbaren Boden bereitet: « es konnte Voltaire recht haben, wenn er sagt: Ausgeatmet, ausgelebt » (30). Wenn unter diesen Umstanden « die finstere Laune keinen ganz freien Spielraum » in seiner Seele gewinnt, so verdankt er dies nur der Liebe zu seiner Mutter und dem « *Bewusstsein der erhaltenen Reinheit* » (28).

Gewiss hat auch die Entdeckung seines Berufes als Dichter dazu beigetragen, den jungen Lenau uber die niederdruckenden Verhaltnisse emporzuheben. Er schriftstellerte bereits zu Ende des Jahres 1820 und schrieb seine Gedanken uber Unsterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod u. s. w. nieder, vor allem um sich im Denken zu uben (29). Die erste Nachricht, dass er dichte, bringt der Brief an die Mutter vom 8. Mai 1821. « Meine Lieblingsbeschaftigung ist nun, Gedichte zu lesen und schreiben. Bis ich nach Pressburg komme, werde ich Ihnen wahrscheinlich schon einen oder einige Aufzuge des Trauerspiels vorlesen, das mir die schreckliche Muse, die ich vor allen andern liebe, eingeben soll. Ich fasste den Plan, einen poetischen Nachlass zu hinterlassen, den meine Kinder in die Welt bringen sollen » (27). Diese Mitteilung ist allgemein so aufgefasst worden, als ob die anfangliche Dichtung Lenaus dem Drama gegolten. Ich lege sie in dem Sinne aus, dass er Gedichte, d. h. wohl lyrische Gedichte tatsachlich schrieb, hingegen eine dramatische Dichtung nur plante. Nur auf die Lyrik bezieht sich ubrigens die weitere Mitteilung vom 1. Juni: « Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, dass es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht » (28). Acht Tage spater meldet er, dass seine « Imagination immer hochschwanger sei » (29).

Diesen Mitteilungen uber Beschaftigung mit der Dichtkunst

gehen die ältesten auf uns gekommenen Reime Lenaus um sechs Jahre voraus. Es sind acht gereimte Glückwunschverse an die Mutter zum neuen Jahr 1814 [1]. Wenn sie vielleicht auch nicht wörtlich der Reihe nach aus einem Wunschbuche abgeschrieben sind, so sind die meisten doch allgemein gebräuchliche Reimerei dieser Art wie :

Jetzt näherte sich uns das neue Jahr,
In welchem ich meinen Dank bring dar

oder :

Ich wünsche Ihnen Glück und langes Leben
Und bitte Gott damit er diesses möchte geben

Ebenso unzutreffend wie die Meinung, dass Lenau sich zuerst dem Trauerspiele zugewandt, ist die, dass seine Dichtung in ihren Anfängen durch die Musik hervorgerufen worden sei. Wir wissen, dass die Grosseltern ihn seit 1820 im Geigenspiel durch einen ersten Wiener Künstler Joseph von Blumenthal unterrichten liessen. Bevor Lenau die Technik der Dichtkunst einigermassen beherrschte, konnte dieses Geigenspiel, das selbst nur Uebung war, keine Dichtung gebaren. Musikalischen Charakter trägt auch keine der ersten Dichtungen Lenaus. Für eine spätere Zeit, vom Jahre 1830 an, ist uns der Einfluss der Musik auf die Dichtung ausdrücklich durch Lenaus Freund Nik. Boloz von Antoniewicz bezeugt [2]. Damals geschah es tatsächlich, dass sich der Empfindung der Tone der Ausdruck in Worte beigesellte.

Aus den erhaltenen Erstlingen der Lenauschen Muse und aus den Andeutungen, die er selbst über nicht erhaltene macht, lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass die ersten Versuche in Uebersetzungen und Nachahmungen bestan-

---

[1] Werke I, 458.
[2] Schurz, I 95.

den. Wir wissen, dass er sich noch drei Jahre spater mit Uebertragungen Horazischer Oden beschäftigte und können namentlich solche beim Beginne seiner dichterischen Tatigkeit vermuten. Die Anregung dazu mag von dem Professor der Philologie Anton Stein ausgegangen sein, der, wie Bauernfeld berichtet, wohl an die acht Tage mit der Erklarung einer einzigen Horazischen Ode zubrachte, der, wie Grillparzer erzahlt, sich und seine Schüler mit der Zerfaserung der gewahlten Autoren qualte und Stilübungen treiben liess, wobei die Wahl des Gegenstandes frei war [1]; als solche Stilubungen liess er, der selbst ein Dichter war [2], auch Gedichte zu [3].

Wissen wir von geplanten Versuchen im Trauerspiel nur durch die eben angefuhrte Briefstelle, so stellt ein Selbstzeugnis ausser Zweifel, dass der junge Lenau um diese Zeit ein Lustspiel geschrieben. Am 18. Juni 1844 erzahlte er im Kreise der Familie Reinbeck in Stuttgart, er habe mit neunzehn Jahren für eine studentische Liebhaberbuhne in Wien ein Lustspiel *Die Mariage in Ungarn* gedichtet und wisse nicht, wo es hingekommen sei [4].

Zutreffend mag die Vermutung von Schurz (I, 50) sein, dass seine Bekanntschaft, die Lenau um Weihnachten 1820 machte, diesem eine Anregung zum Versuche seiner dichterischen Flugkraft geboten. Bei seinem Besuche in Stockerau las Schurz eigene Gedichte vor, erntete damit den Beifall Lenaus und hiess fürder im Niembschen Kreise nur mehr „der Dichter".

Im Sommer 1821 soll Lenau nach Schurz (I, 58) die erste Bekanntschaft von Berta Hauer gemacht haben. Diese Bekanntschaft wird fast allgemein als das erregende Moment seiner

---

[1] Grillparzer, *Selbstbiographie*, Werke XII, 27.

[2] H. Goedeke, *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung*, VI, 548.

[3] Grillparzer, ebd., S. 27.

[4] E. Niendorf, S. 193.

ersten dichterischen Versuche hingestellt. Wenn die Angabe von Schurz überhaupt zutrifft, so war dieser Verkehr mit einem damals erst zwölfjährigen Kinde [1] ganz belanglos. Auch sind die ersten Liebesgedichte Lenaus an ein anderes Mädchen gerichtet, und erst seit dem Jahre 1823 tritt Berta in den Bereich der Lenauschen Dichtung.

Die Sprache der Briefe des jungen Lenau verrät deutlich den Einfluss von Schillers pathetischer Jugendsprache. Wir wissen, dass Lenau Schiller las, weil er als Student auf dem erwähnten Liebhabertheater immer gern *eine* Rolle gespielt hatte: den Verrina im *Fiesco* [2], und weil die erste Lektüre von ***Kabale und Liebe*** ihn in eine wahre, trostlose Verzweiflung brachte [3]. Es lassen sich sogar wörtliche Uebereinstimmungen feststellen. Der Vergleich des Todes mit einem *engen Haus* (25) ist Schiller entnommen [4], desgleichen der Ausdruck *Markstein der Schöpfung* (25) [5]. Das *Rad des Weltlaufes* 50 erinnert an Schillers *Räder in der grossen Weltenuhr* [6] und an das Rad, das *Schicksale walzt* [7]. Bei Lenaus Erguss über das Glück einen Menschen zu haben, der einen liebt (20), denkt man an Schillers:

Wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund [8]!

Die Klage Lenaus über die Gefühllosigkeit der Grosseltern (26, 28) gleicht derjenigen der Lady Milford in ***Kabale und***

---

[1] Röttinger, *Euphorion*, VI, 753.

[2] E. Niendorf, S. 193. *Lenau und Löwenthal*, S. 100.

[3] *Tagebuch von M. Löwenthal*, Nr 52.

[4] *Die Räuber*, V. Aufzug, 2. Auftritt. Auch in der *Elegie auf den Tod eines Jünglings*, Vers 37.

[5] *Die Grösse der Welt*, V. 6 u. 24.

[6] *An die Freude*, V. 39-40.

[7] *Fiesco*, III. Aufzug, 2. Auftritt.

[8] *An die Freude*, V. 17-18. Ähnlich ist auch der Satz Lenaus: « Die Bedingung dieser Resignation ist die Wechseluberzeugung, dass man die *Seele* des andern *sein nennen* könne *auf Erden* » (17).

Liebe II, 1). Wenn Lenau sich überhaupt im Trauerspiele versucht hat, so glaube ich nicht wie Schurz (I, 51), dass er dabei den Fusstapfen Senecas folgte, sondern vielmehr denen Schillers.

Der Gedanke, das Dichten zu seinem Berufe zu machen, lag Lenau damals noch fern. Trotzdem schwellte die erlangte Erkenntnis dichterischer Befähigung mächtig sein Selbstbewusstsein: « Meine Person hat sich über Lust, welche Geld, Amt u. s. w. geben können, erhoben; ja, ich finde sogar eine Wollust darin, wenn man seine Welt in sich trägt, ohne durch die Bande der Genussgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu sein, wo man als Sklave niedriger Lust der unbedingte und schwache Vollzieher fremder Beschlüsse wird » 50. Kein Wunder, dass das Interesse für das Studium eine starke Abschwächung erlitt. « Es geschieht nicht mehr mit der Lust als ehedem », schreibt er seiner Mutter, « und nur der Gedanke an Sie macht mir solche Rücksichten noch wichtig » 50. Trotzdem gelang es dem Studenten, die Prüfungen des zweiten Jahrganges der Philosophie mit Erfolg zu bestehen.

III

In Pressburg.

Oktober 1821-Oktober 1822.

Unmogliches. — Frage. — Ghasel. — Rezept. — Der Unbestandige.

Am 13. Oktober 1821 erschien Lenau plotzlich bei seiner Mutter in Pressburg. Als sie ihn sah, tat sie einen Sprung so hoch wie der Tisch, und der heftige Zahnschmerz, an dem sie mehrere Tage gelitten hatte, war wie weggeblasen [1]. Welcher Triumph für sie zu erfahren, dass der langentbehrte und heiss ersehnte Niki sich mit den Grosseltern wegen eines Verweises der Grossmutter überworfen, dass er ihnen davongelaufen und nunmehr bei der Mutter bleiben wolle. « Gut hat er getan », schreibt sie an ihre seit dem 15. August mit Schurz verheiratete Tochter Therese, « er erfüllte die Pflicht als Sohn : der Mutter Trost zu gewähren; und die Pflicht gegen sich selbst : um nur einmal die Schulen zu enden... Gott sei Dank: zwei meiner Kinder sind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni [2] auch schon befreit wäre » [3] !

Die « Pflicht gegen sich selbst » war, dass Lenau seine philosophischen Studien abbrach, um nutzlos ein Jahr mit dem Studium des ungarischen Rechtes an der Akademie in Pressburg

---

[1] So erzahlte Lenau seinem Freunde Löwenthal. *Lenau und Löwenthal*, S. 162.

[2] Die jüngere Schwester Lenaus, Magdalena.

[3] Schurz, I, 56.

zu verschwenden. Er und die Mutter legten sich die Sache jedoch so aus : das deutsche Recht sollte neben dem ungarischen privatim erlernt werden, eine in Wien abzulegende Prüfung im deutschen Recht konnte trotzdem zu einer Anstellung in Deutsch-Österreich führen.

Das ungarische Recht studierte Lenau nur eben so viel als pringend nötig war, um die ersten Prüfungen zu bestehen, an Stelle des privaten Studiums des deutschen Rechtes warf er sich mit Eifer auf das der eben aufgegebenen Philosophie. Sobald er des philosophischen Schulzwanges ledig war, erschien diese ihm nicht mehr von trockenen Lehrern verekelte Wissenschaft als die einzige seiner inneren Neigung entsprechende. Wie leidenschaftlich er sich der Philosophie in die Arme warf, erzählt uns Siebenlist [1] nach den Berichten eines der Kostganger von Lenaus Mutter, Fr. von Nemethy.

Die Verhältnisse im Hause seines Stiefvaters in Pressburg waren zu beschränkt und gedruckt, als dass der junge Niembsch des Zusammenlebens mit der Mutter hatte froh werden können. Geistige Anregung boten weder die Stadt noch die Mitstudierenden, noch die sieben Kostganger der Mutter, meist magyarischer Abkunft, denen sich der jungere Lenau stark uberlegen fühlte. In den manchmal recht lebhaften Tischgesprächen, sagt Siebenlist, bediente sich Lenau « nicht selten einer Form, welche, ähnlich wie in seinen gleichzeitigen Briefen, an kraftgenialischem Ueberschwange das Hochste leistete und mit dem Schwulste mancher Partien der Schillerschen *Rauber* liebaugelte ». Grosses Vergnugen fand er darin, mit anderen Studenten musizierend die Strassen der Stadt zu durchziehen oder sich von dem starken Famulus Trabalik an der Brust packen und uber das Gelander des zweiten Stockwerkes, das seine Familie bewohnte, in die Luft halten zu lassen [2].

---

[1] *Lenau in Pressburg*. Neue Freie Presse, 13 Oktober 1883, Nr 6871.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 171, 210.

Lenaus tiefes Freundschaftsbedürfnis fand Befriedigung in der Verbindung mit dem Studenten der Philosophie an der Akademie in Pressburg, Joseph Klemm. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war nach dem Berichte Klemms an Schurz (I, 63) das Band, das sie vereinigte, und das sich durch die gleiche Begeisterung für die Meisterwerke der grossen deutschen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Mit Klemm machte Lenau im Jahre 1822 nächtliche Spaziergänge in der schönen Umgebung Pressburgs. Bei einem dieser Spaziergänge — so berichtet Ladislaus Veszely, ein Freund und Mitschüler Lenaus an der wirtschaftlichen Akademie in Ungarisch-Altenburg (1), — sahen sie ein kleines Häuschen mit grünen Schiebeladen, hinter welchen ein wunderschönes Mädchen ihre Aufmerksamkeit erregte, die nunmehr den Anlass zu öfteren Spaziergängen in die Umgebung ihrer Wohnung bot. Lenau kam der Gedanke bei der insgeheim Angebeteten eine poetische Epistel zwischen den Fensterläden hinein gleiten zu lassen. Zu diesem Zwecke schnitten die Freunde eine lange Gerte und steckten an deren Spitze das Gedicht *Unmögliches*. Der Zauberstab erwies sich als zu kurz, um das Fenster des Halbstockes zu erreichen und die kühnen Ritter erkletterten das am unteren Fenster befindliche Eisengitter. Da erscheint plötzlich der Hausmeister, der die Hunde auf sie hetzt. Ein Sprung über des Nachbars Zaun rettet vor weiteren Verfolgungen. — Ganz ähnlich lautet der Bericht von Klemm an Schurz über den äusseren Anlass zum Gedichte *Unmögliches*. Ob Veszely aus mittelbarer oder unmittelbarer Quelle erzählt, muss dahingestellt bleiben.

---

(1) Der Bericht ist uns überliefert von E. RODICZKY, *Lenau gazdász gyakornok korából*, d. h. *Aus Lenaus Wirtschaftspraktikantenzeit*, erschienen in *Fővárosi Lapok* (Hauptstädtische Blätter, Budapest, 1871), auch in Separatdruck in der Druckerei des *Athenäum*, Budapest, 1871. Bisher blieb dieser Aufsatz der deutschen Lenauforschung unbekannt. Ich benutze eine handschriftliche deutsche Uebersetzung aus dem Besitze von Sophie Löwenthal, die mir Frau Baronin Anka von Löwenthal gütigst zur Verfügung stellte.

Klemm deutet darauf hin, dass ausser dem Gedichte *Unmögliches* auch noch *Frage* (Mir hat noch...) und *Ghasel* an die schöne, aus der Ferne verehrte Pressburgerin gerichtet seien. Nichts widerspricht dieser Angabe, wie sehr man sich auch sträuben mag, ein so formvollendetes Gedicht wie *Frage* in die ersten Anfänge von Lenaus Schaffen rücken zu müssen. Die drei Gedichte passen ihrem Inhalte nach vorzüglich auf die von Klemm geschilderte Sachlage und weisen einen inneren Zusammenhang auf, der auf einen und denselben Anstoss hindeutet. Der in *Unmögliches* erwähnte Freund ist Klemm, der dem Dichter die Schönheit des Mädchens gepriesen. Der Dichter sieht sie nun selbst und wird von ihrer Schönheit bezwungen: *Frage*. Diese «schöne Stunde» des ersten Anblickes sehnt er immer wieder herbei: *Ghasel*. Übrigens bietet das Erlebnis mit der schönen Unbekannten nur Anlass zu poetischen Übungen in den Versformen des Sonetts und des Ghasels; aus dergleichen Formübungen besteht fast die gesamte Jugenddichtung Lenaus. Platens kurz vorher erschienene: *Ghasele* (1821) mögen ihn zur Bearbeitung dieser Form angespornt haben.

In auffälliger Art weisen diese Gedichte den Einfluss von Klopstock und Hölty auf, in weit höherem Masse jedoch den Höltys als den Klopstocks. Karl Mayer (S. 165) berichtet, dass Hölty ein «besonderer Liebling» Lenaus war, und übereinstimmend äussert Schurz (I, 71), dass Lenau Hölty «überaus lieb gewann», dass er in Höltys Hingabe an die Natur die eigene wiederfand. Nicht nur Höltys inniges Naturgefühl, sondern auch sein weicher, elegischer Ton waren ganz darnach angetan, eine mächtige Anziehungskraft auf den jungen Lenau auszuüben. Höltys und Klopstocks Gefühlsüberschwenglichkeit entsprach auch ganz der Veranlagung Lenaus, wie sie sich deutlich genug in den Jugendbriefen offenbart. Die Schwierigkeiten der Form bei Klopstock mochten den über eine tüchtige klassische Bildung verfügenden Jüngling eher reizen als abstossen. Wir wissen übrigens von Schurz (I, 71), mit welcher Lust

Lenau sich ein Jahr später in Klopstock versenkte, « bis an den Boden hinab ». Mit Schurz las er die Oden oft drei- bis viermal hintereinander, jedes Wort beachtend. Unzutreffend ist die von fast allen Lenaubiographen wiederholte Behauptung, es sei dem rückständigen Geschmacke des Schwagers Schurz zuzuschreiben, wenn Lenau seine ersten Vorbilder für die Lyrik anstatt bei den Klassikern und Romantikern bei den Dichtern des Göttinger Hainbundes suchte. Eine genaue Untersuchung der ersten Gedichte erweist auch die Irrigkeit der Behauptung von Schurz, er habe Lenau mit Klopstock und Hölty bekannt gemacht. Beide Dichter kannte Lenau, ehe er anfing, sie mit Schurz zu lesen. Ferner hat Schurzens Mitteilung (I, 71), dass das gemeinsame Lesen im Jahre 1823 mit Klopstock begann und erst zwei Jahre später zu Hölty überging, die falsche Vermutung hervorgerufen, der Einfluss Kopstocks auf Lenau sei dem Höltys vorausgegangen. Ganz im Gegenteil bemerken wir anfänglich eine viel auffallendere Abhangigkeit des jungen Dichters von Hölty als von Klopstock. In den ihm vorliegenden, zeitgenössischen Ausgaben von Klopstock und Hölty fand Lenau vielfach die Versmasse den Gedichten vorangestellt. Hierauf richtet sich zunachst der Blick des Anfängers. Er übt sich in verschiedenen antiken Versmassen und in den Abänderungen, die Klopstock und Hölty in diesen angebracht. Vor allem ziehen ihn die Horazischen Versmasse an, und in der mehr oder minder grossen Verwandtschaft seiner Vorbilder mit dem von ihm so hochgeschätzten Horaz liegt auch ein Grund seiner Vorliebe. Spater dankt der vierzigjahrige Lenau dem Himmel, dass er in seiner Jugend die alten Dichter, namentlich Horaz, recht studiert und so den Wert der strengen Form kennen gelernt habe. Die « Strenge und Würdigkeit der Form », die « einen festen Schuppenpanzer gibt, durch den hindurch die andern einem doch am Ende nichts anhaben können » (1),

---

1) *Lenau und Löwenthal*, S. 237.

lernte er auch durch das Studium Klopstocks und Höltys wertschatzen. Was Klopstock gebrach : Schönheit des Rythmus und harmonischer Wohllaut, das fand er bei Holty.

Eine Lieblingswendung Höltys [1] um einen grossen Genuss anzudeuten, ist *Himmel* oder *Taumel trinken* (S. 28, 75, 86). Ähnlich lautet gleich der erste Vers des Gedichtes **Unmögliches** (124) [2] :

Bevor mein Blick den Zauber noch *getrunken*.

Charakteristisch für den Sprachgebrauch Holtys ist das Wort *Purpur*, das er viel haufiger anwendet als Klopstock. Lenau lässt :

des Berges Haupt in *Purpur* prangen.
(Vers 5.)

Er sieht (V. 6-7) wie :

Dämmerung den Hain umflort.

Gern wandelt Holty durch den *dammernden Hain* (S. 9) ; auch er sieht, wie *Dammerung den Hain in ihr graues Gewand kleidet* (S. 7), wie ein *dustrer Flor Tal und Hohn bedeckt* (S. 42), wie *halbe Dämmerung die Hügel umzieht* (S. 76). Auch Klopstock, wie die Hainbundler uberhaupt, liebt den Hain und die Dammerung ; er bringt sie jedoch nicht in Verbindung mitein-

---

[1] *Höltys Gedichte* Ausgabe der Universalbibliothek Reclam, Nr 439.

Ich wähle diese jedermann zugangliche Ausgabe vorzugsweise vor einer der älteren von Voss herausgegebenen : 1° weil sie den Text in der Vossischen Ueberarbeitung bietet, in der die meisten Gedichte Höltys Lenau vorgelegen ; 2° weil sie uber die Vossischen Ausgaben hinaus die Gedichte bringt, die Lenau in den Almanachen und Anthologien der Zeit lesen konnte ; 3° weil sie die spater nach den Handschriften herausgegebenen Nachlassgedichte ausschliesst. Die Zitate sind nach dieser Ausgabe unter Angabe der Seitenzahl in Klammern gegeben. Die Verszahl konnte ich leider nicht hinzufügen, weil sie in der Ausgabe fehlt.

[2] Bezeichnet die Seite in Werke (Bd I).

ander wie Hölty, sondern verwendet sie durchgängig einzeln. — *Göttlich*, eine *Göttergestalt* (S. 18, 19) nennt Holty seine Lilla wie Lenau die Pressburgerin die *göttliche Gestalt* (V. 17).

Nicht so handgreiflich erscheint die Anlehnung an Hölty in dem schönen Sonette **Frage** (8). Man fühlt sie heraus in Wendungen wie *in die Seele brechen* (V. 4), die den vielfachen Höltyschen Zusammensetzungen mit *Seele*, wie *durch die Seele beben, giessen, strahlen, schauern* entspricht. Die bange Frage, ob Erhörung oder Verstossung seiner warte, stellt sich Hölty auch in der vorletzten Strophe von *Sehnsucht nach Liebe* (S. 3):

Soll mich, welchen umsonst heilige Lieb entflammt,
Kein jungfräulicher Kuss heben zur Seligkeit?
Soll in schmachtender Sehnsucht
Mein frühverwelkendes Herz verblühn?

Der deutsch-böhmische Dichter Moritz Hartmann (1821-1872) ahmte Lenaus Sonett nach in dem seinigen: *Aus der Ferne* (1). Fast wörtlich stimmt der Anfang überein:

Mir hat noch deine Stimme nicht geklungen. (Lenau.)	Noch nie ist meinem Ohr dein Wort erklungen. (Hartmann.)

In **Ghasel** (10) sieht Lenau das « Angesicht der schönen Stunde »:

erglühn im *Rosenscheine* noch.

So schaut auch Hölty mit Vorliebe seine Mädchen unter Rosen. Im *Rosenglanz* schwebt ihm Laura daher (S. 3), sie sitzt ihm gegenüber, *überschattet von Rosen* S. 13). Das Bild des lächelnden Engels:

So sah den Engel Gottes einst mit Wangen freudenrot
Im Paradiese lächelnd nahn der Mensch...

(1) Werke I, 102.

hat Lenau aus Klopstock (I, 60) [1]:

> ... ich sah den Göttlichen wandeln,
> Und gegen mich lächelnd einhergehn.
>
> (Salem, V. 3-4.)

Diesen drei Gedichten an die Pressburger Unbekannte möchte ich ein viertes, **Rezept** (361), hinzufügen. Der Herausgeber Prof. E. Castle, fussend auf die Ueberschrift in der Handschrift: « *Rp. Von diesem romantischen Unsinn alle 2 Stund 2 Esslöffel voll* », glaubt das Gedicht in die Zeit versetzen zu müssen, wo Lenau an der Wiener Universität Medizin studierte, folglich in die Jahre 1826-1830 [2]. Um diese Zeit kannte Lenau jedoch schon längst seine Geliebte, Berta Hauer, im Jahre 1826 erfolgte bereits die grausame Enttäuschung über diese Liebschaft, die dem Dichter so schmerzdurchtränkte Klagelieder entlockte. Das Gedicht müsste folglich in die Gruppe der Berta-Lieder eingereiht werden, was der Inhalt durchaus ausschliesst. Dem Motive nach ist es vielmehr eng verwandt mit den obengenannten Gedichten und besingt wieder den « Engelblick » der Geliebten. Auch weisen *der seufzende Zephir* (V. 10) und das *himmlische Entzücken* (V. 14) deutlich genug auf Lenaus Vorbilder hin. Die ironische Ueberschrift mag spätere Zutat sein.

Den drei Liebesgedichten aus der Pressburger Zeit gesellt Klemm in seinem Berichte an Schurz auch das Gedicht *Unbeständigkeit*, seit 1837 von Lenau **Der Unbeständige** (450) überschrieben. Den äusseren Anlass vermute ich in Lenaus Entschluss zu einer neuen Abschwenkung in seinem Studienplan. Im August 1822 teilt er der Grossmutter mit, dass er seinen « Lebensplan aus der reifsten Ueberlegung und Prüfung seiner Neigung durchaus verändert habe », dass er entschlossen sei,

---

(1) Angeführt nach der kritischen Ausgabe der Oden Klopstocks von H. Muncker und J. Pawel. Stuttgart, Goschen, 1889.

(2) Oesterreichische Rundschau VIII, 399.

sich nunmehr « ausschliesslich auf Philosophie zu verlegen, um einst eine Professur erhalten zu können ». Veranlasst sei dieser Entschluss durch die unsichere Aussicht, die die juristischen Studien auf eine öffentliche Anstellung böten, durch den gänzlichen Widerspruch, in dem diese Studien zu seiner Neigung ständen und durch seine Vorliebe für die Philosophie (55). Das Gedicht ist eine scharfsinnige, auch poetisch sehr gelungene Selbstverteidigung des Dichters, zu welcher er später noch viel mehr Grund gehabt hätte, da der Unbeständige von der Landwirtschaft zum deutschen Recht und von diesem zur Medizin übersprang. Wie geschickt die Selbstverteidigung auch ist, so muss man doch in diesem Unsteten, das im ganzen Lebensgang Lenaus hervortritt, eine nervöse, sowohl vom Vater wie von der Mutter ererbte Veranlagung sehen, da beide in auffälliger Weise mit dieser rastlosen Wechselsucht behaftet waren.

Zum ersten Male schlagt Lenau hier den pessimistischen Ton an :

Blickt mein Geist im Wissensdrange
Durch *ein* Fenster in die Welt,
O dann passt er auch nicht lange,
Sieht er drinnen nichts erhellt;

Und er guckt zu einem andern
In die *finstre Welt* hinein!
Muss von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenschein!

(V. 17-24.)

Den melancholischen Charakter anderer, nicht erhaltener Jugendgedichte von Lenau stellt auch Schurz (I, 63) fest, wenn er erzählt, wie der junge Niembsch im September dieses Jahres, in Schrattenthal, an einem schönen Abende im Freien Gedichte vorgelesen. « Es waren Rosen von Grabern, geweinten Taues voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht eine von ihnen ward erhalten. »

Den Widerstand der Grossmutter gegen den neuen Plan des Neffen konnte dieser nicht brechen, sie nicht sein Sträuben gegen das Studium der Rechte in Wien. So ergab sich ein Drittes, wozu der Onkel Maigraber bereits früher geraten, und wozu der Freund Fritz Kleyle lockte, nämlich in Ungarisch-Altenburg die Landwirtschaft zu studieren. Im Oktober 1822 traf Lenau dort ein. Abermals zieht die Mutter samt Gatten und Kindern dem Sohne nach und siedelt sich in dem nahe gelegenen Wieselburg an.

IV

In Ungarisch-Altenburg.

Oktober 1822-März 1823.

Bei Gelegenheit einer landlichen Unterhaltung in Bozics [illegible] des Grafen [illegible]

Von Lenaus Aufenthalt in Ungarisch-Altenburg weiss Schurz (I, 65) nur sehr wenig zu berichten. Erganzende, bisher der deutschen Lenauforschung unbekannt gebliebene Mitteilungen verdanken wir Eugen Rodiczky, dessen bereits erwahnten Bericht ich hier wiedergebe, insofern er Unbekanntes mitteilt oder Bekanntes näher bestimmt.

« Kaum war hier Niembsch als ausserordentlicher Hörer erschienen, als er die Vorlesungen mit ungewöhnlichem Fleisse zu besuchen begann. Seine von ihm unzertrennliche Mutter liess sich mit ihrem Gatten und ihren Angehorigen in Wieselburg nieder, um in der Nähe ihres angebeteten Kindes zu sein. Schlechte Zeiten kamen hier für sie, weil der Stiefvater — ein sehr anständiger Mensch — in der fremden Stadt nur wenig Verdienst fand. Niembsch, den seine Grossmutter unterstützte, hatte, obschon er sehr sparsam lebte, doch einen grossen Sinn für Wohlleben [1].

Veszely teilte mir Folgendes mit : Bei Niembschs und Kleyles Freunde, dem erzherzoglichen Direktor, mit dem ich auch in freundschaftlichen Beziehungen stand, haben wir uns öfters getroffen. Niembsch hatte mir gegenüber bald jedes Fremdsein

---

[1] Ein vom Vater ererbter Charakterzug.

abgestreift und sich mir in seiner ganzen Natürlichkeit gezeigt. Wir waren alle drei junge Manner, die noch keine Verstellung kannten. Wir plauderten teils ernst, teils heiter, wie es eben der Gegenstand mit sich brachte. Niembsch konnte ausgelassen heiter sein und von Herzen lachen; in der nachsten Minute wandelte sich sein Gesicht, wurde starr und tieftraurig [1].

Unvergessliche Stunden waren jene, wenn er seine Violine hervornahm. Offentlich oder im Quartett spielte er nie; er spielte allein nur uns vor und immer ohne Noten. Aber schon, rein, kraftig und gefuhlvoll. Wenn die Reihe an einen der beliebten Landler kam, hatten wir Lust zu tanzen. Wenn er aber an einen *lassú* [2] kam, fingen wir zu trauern und zu weinen an, als wenn die Schlacht von Mohacs erst gestern stattgefunden hatte. Seine Zeit brachte er mit Lernen, Reiten in unserer Gesellschaft und wahrscheinlich mit Dichten zu. Lernen musste er nicht viel; infolge seiner regen Auffassungskraft lernte er leicht und konnte das Gelernte ausgezeichnet wiedergeben. Seine Rechtsstudien hangte er an den Nagel. Diese Wissenschaft, sagte er einstens, ist sehr trocken und pedantisch. Er hasste die Rabulistik und mit seinen einstigen Kollegen uber Mein und Dein zu streiten war ihm ein unausstehlicher Gedanke. Auch von der Medizin sprach er: «von Herzen gern, wurde ich mich derselben weihen, wenn ich aber bedenke, dass ich wahrend einer Operation die armen Patienten so schinden muss, bei einer Sezierung die Toten auf entsetzliche Weise zerfetzen, ergreift mich ein Schauder vor dieser Wissenschaft, die jede Illusion in den Grund bohrt». Deshalb entschloss er sich zur Ökonomie, wo er wenigstens freie Luft einatmen und die freie Natur bewundern konnte. Diese Denkweise bezeichnet den Dichter; zugleich beweist sie, dass er den Broterwerb als junger Idealist auffasste. Doch wartete er nicht

---

[1] Dieser Zug ist so oft beobachtet worden, dass man an seiner Ursprunglichkeit bei Rodiczkys Gewahrsmann einigermassen zweifeln muss.

[2] Ungarischer Nationaltanz (langsamer Tanz).

die Ernüchterung ab, sondern sagte auch diesen Studien, die er aus Trotz ergriff, bald Ade.

Augenscheinlich war es, dass Niembsch zu keinem Ökonomen geboren war, sagte auch Veszely. Von Anfang an hatte ich wenig Vertrauen in den von Niembsch gefassten Entschluss. Er war eine viel zu selbständige Natur, als dass sein Unabhängigkeitssinn eine Schranke geduldet hatte. Ich hätte ihn mir nie als abhängigen Ökonomiebeamten denken können, den stets bereitwilligen Diener. Meine Ahnung erfüllte sich auch bald.

Niembsch lernte im Jahre 1821 reiten. Diese Beschäftigung war sehr nach dem Herzen seiner hochmutigen Grossmutter. Auch in Ungarisch-Altenburg übte er viel diesen Zeitvertreib. Stundenlang ritt er an den Ufern der Leitha, und ich denke nicht zu irren in der Annahme, dass seine *Haidebilder* von diesen Ausflügen stammen.

Veszely erzählte, dass Lenau sehr gut ritt. Doch war er kein eleganter Reiter. Seinen Oberkörper streckte er nach vorwärts; seinen Kopf, mit dem Zylinder bedeckt, hielt er zurück und zeigte dadurch eine sehr seltsame Gestalt. Eine so sonderbare Figur er zu Pferde machte, war er in Herrengesellschaft anziehend und hinreissend. Es war kein Mensch, mit dem man so von Herzen plaudern konnte, wie mit ihm. Im Ernst wie im Scherz war er seelenvoll und geistreich. Ein bissiges Wort hörte zu dieser Zeit wohl nie jemand von ihm.

In Hinsicht auf den interessantesten Punkt bemerkte Veszely Folgendes : Ich wusste, dass Niembsch dichtete, doch sprach er selten davon. Von seinen Dichtungen las er nie etwas vor. Im geheimen wusste ich ihm nicht genug Dank dafür, denn ich dachte, seine Gedichte würden auch nicht besser oder schlechter sein, wie die seiner Altersgenossen zu sein pflegen, mit welchen weniger bescheidene Dichter mich schon oft genug gelangweilt hatten. Im Uebrigen hielten wir von der Bildung Niembschs, da er sehr viel gelesen, hohe Stücke. »

Etwas abweichend von Schurz (I, 66) erzählt Veszely nun

von der ländlichen Unterhaltung in Bordacz, bei der Lenau ein Gedicht vorlas :

« Niembsch kam eines Tages zu mir und erwähnte unter anderm, dass er mit Fritz Kleyle nach Bordacz, einem anderen Teil des erzherzoglichen Besitzes, zu einem von den Damen geplanten Ausflug eingeladen sei. Obwohl die Damen auch damals sehr liebenswürdig und geistreich gewesen, — sagte der immer galante Veszely — kannte ich die eigentumliche, ebenso selbstbewusste wie empfindliche Natur von Niembsch viel zu gut, als dass ich ihm eine gute Unterhaltung hatte versprechen können. Nächsten Morgen erschien er wieder bei mir, sehr verstimmt, und antwortete sehr kurz, dass die dortige Gesellschaft, besser gesagt die Gesellschaftsweise, nicht nach seinem Geschmacke sei. Weiter erwähnte er zu meiner grossten Verwunderung, dass er der Abwechslung zu liebe eine seiner Dichtungen vortrug, die im Anfange einige Aufmerksamkeit fand, welche Aufmerksamkeit bald aber in gänzliche Interesselosigkeit, ja Ungeduld umschlug, so dass er selbst am meisten froh war enden zu können. »

Schurz berichtet von der Vorlesung eines Gedichtes *An die Muse* und von der unerwartet peinlichen Wirkung einer Stelle, die von den Zuhörern allzu wortlich genommen wurde. Das Gedicht, das Schurz I, 66 als verloren bezeichnet, ist uns erhalten. Die Ueberschrift lautet in der Handschrift **Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung in Bordacs** [1]. Im Erstdruck [2] ward es *Die Göttin des Glucks* betitelt. Die jetzige Fassung ist die Frucht einer spateren Ueberarbeitung. Dies zeigt deutlich ein Vergleich der von Schurz I, 66 angeführten verhangnisvollen Stelle :

Ja, dorthin seht ! schon naht aus Hames Mitte
Die Göttin uns mit leichtbeschwingtem Schritte !

---

[1] Lenaus samtliche Werke. Stuttgart, Cotta. 1880. II, 371.

mit dem jetzigen Wortlaut :

> Welch Schimmer ! ha ! mich fasst ein süsses Bangen !
> Ein Mädchen seh ich dort am Schattenrand
> Mit güldnem Fittig, rosenroten Wangen,
> Ihr Antlitz ist uns lächelnd zugewandt.
> Die Göttin ist's des Glücks !
>
> (Vs 5-9.)

Falsch ist die Behauptung von Veszely, das von Lenau bei dieser Gelegenheit vorgetragene und ihm übergebene Gedicht sei *Die Jugendträume*. Dieses sandte der Dichter am 9. Juni 1826 an Fritz Kleyle mit der Bemerkung : « Hier hast Du ein Lied von mir, das ich eben dichtete » (47).

Eine Göttin erscheint in Lenaus Gedicht wie in Klopstocks Ode *Unsere Sprache*. Sie kündigt ihr Erscheinen an durch das *Rauschen der Pappeln* (Vs 1). Was *rauscht* nicht alles bei Hölty : Engelfittiche (S. 27), die Stunden (S. 29), der schwarze Flügel des Todes (S. 30), ein Mädchenchor (S. 90), der Kahn (S. 116). Die *Pappelweide* weht (S. 142), und in der Dämmerung mondversilberter *Pappeln* weilt die Ruhe (S. 4). — Die Lenausche Göttin *senkt* sich auf die *Wipfel* der Pappeln *nieder* (Vs 3) ; so *senkt* sich bei Klopstock (Thuiskon, Vs 16, I. 172) der Adler herunter zu der Eiche *Wipfel*. *Niedersenken* ist überhaupt ein Lieblingswort Klopstocks, das er sowohl im transitiven wie im intransitiven Sinne gebraucht. Und nun :

> ... *Rauscht* es durch den *Hain* mit leisem Wehn.
>
> (Vs 4.)

Das Rauschen des Haines ist eigentümlich klopstockisch : es findet sich u. a. in den Oden *Die Gestirne*, *Kaiser Heinrich*, *Siona*, *Unsere Fürsten* [1], während Hölty nur einmal den Palmenhain rauschen lässt (S. 96). Die Lenausche Göttin hat

---

(1) Muncker-Pawel, I. 155, Vs 9; 161, Vs 13-14; 167, Vs 25; 187, Vs 33.

güldene Fittiche (Vs 7), die sind Klopstock entlehnt. Sie hat *rosenrote Wangen* (Vs 7) wie die Holtyschen Mädchen, deren *Rosenwangen* der Dichter nicht genug preisen kann. Sie *lächelt* uns (Vs 8) wie die sämtlichen Mädchen Höltys. Stehende Attribute Klopstocks und Holtys sind hier zu einer Beschreibung zusammengeschmolzen. Der poetischen Sprache Holtys ist das Wort *Aschenkrug* (Vs 16) entnommen (Hölty, S. 103), das Beiwort *beträint* dazu ist von Klopstock (u. a. Messias, 20. Gesang, Vs 61). *Schattenrand* (Vs 6) mag den *Säumen der Schatten* bei Hölty (S. 9) nachgebildet sein. Mit dem Trinkspruch *Das Glas gefüllt!* (Vs 21) beginnt Holtys *Trinklied im Mai*. Im Grundgedanken stimmt das Lenausche Gedicht auch, um nicht bis auf das *Carpe diem* des Horaz zurückzugehen, überraschend überein mit Höltys: *Der rechte Gebrauch des Lebens, Aufmunterung zur Freude und Lebenspflichten*.

V

In Wien.

Eine Pause im Berufsstudium.

März-Oktober 1823.

In einer Sommernacht gesungen. — Einem Ehrsüchtigen. — An eine Dame in Trauer. — Zögerung. — Trias harmonica.

Anfang März 1823 erschien Lenau, der Altenburger Landbauschule überdrüssig, plötzlich bei Schwager und Schwester in Wien. Trotz des Zuredens von diesen, bei der einmal ergriffenen Landwirtschaft zu bleiben, trotz der Drohung der Grossmutter: « Er soll entweder auf der Stelle nach Altenburg zurück oder von mir verlassen werden » (S. 34), beharrte er in seiner Gesinnung, die wahrscheinlich darin bestand, Medizin zu studieren. Da bei keiner Schule mehr anzukommen war, sagt Schurz (I, 68), so ging das Jahr 1823 für die wissenschaftliche Ausbildung verloren. Wieder zieht die Mutter samt Gatten und zwei Töchterchen dem Sohne nach, um sich in Wien ebenso kümmerlich mit Kostgängern durchzuschlagen wie in Pressburg und Altenburg.

Nunmehr ist Wien Lenaus ständiger Aufenthalt bis Ende Juni 1831. In einem Briefe an die Mutter nennt Lenau Wien « die grosse Pflanzschule des Lasters » (S. 250). Es war damals eine Stadt von kaum 300,000 Einwohnern, die Vororte einbegriffen, die den Einheimischen wie den Fremden als der Inbegriff aller Genüsse des Lebens galt. In diesem « Capua der Geister » bildete Wein, Weib und Gesang den Wahlspruch des Lebens. Seine Vaterstadt nennt der Chronist des Vormarz, Franz Gräffer, einen « Ozean von Musiziererei, Komödie, Seiltänzerei, Tanz und Gespiel, Nachtschwärmerei, Buhlschaft,

Landpartien, von tausend köstlichen und schlaraffischen Raffinements und Exzessen » (1). « Sinnlichkeit überhaupt », schreibt ein scharfsinniger deutscher Beobachter, « bleibt die Axe, um welche sich das Leben und Streben der vornehmen und gemeinen Wiener dreht, daher die auffallende Erschlaffung aller geistigen Kräfte » (2). Die Kaiserstadt ruhte wie ein kostbares Kleinod auf einem noch kostbareren, unermesslich weiten, grünen Sammetteppich. Weite Rasenplatze, die Glacis, trennten die innere Stadt von den Vororten. Punkte mit herrlichen Aussichten fand der Wiener von den Basteien in die Stadt hinein und hinaus (3). In reichster Fulle ward ihm Natur- und Kunstgenuss geboten, nur eins störte ihn in seinem genusssüchtigen Leichtleben, nämlich die Angst vor der geheimen Polizei. Die hatte ihre Nase überall, und kein Mensch war vor ihr sicher. « Hinter uns steht immer ein Polizeimann », schreibt Bauernfeld in seinem Tagebuch vom 31. August 1837 (4), und Lenau im *Faust* (Vs 1144-1155) :

Ich sah das Heer von Maulspionen,
Welch ein prophetischer Hochgenuss !
Wie Jäger, einen Fuchs zu prellen,
Ans Loch des Baus ihm Schlingen stellen,
Drein sich der Lose muss verfangen,
Treibt ihn aus seiner dunklen Schluft
Hinaus vorwitziges Verlangen
Nach freier frischer Waldesluft :
So schaut ich damals mit Ergetzen
An Menschenmundes offner Pforte
Spione lauern und die Worte
Auffangen mit Verratesnetzen.

---

(1) Angeführt in W. von Wurzbachs Vorrede zu seiner Ausgabe der Ausgewählten Werke von J. G. Seidl. Leipzig, Hesse, S. VII.

(2) Ad. von Schaden, *Meister Fuchs oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau*. Dessau, im Verlag bei C. Schneider o. J. (1822), S. 75.

(3) W. Alexis, *Wiener Bilder*, Leipzig, 1833, S. 93.

(4) *Grillparzer-Jahrbuch*, V, 40.

« Bei der panischen Furcht der Wiener », bemerkt A. von Schaden (S. 163), « an öffentlichen Orten über politische und Staatsangelegenheiten zu sprechen, gestaltet sich die Unterhaltung in der Regel höchst dürftig. »

Die nach dem Tode Kaiser Josephs (1790) einsetzende Revolutionsschnüffelei beherrschte andauernd die innere Politik Österreichs während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die freiheitliche Kundgebung von Gentz (10. September 1810) : « Kein Lichtstrahl, er komme, woher er wolle, soll in Zukunft unbeachtet und unbekannt in der Monarchie bleiben » ward in ihr gerades Gegenteil verkehrt. Das Jahr dieses Erlasses brachte, wie zum Hohne darauf, ein neues Zensurgesetz. Die übliche Phrase jedoch, dass die drakonische Strenge der Regierung — des Metternich- Sedlnitzkyschen Systems — gegen jedwede freiheitliche Regung, die scharfe Bücher- und Theaterzensur alle Geistesblüten getötet, entspricht nicht den Tatsachen. Hier bewahrheitet sich Lenaus Wort, dass nicht die Despotie das grösste Hindernis der Poesie, sondern das Philistertum und seine Pedanterie (1). Tatsächlich war die Kaiser-Franz- oder Biedermeierzeit, nämlich die beiden Jahrzehnte nach dem Wiener Kongress, eine Zeit hohen kulturellen Glanzes. Am Wiener Himmel glänzten die hellen Sterne : Grillparzer, Raimund, Beethoven und Schubert. Welch herrliche Fülle von Werken der Literatur und schönen Kunst drängen sich in diese Zeit zusammen : die besten Schöpfungen von Beethoven und Schubert, die ersten Dramen von Grillparzer und Raimund, die ersten Lustspiele von Bauernfeld, die Dichtungen von Zedlitz, Pyrker, Seidl, Grün. Z. Werner hielt seine letzten Predigten und Fastenvorträge, Fr. Schlegel seine Vorlesungen über die Philosophie des Lebens und die Philosophie der Geschichte. An den Wiener Jahrbüchern der Literatur arbeiteten die ersten Grössen der Zeit mit.

---

(1) *Lenau und Lewenthal*, S. 291. Vgl. auch E. Niendorf, S. 119, 131

Die viele Musse der unterrichtslosen Zeit gestattet Lenau einen fleissigen Besuch von Neuners silbernem Kaffeehaus, dem Hauptsammelplatz der Literaten des vormärzlichen Wien. Es beginnt ein anregender Verkehr mit den Wiener Schriftstellern, unter denen besonders J.-G. Seidl, L. Halirsch, Draxler-Manfred und Braun von Braunthal hervorzuheben sind. In späterer Zeit verkehrte Lenau im *Neuner* mit A. Grün, E. von Bauernfeld, Grillparzer, Raimund, Zedlitz, Feuchtersleben, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen. Seidl betont [1] Lenaus anfängliche äussere Verschlossenheit und das « melancholische Halbdunkel seiner Seele ». Aus manchen Zeugnissen lässt sich schliessen, dass der junge Niembsch sehr bescheiden über die Erstlinge seiner Muse dachte. Seinen Bekannten äusserte er nichts darüber, und nur in einem günstigen Augenblick gelang es dem ungestümen Drangen Seidls, seinem Freunde das Geständnis zu entlocken, dass er auch dichte. « Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er selbst sagte: in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen — narrischem Zeug! » Lenau trug sich damals schon mit dem Gedanken, einen *Faust* zu schreiben, « aber nur für mich, für den Druck geht das nicht ». Wir wissen, dass er um diese Zeit mit Schurz zu lesen anfing. Dichterlektüre nebst Spracherlernung sind nach seinem eigenen Zeugnis « seine vorzüglichste Beschäftigung im Jahre 1823. Unter Spracherlernung ist das Studium des Englischen und Französischen zu verstehen.

Der Ausspruch Lenaus zu Seidl über die ersten Dichtungen erlaubt wegen seines ganz allgemeinen und unbestimmten Inhalts und wegen seines burschikosen Tones keine Schlüsse auf die Entstehungszeit irgend eins der uns erhaltenen Jugendgedichte. Verwegen wäre es, in dem hingeworfenen Worte *Fragmente*, auch wenn die richtige Ueberlieferung bezeugt

[1] *Wiener Sonntagsblätter*, 1848, Nr 5; auch bei Schurz, I, 69 f.

wäre, die so betitelten Dichtungen erkennen zu wollen, die übrigens keine Fragmente, sondern abgeschlossene Bilder aus dem Leben sind. Etwas Bestimmtes über Lenaus Dichtung im Jahre 1823 erfahren wir erst aus seinem Briefe an Kleyle aus dem November 1823. Er schickt dem Freunde das Gedicht **In einer Sommernacht gesungen** (38) mit der Bemerkung, dass er es « diesen Sommer gemacht », und fährt fort : « Nächstens soll ein Herbstlied an meine Berta, eine Uebersetzung einer Ode Horazens, einige Sinngedichte u. s. w. folgen » (56).

Das gründliche Studium der Klopstockischen Oden mit Schurz hinterlässt die unzweideutigsten Spuren in *In einer Sommernacht gesungen*. Klopstockische Lieblingswörter und Spracheigentümlichkeiten finden wir hier in Hülle und Fülle. Lieblingswörter wie : *der Ewige, Dämmerungslicht, Himmelsgefilde, sündige Seele, erhaben, luftig, selig, schlummernd*. Spracheigentümlichkeiten wie die Ausschmückung der Satze durch zahlreiche Beiwörter und Mittelformen, der Gebrauch des Komparativs in absoluter Bedeutung, des Partizips in adverbialer, die häufigen verbalen Zusammensetzungen mit *ent* und *ver*. Es kommt noch äusserlich die Wahl des Hexameters und innerlich die Verwendung des gleichen Landschaftsbildes einer mondbeglänzten Sommernacht wie in Klopstocks *Die Sommernacht* (I, 179) und *Die frühen Gräber* (I, 171) hinzu, um das Gedicht zu einer offenbaren Nachahmung von Klopstock zu stempeln. Schritt für Schritt lässt sich die Anlehnung an Klopstock nachweisen. Die Nacht begrüsst Lenau als die *Freundin stiller Betrachtung* (Vs 1). Auch Klopstock erscheint die Nacht als die günstige Zeit für einsame Betrachtungen in den Oden *An Young* und *Der Hügel und der Hain* (I, 108, Vs 6 ff.; 203, Vs 40 ff.). Das allerdings wenig charakteristische *Wandeln des Mondes* (Vs 4) kommt so häufig bei Klopstock vor, dass man auch hier an eine Einwirkung denken kann. Dasselbe gilt vom *schweigenden Wald* (Vs 5); der *schlummernde*

hingegen (Vs 7) ist eher Höltyisch. Wörtlich ist das *letzte Verstummen* des Menschen (Vs 16) Klopstock entnommen :

Nun kam das letzte,
Letzte Verstummen ! nun lag er tot da !
(*Der Rheinwein*, Vs 39-40, I, 118.)

O Nacht des Verstummens
(*Rotschilds Gräber*, Vs 23, I, 177.)

Fast wörtlich ist auch Vers 30 :

Seligster aller Gedanken ! vielleicht gedacht vom Ew'gen

Klopstocks Ode *An Gott* (Vs 13-14, I, 71) entlehnt :

Gedanken Gottes, welche der Ewige,
Der Weis' itzt denket !

Aber auch Holty hat Anteil an dem Gedichte. Die mondbeschienene, dämmernde Landschaft ist auch eins seiner Lieblingsmotive. Das Lenausche Bild vom *verwehten Blütenhauche* (Vs 27) findet sich in Holtys *Trauerlied* (S. 87), *verwehen* ist überhaupt ein gern von ihm gebrauchtes Wort. Bei der *schleiernen Wolke*, die den Mond birgt (Vs 18), und beim *dunkelnden Schleier* (Vs 20) hat Holty vorgeschwebt :

Dann lieber Mond, dann nimm den *Schleier* wieder,
. . . . . .
Und weine durch den *Wolkenflor* hernieder
(S. 79

Luna
Tritt entschleiert aus den Wolken
S. 100.)

Den Mond preist Hölty auch als schon, wenn er « hinter dem Schirm regnichter Wolken steht » (S. 9 . Ueberhaupt liebt er das Wort *Schleier* (S. 8, 32, 112). Ferner dankt Lenau Holty *das schmelzende Lied Philomelens* (Vs 33). *Philomele*

nennt Hölty oft die Nachtigall (S. 80, 108, 118) oder auch den *schmelzenden Vogel* (S. 70), der ein *schmelzend Ach* singt (S. 121). Auch das *schmelzende Lied* ist aus Hölty zu belegen (S. 16).

Bei allen Uebereinstimmungen ist jedoch diese Lenausche Erhebung der Seele zu Gott ganz verschieden von der Klopstockischen. Wir hören hier nicht den gläubigen Christen, der an einen persönlichen Gott glaubt, sondern vielmehr den Deisten heraus, der sich schon auf dem Wege zum Pantheismus befindet.

Die Ode von Horaz, die Lenau nach der Meldung an Kleyle um diese Zeit übersetzte, ist vielleicht *Justum et tenacem propositi virum*. Schurz meldet (I, 73), dass er sich mit Lenau an der Uebertragung dieser Ode übte, und dass der irrsinnige Dichter sich in seiner Zelle zu Winnenthal noch dieser Arbeit erinnerte und der launigen Schurzschen Uebersetzung des *impavidum ferient ruinae* gedachte [1].

Laut des Briefes an Kleyle vom 8. December schrieb Lenau auch im Jahre 1823 *einige Sinngedichte*. Man denkt hierbei zunächst an den Vierzeiler **Einem Ehrsüchtigen** (125), zu dem sich eine bereits angeführte Seitenstelle schon im Briefe an die Mutter vom 17. Juni 1821 findet: « Meine Person hat sich über alle Lust, welche Geld, Amt u. s. w. geben können, erhoben; ja, ich finde sogar eine Wollust darin, wenn man seine Welt in sich tragt, ohne durch Bande der Genussgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu sein, wo man als Sklave niedriger Lust der unbedingte und schwache Vollzieher fremder Beschlüsse wird. Ich verstehe es, Menschen und die Welt zu achten; ich verstehe es aber auch, diese und jene zu verlassen... doch nein! zu verachten wollt ich sagen » (50).

Mit den Versen :

Lieber all dein heisses Streben
In den eignen Busen kehre,

---

(1) Schurz, II, 264.

drückt Lenau das den Wiener Schriftstellern durch die Zeitumstände aufgedrungene Losungswort aus. « Bei diesem hollandischen Stilleben », meint Bauernfeld [1], « in welches kein Gerausch der Welt, kein Licht des Tages drang, bei dieser hermetischen Abgeschlossenheit von allen ausseren und öffentlichen Dingen, wie konnt es anders kommen, als dass wir damals jungen Leute uns in das *Innere* versenkten, uns vertieften in das *Gemütsleben!* Freundschaft, Liebe, Humanitat und Literatur gaben unseren grünen Tagen ihre Farbung, und die Kunst wurde nicht mit Raffinement und Reklame betrieben, sondern um ihrer selbst willen, aus innerem Trieb und Drang ». Wie trefflich passen diese Worte auf den jungen Lenau!

Einen alten epigrammatischen Stoff greift Lenau auf in **An eine Dame in Trauer** (119), nur dass an die Stelle des Humors die Entrustung tritt. Echt jugendlich ist der überschwengliche Zorn des Dichters uber diese ihren verstorbenen Gatten schnell vergessende Dame. Unbeholfen ist Sprache und Reim, geschmacklos sind Kraftausdrucke wie *Schandehorn* und :

> In dieser *Kneipe* wird die Trane,
> Die Edle, nicht geschenkt.

Ein bedeutend besserer Wurf gelang dem Dichter in **Zögerung** (119). Den hier zu Grunde liegenden Vergleich des sein Ross bandigenden Reiters mit dem den Menschen bezwingenden Tod verdankt der Dichter vielleicht seinen wilden Ritten uber die weiten Heiden bei Altenburg, wodurch jedoch nicht angedeutet werden soll, dass das Gedicht eben in Altenburg entstanden ist.

Ein viertes Sinngedicht in weiterem Sinne **Trias harmonica** (165) ist ein Seitenstuck zu *Der Unbestandige*, eine Selbstbespiegelung wie dieses. Der jugendliche Uebermut weist

---

[1] *Aus Alt- und Neu-Wien*. Werke IV, 19.

in die Anfänge der Lenauschen Dichtung, die Erwähnung von *gebrausten Dithyramben* (Vs 10) führt über die allerersten dichterischen Versuche hinaus. Das Virgilsche Motto *cui tres animas* (1), das Klopstock seiner Ode *An den Kaiser* voranstellte, mag Lenau auf den Gedanken der *drei Seelen* (Vs 1) gebracht haben, die seine Brust spalten. *Dithyramben brausen* ist Klopstocks *Dithyramben donnern* I, 24, Vs 220.

Auf Grund der Mitteilung an Kleyle können die vier letztgenannten Gedichte, allerdings nicht mit Sicherheit, in das Jahr 1823 versetzt werden. Zweifellos gehören sie jedoch zu den Erstlingen der Lenauschen Muse, und ihre Entstehung geht sicher nicht über das Jahr 1825 hinaus.

Dass Lenau im Jahre 1823 neben den Dichtern des Hainbundes auch Goethe las und kannte, geht aus der Sendung eines Goetheschen Liedes an einen Altenburger Bekannten, namens A.-J. Bauer, hervor (2). Das zum Singen im Freundeskreise bestimmte Lied ist merkwürdiger Weise Goethes *Vanitas! vanitatum vanitas!*, das so vorzüglich auf Lenaus Stimmung in dieser Zeit, wie sie sich in den Briefen und poetischen Selbstschilderungen ausspricht, passt, und dessen Ueberschrift das Hauptthema seiner Lyrik in den Jahren 1827-1829 wird.

---

(1) Aeneis, VIII, Vs 564.
(2) Werke III, 32.

VI

Die künftige Geliebte.

Ende 1822–Ende 1823.

An Mathilde. – An die Ersehnte. – An der Bahre der Geliebten. — Das Ideal.

Die Gedichte an die Pressburger Unbekannte haben einen, wenn auch schwachen, Untergrund in der Wirklichkeit. Dieser geht den Lenauschen Versen, die das herkommliche Thema der zukunftigen Geliebten besingen, vollstandig ab. Ausschliesslich bestimmend wirkte wiederum hier das Vorbild der Dichter des Gottinger Hainbundes, bewirkte die auffallige Erscheinung, dass Lenau eine ideale, wesenlose Geliebte besingt, nachdem er ein wirkliches Wesen angedichtet. Dem von Klopstock, Holty, Voss und Miller behandelten Thema der kunftigen Geliebten huldigt der junge Niembsch in den Gedichten *An Mathilde*, *An die Ersehnte*, *An der Bahre der Geliebten*. Chronologisch sind sie zwischen die Verse an die Pressburgerin und die an Berta Hauer einzureihen.

Das Gedicht **An Mathilde** (459) atmet die Klopstockische Mischung von Metaphysik und Leidenschaft, die in der Liebe einen unerschopflichen Born geistiger Freuden sieht. Von Vers zu Vers ist Klopstocks Einwirkung, verbunden mit der Holtys, zu verfolgen. Die *sanftere Seele* (Vs 1) finden wir bei Klopstock in der Ode *Klage* (I, 234, Vs 9) wieder. *Sanftigend* (Vs 2) ist ein Klopstockisches adverbiales Partizip, der *West* (Vs 3) sein standiger Ausdruck für sanfter Wind. Das *Kosen* des Windes um eine Frauengestalt (Vs 4) hat Holty (S. 80). Die *summende*,

von Blüte zu Blüte wandelnde Biene (Vs 5-6) ist eins von Höltys Lieblingsbildern (S. 68, 70, 73, 89). Der *Unendliche* (Vs 8) und der *Ewige* (Vs 12) sind die bekannten Bezeichnungen Klopstocks für Gott. Die *Welten* (Vs 9) sind ein Klopstockischer Plural, *liebender, göttlicher* Vs 10) Klopstockische Komparative. Die sich den Sternen zuschwingende Seele (Vs 14) stimmt genau überein mit Hölty (*Die Liebe* S. 26). Die verhüllende, *ewige Nacht* (Vs 15) liebt auch Klopstock sehr (I, 168, Vs 9; 172, Vs 1), und sie ist ihm auch eine dauernde, hüllende (I, 183, Vs 27), eine ewig bewölkende (I, 181, Vs 24 Auf die hyperbolischen Beiwörter: *himmlisch, göttlich, wonnig, strahlend, entzückend*, die sich hier so haufen, braucht nur hingewiesen zu werden. Die *bebende Seele* Vs 19) stammt auch von Klopstock (I, 48, Vs 5 ff; 36, Vs 25 f.; II, 73, Vs 5 f.; ebenso oft *bebt* Klopstock das Herz.

Steht Lenau hier eher unter der Gewalt Klopstocks, so zahlt er diesem und Hölty einen gleichmässigen Tribut in dem Gedichte **An die Ersehnte** (15). Vier Gedichte Klopstocks kommen hier in Betracht, die Lenau offenbar vorgeschwebt haben und eben so viele von Hölty. Die Sehnsucht nach der einstigen Geliebten berührt Klopstock schon im vierten Liede *An Wingolf*, dessen zweite Strophe charakteristisch genug lautet:

> Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
> Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein einsames
> Mein fühlend Herz, in dunkler Zukunft,
> Durch Labyrinthe der Nacht hin suchts dich!
>
> (I, 21, Vs 5-8.)

Diese Sehnsucht führt Klopstock weiter aus in der Elegie *Die künftige Geliebte* (I, 31). In der Ode *An Ebert* I, 39) denkt er sich den schrecklichen Fall, dass die ihm einst zu teil werdende Geliebte vor ihm sterbe; mit wankendem Fusse will er gehen, auf ihr Grab eine *Zypresse* pflanzen (I, 43, Vs 73). Den Ausdruck schmerzlicher Entsagung bringt die Ode *An Fanny*

(I, 63) zugleich mit der Betonung, dass die Natur beide, den Dichter und die Geliebte, für einander bestimmt habe. Die Zypresse wird hier wieder als Symbol des Grabes verwandt:

Sie kommt gewiss
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!

(I, 64, Vs 41.

So lockt auch bei Lenau eine Stunde die Geliebte *zur Kühle von Zypressen* (Vs 18).

Die Gestalt der kunftigen Geliebten durchzieht die ganze Lyrik Höltys. Sie ist bei dem schwindsuchtigen, todesumschatteten Jungling mit der ungestillten Sehnsucht nach weiblicher Liebe im Herzen trauervolle Wirklichkeit, wahrend sie bei Klopstock und Lenau nicht viel mehr als ein Spiel der Phantasie war. Die Ueberschrift des Gedichtes holte sich Lenau bei Holty; das Gedicht, das Voss *An die Erschnte* uberschrieb, hiess ursprunglich *Die künftige Geliebte*. Bereits fruher hatte Holty in *Das Traumbild* (S. 112), *Die Mainacht* S. 23) und *Die Geliebte* (S. 23 das Thema angeschlagen. Ein Jahr vor seinem Tode behandelt er es mit Vorliebe, phantasiert wie Lenau die Geliebte an sein Grab in *An den Mond* S. 79 und schreibt wieder ein Gedicht *Die künftige Geliebte* S. 28, das von den vielen am starksten auf Lenau eingewirkt hat. Holty wunscht, dass die *Tugenden* (Strophe 7 wie eine Schar von Schwesterengeln die Geliebte durch die Pfade des Erdenlebens leiten mogen. Lenau (Vs 9-10) ersehnt fur sie selige *Stunden*, die mit ihren frohen Wandersangen das Madchen einst durchs Erdental geleiten sollen.

Leitet ihr Tugenden,	Die Stunden, die mit frohen Wander-
Wie eine Schaar von Schwesterengeln,	sangen
Sie durch die Pfade des Erdenlebens!	Das Mädchen einst durchs Erdental
	geleiten.
(Holty.)	(Lenau.)

Ueberraschend ist die Ahnlichkeit des Bildes, scharf kenn-

zeichnend hingegen für den Unterschied der Auffassung die Umwandlung der *Tugenden* in *Stunden*. Bei aller Abhängigkeit von Klopstock und Hölty vermeidet Lenau die Ueberschwenglichkeiten seiner Vorbilder und ergreift uns deshalb viel mächtiger, vielleicht auch weil er die Zuversicht auf eine diesseitige oder jenseitige Verwirklichung des Traumes nicht teilt und hierin schon seine Eigenart, « die schwarzen Federn des Raben Nikolaus », verrät.

In seiner jetzigen Fassung kann das Gedicht nicht vor dem Jahre 1823 geschrieben sein, da es ausser dem Einfluss Höltys und Klopstocks deutlich den der im Jahre 1823 erschienenen *Nouvelles méditations poétiques* von Lamartine aufweist. Das poetische Bild der in der Zukunft Schattengängen schlummernden *Stunden* kann auf Lamartine zurückgeführt werden, der uns in dem Gedichte *A Laurence* [1] eine dieser Stunden zeigt, wie sie aus dem Chor ihrer Schwestern hervortritt und dem Dichter sein Grab weist :

Ces heures, en cercle enchaînées,
Qui dansaient au seuil des années,
Sortent du chœur découronnées,
Et leur aspect se rembrunit.
La dernière vers moi s'avance,
Et du doigt me montre en silence
La couche où le sommeil commence
Sur un oreiller de granit.

Dieses Grab ist ein finsterer *Hügel*, mit einer *Zypresse* bepflanzt. Lamartine nennt es ein :

... petit cercle d'ombre
Que décrit sur un tertre sombre
La flèche d'un jeune cyprès.

---

(1) *Nouvelles méditations poétiques*. Paris, Hachette. 1880. S. 177-179

Diesen Hügel wird die künftige Geliebte — Lamartine nennt sie die *divine inconnue* — einst am Arme ihres Gatten betreten. Auch findet sich bei Lamartine die grundlegende Vorstellung, dass die wahlverwandte Ersehnte *dieser Erde noch nicht geboren ist :*

Oh ! pourquoi, divine inconnue,
Pourquoi si tard es-tu venue
Du ciel, de l'air ou de la nue,
Passer et luire devant moi ?
Du regard je t'aurais suivie !
Oh Dieu ! qui me rendra ma vie !
Ma part de temps me fut ravie,
Puisque je vécus avant toi.

Lenaus erster Vers :

Umsonst ! du bist auf immer mir verloren !

umschreibt den von Lamartine :

Retour perdu vers l'impossible !

Früh ward Lamartine in Wien bekannt, seine *Nouvelles meditations poetiques* namentlich sofort nach ihrem Erscheinen. Lenaus Freund J.-G. Seidl übersetzte einige Gedichte bereits im Jahrgange 1824 der Wiener Zeitschrift und gab im Jahre 1826 eine Uebertragung der Elegien heraus. Spätere Freunde Lenaus wie G. Schwab, der auch eine Auswahl aus Lamartine in deutscher Uebersetzung veröffentlichte, und M. Schleifer waren glühende Verehrer des französischen Dichters. Dass Lenau ihn kannte, geht unmittelbar aus einer derben Bemerkung über ihn dem Freunde L.-A. Frankl S. 64 gegenüber hervor, die er durch den Zusatz mildert : « Der Lamartine kann schon etwas machen, aber ich kann es besser ». Die Einwirkung Lamartines auf das Gedicht *An die Ersehnte*, das erst 1832 im

Druck erschien, kann auch gelegentlich einer späteren Umarbeitung, die ich vermute, erfolgt sein.

Mit seinem Gedichte krönt der junge Lenau die deutsche Lyrik, die die künftige Geliebte besingt. Hoch überragt sein Jugendwerk die Gedichte seiner Vorgänger, Lamartine nicht ausgeschlossen. Trotz der mannigfaltigen Einflüsse, die sich hier wirksam zeigen, ist jedoch keine Spur von sklavischer Nachahmung zu entdecken, auch nichts von wörtlichen Anlehnungen. G. Kurth (1) hebt an dem Gedichte die Bilderpracht, die ergreifende Gefühlstiefe, und die symbolische, ja sozusagen prophetische Tragweite der düsteren Vision hervor und bemerkt, dass von literarischer Vasallenschaft keine Rede sein könne, wenn ein Dichter seine Vorbilder so umbilde und verklare.

Die engelgleiche, zukünftige Geliebte ist zu schön für diese Erde; ihre Reize locken den Tod, er holt sie und, zerschmettert steht der Jüngling **An der Bahre der Geliebten** (89). Vorbildlich wirkten bei dieser Ode im Klopstockisch-sapphischen Versmasse Höltys Gedichte *An Minnas Geist* (S. 117) und *Der arme Wilhelm* (S. 60). Wie glücklich war der Liebende, seine Minna starb, was soll er noch länger hier auf Erden! (*An Minnas Geist*). Wilhelms Braut stirbt; der arme Verlassene wünscht und ersehnt nichts mehr als den Tod (*Der arme Wilhelm*). Eine junge Braut *auf der Bahre* führt Hölty auch im Gedichte *Lebenspflichten* ein (S. 91). Ein Lieblingswort Höltys und Klopstocks, der Göttinger Dichter überhaupt, übernehmend, gedenkt Lenau der *Kühlung* leiser Abendwinde (Vs 5), bei der er aus *zitternder Seele* den Liebesschwur sprach (V. 7). Bei Hölty *zittert* des Jünglings *Seele*, wenn die Liebe naht (S. 17), und *ein süsses Zittern zittert durch sein Gebein*, wenn ihm das Bild der künftigen Geliebten *lächelnd* entgegentanzt (S. 28). *Stumm hingestreckt* liegt die Lenausche

(1) Bericht über dieses Werk *Bull. de l'Acad. roy. de Belgique*, Classe des lettres, etc.], 1912, Nr 4, S. 151)

Geliebte wie die Klopstockischen Leichname *stumm ausgestreckt* (I, 4, Vs 20) (1).

Die Gedichte dieser Gattung kann ich um eins vermehren, das bisher unbeachtet blieb und in keine Ausgabe aufgenommen wurde. Es heisst **Das Ideal** und ward von Lenau längere Zeit nach der Entstehung, wie dies gewohnlich der Fall bei ihm ist, veröffentlicht im Taschenbuch *Das Veilchen* (2). Das den Sprachschatz von Klopstock stark ausbeutende Gedicht lautet:

Tief in des Waldes heiligen Schatten sass
Ich, und der Stimme, welche zu edleren
Gedanken läd't im Laubgesäusel,
Horchte die Seele mit leis'rem Ohre.

Und es ergriff mich schnell die Begeist'rung,
Riss mich fort, — der Busen sturmete lauter mir,
Und weiter riss mich 's fort, als wollt' es
Mich in der Welten Umarmung sturzen.

Schon hort' ich nimmer sauseln das Eichenlaub,
Weit wich zuruck die Erde mit meinem Grab;
Und jenseits war ich der Verwesung.
In dem Gefilde der Ideale.

---

(1) Eine « Schöne liegt erblasst » auch in Holtys Nachlassgedicht *Elegie eines Schafers*. Melinde ist nicht mehr, untröstlich ist der Schafer. Dieses Gedicht bringt auch das Wort *Kuhlung*, das sich noch findet auf S. 13, 31, 71, 74, 78, 79, 107, 109 und bei Klopstock in *Muncker-Pawels* Ausgabe der Oden u. a. I, 117, 119, 135, 180, 225; II, 40, 130 sowie unzählige Male im *Messias*.

(2) *Das Veilchen*. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lektüre. Wien, bei H. Buchholz. 13. Jahrgang 1830. Unmittelbar darauf folgend bringt der Jahrgang noch den Erstdruck von *Abendgemälde* (das zweite der *Abendbilder*) mit der Unterschrift *N. Niembsch*.

Da schwebt' ein Mädchen lächelnd entgegen mir;
Wie aus gelüpftem Schleier der Abendwolk'
Der Mond, so strahlte stille Tugend
Ihr aus dem himmlischen Angesichte. —

Donnergeroll jetzt zankte zurück mich, und
Ein kalter Tropfen fiel auf die glüh'nde Stirn':
Da war mein Ideal dahin, — es
Strömte Regen herab vom Himmel.

O schönes Bild! oft sucht' ich im Leben dich;
Doch hing die Seele sehnend nach dir hin, ach,
So flohst du mich, und meine Thränen
Netzten das flatternde Lockenhaar dir!

Wir lesen hier die stehenden Beiwörter Klopstocks: ***heilig***, *himmlisch*, *edel*, letzteres im Komparativ, den ***Donner*** und die *Verwesung*, die *Welten* und die *Schatten*, das ***Säuseln***. *Zurückzanken* (Vs 17) ist den Klopstockischen: *zurückbeben*, *zurückblenden*, *zurückbrausen*, *zurückdonnern*, *zurückhorchen*, *zurückzittern*, *zurückzwingen*, *zurückschaffen* u. s. w. nachgebildet. Unmittelbar aus Klopstock stammt das ***leisere Ohr*** (Vs 4):

Hör es mein *leiseres* Ohr!

(*Die künftige Geliebte*, I, 31, Vs 4.)

Leiseres Ohrs, das Auge lichter, schn sie

(*Die Verwandelten*, II, 47, Vs 13.)

Doch schnell verbot ich meinem *zu leisen Ohr*

(*Gegenwart der Abwesenden*, I, 119, Vs 13.)

Hölty steuert das *lächelnde Mädchen* (1) bei. Der Lenausche Vers :

> Da schwebt ein Mädchen lächelnd entgegen mir
> (Vs 13)

erinnert an :

> Gibt der Himmel das Mädchen mir,
> Dessen lächelndes Bild mir um die Seele schwebt

in Höltys Gedicht *Die Beschäftigungen* (S. 33).

---

(1) S 4, 5, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 32, 33, 62, 84, 87 u. s. w. ohne des anderen alles zu gedenken, was sonst noch bei Hölty *lächelt*.

VII

Berta Hauer.

Erlebnis und Dichtung. — 1. Teil.

Herbst 1823-Frühling 1826.

Das Rosenmädchen. — Erinnerung (Selige Stunde...).

Im November 1823 schreibt Lenau an Kleyle : « Freund! ich liebe! einem armen, vaterlosen, verlassenen Mädchen, von 15 Jahren, ohne eigentliche Bildung, aber mit Anlagen, die sie der schönsten Bildung fähig machen, schenkte ich mein Herz mit dem festen Entschlusse, es nicht wieder zurückzunehmen, wenn sie es in der Folge so zu schätzen weiss wie jetzt. — Ihre Gestalt ist sehr anziehend, ihr Grundzug des Charakters tiefes Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborener Sinn fürs Schöne und Schickliche. — Bei des Mädchens grosser Anhänglichkeit zu mir, lasst sich erwarten, dass sich ihr ganzes Wesen dem meinigen anpassen werde und dass ich einst schöne Tage an ihrer Seite verlebe » (36).

Kleyle antwortet hierauf am 8. Dezember : « Meinen Niembsch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu sehen, war mir im ersten Augenblicke eine seltsame Erscheinung : doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, dass ein tieffühlender Sohn der göttlichen Musen von einem Wesen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen sich darstellt, mächtig angezogen werden müsse. Ich wünsche dir von ganzer Seele Glück zu dieser neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am schnellsten über den Dunstkreis unserer

Erde hinaus in lichtere Spharen bringt. — Lebe wohl! Dein Kleyle » (1).

Diese erste Erwahnung Bertas und die Antwort Kleyles genügen schon allein, um die Auffassung der meisten Lenaubiographen zu widerlegen, die der jungste unter ihnen am scharfsten in die Worte fasst : « Es waren offenbar *rein sinnliche* Motive, die den Dichter noch im Junglingsalter auf mehrere Jahre eng an ein Madchen fesselten, die aus den weniger gebildeten Volksschichten stammte und ihm nichts zu geben vermochte als ihre jugendlichen Reize » (2).

Diese Auffassung, die man nach der im Jahre 1891 erfolgten Veroffentlichung der Briefe an Kleyle (3) nicht mehr hatte aufrecht erhalten sollen, beruht auf Schurzens Darstellung (I, 73 ff.), der in wenigen, jedoch vielsagenden Worten von Berta das Zerrbild der gemeinsten Dirne entwirft, das bis heute unverrückt in der Lenauforschung dasteht. Nach Schurz ist Berta die « bloss schone Geliebte », an deren « fruheren Reinheit » der Liebende zweifelt, die sich in ihrer Faulheit von ihm unterhalten lasst, die sich spater einem reicheren Liebhaber in die Arme wirft, deren Mutter sich durch eine « alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit » auszeichnet. Schurz schildert die Sache so, als ob der ganz weltunerfahrene, naive Jungling der Berechnung einer alten Vettel zum Opfer gefallen sei, die aus der Schonheit ihrer Tochter Kapital schlug. Ausdrucklich erklart er, dass das Unterhalten der beiden faulen Frauenzimmer « fast ausschliesslich » Lenau oblag. Unmittelbar darauf folgt der Satz : « Aber woher sollte dieser, der infolge des Todes seines Grossvaters nur das unzulangliche Vermogen von 500 Stuck Dukaten anliegen hatte und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine *uble Lage* durch freilich

(1) Schurz, I, 73.

(2) C. Schaefler in der Einleitung zur neuesten Lenauausgabe des Bibliographischen Instituts, Leipzig, » I, S. 19.

(3) Be. Franki, Lenau und Sophie Lowenthal, S. 216-24.

unsäglich mühseliges Stundengeben nur einigermassen zu verbessern — was ihm überdies als eines Edelmannes unwürdig gedäucht haben mochte — woher sollte wohl dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? » Und nun weiss der brave Schwager sich keinen anderen Rat als die blutarme Mutter Lenaus, deren « bedrängte Lage » er in einem Atem selbst eingesteht, anzuklagen, ihrem Sohne die Mittel zum Unterhalten seiner Geliebten nebst Mutter verschafft zu haben! Mindestens verdächtig sind auch die von Schurz behaupteten Zweifel Lenaus an der früheren Reinheit eines fünfzehnjährigen Kindes, wie überhaupt seine ganze Darstellung, von seiner Datierung der ersten Bekanntschaft an, die bedenklichsten Zweifel erweckt. Trotzdem ist diese Darlegung bis heute getreu nachgeschrieben worden, selbst H. Rottinger (1), der so umsichtige Forschungen über Berta angestellt, über welche unser Wissen bisher nicht hinausgekommen, hält unbedingt daran fest. So welt- und liebesunerfahren war Lenau nun doch nicht, um in einem Mädchen, dessen Gunst er von vornherein erkaufen musste, « tiefes Gefühl, Hang zu liebenswürdiger Schwärmerei, angeborenen Sinn fürs Schöne und Schickliche, grosse Anhänglichkeit an ihm » zu sehen. Berta wird eben ein hübsches, anmutiges, urwüchsiges Wiener Mädel gewesen sein, das dem jungen Dichter herzlich zugetan war. Auch er schenkt ihr sein ganzes Herz, « mit dem festen Entschlusse, es nie wieder zurückzunehmen, wenn sie es in der Folge so zu schätzen weiss wie jetzt ». Bis in das Jahr 1825 hinein sind die Mitteilungen über Berta an Freund Kleyle auf diesen reinen, edlen Ton gestimmt. Am 13. Januar 1824 schreibt Lenau : « Meine Berta wird mir täglich teurer, und ich fühle mich in dieser Befangenheit meines

(1) Das Verdienst Röttingers besteht in der Veröffentlichung von Aktenstücken über die Taufe des Kindes von Berta (13. März 1826), den Tod der Mutter Hauer (2. November 1842), den Tod des Kindes (25. August 1844), den Tod Bertas (21. März 1868). Ueber dem Ursprunge, dem genaueren Verlaufe, dem Ende des Verhältnisses ruht Dunkel nach wie vor.

Geistes unendlich glücklich und überzeuge mich immer mehr, dass selbstgenügende Freiheit nie so befriedigt als mitteilende Teilnahme, wenn (1) sie uns auch von unseren Geliebten abhängig macht » (57). Nicht sinnliche Leidenschaft, sondern das edelste menschliche Gefühl kommt hier zum Ausdruck. Mehr als ein Jahr später, am 13. Februar 1825, heisst es noch : « Diesen Brief schreib ich Dir im Zimmer und in der Nähe meiner Berta; es ist daher natürlich, dass ich ihn mit der Nachricht eröffne, dass ich noch immer so glücklich bin, dies Mädchen mein zu nennen, dass mein Gemüt, vom Odem dieses warmen, fühlenden Mädchens angefacht, manche Blüte seliger Empfindung treibt, kurz, dass ich mein Schicksal preise, sollt es mir auch nichts mehr geben als einen Freund wie Dich und eine Geliebte wie Sie » (58). Das schönste und reinste Liebesglück strahlt aus diesen Zeilen.

Auf die Dauer widerstand der heissblütige Jüngling nicht den Reizen des « warmen, fühlenden » Mädchens, dessen Schönheit selbst Schurz eingesteht. Der wahrscheinlich um die Mitte des Jahres 1825 beginnende intime Verkehr raubt dem Liebenden nichts von dem Glanze, der Wärme und Tiefe seiner Liebe. Am 13. März 1826 wird Lenaus Kind Adelheid getauft, und am 26. März meldet er Kleyle : « Ich lebe jetzt ziemlich vergnügt; ich habe ganz eigentümliche Freuden, von denen ich Dir erzählen werde, zu denen mir nichts fehlt als eine bürgerlich-sakramentalische Legitimation, die, wenn 's gut geht, bald kommen wird, nämlich : ich führe den ehrwürdigen Namen pater Nicolaus, ohne ein Priester zu sein » (59). Fast drei Jahre dauert nun schon das Verhältnis, und fester denn zuvor hat Lenau die Absicht, es in ein rechtmässig eheliches umzugestalten. So gemein wie Schurz es schildert, wird es wohl nicht in der Hauerschen Wirtschaft ausgesehen haben. Auch zweifelte Lenau nicht im mindesten an seiner Vaterschaft, was auch aus

(1) Der Druck bei *Frank* und auch bei *Castle* setzt hier *mir* statt *mich*.

dem Umstande hervorgeht, dass Lenaus Schwester Magdalena bei der Taufe Patin stand.

Die Sorge um sein Kind legt nun allerdings dem jungen Vater sachliche Verbindlichkeiten auf. Im November 1825 drängt es ihn gewaltig dahin, seine Grossjährigkeitserklärung zu erhalten, um die 1,000 Gulden des grossväterlichen Vermögens (1) in die Hände zu bekommen. Dringend bittet er Kleyle um seine Beihilfe (43-44) und meldet ihm am 6. Januar 1826, dass das ihm vom Freunde verschaffte Zeugnis den Ausschlag zu einer guten Wendung der Angelegenheit gegeben (45). Nun erst ist er in der Lage, nicht seine Geliebte nebst ihrer Mutter zu unterhalten (2), sondern sie bescheiden zu unterstützen, was nunmehr auch nur seine Pflicht und Schuldigkeit war.

Fast drei Jahre ungetrübten Glückes schenkte die so arg

---

(1) Der Grossvater war am 3. Juli 1822 gestorben. Der mir während des Druckes dieses Bogens zugekommene 4. Band der Werke bringt Urkunden in dieser Angelegenheit, welche die Briefe an Kleyle beleuchten und erklären. Eine am 5. Dezember 1825 erfolgte Eingabe von Lenaus Mutter an die Obervormundschaftsbehörde, das nieder-österr. Landrecht, bittet um frühzeitige Grossjährigkeitserklärung ihres Sohnes, unter dem in Lenaus Brief vom 23. November 1825 angegebenem Vorwande. Am 13. Dezember 1825 wurde die erbetene Altersnachsicht von acht Monaten erteilt, am 10. Februar 1826 ward Lenau sein Teil des grossväterlichen Vermögens übergeben. Aktenstücke Nr 82-87. — Die Urkunden Nr 1 bis 81 konnte ich für meine bisherige Darstellung nicht benutzen. Sie berühren jedoch nur Unwesentliches für meine Aufgabe. Nachzutragen ist, dass die Zeugnisse über die Studien an der Universität sehr günstig lauten und eine Einschränkung des S. 9 abgegebenen Urteils dahin erfordern, dass trotz grossen Lernens und zahlreicher hervorragender Einzelerfolge kein zweckmässiges Endergebnis erzielt ward. Glänzend sind auch die Zeugnisse der Rechtsakademie in Pressburg, was die Darstellung S. 21 nicht vermuten lässt.

(2) Infolge seiner Abschwenkung im März 1823 entzog nun die Grossmutter die monatliche Unterstützung, die er in Altenburg mit der Mutter teilte. Diese benachrichtigt er am 8. März, dass er nunmehr nichts mehr für sie tun könne, da er selbst genug zu tun habe, um sich allein durchzuschlagen. Ende des Jahres 1823 war er jedoch wieder im Besitz des grossmütterlichen Zuschusses, wie aus seinem Briefe an Kleyle aus dem November 1823 hervorgeht. Wie wenig zuverlässig Schurz ist, geht u. a. daraus hervor, dass er die wiedergewonnene Unterstützung der Grossmutter erst zu Ende des Jahres 1825 ansetzt (I, 74).

geschmähte Berta dem jungen Lenau. Wie merkwürdig stechen die Briefe der Jahre 1823-1825 ab von den vorhergehenden und nachfolgenden. Keine einzige Wehklage ertönt, nur einmal wird eine elegische Stimmung erwähnt, verursacht durch ein vergebliches Harren auf Freund Kleyle (59). Im Hochgefühl seiner Liebe fand Lenau den Mut, den dritten Jahrgang des Triennium philosophicum nachzuholen (1823-1824) und sich dann dem ihm so verhassten Studium der Rechtswissenschaft zuzuwenden, dem er zwei Jahre treu blieb (1824-1826). Die erste Berta-Zeit ist für seine Jünglingsjahre, was die Tokayer Zeit für sein Knabenalter war.

Fast unmittelbar schliesst sich die Berta-Dichtung an diejenige an, die das Thema der zukünftigen Geliebten behandelt. Falsch ist die gewöhnliche Annahme, dass die wirkliche Geliebte der Dichtung Lenaus Wirklichkeitsgehalt bringt; dies geschieht erst viel später, nachdem diese Liebschaft eine schlimme Wendung genommen und das Verhältnis gelöst war. Das Glück reizt Lenaus Muse nicht, nur das Unglück weckt sie, und das Erlebnis wirkt nur ganz ausnahmsweise unmittelbar bei ihm. So ist denn zunächst Berta für seine Muse nicht mehr als die ideale Geliebte. Das Verhältnis gibt nur den Stoff zu Formübungen und Nachahmungen ab.

Wahrscheinlich ist **Das Rosenmädchen** (62) das im ersten Briefe an Kleyle erwähnte und folglich 1823 gedichtete « Herbstlied ». Bezeichnend ist der allgemeine Inhalt, der eine unmittelbare Beziehung ausschliesst. « Ein Herbstlied an meine Berta » (56) heisst hier nur : Berta gewidmet.

Vorbildlich ist hier wiederum Hölty. Man wird unwillkürlich an Höltys *Der Anger* S. 76 erinnert, wenn auch nicht gerade das Gedicht wörtliche Uebereinstimmungen bringt, die vielmehr zahlreich genug in anderen Dichtungen Höltys zerstreut sind. Das Bild des blumenpflegenden Mädchens, des Mädchens unter Rosen, die Verbindung von welken Rosen mit traurigen Gedanken sind Höltys Lyrik sehr geläufig, und an Ähnlichkeiten im einzelnen ist kein Mangel. Ein *engelreines* Mädchen

erzieht sich Rosen in einem tief im *Haine* verborgenen *Rosenbeete*, wo die Lieder der *Nachtigall* sich in den *rauschenden Fall* der *Quelle* mengen (Strophe 1). Die Strophe ist ganz aus Anklängen an Hölty und Klopstock zusammengesetzt. Hölty nennt seine Geliebte die *Engelreine* (S. 82), er sieht sie wie Eva vor dem Sündenfall im kleinen Blumengarten, begrüsst von der *Nachtigall*, der Frühlingsblumen warten (S. 85) oder im Blumengarten am *Beete* gehn, des *Rosenbaums* zu warten (S. 113). Das Mädchen inmitten der Blumen seines Gartens ist übrigens stehende Figur der Lenau unbekannten Volksdichtung. Anderswo holt sich Lenau bei Hölty den Wasserfall und den Nachtigallengesang mit einander verbunden, nämlich aus den Gedichten *Mailied* (S. 68) und *Seufzer* (S. 80):

Sitzend unter grünen Bäumen,
Hören sie den Wasserfall
Ueber glatte Kiesel schäumen,
Und Gesang der Nachtigall.

(Hölty, *Mailied.*)

Das Bächlein rauschet
. . . . . .
Der Nachtigallen
Gesänge schallen.

(Hölty, *Seufzer.*)

Die Verbindung des *Haines* mit dem *Bache* zeigt Klopstock (I, 197, Vs 29). Auch er spricht vom *rauschenden Quell* (I, 204, Vs 57 f.) und vom *Quells Fall* (I, 200, Vs 21), auch er zeichnet das Bild des Mädchens, das am Schattenbach des bardischen *Quells* Blumen des *Hains* sorgsam *erzieht* (*Der Bach*, I, 182, Vs 1-3). In diesem Klopstock-Holtyschen Rahmen steht das *unschuldsvolle* Mädchen, schaut mit Wonne die Blüten, höher schwillt ihr der Busen (Str. 2). Es ist das Höltysche Mädchen, rein und unschuldig wie Eva vor dem Sündenfall, dessen bebenden, schwellenden Busen Hölty so oft besingt. Im Herbste steht das Mädchen am *murmelnden* Wasserfall, von *säuselnden* Lüften umweht, und trauert, dass alles vergeht:

Das Auge nass,
Die Wange blass.

(Str. 3.)

Murmeln und *säuseln* gehören zum Sprachschatze Höltys, letzteres auch zu dem Klopstocks. Der Mond sieht den Dichter Hölty die *Wange blass, das Auge tränennass* (S. 78).

Die Sendung des Gedichtes **Erinnerung** (Selige Stunde...) (461) an Kleyle führt Lenau mit den Worten ein : « Hier hast du eine kleine Ode an meine Berta » (37). Berta ist sogar darin genannt. Trotzdem ist das Gedicht nur eine Uebung in der Form der Sapphischen Ode; indem der Dichter das Schema im Briefe an Kleyle angibt, deutet er an, worauf es ihm vor allem ankommt. Die Ode vertritt die erste Stufe der Entwickelung des Verhältnisses zu Berta, die des ersten Liebesglückes, die in den Briefen an Kleyle aus dem November 1823, vom 13. Januar 1824 und 13. Februar 1825 ihren Widerhall findet, nahezu drei Jahre dauerte und sich in der Dichtung nur in dieser einen Ode widerspiegelt. So wenig schurt das Gluck der Liebe das poetische Feuer, dass der Dichter nichts Besseres weiss, als es in einem gekünstelten Versmasse und unter starker Anlehnung an seine bekannten Vorbilder zu besingen.

Machtig ergriffen von der Liebe Sehnen ist Berta an den *bewegten Busen* des Dichters *gesunken* (Str. 1), ganz ähnlich wie Klopstock von seiner kunftigen Geliebten traumt :

> *Sinkt* sie, von süsser Gewalt der *machtigen* Liebe bezwungen,
> Nie mit der Dammerung Stern mir an die *bebende Brust* ?
>
> (I, 32, Vs 33 f.)

Eine *selige Stunde* nennt Lenau diese, gerade wie Klopstock :

> Ach ! dann komt die selige Stunde der ersten Umarmung
>
> (I, 62, Vs 57)

oder :

> Jene trunkene Lust, wenn die erweinete,
> Fast zu *selige Stunde* komt,
> Die dem Liebenden sagt, dass er geliebet wird !
>
> (I, 111, Vs 5-7.)

Das Sinken an den Busen, den offenen, klopfenden u. s. w. liebt auch Hölty. Auch er feiert in den Gedichten *Der Kuss* (S. 31), *Der Traum* (S. 57) u. a. die Stunde der ersten Umarmung. Die *göttliche* Minna fliegt oder giesst sich ihm an die Brust (S. 16) wie die *göttliche* Berta an Lenaus Busen, *Feuerküsse* (S. 116) beseligen ihn wie *glühende Küsse* Lenau.

Beide Gedichte sandte Lenau an Kleyle im Briefe vom 13. Januar 1824. Man darf sie deshalb nicht in das Jahr 1824 versetzen. Das Datum der Sendung ist nicht das der Entstehung. Durchgängig geht bei Lenau die Entstehung eines Gedichtes der brieflichen Mitteilung desselben an Freunde um eine beträchtliche Zeit voraus.

VIII

Oden.

1822-1825.

An Seneca. — In der Nacht. — An einen Tyrannen. — König und Dichter. — Zuruf an meinen Geist. — Abendbilder. — Bruchstück einer Ode. — Am Grabe Holtys.

In die Frühzeit von Lenaus Schaffen sind auch seine Oden in antiken Silbenmassen zu setzen. Sie tragen sämtlich das Merkmal der Nachahmung, nicht der alten Dichter, wie vielfach behauptet wurde [1], auch nicht Platens oder Hölderlins, wie G. Schwab meint [2], sondern wiederum Klopstocks und Holtys.

Als eines der « frühesten Gedichte » Lenaus bezeichnet Schurz (I, 51) die Ode **An Seneca** (46). Er berichtet auch (I, 73), dass Lenau, « ein sehr tüchtiger Lateiner », ihn in die Kenntnis der antiken Dichtung, namentlich Senecas und Horazens einführte, dass der junge Niembsch Seneca « sehr liebte und hochhielt » und in der Ansicht über den Selbstmord mit dem römischen Dichter übereinstimmte. Wie der Jüngling den Stoizismus Senecas zur Schau trug, ist aus mehreren bereits mitgeteilten Stellen seiner Jugendbriefe zu ersehen. Seneca stand schon auf dem Lehrplan des Piaristengymnasiums in

---

(1) Zuerst von *M. Koch* in seiner vortrefflichen Einleitung zur Lenauausgabe in Kürschners Deutscher Nationalliteratur. « Lenaus Odendichtung kann vielleicht besser auf Horaz als auf Klopstock zurückgeführt werden. » S. VII.

(2) Gedichte von N. Lenau in *Blätter für literarische Unterhaltung* 1832, Nr 281 und 282, abgedruckt bei *K. Klaffel*, S. 176-195. Auch Schwab meint: « Die Oden in antiken Silbenmassen scheinen frühere Versuche zu sein. » Die Besprechung Schwabs gewinnt eine besondere Bedeutung durch Lenaus Äusserung zu Max Löwenthal am 17. Oktober 1837. S. *Tagebuch* von *Max Löwenthal* Nr 18.

Pest. In eine tiefere Kenntnis mag der Professor A. Stein seinen Schüler eingeführt haben. Eine Parallelstelle in einem viel späteren Briefe an Kleyle aus dem Herbst 1828 : « Ich glaube fürs praktische Leben nicht viel zu taugen, und hierbei tröstet mich bloss der Gedanke, dass schon Seneca einen Unterschied machte zwischen Menschen der Kontemplation und der Praxis und beiderlei achtete » (55), kann nicht für die Entstehung herangezogen werden. Dass diese viel früher anzusetzen, beweist auch eine Handschrift des Gedichtes, die sich in dem Bruchstück eines Heftes in der Umgebung von ersten Jugendgedichten wie *Unmögliches* findet (1).

Bei der ganz herkömmlichen Beschreibung des Gewitters scheinen Bestandteile aus Klopstocks Gewitterbeschreibungen herübergenommen zu sein. Beim *mühsam durch Gesträuch fortkriechenden Pfad* (Vs 3-4) denkt man an Klopstocks *gewundnen* Pfad, der sich steiler empor mit dem Felsen hebt (II, 52, Vs 15-17), an die sich *durch Einöden krümmenden Pfade* (II, 65, Vs 37), an den *steilen*, durch die Irr' gehenden Pfad (II, 19, Vs 13), an den zwischen Tiefen sich schlängelnden *schmäleren Fusssteig* (II, 24, Vs 17-18). Worter wie : *Gewölk, Gesträuch, Getümmel, herunterdammern, vorwärtszagen*, das elysische *Feld* sind deutliche Kennzeichen der Nachbildung. — Wie so oft, ja fast bei jedem Jugendgedicht, muss auch Hölty berücksichtigt werden. Die beiden Holtyschen Attribute des Mondes *lieb* und *freundlich* finden sich in den Versen :

> Wie sucht dein Aug, o Wandrer den *lieben* Mond !
> Er bricht hervor dort und beleuchtet
> *Freundlich* dir, eile ! des Tages Ausgang !
>
> (Vs 18-20.)

Das umgekehrte Verhältnis, das heisst ein Vorherrschen Höltys, tritt ein bei der Ode **In der Nacht** (467), die in der

(1) Näheres bei CASTLE, *Lenau-Reliquien*. (OSTERREICHISCHE RUNDSCHAU. XXII, 65.)

Ausgabe von 1832 die Abteilung *Oden* beschliesst, chronologisch jedoch früher anzusetzen ist. Wörtlich mit Klopstock übereinstimmend ist Vs 3-4 : der *sanft schimmernde Mond* (*Klopstock*, I, 156, Vs 50), Vs 7 : die *süsse Umarmung* (I, 35, Vs 92), Vs 13 : das *Sinken der Blüte* (II, 137, Vs 10). — Die ersten Verse des Gedichtes sind einer Halbstrophe aus Holtys Gedicht *An Voss* (S. 21) nachgeschrieben :

Alles schlaft, und übers Gefild der Ruhe Wandelt leisen Schrittes dahin des Lebens Genius. (Lenau.)	Stilles Trittes, o Voss, wandelt indes dem Freund Durch Gefilde der Ruh. (Hölty.)

Die *Lampe des Mondes* (Vs 4) ist Holtys *Hespers Lampe* (S. 102). Auch bei Holty ist der Mond ein *lächelnder* Gott (Vs 6, *Holty*, S. 8, 9, 10), der freundlich auf Liebende herabblickt und Gefühle der Schwermut weckt. Die *kummergebleichte* Wange (Vs 10) nennt Holty zweimal die *bleich gehärmte* (S. 94, 118). Das *mondversilberte* Laub (Vs 17) entspricht dem *silbernen Mond*, den Klopstock und Holty so oft einführen, und den unzähligen Vergleichen, in denen beide — Holty jedoch mehr noch als Klopstock — ihre Lieblingsfarbe anbringen. Aus Holty ist das *Silber* etwa 30 mal zu belegen.

Der im letzten Verse erwähnte *Geliebte*, über dessen Verlust Lenau trauert, ist sein Jugendlehrer, Joseph von Kovesdy, den er in einem undatierten Briefe an die Mutter seinen « unvergesslichen teuren » (5) nennt, dessen Tod er in einem Briefe vom 13. Mai 1820 beklagt (11), den er am 20. Juni 1820 der Mutter wieder als den « unvergesslichen » bezeichnet, dem er seine Schwarmerei danke sowie das Mittel, sich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben (15). Kovesdy starb im Jahre 1819 in Budapest. So könnte Vers 19 :

Dreimal welkte der Halm am Grabe meines Geliebten

zu der Datierung 1822 leiten. So viel Gewicht kann man jedoch nicht auf dies poetische *Dreimal* legen, um so weniger, da es eine Erinnerung an das Horazische :

Zum drittenmale streift das Land der Winter [1]

sein könnte.

Die Oden *An Seneca* und *In der Nacht* schloss Lenau seit 1837 von seinen Sammlungen aus, was ja auch einen Fingerzeig für frühzeitige Entstehung abgibt; bereits seit 1834 liess er die Ode *An einen Tyrannen* und seit 1837 die verwandte *König und Dichter* weg. In diesen beiden Oden zahlt er der Antityrannendichtung der Hainbundler seinen Tribut. Die alkaische Ode **An einen Tyrannen** (67) gibt den Tyrannenoden der Göttinger an überschwenglichem Pathos nichts nach. Sie ist ebenso blutvoll, schwülstig und verstiegen wie diese. Sie strotzt von bombastischen Kraftausdrucken wie : *Gebirg des Bluts, Schneegebirg von Menschengebeinen, Schädellawinen, in strafender Ewigkeit aufschaumen, donnernd in die Tiefe schleudern, dem entsetzten Anblick entgegengleissen*. Zu solchem Schwulst versteigt sich Klopstock seltener als seine ihn überbietenden Nachahmer. Die gesamte Dichtung der Gottinger, welche die Verbrechen der Regenten aufzahlt, braucht hier nicht berücksichtigt zu werden, es genugt an Oden Klopstocks wie *Die Krieger, Der Eroberungskrieg* und an die Revolutionsoden, in denen er die Eroberungskriege der Republik und insbesondere die Schreckensmanner der Revolution verflucht, zu erinnern, um die Entstehung von Lenaus Gedicht zu erklaren. An gleichlautenden Einzelheiten im Ausdruck ist auch kein Mangel. Das *vergossene Blut raucht* (Vs 1-2 auch bei Klopstock (II, 86, Vs 10), seine Konige bringen dem Tode zum Opfer *von heissem Blute schaumende Schalen* (II, 25, Vs 35 f.),

---

(1) Ille tertius December... silvis honorem decutit.

Epode II, An Peerus.

wovon bei Lenau dem Tyrannen ein jeglicher Tropfen einst *aufschäumen* soll, in strafender *Ewigkeit*. Klopstock entnommen ist die Sehnsucht nach den *Talern Elysiums* (Vs 10), das *Wonnelied der Auserwählten* (Vs 19); *entgegengleissen* (Vs 13) entspricht zahlreichen ähnlichen Zusammensetzungen bei ihm, das einfache *gleissen* gebraucht Klopstock öfters, *donnernd* (Vs 12) weist unmittelbar auf ihn hin.

In **König und Dichter** (65) führt Lenau einen der Klopstockischen Könige ein :

Königen gab der Olympier Stoltz, und sklavischen Pöbel
Um den gefürchteten Thron :
Weisheit gab er den Königen nicht ; sonst hielten sie Menschen
Nicht für würgbares Vieh.

(*Verschwörung*, I, 6, V 1-4)

Ein solcher König ist für Klopstock Friedrich der Grosse. In der Ode *Delphi* schildert er ihn als ehrgeizigen Eroberer, der Unglück über Tausende gebracht und noch bringen werde. *Der Stolz entflammt* ihn *auf dem Throne* (II, 44, Vs 62, 64), wie der Lenausche König *stolz auf* erhabnem *Throne flammt* (Vs 1). Ähnlichkeit der Bilder weist die 24. Strophe dieser Ode mit der zweiten Lenaus auf. Klopstock führt aus, dass der Krieg zwischen Preussen und Österreich bald von neuem entflammen werde :

Friede beascht jetzt schlummernde Glut : doch Erobrung
Wird nicht verziehn ! und so bald sich mit der Zeiten
Wechsel wirbelt ein Sturm ; verfliegt die
Asche, wird Flamme die Glut !

(V 93-96)

In anderen Worten bringt Lenau dieselben Bilder :

Zum nahen Flug jetzt lüftet der schnelle Tod
Den Fittig, und — was flammte, das glimmt nur mehr
Er rauscht heran — sein starker Flügel
Fächelt vom Throne herab die Asche.

(V 5-8)

Anderswo bei Klopstock (I, 39, Vs 24 f.) ereilt der Donner (!) einen Wanderer, fasst ihn tötlich und macht ihm das Gebein zu *fallendem Staube*. Klopstockisch ist der *hohe Olymp* (Vs 12); bei ihm (I, 167, Vs 27) wie bei Lenau (Vs 10) *horcht die Quelle* dem Harfenlaut des Sängers.

Der Inhalt der Lenauschen Ode bietet auch auffallende Gleichheit mit dem der Klopstockischen *Der Nachruhm* (II, 39) und *Der Gränzstein* (II, 48). In beiden stellt Klopstock das Wirken der Könige dem des Dichters gegenüber. Gefalscht wird der Nachruhm der Krieger und Könige; unverfalscht kommt nur das Werk des Dichters auf die Nachwelt (*Der Nachruhm*). Keine Dauer hat das Wirken des Königs, ewige hingegen das des Dichters (*Der Gränzstein*):

> Könige sind *weitwirkend*, auch bleibt's, wie ein Abend-
> Schatten; und doch muss auch dieser sich verlieren!
> Ach die Handlung sinkt hin, und klimmt nicht
> Ueber der Sonderung Stein.
>
> (II, 39, Vs 29-32)

Hingegen was der Dichter schafft:

> Jenseit ist das der Höhe, die gränzt. Was es wirkte,
> Wirket es stets, wie im Anfang, so von neuem:
> Jahre fliehn; und es strömt sein Einfluss,
> Wie der Beginn sich ergoss.
>
> (II, 39, Vs 45-48.)

Ist es nicht das *weitwirkende* der Klopstockischen Könige, das Lenau ausführt:

> Befehl den Völkern winkt in die Fernen er,
> Denn scheu vor ihm zurück stets *weiter*
> Weichen die Grenzen des Reichs, und *weiter*.
>
> (Vs 2-4)

In Worten, die wegen ihres häufigen Gebrauchs bei Klop-

stock auffallen, singt auch Lenau die Ewigkeitsdauer der Dichtkunst :

> doch im *Triumphe* führt
> Die *Ewigkeit* sein Lied davon, das
> *Zürnend* die *Stärkere* dir entrissen.
>
> Vs 14-16.

Muss man noch Ausdrücke wie *erhaben*, *Fittich*, *rauschen*, *seliger*, *herabsehnen*, *entsinken* anführen, um die diesmal sklavische Nachahmung des Vorbildes festzustellen?

Von Klopstock abhängig ist auch die alkaische Ode **Zuruf an meinen Geist** [88]. Sie ist eine Aufforderung an den Geist des Dichters, all die bösen Zweifel der Skepsis zu zerstreuen, die ihn von frühester Jugend an geplagt und auch so stark beitrugen, sein Leben zu verdüstern. Ein Gegengewicht gegen die vielfachen rationalistischen Einflüsse in seiner ersten Jugend, die sich während seiner Universitätszeit bedeutend verstärkten, da fast alle Professoren, der Religionslehrer Weindridt nicht ausgenommen, mehr oder weniger Freigeister waren [1], bot ihm nur das Lesen Klopstocks. Diesem mag auch der Wunsch entkeimt sein, Herr zu werden über den Zweifel, und dieser Wunsch ist auch ganz klopstockisch ausgedrückt.

Dem Klopstockischen Adler, der zur Wolke steigt und dann herunter zu der Eiche Wipfel sich senkt, sind wir schon begegnet. Auf Adlers Flügeln möchte Klopstock auch hin zu den Hohen eilen, den Hohen der Herrlichkeit [1, 215, Vs 67-69]. In den Bardengesängen der *Hermanns Schlacht* bilden die Adler Wodans sozusagen das Leitmotiv, Vorbild der Lenauschen Verse :

> Auf schwingt der Aar sich über dem Schlachtgefild,
> Senkt bald herab sein Aug auf die Leichen ..

---

(1) Bauernfeld *Aus Alt- und Neu-Wien*, Werke IV, 9 ff.

ist die Stelle aus dem Bardenchor des vierten Auftrittes der *Hermanns Schlacht :*

Ihr musstet sie nehmen, sie nehmen
Die hohen Adler !
Jetzo schweben sie langsam fort
Ueber euren Leichen.
. . . . . .
Ihr Auge blicket glühend herab
Auf das Blut, das im Tale raucht !

Die Wolke, die

Den Sonnenstrahl der Auferstehung
Fallen nicht lässt in die offnen Gräber
(Vs 7-8),

stammt auch von Klopstock. Dieser kennt eine Wolke,

Die den weckenden Strahl einkerkert,
Den uns die Frühe gebar.
(II. 158, Vs 2-4.

Die *Auferstehung* (Vs 7) ist uns aus der Messiade genugsam bekannt und die *offenen Gräber* (Vs 8) aus den Oden (I. 41, Vs 33; 59, Vs 45; 154, Vs 40; 156, Vs 55).

Der Ode Lenaus könnte man die Strophe aus der Ode *Das Anschaun Gottes* als Motto voranstellen :

Erheb', o meine Seele, dich über die Sterblichkeit,
Blick auf, und schau; und du wirst strahlenvoll
Des Vaters Klarheit,. schaun !
I. 131, Vs 61-64.

Ein Hauch kindlicher Frommigkeit, wie wir ihn nur ganz vereinzelt bei Lenau wahrnehmen, durchweht die friedlichen **Abendbilder** (87). Die Natur ruht wie ein schlummerndes Kind in den Armen Gottvatters, sein göttliches Auge weilt voll

Liebe auf ihr, und sein Odem weht über ihr Antlitz. Der fromme, schuldlose Hirt sinnt über Gottes Güte nach, und in der Abenddämmerung falten sich seine Hände zum stillen Gebete. Es ist die « ländlich fromme Flote » [1] der Schäferdichtung, die hier ertönt, und wir treffen hier den jungen Dichter in Gesellschaft der Hainbündler im kühlen Schatten der anakreontischen Haine inmitten blökender Herden, schuldloser Hirten und Hirtinnen mit Stab und Flote. Diese Schäfergedichte Lenaus sind ganz idealistisch gehalten, mehr in der älteren Gessnerschen Art oder in der Weise Jacobis als im mitunter realistischen Stile der Göttinger. Auch der fromme Zug ist eher den ersteren als den letzteren eigen. Trotzdem sind Einwirkungen Gessners und Jacobis im einzelnen, namentlich im Stile, nicht nachzuweisen, hingegen wohl solche Klopstocks, mehr noch Höltys.

Um die Natur *schwebt der Dämmerung zarte Verhüllung* im ersten dieser Abendbilder (Vs 3). So *umschwebet* bei Klopstock *Dämmerung* den Blick (II, 69, Vs 3-4), so umzieht bei Holty *halbe Dämmerung* die Hügel (S. 76). Die Natur, *die holde, lächelt* (Vs 4) wie bei Holty:

> Schon im Feuerschmucke *lächelt*
> *Hold* und bräutlich die Natur.
>
> *Mai*, S. 18.

Ganz Nachahmung ist die Landschaft des zweiten Abendbildes (64), das Lenau seit 1837 ausschloss: der Mond, die Flur, Philomele, der Blütenstrauch, Mirzi am Busen des Jünglings. Gewagt scheint es mir, hier eine Schilderung der Lage von Altenburg zu sehen und in dem « fernen Gebirg » gerade das Leithagebirge zu entdecken [2]. Das Gebirge *zerfliesst* mit *Wolken* in ein *Meer* (Vs 1). In der *Messiade* (1. Gesang, Vs 588 f.)

---

[1] Jacobi, Werke VI, 33.

[2] E. Castle, Heimaterinnerungen bei Lenau. *Grenzboten Jahrbuch*, X, 81.

fliessen Wolken wie ein sinkendes *Meer* von der einsiedlerischen Mitternacht herunter. Schäfer und Schäferin horchen dem *Zaubergeflöte* Philomelens. Philomelens *Geflöte* ist allgemein hainbündlerisch, und auch Hölty singt von der Schäferin und dem Schäfer, die, unter grünen Bäumen sitzend, dem Gesang der Nachtigall horchen (S. 68 f.). Eine allgemeine Schäfersituation bietet die letzte Strophe: das *trauliche Gemenge* (Vs 10) der Herden findet sich, um nur ein Beispiel anzuführen, bereits bei Longus. Der Sprachgebrauch in diesem zweiten Abendbild geht eher auf Klopstock als auf Hölty zurück. Man sieht dies schon am Versmass, am Gebrauch des Partizips in adverbialer Bedeutung: *heimlichend* Vs 6), am absoluten Genetiv: *traulichen Gemenges*, an Zusammensetzungen wie *entgegengrüssen* (Vs 3).

Auch im dritten Abendbild (s. Nr 2) finden sich manche Spuren der Sprache Klopstocks, so das von ihm so oft in den Oden wie in der Messiade gebrauchte *Verstummen* (Vs 9), der Komparativ *dunklere* (Vs 12), das *enthallende Geglock* (Vs 10). Der *wählende Zahn* (Vs 11) ist dem *wählenden* Blick im Bardengesang des III. Auftritts der *Hermanns Schlacht* nachgebildet. Die *kleinen Sänger* Vs 1-2 kennt Holty nicht, wohl Klopstock (II, 101, Vs 49 f.), auch Jacobi (VII, 61). Das Bild von *des Abends flüchtigen Rosen* (Vs 7) erinnert an Holtys Vers:

Und aus *Rosengewölk* schimmert der *Abendstern*

(*Auf die Pyrmonter*, S. 32).

sowie auch das *Bekränzen mit Rosen* Vs 8) an Holtys:

Rosen bekränzen ihr Haar.

(*Hymne an die Morgenröthe*, S. 7).

Aus der Tatsache, dass dieses dritte Abendbild im Erstdruck im Taschenbuch *Das Veilchen*, Jahrgang 1830, zugleich mit dem Gedichte *Das Ideal* erschien, ist kein Schluss auf die

Entstehung zu ziehen; genau kann diese auch nicht festgestellt werden. In einer dieser Idyllen — er sagt nicht in welcher — meint Reynaud [1] das im Briefe an Kleyle erwähnte « *Herbstlied an meine Berta* » zu sehen. Keins dieser Abendbilder trägt jedoch den Charakter eines Herbstliedes oder eines Liebesliedes.

Ein Gegenstück zu den Oden gegen die Tyrannen ist das erst kürzlich entdeckte **Bruchstück einer Ode** (1828), in dem der Tod eines Mannes beklagt wird, der « das grosse Werk des Brüdervereins der streng geschiedenen Volker » gestiftet. Ich vermute, dass der österreichische Staatsmann J. Ph. K. J. Stadion gemeint ist, der am 15. Mai 1824 in Baden bei Wien starb. Bekanntlich war er der beste Gonner Grillparzers, der ihn in der Selbstbiographie « einen der ausgezeichnetsten Manner seiner Zeit » [2] nennt und ihn in einer *Kantate* aus dem Jahre 1822 besingt [3]. Den Lenauschen Versen :

Der Herrliche sank ! mit ihm
Das grosse Werk des Brudervereins der streng
Geschiedenen Volker

entsprechen die Grillparzerschen :

Schön ist die herrliche Tat !
Völker, die zischende Schlangen
Markverzehrend umschlangen,
Preisen, befreiet, die Tat.

Wieder stutzt Lenau sich im Sprachgebrauch auf Klopstock : *Getos*, *Gemurmel*, *mattern Schlages*. Am bezeichnendsten ist der Kraftausdruck *Donnerwort* (Vs 4) :

Deine vom *Donnerworte* des Fluchs zerstorten Gefilde
Messias, I. Gesang, Vs 503

---

[1] *These inaugurale*, Nr 78.
[2] Werke XII, 64.
[3] Ebd., I, 73.

Er wandte sich mit dem *Donnerworte* zu Seba

(*Messias*, 16. Gesang, Vs 498.)

Wenn du ein solch *Donnerwort* sprichst

Hermanns Schwert, 11. Auftritt.

Die Innigkeit von Lenaus Verhaltnis zu Holty, das Gestandnis, dass er ihm von allen Dichtern am meisten galt, dass keiner seinem innersten Wesen so sehr zusagte, dies alles tritt ergreifend zu tage in der Ode **Am Grabe Höltys** (1900). Es ist ein Frühlingsgedicht, vielleicht aus dem Jahre 1825, in dem Lenau das Lesen Höltys gemeinsam mit Schurz wieder aufnahm. In knapper Form verwendet er meisterhaft fast samtliche Motive der Höltyschen Frühlingslieder.

Gleich der zweite Vers bringt das Motiv des *Irrens im Haine*:

Klagend *irrt er im Haine*, dich zu finden.

So singt auch Hölty:

Er irrte durch den Hain

Adelstan und Rosette, S. 40.

Sie irrten .. durch den Myrtenhain

(*Leander und Isabella*, 1. Ballade, S. 49.

Irr ich im Hain

Seufzer, S. 81.

Wandelt durch die Haine

(*Minnelied*, S. 82.)

Nun irr ich durch verschränkte Tannenhaine

An Minnas Geist, S. 118.

Der klagende Ruf des Frühlings verhallt *in einsamen Schatten* (Vs 3-4).

Die *einsamen Schatten* gleichen Holtys *Schattengang* im

Gedichte *An die Apfelbäume* (S. 25), den *dunkleren Schatten* der *Mainacht* (S. 23), den *einsamen Büschen* im Gedichte *Die Liebe* (S. 26). Im *Mailied* (Schön in Feuerschmucke lachelt) gehn die Liebenden in düstern Buchenlabyrinthen, und Küsse flüstern aus den Lauben um die Abenddämmerung (S. 68).

Nimmer, sagt Lenau, freut Holty sich des *ersten Veilchens* (Vs 7). Der Frühling bei Holty streut Veilchen (S. 69), die Weste rauben den Veilchen Küsse (S. 47), das Mädchen pflückt Veilchen und schmückt sich die Brust damit (*An ein Veilchen*, S. 10).

Nimmer freut Holty sich auch des ersten *Taubengegirres* (Vs 8). In Holtys *Mainacht girret ein Taubenpaar* sein Entzücken (S. 23), in *Leander und Ismene* (2. Ballade) herzen sich auf jedem Ast verliebte Tauben (S. 47), im *Frühlingslied* (Grüner wird die Au) *girrt ein Tauber* und schwirrt um sein liebes Taubchen (S. 67), im Gedichte *Die Laube* girrt der Liebende nach seinem süssen Taubchen (S. 77) wie Apollo nach Daphne (S. 34).

Der Frühling sinkt an den *Hügel des Grabes* von Holty (Vs 9). Holty führt die Geliebte an sein Grab (*An den Mond*, S. 79 f.), er erwähnt den *kalten Hügel*, wo er den eisernen Schlummer schläft (S. 30), seine Gruft (S. 1, 21), die ihn hüllende Rasengruft, seinen Totenhügel (S. 11, 104, 105).

Der Frühling, der das Grab Holtys umarmt (Vs 10), gemahnt an die » Küsse, dem kalten Hügel geopfert « Holty, S. 30). Ein Holtysches Motiv sind auch die vom Frühlingshauch *durchsauselten* Grabesblumen (Vs 11-12). Holty schildert sein Grab, das die Blumen beduften (S. 1, 11). Glücklich bringt Lenau noch im letzten Verse seiner rührenden Klageode Holtys Lieblingswort *sauseln* an.

IX

Bilder aus dem Leben.

1822-1825.

Abendheimkehr. — Bettlers Klage. — Reiterlied. — Fragmente.
An einen Jugendfreund. — An J. Klemm. — In der Krankheit.

Inmitten all dieser Nachahmungen versucht sich der junge Lenau auch in etwas selbständigeren Bildern aus dem Leben [1] wie **Abendheimkehr** (32). G. Schwab hebt dies Gedicht in seiner Besprechung [2] besonders hervor, rühmt die gewählten und doch natürlichen Reime, die Vollendung der Diktion, die nichts Ueberzähliges und Müssiges aufweise, die harmonische Mannigfaltigkeit der Bilder und bemerkt richtig, dass all diese Bilder doch nur der Rahmen, die Guirlandeneinfassung sind zu dem Gemälde des « vom Empfangen wonnetrunken heimwandelnden Dichters ». Man glaubt auf den ersten Blick ein ursprüngliches Gedicht vor sich zu haben, die Schilderung einer auf den Wanderungen in den österreichischen Alpen [3] gesehenen Abendheimkehr, bis man zum letzten Bilde kommt, das so stark den Eindruck des Gemachten erweckt. Es ist nicht

---

[1] In der ersten Ausgabe der Gedichte 1832 reihte Lenau selbst in diese so überschriebene Abteilung nebst anderen die Gedichte *[illegible]*, *Abendheimkehr* ein. Den Begriff weiter fassend, bringen wir Gedichte hinein, die Lenau meistens als *Vermischte* bezeichnete.

[2] KLÜPFEL, S. 179.

[3] Beschrieben bei SCHURZ, I. 79, 88, 98, 100 ff.

nur gemacht, es ist unmittelbar Klopstock nachgebildet, der das siebente Lied an Wingolf mit der Schilderung anhebt :

> ... Jetzt sah ich fern in der Dämmerung
> Des Hains am Wingolf Schlegeln aus dichtrischen
> Geweihten Eichenschatten schweben,
> Und in Begeisterung vertieft und ernstvoll,
> Auf Lieder sinnen.
>
> (I, 29, Vs 1-5.)

Man vergleiche damit das Lenausche Bild :

> Den Dichter sieht man aus der Nacht
> Der Eichen selig schwanken :
> Er taumelt fort mit seiner Tracht
> Unsterblicher Gedanken.
>
> Vs 13-16.

Hölty hat die Verse :

> Und sieh, ein alter Kriegsknecht
> *Wankt durch den Eichenwald daher.*
>
> *Des Knaben Wunderhorn*, S. 39.

Auch einzelne Ausdrucke sind dem Sprachschatz Klopstocks entnommen : *Die Nacht der Eichen, die unsterblichen Gedanken.* Vor allem charakteristisch ist das *Taumeln*. Was *taumelt* nicht alles bei Klopstock? Schon allein in Wingolf, erstes Lied I, 8 , *taumelt* der Fels (Vs 12 , *enttaumelt* das Lied der schaffenden Seele (Vs 9 der altesten Fassung , gehen *taumelnd* die Unsterblichen herum (Vs 46 f. . Entzuckungen schweben *taumelnd* um Klopstocks trunkenes Haupt I, 50, Vs 74 , er redet vom *taumelnden* Wahn der Despoten II, 72, Vs 22 , *taumelnd* freut sich die Freude u. s. w. (II, 98, Vs 32).

Ursprunglicher wie dieses, jedoch an poetischem Werte weit nachstehend, namentlich die Vorzuge der glatten Schreibart entbehrend, ist ein anderes Bild aus dem Leben, **Bettlers Klage** (1767), das erst in letzter Zeit veroffentlicht wurde. Es

findet sich in einem Hefte mit Gedichten in Reinschrift aus Lenaus Jugendzeit und hat dort seinen Platz zwischen den Gedichten *An Seneca* und *An Mathilde*, was schon hinlänglich auf frühe Entstehung deutet.

Diese liegt auch ziemlich klar zu tage bei dem **Reiterlied** (128), das man jedoch fälschlich als eine jugendliche Nachahmung von Schillers Reiterlied in Wallensteins Lager bezeichnet hat. Es mag wohl von Schiller angeregt sein, schliesst sich auch im Rythmus an Schillers Lied an, bewahrt jedoch inhaltlich eine Selbständigkeit, die bei der Gleichheit des Stoffes nicht grösser sein konnte. Keine einzige genauere Uebereinstimmung mit Schiller ist festzustellen, wohl aber eine wörtliche mit Bürgers *Lenore*, dessen Einflusse wir hier zum ersten Male begegnen und den Lenau ja auch mit Schurz (I, 71) las. Lenaus Reiter sagt zu dem ihm entlaufenden Glück, das er auf den Sattel zu sich zurückzwingt:

Musst reiten mit mir durch *Nacht und Graus*.

(Vs 47.)

Zweimal ruft Lenore aus:

Stirb hin, stirb hin in *Nacht und Graus*.

(Vs 70. 86.)

Zur Jugenddichtung Lenaus gehören auch zweifellos die **Fragmente** (154), poetische Uebungen in der Versform der Stanze. Sehr weit gehen die Meinungen über ihre Datierung auseinander. Castle versetzt sie in das Jahr 1821 (allerdings mit sehr notwendigem Fragezeichen [1]), Roustan S. 28 in das Jahr 1822, Reynaud [2]) in das Jahr 1823 (auch mit Fragezeichen) und Schlosser [3]) in das Jahr 1829-1830. Ich glaube

[1]) In den dem Inhaltsverzeichnis der Ausgabe M. Hesse (Leipzig) beigegebenen Daten, die meistens die des Erstdruckes sind.

[2]) *Thèse auxiliaire*, Nr 2.

[3]) *Zeitschrift für deutsche Philologie*, XXXIII, 491.

aus diesen sechs Gedichten eher den Studenten der Philosophie und der Rechte (1823-1826) als den der Medizin (1826-1830) herauszuhören. Der Wiener Student beklagt die Eitelkeit der Jugendhoffnungen (*Der Jüngling*), die Falschheit der Freundschaft (*Der falsche Freund*), die Unterdrückung der Freiheit (*Die schlimme Jagd*), die Kauflichkeit der Dichtkunst (*Der feile Dichter*), er verspottet den Pedantismus der Professoren der Philosophie (*Auf einen Professor philosophiae*) und die Geldgier der Priester (*Der geldgierige Pfaffe*).

Zu den drei letztgenannten Gedichten finden sich Parallelstellen in den Briefen an Fr. Kleyle. In einem Briefe vom 13. Februar 1825 verhohnt Lenau die zeitgenössischen Dichter, die er »Lyrabengel« nennt, und wirft ihnen allerdings nicht Feilheit, sondern Mangel an Verstand vor [58].

Ueber die Philosophen äussert er sich, stark an das Gedicht anklingend, am 13. Januar 1824: »Das Verfahren derjenigen Philosophen (zu welchen Rembold gehört), die eine Lehre des Uebersinnlichen aus alleiniger Reflexion auf den menschlichen Geist bilden wollen und keine Naturphilosophie zugeben wollen, scheint mir deshalb unrichtig, weil sich die ewige Wahrheit nicht nur im menschlichen Geiste, sondern auch, und viel deutlicher, in den Gesetzen der Körperwelt ausspricht, welche doch immer bestimmter erkannt werden kann, da hier erkennendes Subjekt und zu erkennendes Objekt nicht eins und dasselbe ist, wie bei Untersuchung des Menschengeistes in seiner Gesetzmässigkeit« [57]. Eben diese Gesetzmässigkeit im rein begrifflichen Urteilen verspottet Lenau, ähnlich wie Heine:

> Zu fragmentarisch ist Welt und Leben —
> Ich will mich zum deutschen Professor begeben.
> Der weiss das Leben zusammenzusetzen,
> Und er macht ein verständlich System daraus;
> Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
> Stopft er die Lücken des Weltenbaus [1].

---

[1] *Die Heimkehr*, Nr 60.

Zu gleicher Anschauung wie Lenau gelangte der gleichzeitig mit ihm studierende junge Bauernfeld und zwar nicht trotz, sondern gerade infolge der Lehre Rembolds. Nachdem er festgestellt, dass sich unter den Studenten wenig oder gar keine Anlage zur Spekulation gezeigt, berichtet er, wie Rembolds Einführung in die Kantsche Philosophie ihn von der Unerweisbarkeit alles Uebersinnlichen überzeugte, von der Unwirklichkeit der höchsten Ideen von Gott und Unsterblichkeit vor der theoretischen, reinen Vernunft [1]. Den achtzehnjährigen Grillparzer wandelte ein Lachen an, wenn er das Wort Philosophie hörte. Er fand es sehr anmassend, im damaligen Zustande des Wissens von einer Wissenschaft zu reden, die sich so weit erstrecke wie das Universum, und deren Anfangsgründe erst künftigen Jahrhunderten aufbewahrt seien. « Wir haben *keine* Philosophie, das, was wir unter diesem Namen von platten Marktschreiern lobpreisen hören, ist nichts als schimärisches, zusammengestoppeltes, unhaltbares, erbärmliches Zeug... Unsere Philosophie fängt mit Hypothesen an, wird auf Hypothesen fortgebaut, und das Resultat ist wie natürlich ebenfalls Hypothese. Die Fragen, woran uns eben etwas liegt : Gibt es eine Gottheit ? Sind wir frei, unsterblich ? Ist Wahrheit in unserem Erkennen? u. s. w., werden immer unentschieden gelassen, indes der Haute Systeme schmiedender Scharlatane sich mit scholastischer Pedanterie, neuen barbarischen Terminologien mystischer Undeutlichkeit... gegeneinander unterhält [2].

Zu ähnlicher Satire war Lenau ohnedies aufgelegt, da es ihm sehr schwer fiel, das unterbrochene Studium der Philosophie Ende 1823 wieder aufnehmen zu müssen, da er den dritten Lehrgang noch nicht erledigt hatte. Er studierte, so berichtete sein Studienfreund Dr Keiller dem Dichter Seidl », immer

---

(1) Werke IV, 13.

(2) *Tagebuchblatter*, Werke XVI, 17.

anders als wir anderen ; die Wissenschaft regte seine Seele auf, wo wir immer in verba magistri schwuren » (1).

Gehört diese Satire auf die Philosophie also höchst wahrscheinlich in das Jahr des dritten philosophischen Lehrgangs (1824), so kann mit gleicher Wahrscheinlichkeit *Der geldgierige Pfaffe* (68) (2) in das folgende Jahr versetzt werden.

Zu diesem Gedichte ist eine sehr bezeichnende Stelle in einem Briefe vom 13. Februar 1825 an Fritz Kleyle heranzuziehen. « Dass ein päpstliches Aufgebot an alle Rechtgläubigen erging, sie zu einer Promenade nach Rom zu bewegen, wirst du doch wissen? Der gute Hirt will nun seine Schafe versammeln und einen beiläufigen Ueberschlag machen, wie viele dieser frommen Tiere ihm der Wolf Aufklärung geraubt haben durfte. Bald säuseln mildere Lüftchen, und sieh ! es schwärmt der katholische Bienenstock ! — Sei nicht ungehalten, dass ich das Wollenvieh plötzlich zu Honigsaugern mache ; Schafe sind ja geduldig » (38). Der satyrische Ausfall bezieht sich auf die von Leo XII. im Jahre 1825 erlassene Aufforderung zur Romfahrt, was auch eine Datierung des Lenauschen Briefes erlaubt, dem das Jahresdatum fehlt. Das Gedicht ist offenbar durch die Kunde von diesem päpstlichen Erlasse veranlasst worden.

Ein Vorbild dazu konnte Lenau auch wieder bei Holty finden. In *Leander und Ismene* (Nr 3) ist die Rede von einem Pfarrer, der die Gebühr bekommt :

> Wonach er lang geschmachtet
>
> (S. 51),

und im bekannten Gedichte *Der alte Landmann* führt Holty einen Pfarrer ein, der « ein Filz und Wucherer » war, und als

(1) Schurz, I, 86.

(2) Seit 1834 von Lenau ausgeschlossen, wiederaufgenommen in die Nachlese.

Strafe dafür als schwarze Spukgestalt nachts um zwölf Uhr am Altare stehen muss :

> Paukt dann mit dumpfigem Geschrei
> Die Kanzel, dass es gellt,
> Und zählet in der Sakristei,
> Sein Beicht- und Opfergeld.
>
> (S. 98.)

Die ziemlich sichere Zeitbestimmung zweier dieser Fragmente wirft auch einiges Licht auf die Frage nach der Entstehungszeit der anderen. *Die schlimme Jagd* und *Der feile Dichter* sind Satiren auf die bekannten damaligen Zustände in Österreich. Ob etwa *Die schlimme Jagd* durch die Aufhebung der *Ludlamshöhle*, einer der Polizei gefährlich dunkenden Tischgesellschaft von Literaten und Künstlern, veranlasst worden ist ? Dann müsste man das Gedicht allerdings in das Jahr 1826 versetzen. So könnte man jedoch etwa auch das Fragment *Der Jüngling* in eine noch spätere Zeit verweisen, indem man die « neuen Welten » (Vs 5) auf den Plan der Amerikareise und das tückische Weib der zweiten Strophe auf Berta deutete. Man darf nicht übersehen, dass die *Fragmente* sämtlich poetische Uebungen des jungen Lenau in der Versart der Ottaverime sind und die Satire darin ganz allgemein gehalten ist. Diese Umstände sprechen für eine nicht weit auseinanderliegende Entstehung.

Auf die auffallende Ähnlichkeit der philosophischen Entwicklung des jungen Lenau mit der Bauernfelds und Grillparzers haben wir bereits hingewiesen. Eine gleiche Verwandtschaft bietet ihre Gefühlswelt, namentlich der bei allen drei in der Jugend scharf ausgeprägte Freundschaftskultus. « Die Freundschaft spielte bei uns Jünglingen kaum eine geringere Rolle als die Liebe » schreibt Bauernfeld [1]. Wie Niembsch in Alten-

---

(1) Werke IV, 22.

burg und seit 1823 in Wien wohnte auch Bauernfeld zusammen mit Freunden. In der ersten Zeit seines Studiums in Wien (1818-1821) empfand Lenau schmerzlich den Mangel eines wahren Freundes. Auch Grillparzer klagt im Anfange seines Tagebuches (1) heftig, dass er bei einem für Freundschaft so empfänglichen Herzen keinen Freund finden könne. Der Freundschaftskultus der Zeit, der beim empfindsamen Lenau so hoch entwickelt war, dass er « den Genuss der befreundeten Seele » als « den edelsten aller Genüsse » (2) bezeichnete, muss bei den Stanzen *Der falsche Freund* in Betracht gezogen werden, hinter denen vielleicht etwas mehr steckt als eine Uebung in einer bestimmten Versform über einen Gemeinplatz.

Ein Zusammenhang dieser Stanzen mit den **An einen Jugendfreund** (3) überschriebenen ist nicht unmöglich. Sie weisen eine starke Abhängigkeit von Hölty auf, und hierin liegt ein ziemlich entscheidender Grund, sie in eine frühe Zeit zu verlegen. Zu Bedenken Anlass gibt die Tatsache, dass das Gedicht erst in der zweiten Auflage der Gedichte 1834 erschien. Hat Lenau die Zeit abgewartet, bis dieser Schurz I, 323 und allen Lenauforschern unbekannte Jugendfreund gestorben oder aus seinem Gesichtskreis verschwunden war? Wir kennen nur Klemm und Kleyle als vertraute Jugendfreunde Lenaus und wissen auch, dass dies Klagelied über Treubruch auf sie keine Anwendung findet. Ich wage die Vermutung nicht, dass der Dichter, der bereits über eingebildeten Liebesverlust geseufzt, nun auch über eingebildeten Freundschaftsverlust klagt. Das Gedicht erweckt nicht den Eindruck des Gemachten, es scheint aus dem Herzen gekommen. Nicht unerwähnt möchte ich die Tatsache lassen, dass der Wiener Dichter Fr. L. Halirsch (1802-1832) eins seiner Gedichte *Einem treulosen Freunde*

(1) Werke XVI, 31.

(2) L. Halirsch, *Balladen und lyrische Gedichte*, Leipzig, Verlag von Carl Locke, 1829, S. 166.

widmet und in den ironischen Versen *Drei Toaste* (1) einen Becher leert auf das Wohl des Freundes, der « den Bruderbund brach ». Halirsch starb am 19. März 1832. Von einer engeren Verbindung mit Lenau verlautet allerdings nichts.

Leichtfertig hingeworfen hat man die Beziehung von Lenaus Gedicht auf Höltys *An Voss*, auf Klopstocks Wingolf, auf Byrons *To a youthful friend* (2). Mit diesen Gedichten hat das Lenausche nichts zu tun, am allerwenigsten mit dem Byrons, der einem jugendlichen Freunde Ratschläge erteilt, den er nicht beweinen kann, während Lenau ein Trauerlied über den Verlust eines Jugendfreundes dichtet. Der skeptischen Gleichgültigkeit Byrons ist Lenausche tiefgefühlte Wehmut geradezu entgegengesetzt. Nicht einmal die Ueberschriften bedeuten dasselbe. Ernst zu nehmen ist allein der Bezug auf Höltys *An Miller*, den Reynaud auch anführt (3). Wenn auch Hölty nicht den Treubruch des Freundes, sondern nur die Trennung von ihm beklagt, so weisen doch Einzelheiten deutlich auf eine Einwirkung hin. Hört man bei Lenau die *Nachtigallen durch Gebüsche klagen* (Vs 27), so denkt man an Höltys *Seufzerlaut, der vom Nachtigallbusch tönet* (S. 20); das von Hölty dreimal wiederholte *Umsonst* (S. 20) hat auch Lenau (Vs 31). Die Lenauschen Verse :

> Wenn du tief schlummerst unter deinem Hügel,
> Nichts mehr erfährst vom holden Lenzerwachen
> (Vs 13-14)

gleichen dem Höltyschen :

> Dir blüht kein Frühling, wann du gestorben bist.
> (S. 29.)

Lieblingsvorstellungen Höltys bringt das Gedicht genug, wie z. B. : die Rose, die Gruft, den Todeshügel, den Hain,

---

(1) L. Halirsch, *Balladen und lyrische Gedichte*. Leipzig, Verlag von Carl Focke, 1829, S. 172.

(2) L. Reynaud, S. 263, Fussnote.

(3) Ebd., S. 263.

das Blüten, Schauern, Schlummern, Sauseln. Von den bekannten Versen Höltys :

> Ueb immer Treu und Redlichkeit
> Bis an dein kühles Grab
>
> (S. 96)

findet sich eine Spur in den Lenauschen :

> Nicht wolltest du die Treu im Busen halten
> Bis an der Gruft gebieterisch Erkalten.
>
> (Vs 11-12.)

Aus den Stanzen **An J. Klemm** (129) ertönt wieder und zwar zum letzten Mal das von Holty so oft besungene *carpe diem* des Horaz. Wieder liegt wie bei der *Göttin des Glücks* die Befruchtung durch Holty näher als die durch Horaz. Noch einmal, bevor sie sich endgültig dem Weltschmerz zuwendet, singt Lenaus Muse von « Wein, Weib und Gesang » und mahnt zu frischem Lebensgenusse. Nach dem Zerwürfnis mit Berta hatte er nicht mehr den Mut dazu gefunden. Nicht nur stofflich ist hier Holty Vorbild. Von Besonderheiten erwähne ich nur den *Hain Vergangenheit* (Vs 6), der dem Höltyschen *Hain der Zukunft* (S. 28) nachgebildet ist. Der hier angesungene Jugendfreund war in Wien Lenaus Stubengenosse, mit dem er sich gern über Dichtkunst besprach. Wurzbach [1] weiss nur von ihm zu melden, dass er, am 18. März 1803 in Ofen geboren, Erzieher im gräflichen Hause Palffy ward, sich in den dreissiger Jahren in den Dichterkreisen Wiens bewegte und mehrere lyrische Arbeiten — wohl nur in Zeitschriften — veröffentlichte.

---

[1] *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Wien, 1855-1891.

Die Verse an Klemm, die der Dichter auch zu sich selbst spricht :

die Jugend flieht
In deinen Strauss schon ihre letzten Rosen,
Bald wendet sie das holde Angesicht
. . . . . .
Dann gilt 's, empor zur Lebenshöh zu dringen,
Dann hörst du hinter dir im Blütental
Das « Gaudeamus igitur » verklingen,
Und deine Bahn wird glühend, schroff und kahl
(Vs. 2 ff., 7 ff.)

stehen am Eingange eines neuen Abschnittes in Lenaus Leben und stammen am wahrscheinlichsten aus dem Jahre 1825.

Das Ende des Jahres 1825 brachte Lenau eine Halsentzündung, die ihn an seinem Vorhaben hinderte, seinen Freund Kleyle in Ungarisch Altenburg zu besuchen. Auf diese Erkrankung beziehen sich die ursprünglichen [1], ergreifenden Verse **In der Krankheit** (116). Den Kommentar dazu gibt der Brief an Kleyle vom 6. Januar 1826 : « Eine sehr gefährliche Halsentzündung, an der ich einigemal beinahe erstickte, war mein Los in diesen Feiertagen, die ich an Deiner Seite glücklich zu verleben vermeint hatte. — So geht 's mit unseren Projekten! anstatt zu Dir zu fahren, ware ich bald ohne Abschied und Händedruck von Dir in den Tartarus hinab! Nun bin ich

---

[1] Zu vergleichen ist Vers 4 :

Und es pickt die Pendeluhr

mit Hölty :

Wie die Totenuhr in der Kammer pickerte
(S. 60 f.)

Einen gleichen Vers hat Lenaus Nachahmer Hartmann :

Der Pendel klappt einform'gen Schlages.

(Werke I, 164).

aber gerettet, und zwar durch einen jungen Mann, Doktor Wisgrill, dem ich 's nie vergessen werde: eine starke Blutentleerung und eine Gabe Merkur (den man nur bei sehr starker Angina gibt) zur rechten Zeit angewandt, schoben just noch die Riegel vor, ehe der Wundervogel davon war (ich meine nämlich meine Psyche, die nun wieder ganz behaglich in ihrem Käfig sitzt und vielleicht bald wieder zu singen anfangt)» (55).

Wenige Gedichte dieser ersten Zeit (1822-1825) bieten bestimmte Anhaltspunkte, die eine sichere und genaue Datierung ermöglichen. Vergebliches Bemühen wäre es, eine genaue Chronologie Gedicht für Gedicht aufstellen zu wollen. Wer hierbei nach dem Grundsatze der langsam steigenden Kunstfertigkeit und Ursprünglichkeit verführe, würde in argen Widerspruch mit den Tatsachen geraten. Die Entwickelung eines Dichters ist meist ein schwankendes Auf und Ab, Ab und Auf. Gerade die wenig vorhandenen Zeugnisse zeigen dieses deutlich in bezug auf Lenau. Manche seiner nachgeahmten Gedichte weisen einen höheren Kunstwert auf als die selbständigen. Diese stehen gleichmässig am Anfange (*Der Unbeständige*) wie am Ende dieses Zeitraumes (*In der Krankheit*).

X

Berta Hauer.

Erlebnis und Dichtung. — 2. Teil. — « Die Werbung ».

1826.

Dahin! — Die Mutter am Grabe ihres Kindes. — An Bertas Kinde. — Sehnsucht nach Vergessen. — Das Veilchen und der Schmetterling. — Die Jugendträume. — An die Hoffnung. — Sommerfäden. — Die Werbung.

Lenaus Leben und Dichtung im Jahre 1826 ist ganz beherrscht von seinem Verhältnis zu Berta Hauer. Die zweite Stufe in der Entwickelung dieser Liebschaft beginnt, die der Missverständnisse. Ein solches erwähnt Lenau im Briefe an Kleyle vom 26. März 1826, demselben, in dem er dem Freunde seine glückliche Vaterschaft meldet und seine Absicht, das Verhältnis zu einem gesetzlichen zu machen. « Folgendes », schreibt Lenau, « war das Kind einer melancholischen Stunde, welche durch ein Missverständnis zwischen mir und meiner Berta herbeigeführt worden war [...]. Und nun folgt die Ode, die in den neueren Ausgaben unter der Ueberschrift **Dahin!** [671] veröffentlicht wurde. Das veranlassende Missverständnis muss nicht schlimm gewesen sein, denn sonst würde Lenau in demselben Briefe, der es erwähnt, nicht den Gedanken eines ehelichen Bündnisses mit Berta aussprechen. Auch bringt das Gedicht nicht die leiseste Anklage gegen die Geliebte, es klingt höchstens wehmütig aus und erweist sich treffend als die Frucht einer flüchtigen traurigen Stunde.

Wie irrig die eingewurzelte Meinung ist, mit der Liebschaft

zu Berta habe Lenaus Poesie sich von der Nachahmung befreit und einen selbstandigen Flug genommen, zeigt diese antikisierende Ode, die schon allein in dem sehr bezeichnenden Ausdrucke *ich weinte Dank* die Abhangigkeit von Klopstock und Holty verrat. Das zielende *weinen* gebraucht Klopstock öfters, die *dankweinenden* Frommen erscheinen in der Messiade (19. Gesang, Vs 386), und Holty geniesst die *Wonne*, dass sein Mädchen ihm *Dank weinet* (*An Voss*, S. 21). Ist es nun gerade auch noch *der ewige Gott* (Vs 4), dem Lenau Dank weinet, so wird die Uebereinstimmung schlagend. Die erste Fassung hat obendrein noch einen Klopstockischen Komparativ, *heissere Küsse*, im fünften Verse der Handschrift. Bei dem überschwenglichen Ausdrucke :

> Sie pflückte mit Küssen mir die
> Blüte der Wonne von der Wang
>
> (Vs 5 f.

mögen Lenau Holtys Wonnelacheln um die Wangen der Geliebten (*An einen Blumengarten*, S. 22), der Liebe Rosen um ihren Mund (*Mailied*, S. 68) und das Pflücken der Rosen von den Wangen (S. 42) vorgeschwebt haben. Im Briefe an Kleyle stellt Lenau das Versmass voran. Das Missverstandnis mit Berta gibt ihm eben nur den Anlass zu einer neuen Uebung in der Odenform.

Die Geburt des Kindes, das, wie bereits erwahnt, am 13. Marz in der Pfarrkirche zu den heiligen Schutzengeln auf der Wieden getauft wurde, führt Lenau auf das literarische Thema : Die Mutter und ihr Kind. Unerwartet genug fällt der Inhalt und die Form der beiden diesen Stoff behandelnden Gedichte aus : *Die Mutter am Grabe ihres Kindes* und *Am Bette eines Kindes*. Nach der scherzhaften, heiteren Schilderung seiner Vaterfreude erwartet man liebliche Idyllen : Lenau schwelgt in der Vorstellung der Mutter am Grabe ihres Kindes und wunscht seinem Kinde den Tod. Man erwartet, dass dies doch nicht alltagliche

Erlebnis den bereits zur Selbständigkeit emporgereiften Dichter — die Verse *In der Krankheit* legen ein beredtes Zeugnis davon ab — zu ursprünglichen Erzeugnissen befruchten werde : das Erlebnis zeitigt nur ein unselbständiges Gedicht und eine Ode im Klopstockisch-sapphischen Versmasse, also wieder eine Formübung. Das Nächstliegende war hier wiederum, Berta für den pessimistischen Charakter der beiden Gedichte verantwortlich zu machen. Dazu gab Schurz Anlass genug mit seiner Bemerkung vom « angeblichen Vater » (I, 74) und seiner Behauptung, Lenau habe an der früheren Reinheit Bertas gezweifelt. Es trifft sich jedoch, dass Lenau die Verse **Die Mutter am Grabe ihres Kindes** (1830) an Kleyle in demselben Briefe sandte, in dem er ihm seine Vaterfreude und seinen Heiratsentschluss meldet. Die Düsterheit dieses Gedichtes wenigstens hat also bestimmt nichts mit Berta zu tun, und gleich unzutreffend ist Schurzens Meinung (I, 74), dass die trübe Zukunft, die seines Sprösslings wartete, Lenau zur Verzweiflung stimmen musste (1).

In Wahrheit veranlasst die Geburt des Kindes den Dichter nur zur Ausnutzung eines überlieferten literarischen Themas, mit dem das düstere, kurze Zeit vorher so oft behandelte der Kindsmörderin enge Verwandtschaft aufweist. *Die Mutter am Grabe ihres Kindes* ist von Bürgers *Lenore* beeinflusst. Ton und Stimmung beider Gedichte harmonieren, so verschieden der Stoff auch ist. Selbst ein genaues Zusammentreffen in Einzelheiten ist festzustellen. Die Verse aus der berühmten Ballade :

Und das Gesindel husch, husch, husch

(Vs 201)

---

(1) « Die trübe Zukunft », schreibt Schurz wörtlich, « die seinem Sprösslinge, wenn er ihm ja dafür halten durfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte ». Man vergleiche diese Stelle mit Lenaus Bericht an Kleyle, um sich von Schurzens Sachlichkeit einen Begriff zu machen.

sowie :

Den Hagedorn durchsaust der Wind

(Vs 118)

erkennt man sofort wieder in den Lenauschen :

Husch ! husch ! wie braust der kalte Wind

(Vs 1)

sowie in :

Ueber dem Grabe weht der Wind.

(Vs 11.)

Die Verse :

Der Wangen schöne Roselein
Zerknickte der grause Tod so bald !

(Vs 13-14)

sind zu vergleichen mit den Holtyschen :

Die Rosen ihrer Wangen sind
Vom Tode weggepflückt.

(*Adelstan und Röschen*, S. 42.)

Ein antike Idee, die des Todes als Zwillingsbruder des Schlafes, ein antikes Versmass verwendet Lenau in der Ode **Am Bette eines Kindes** sow. Die *Verhüllung* des bei Holty und Klopstock so oft verwendeten *Schleiers* (Vs 2) erinnert namentlich an Höltys Vers :

Jetzt zerreisst sie den Schlei'r, der ihr Auge verhüllt.

(*Hymnus an die Morgensonne*, S. 8.)

Höltys *lächelnde* Rose wird in Vers 3 als Vergleich angebracht. Die Komparative *ersteren* und *dichteren*, ein zweiter *Schleier*, ein neues *Lächeln* sowie das von Klopstock so geliebte *schim-*

mern kennzeichnen die zweite Strophe. Den gleichen Wunsch wie Lenau spricht Klopstock in der Schlussstrophe der Ode *Der Abschied* aus :

> Stirb sanft ! . . . . . .
> . . . . Schlummr' in die Ewigkeit
> Mit Ruh hinüber, wie dich Gott schuf,
> Als er dich machte voll schöner Unschuld.
>
> (I, 70, Vs 141-144.)

Gleiche Verpflichtung den berühmten Mustern gegenüber verrät die sapphische Ode **Sehnsucht nach Vergessen** (88), die nach dem Verse :

> Frühling kommt mit Duft und Gesang und Liebe

zu schliessen im Frühling geschrieben ist. Die « Wunden der bangen Seele » (Vs 3) deute ich nicht, wie meine Vorganger, auf den Treubruch Bertas, sondern auf die sich bald einstellenden Misshelligkeiten allerlei Art, die die Geburt des Kindes unvermeidlich mit sich bringen musste. Der Frühling des Jahres 1826 stellte den bisher sorglos in den Tag hineinlebenden Jüngling vor ernste Aufgaben, die ein frohliches Geniessen der schönen Jahreszeit ausschlossen. Vorbildlich für Lenau war hier Höltys *Die Schale der Vergessenheit* S. 32). Auch Hölty fleht :

> Eine Schale des Stroms, welcher Vergessenheit
> Durch Elysiums Blumen rollt,
> Bring, o Genius, bring deinem Verschmachtenden !

Das Bild der spröden Gebieterin mochte Holty tief in den *Schlummerquell* versenken. Lenaus Verse :

> *Lethe !* brich die Fesseln des Ufers, giesse
> Aus der *Schattenwelt* mir herüber deine
> Welle, dass den Wunden der bangen Seel ich
> *Trinke* Genesung

sind nicht entstanden ohne Erinnerung an die Klopstockischen in der Ode *An Cramer, den Franken :*

Doch der verstummende *Schatten*, der einst mir Seele war, schwebet
So traurig vor mir, und tröstet sich nicht !
Ginge wohl lieber hinab zu Elysiens *Schatten* und schöpfte
Aus *Lethe's Strome* den labenden *Trunk*.

(II, 74, Vs 23-26.)

In offenbarer Rückerinnerung an die Stimmung, aus der diese Ode hervorgegangen, und an das Gedicht selbst schrieb Lenau im September 1830 an Nanette Wolf, die Tochter des Schulmeisters in Gmunden, in dessen Hause er im August 1830 viel verkehrte : « Es ist so schlimm, dass der Mensch vergessen kann! — Es ist ein Zeichen, dass ich in Gmunden glücklich war, wenn ich darüber klage, dass der Mensch vergessen kann. Ehedem war es bei mir anders, ich hatte Zeiten, wo für mich der süsseste Trost im Vergessen lag. Die Mythe von Lethe, dem Flusse der Griechen, woraus ihre Abgeschiedenen in der Unterwelt tranken, um ihr ganzes Erdenleben zu vergessen, diese Mythe hat kein Glücklicher ersonnen. Für mich liegt jetzt etwas unbeschreiblich Trauriges in dem Gedanken : Vergessen ! » (57).

Inmitten dieser hainbündlerischen Odendichtung fällt ein hübsches, harmloses, volkstümliches Lied **Das Veilchen und der Schmetterling** (60), das offenbar ein Nachklang von Goethes *Veilchen* ist. Die kürzlich aufgefundene Handschrift ist nämlich von Lenau selbst datiert, den 13. April 1826. Somit tritt Goethe nun auch, neben Schiller, in die Reihe der Vorbilder Lenaus ein. Man wäre sehr geneigt, in dem Veilchen Berta und in dem Schmetterling den Dichter erkennen zu wollen, wenn der naiv-treuherzige Inhalt auf die ernste Lage des Verhältnisses in dieser Zeit passte. So kann man jedoch hier nur etwa ein Seitenstück zu dem Gedichte *Das Rosenmädchen* sehen, das inmitten schwerer Odendichtung auch als

eine Erholung des Dichters am Einfach-Volkstümlichen erscheint. Oder ist die Handschrift, die ich nicht einsehen konnte, etwa die spätere Abschrift eines früheren Gedichtes, das in die Umgebung des *Rosenmädchens* oder der schaferlichen *Abendbilder* zu rücken wäre ! Ohne das der Handschrift beigegebene Datum würde man diese Idylle den Gedichten beigesellen, die das erste Liebesglück ausstrahlen, und aus den Worten des Schäfers den jungen Niembsch heraushören, der im Briefe an Kleyle aus dem November 1823 sein Glück preist, ein so hübsches, liebenswürdiges, gefühlvolles Mädchen wie Berta gefunden zu haben, das auch durch seine Verlassenheit (1) dem in der Einsamkeit blühenden Veilchen gleicht :

Nicht ungenossen blüh ich hier,
Ein Schäfer kommt gar oft zu mir
Und atmet meinen Duft und spricht :
« Ein solches Blümchen fand ich nicht,
Wie Veilchen du ! auf Wiesen, Auen,
Ist keines mehr wie du zu schauen ! »

(Vs 13-18.)

Am 9. Juni 1826 schreibt Lenau an Kleyle : « Freund, mir ist jetzt nicht wohl zu Mute. Komm ich mit Dir leben ! das wär ein Leben ! so aber entbehr ich den edelsten aller Genüsse, den Genuss der befreundeten Seele, die vielleicht die einzige ist, die mich recht versteht ! Das schöne Gewebe meiner Freuden hat einen gewaltigen Riss bekommen, und der Riss zeigt mir da einen nackten Fels, wo die guldene Phantasie ein Blumenbeet sah (2). — « Wir sind nicht da, um zu phantasieren, sondern um mit klaren Augen zu schauen und zu bauen », so

(1) Lenau nennt Berta « arm, vaterlos, *verlassen* ».

(2) « Mündlich einen näheren Aufschluss ! » schreibt Lenau in einer Fussnote.

denkst Du vielleicht jetzt, aber glaube mir, Goethe hat recht, in dem er singt :

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein ?
Mit niemand streit ich,
Aber ich geb ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis, seinem Schosskinde, der Phantasie » (47).

In dieser Ausserung kann ich nicht, wie allgemein angenommen wird, den Beweis von Bertas Treubruch sehen. Nicht vorteilhafter ist diese Deutung für Lenaus Charakter als für den Bertas, da er das Verhaltnis zu einer Treubruchigen mindestens noch volle dreizehn Monate fortsetzt; erst am 7. Juli 1827 schreibt er einen Absagebrief. Hochstens beweist die Stelle, dass allerdings die schonste Blute des Verhaltnisses, namlich die Seeleninnigkeit desselben, einen argen Stoss erlitten hat. Schmerzlich entbehrt Lenau die Seelenharmonie, die er bisher in dieser Liebe gefunden. Er ist zur Einsicht gekommen, dass die « unersattliche Bestie Sinneslust », von der in demselben Briefe die Rede ist, die edleren Gefühle der Liebe und Freundschaft allmahlich zurückgedrangt hat. Auch ist ihm der bose Zweifel aufgestiegen, ob Berta ihn recht verstehe, ob sie sich als Lebensgefahrtin für ihn eigne, ob er dem Bunde eine « burgerlich-sakramentalische Legitimation » geben konne. Sein Herz erfüllt sie nicht mehr ganz, denn er sehnt sich nach der « befreundeten Seele ». Lenaus Ausdruck : « das schone Gewebe meiner Freuden » deutet auf die « ganz eigentumlichen Freuden » hin, von denen er im vorigen Briefe an Kleyle spricht. Somit waren es zunachst Lenaus Vaterfreuden, die einen « gewaltigen Riss bekommen ». Mindestens wahrscheinlich ist es, dass Lenaus zweifelsuchtige Mutter und seine Verwandten ihm die Frage aufgeworfen, ob er seiner Vaterschaft

sicher, ob das Mädchen einer ehelichen Verbindung mit ihm würdig sei. Möglich ist es, dass sie ihm ausdrücklich eingeredet, das Kind sei nicht von ihm. Einer Ehe des jungen Edelmannes mit dem armen, der niedrigsten Gesellschaftsklasse angehörigen Mädchen war die Familie zweifellos nicht hold gesinnt. Dies geht auch aus Zeugnissen hervor. Die Mutter, die Schurz beschuldigt, das Verhältnis unterstützt zu haben, meldet ihrem Sohne im Jahre 1827 Schlimmes über Berta, wie aus Lenaus Brief an sie vom 9. Juli 1827 deutlich zu ersehen ist. Der Schwager Schurz verzeichnet in seinem Buche seine eigenen Verdächtigungen und stellt sie als die seines Neffen hin.

Ungemütlich mögen sich auch die Zustände in der Hauerschen Familie infolge der Geburt des Töchterchens Adelheid gestaltet haben. Dass zu den Anklagen der Lenauschen Familie sich die der Mutter Hauer gesellten, ist leicht annehmbar, um so mehr als der Liebhaber der Tochter nicht im stande war, allein die Kosten der Verpflegung des Kindes zu bestreiten. Zwistigkeiten Bertas mit ihrer Mutter erwähnt Lenau selbst. Einmal kam es so weit, dass Berta mit der Erklärung davoneilte, sie wolle sich jetzt ins Wasser stürzen. Wirklich sieht Lenau sie auf dem Damme längs der Donau. Er wirft ihr Steine nach in der Absicht, sie zu betäuben und so von dem entscheidenden Schritte abzuhalten (1). So war alles an der Arbeit, dem Jünglinge das Blumenbeet der Phantasie in einen nackten Fels umzuwandeln oder, wie er in dem gleichzeitigen Gedichte **Die Jugendträume** (51) sagt, ihm der Jugend schöne Träume zu verscheuchen. Den Störern seines Glückes ruft er zu :

Seid stille, stille, dass die flucht'gen Gäste
Ihr nicht verscheucht dem Jünglinge: denn wisst,
Es sind der Jugend schöne Träume wohl das Beste,
Was ihm auf dieser Erd geworden ist (2).

---

(1) Tagebuch von M. Löwenthal, Nr. 46.

(2) Dritte Strophe des Gedichtes in der ersten Fassung.

Das Gedicht *Die Jugendträume* sendet Lenau an Kleyle in demselben Briefe, der des Risses im Gewebe seiner Freuden gedenkt, mit den Begleitworten : « Hier hast Du ein Lied von mir, das ich eben dichtete » (47). Der unmittelbare Eindruck dieses Risses ist darin festgehalten. Da jede Anklage gegen Berta fehlt, so bringt das Gedicht den unzweideutigen Beweis, dass die Briefstelle, auf welche es sich bezieht, nicht im Sinne eines Treubruches Bertas gedeutet werden kann. Der « nackte Fels » des Briefes ist im Gedichte die « mit eisern schwerem Gange nahende Wirklichkeit » (Vs 13 f.), das « Blumenbeet der guldenen Phantasie » ist in den zwei ersten Strophen naher ausgeführt. Sehr weit entfernt ist Lenau von der völligen Ernüchterung. Der Brief schliesst mit dem optimistischen Lobe der Phantasie. Den Kleyle in den Mund gelegten Satz : « Wir sind nicht da, um zu phantasieren, sondern um mit klaren Augen zu schauen und zu bauen » dreht Lenau in das Entgegengesetzte um, indem er Goethe recht gibt, der dem « Schosskinde Jovis » den hochsten Preis zuerkennt. Auch das Gedicht preist die Phantasie :

> Die Jugendträume sind es, wohl das Beste,
> Was ihm für diese Welt beschieden ist.

J. G. Seidl erzahlt in den von Frankl herausgegebenen *Wiener Sonntagsblattern* (1) von einem Ausflug mit dem Dichter nach Dornbach im Fruhling des Jahres 1827, bei dem Lenau ihm das Gedicht vorgelesen. Seidl bat Lenau um die Erlaubnis des Abdruckes in dem eben von ihm ubernommenen Taschenbuch *Aurora*. Nicht ohne Bedenken willigte der Dichter ein. Dort (2) erschien das Gedicht denn auch mit der Unterschrift *N. Niembsch*. Es ist das erste, das Lenau veroffentlichte und mit

(1) 1848, Nr 5 auch bei Schurz, I, 81 ff.
(2) Jahrgang V 1828, S. 118.

seinem wahren Namen zeichnete. Den Druck in der *Aurora* kündigte Lenau Kleyle im Briefe vom 27. Januar 1827 an (48). Allerdings spricht er nur von einer « kleinen Probe » von ihm, die dort erscheinen soll. Entweder irrt sich Seidl im Datum des Ausfluges oder Lenau meint ein anderes Gedicht, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, da der Almanach nur *Die Jugendträume* brachte. Das erste Auftreten in die Öffentlichkeit musste dem Dichter nach Seidls Bericht abgerungen werden. Irgend welchen Einfluss auf das Gedicht konnte ich nicht feststellen. Mit Höltys *Die Knabenzeit*, die Reynaud (S. 263) anführt, hat es auch nicht das mindeste zu tun.

Es ist möglich, dass auch die Strophen 9 und 10 des Gedichtes **An die Hoffnung** (172) einen Widerklang von Lenaus Liebesschmerzen dieser Zeit bringen :

Nach der Liebe treuem Glücke,
Das er nirgends finden soll,
Kehrt ein andrer seine Blicke,
Dir vertrauend, sehnsuchtsvoll.

Ach, sie liebt ihn, der Entglühte
Hält sie wonnevoll umstrickt;
Doch der Liebe zarte Blüte
Wird im Rausche bald zerknickt !

Jedenfalls äussern die zwei zuletzt angeführten Verse einen Gedanken des Briefes an Kleyle vom 9. Juni. *An die Hoffnung* ist das erste Gedicht Lenaus, das von Anfang bis zu Ende einen ausgesprochen pessimistischen Charakter trägt. Die Lenauschen Gedichte allgemein pessimistischen Inhalts fallen zwar in eine spätere Zeit, für dies jedoch deuten die jugendlichen Ueberschwenglichkeiten im Ausdruck und die Tatsache, dass der Dichter es seit 1837 ausschloss, auf eine frühere Entstehungszeit. Einen Fingerzeig gibt schon gleich im Anfange das *enge, kühle Haus* (Vs 8), das uns in den Jugendbriefen aufgefallen ist. Ein Seitenstück zur jugendlichen Antityrannendichtung ist

die nun folgende Schilderung des Eroberers, dessen Macht und Ruhm in nichts vergeht. Deutlich zielen diesmal die Verse auf Napoleon. Anklänge an Klopstock fehlen auch hier wieder nicht. *Umtürmen* (Vs 20) ist aus Klopstock zu belegen. Klopstocks *rasselnder Sklavenkette, kettenumrasselten Freien* (II, 139, Vs 15; 98, Vs 20) entspricht der Vers :

Ueber Völkern klirrt die Kette
(Vs 17),

der ein noch genaueres Vorbild in dem Ausdrucke *mit der Kett' umklirrt* (II, 12, Vs 7) hat. Auch das Bild des Forschers bei Lenau :

In der Nächte stiller Feier
Hebt der heiligen Natur
Kühn ein Forscher ihre Schleier,
Und verfolget Gottes Spur
(Vs 25-29)

entspricht der Schilderung des Dichters Young bei Klopstock :

. . . Denn die geheiligten,
Ernsten, festlichen Nächte
Wacht der Freigeist mit dir, und fühlts,
. . . fühlts, was die Weisheit will.
(I, 108, Vs 6 ff.)

Ein Höltysches Bild ist das *Bekranzen der Gruft* (Vs 31).

Als eigentliche Quelle des Gedichtes erscheinen mir die *Stances* von Lamartine [1], deren vier erste Strophen Lenau umschreibt. « Kein holder Wahn tauscht » Lenau wie Lamartine, die « Sterne sind gefallen » (Vs 3-4) :

Et j'ai dit dans mon cœur : « Que faire de la vie
Irai-je encore
Imiter des mortels l'immortelle folie? »

---

[1] *Nouvelles méditations poétiques*. Paris, Hachette 1880, S. 119.

Der eine, singt Lamartine, sucht Schatze im Meere

Et la vague engloutit ses vœux et son navire.

So ergehts dem Lenauschen Eroberer, Bonaparte, den sein Verhängnis ergreift,

Schleudert ihn ins Meergefängnis,
Bald verschlingt ihn dort sein Grab.

Beim *Meergefängnis* hat Lenau vielleicht Lamartines Vers im Gedichte *Bonaparte* vorgeschwebt :

Un tombeau près du bord par les flots déposé

Unschwer ist in Lenaus zweiter Strophe :

Dieser streckt nach einer Krone
Seine Hand verwegen aus;
Doch ihn stosst der Tod mit Hohne
In sein enges, kühles Haus

die Umschreibung von Lamartines Vers :

Celui-là fonde un trône et monte pour tomber

zu erkennen. Dem Eroberer :

Le guerrier frappe et tue,

gelten bei Lenau die 3. bis 6. Strophe. Und nun führt Lenau noch den Lamartinschen Gelehrten :

Le savant pense et lit,

und den Liebenden vor :

Dans des pièges plus doux aimant à succomber
Celui-ci lit son sort dans les yeux d'une femme.

Sie sind sämtlich « ombres fugitives ». Welches ist ihr Los?

Où vont-ils cependant ? Ils vont où va la feuille
Que chasse devant elle le souffle des hivers.

Ähnlich schliesst Lenau :

All dein Wort ist Windesfächeln,
Hoffnung !

Ueber die Abnahme der Herzenswarme des Bundes mit Berta klagt auch das Herbstlied **Sommerfäden** [1] :

Deine Worte, leicht [1] und munter,
Flattern in die kühle Luft ;
Keines mehr, wie sonst, hinunter
In des Herzens Tiefe ruft.

(Vs 5-8.)

Die Berta kennzeichnenden Beiworter *leicht und munter* finden wir wieder im Gedichte *Das tote Gluck* Vs 25). Man musste *Sommerfaden* aller Wirklichkeitsunterlage entkleiden, um es anderswo als in die Berta-Gruppe einzureihen. Der aussere Umstand des spaten Druckes, erst in der zweiten Auflage von 1834, deutet allerdings eher auf Lenaus zweite Liebe, die zu Lotte Gmelin, hin. Jedoch ist der Inhalt des Gedichtes keineswegs in Einklang zu bringen mit der Natur und dem Verlauf dieses Verhaltnisses. Immerhin ist eine spatere Umarbeitung möglich. Auch klagen die Verse über das Erkalten Bertas :

Künden mir die Sommerfaden,
Dass der Sommer welk und alt,
Merk ich es an deinen Reden,
Madchen, dass dein Herz wird kalt !

(Vs 13-16.

(1) Bis zur Ausgabe von 1840 behielt Lenau die erste Fassung *leicht* bei.

Dass Bertas Liebe erkaltete, darf uns unter den geschilderten Umständen nicht wundernehmen. Ein mitunter hartes Benehmen des so stark vom Affekt beherrschten Liebhabers geht aus unveröffentlichten Selbstzeugnissen hervor (1). Bei einem Spaziergange mit der Geliebten schleudert er sie mit einem Stosse mehrere Schritte von sich, weil ihm plötzlich eine ihn ärgernde Geschichte einfällt. Als das Mädchen einmal in der Erregung mit der Drohung davoneilt, sich ins Wasser zu stürzen, lässt er sie anfangs ruhig ziehen.

* * *

Ganz abseits von dieser reinen Empfindungslyrik steht die erste ganz objektive, erzählende Dichtung Lenaus **Die Werbung** (1836), bei der sich auch zum erstenmal der Einfluss der ungarischen Heimat geltend macht. Inhaltlich gehört die Ballade zu den später gedichteten *Heidebildern*, und man würde sie auch in diese Umgebung setzen, wenn nicht bestimmte Zeugnisse, die man nicht kurzweg von der Hand weisen kann, ihr eine frühere Entstehung zuwiesen.

Siebenlist (2) erzählt, Lenau habe sich schon in Pressburg (1822) mit Eifer in eine volkstümliche ungarische Arie *Die Werbung* versenkt sowie in mehrere » Variationen desselben Themas «. Wie mir Prof. G. Heinrich aus Budapest mitteilt, kann hierbei nur die Rede von ungarischen Werbe- (Soldaten-) Melodien sein, die Lenau auf seiner Violine spielte, Arien, die entweder gar keinen oder nur einen volkstümlich abgeschmackten Text hatten. Es darf also nicht behauptet werden, dass der Dichter sich den Stoff aus der ungarischen Volksdichtung geholt, wenn auch der hier ausgedrückte plötzliche Wechsel von Kriegslust und jubelnder Freude zu sinnen-

---

(1) Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 16.

(2) *Lenau in Pressburg*. (Neue Freie Presse, Nr 6871.)

der, sich in Tränen auflösender Melancholie die ungarischen Volkslieder wie den magyarischen Volkscharakter überhaupt kennzeichnet. Von Kindsbeinen an hat Lenau oft genug Gelegenheit gehabt, Werbungen, wie er sie schildert, zu sehen, denn das Militär wurde bis ins Jahr 1866 in Ungarn auf diese Weise ergänzt.

Deutet schon der Hinweis von Siebenlist auf eine frühe Anregung, so kommt dazu die Aussage, die Schurz im Jahre 1844 den Reinbecks in Stuttgart machte, und die uns E. Niendorf (S. 266) überliefert. » Später, mit 24 Jahren, da sang er schon mehr. Eines seiner ersten Gedichte aus dieser Zeit, was auch in der Wiener Modezeitung erschien und schnell viel Beifall gewann, war die Werbung. Er dichtete es in Schrabach (?) «. Emma Niendorf, die selbst das Fragezeichen hinsetzt und bemerkt, dass kleine Irrtümer in der Schreibweise der Namen ihr leicht entschlüpft sein können, schreibt Schrabach für Schrattenthal, wo Lenau öfters mit Schurz hinfuhr zum Besuche der Eltern von Schurz. Allerdings erwähnt Schurz nur Besuche in den Jahren 1822 und 1824 (I, 62 u. 76), was nicht mit dem 24. Lebensjahre Lenaus 1826 übereinstimmt. Der Erstdruck, der am 3. April 1830 in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode erfolgte, bietet keinen Anhaltspunkt, zu bemerken ist jedoch, dass Lenau in diesem Jahre nur allerfrüheste Gedichte wie *Das Ideal* und eines seiner *Abendbilder* veröffentlichte. Schurzens Angabe mag auf eine ältere Fassung des Gedichtes zutreffen, an der Lenau später so lange gefeilt hat, bis er eine Formvollendung erreichte, die derjenigen der späteren Balladen nur wenig nachsteht. Den Erstdruck unterzeichnete Lenau mit seinem vollen Namen Niembsch von Strehlenau, wovon er die zwei letzten Silben zu seinem Dichternamen wählte, aus dessen weichem Tonfall man sozusagen die Wehmut herausfühlt, die den Grundzug seiner Lyrik bildet.

Das Gedicht ist reich an Keimen der späteren Lyrik Lenaus. Zum ersten Male treten hier die Gestalten des Zigeuners und

des Rekruten auf. Eines der eigenartigsten Motive der Lenauschen Dichtung, das der Wirkung der Musik, wird hier zuerst angeschlagen. Lenau entdeckt Ungarn für die deutsche Literatur. Er las *Die Werbung* G. Schwab und G. Pfitzer vor am denkwürdigen Abend des 9. August 1831, der ihn zum ersten Male mit den schwäbischen Dichtern in Berührung brachte. G. Schwab widmet der Ballade eine eingehende Besprechung [1], rühmt sie als « trefflich und originell » und bemerkt u. a., dass die « Sentimentalität » des Verfassers durchaus der lebendigsten Anschauung untergeordnet ist und nur gegen den Schluss es wagt, sich einigermassen in einem modernen Seufzer Luft zu machen.

Spärlich fliessen die Quellen über Lenaus Leben in diesem so wichtigen und poetisch so fruchtbaren Jahre 1826. An Briefen besitzen wir nur die drei erwähnten an Kleyle, an Berichten den von Seidl über den Ausflug nach Dornbach und den von Schurz (I, 79 ff.) über ihre mit Kleyle im August unternommene erste Reise in das österreichische Hochgebirge über Guttenstein zum Schneeberg. Das wichtigste äussere Ereignis des Jahres ist die neue Abschwenkung im Studienplane. Im November begann Niembsch das Studium der Medizin, dem er bis 1830 treu blieb.

---

[1] Kluppel, S. 181-184.

XI

Bruch mit Berta Hauer.

1827.

Das letzte und wichtigste Zeugnis über die Beziehung zu Berta Hauer bringt Lenaus Brief [50] an seine Mutter vom 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, wo er zum Besuche bei Freund Kleyle weilte :

« Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Bertas meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet kam. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblösstheit alles Gefühls liegt wohl darin, dass sie im stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, denn dass ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hatte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Berta vorgestern geschrieben und ihr meinen festen Entschluss, nie wieder das alte Verhältnis zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe und was man nun zu unternehmen gedenke.

Ihr treuer Sohn

Niki. »

Es bedurfte der örtlichen Trennung von Berta, eines Briefes der Mutter Lenaus, der wohl sicher anzunehmenden Einwirkung Kleyles, damit sich Lenau zu dem Entschlusse emporrin-

gen konnte, Berta einen Absagebrief zu schreiben. Wie wenig sicher er jedoch auch jetzt noch seiner selbst ist, beweist der Umstand, dass er die Mutter zu der Geliebten hinschickt, um zu erfahren wie der Brief gewirkt habe, und was die Entlassene nunmehr zu unternehmen gedenke.

Auch der eben angeführte Brief enthalt keinen Beweis von Bertas Treubruch. Zur Begründung des allerdings starken Ausdrucks : « gänzliche Entblösstheit alles Gefühls » wird eine Luge Bertas angeführt. Wenn der Jüngling sich so sehr gegen die Lüge eines Weibes ereifert, so beweist das eben nur, dass er noch nicht tief in die weibliche Psyche eingedrungen war, allerdings auch sein, auch sonst bezeugtes, starkes Wahrhaftigkeitsgefühl. Die zweite Lüge, die er Berta vorwirft, nämlich ihre « Reden von Wegreisen », kann vielleicht durch Schurzens Meldung (I, 75), dass Berta tatsachlich im Sommer 1827 mit Mutter und Kind die Stadt verliess und nach Dornbach zog, widerlegt werden. Dort sollen, nach Schurz, « einige sehr heftige Auftritte » vorgefallen sein, also nach dem Absagebrief, da der Aufenthalt Lenaus in Altenburg bei Freund Kleyle im Monate Juni und Juli durch zwei Briefe an Therese Vogel bezeugt ist. Ferner zeiht Lenau Berta der Kälte, die doch im Verhalten des Liebhabers, in seiner Heftigkeit, in seinem Eingehen auf die Einredungen der Feinde der Geliebten, in seinem Aufgeben des Heiratsentschlusses u. s. w. eine wohlbegründete Entschuldigung findet. Vom sachlichen Beurteiler ist überhaupt der aufgehetzte, stets noch liebende, eifersüchtige, über Bertas Kälte erzürnte Jüngling weit entfernt. Im geheimsten Herzenswinkel erhofft er vielleicht die Meldung von Bertas Trostlosigkeit über die Absage, ein neues Aufflackern der Liebe, etwa einen Versöhnungsversuch ihrerseits. Jedenfalls schliesst die Bitte an die Mutter, Berta zu besuchen, die klar gewonnene Einsicht in Bertas Nichtswürdigkeit und den ernsten Entschluss des endgültigen Bruches aus. Die folgenden « heftigen Auftritte » in Dornbach können das Schlussergebnis herbeigeführt haben, dass sich die seit langem erkaltete Berta von ihrem

Liebhaber abgewandt. Diese Vermutung bringt einen besseren Beitrag zur Erklarung der nie verharschten Wunde Lenaus als Schurzens Darstellung, der seinen von hamischen Anspielungen gespickten Bericht mit der Andeutung kront, dass Berta sich ihre unmittelbar auf die erste folgende zweite Liebe von einem « Reicheren », wenn er nicht irre, einem griechischen Handelsmanne, bezahlen liess, wie sie sich ja auch die erste von Lenau habe bezahlen lassen.

Die erweisbare Unrichtigkeit der einen dieser Angaben berechtigt auch wenigstens zu einigem Zweifel bezuglich der anderen, so wahrscheinlich es auch ist, dass Berta spaterhin nicht gerade den Weg burgerlicher Gesetzmassigkeit und Tugendhaftigkeit gewandelt. Auch hinsichtlich des Treubruches Bertas kann nur behauptet werden, dass derselbe nicht erwiesen ist, wie oft der Dichter auch in seinen Klageliedern darauf anspielt; zu der ohnehin nicht ganz uberzeugenden dichterischen Erwahnung des Betruges genugte es, dass der Dichter daran glaubte. Sollte sich ubrigens Berta erst nach Lenaus Absagebrief und den heftigen Auftritten in Dornbach von Niembsch ab- und einer neuen Liebe zugewandt haben, so war ihr Betragen eben nur das alltagliche. Jedenfalls darf der kunftige Biograph, den Lenau noch entbehrt, die im Widerspruche mit des Dichters Selbstzeugnissen stehende Schurzesche Schilderung von Berta nicht mehr als Evangelium ansehen. Das Schlimmste ist auch noch nicht, dass man bisher treu an Schurzens Darstellung festgehalten, sondern dass man sich darin überboten hat, Berta in den schwarzesten Farben zu malen. *Unwürdig*, *gemein*, *verworfen* sind stehende Beiwörter fur sie geworden. L. Greiner [1] nennt sie ein « in jeder Richtung nichtssagendes Geschopf », ein Madchen jener Art, die « sich ein wohlhabendes Verhaltnis anschaffen, dem periodisch wechselnden Gatten gern zu Willen sind ». H. Rottinger [2] und

---

(1) *Lenau*. B1 XVI der Sammlung *Die Dichtung*, herausgegeben von P. Remer. Berlin und Leipzig, o. J., S. 38 f.

(2) *Euphorion*. VI, 7 8

manche andere nach ihm bezeichnen sie als eine « sehr minderwertige Frauensperson », als die gelehrige Schülerin einer kupplerischen Mutter. A. W. Ernst (S. 39, 41) schimpft über die Verworfene, über diese gewissenlose « Phryne, die gleichzeitig mehrere Eisen im Feuer zu haben pflegte », die es verstand, « die weiblichen Verführungskünste nach allen Regeln der ausgesuchtesten Koketterie spielen zu lassen ». Die Unwürdige, die sich so schnell Lenau geschenkt, meint Castle (S. 33), tat auch nicht spröde gegen andere, und er spricht von Lenaus « Ekel vor einer Gemeinheit, die unverzeihlich, weil man selber beinahe in ihr erstickt wäre ». Reynaud (S. 96) charakterisiert Berta als « un être bas et vulgaire ». An verächtlichen Seitenblicken auf Lenau, dass er eine so nichtswürdige Dirne habe lieben können, fehlt es nicht. Schon der Schwager lässt deutlich seine Scham hierüber durchblicken, er will die « trübe, peinliche Geschichte sogleich ganz abmachen, um ihr auf einmal — wo möglich für immer — aus dem Wege zu gehen ». Der neueste Darsteller von Lenaus Liebesleben, Dr S. Rahmer (S. 63 f.), kann nicht begreifen, was Lenau an ein Mädchen fesselte, dessen « geistigen und moralischen Tiefstand er durchschaute? War es das haltlose Schwanken eines schwachen und energielosen Menschen, war es exzessive Sexualität, war es die Liebe zum Kinde?... Eine Summe von Rätseln und von Widersprüchen und ein tiefes Dunkel in der Beurteilung und Bewertung von Lenaus Persönlichkeit. »

Bei der eingewurzelten Auffassung Bertas bleibt natürlich alles im Dunkeln. Schwere Schatten müssen auf Lenau und seine Mutter fallen, man begreift nicht, wie dies Mädchen ihn jahrelang fesseln konnte, man begreift noch weniger die feststehende und bisher noch von niemand geleugnete Tatsache, dass er Berta nie hat vergessen können. Um die nie vernarbte Wunde zu erklären, hat man zu den abenteuerlichsten, den Dichter wiederum in ein schiefes, ungünstiges Licht rückenden Auslegungen greifen müssen, wo doch schon allein die genaue Beachtung und Deutung von Lenaus eigenen Aussagen über

die Geliebte genugt hatte, um die Innigkeit und Tiefe seiner Liebe, seine edle und hochsinnige Auffassung derselben, das grosse und volle, seitdem nie wieder erlangte Glück, das er in ihr fand, zu begreifen.

Merkwürdigerweise war das Jahr des Bruches mit Berta eine Zeit ernster wissenschaftlicher und auch poetischer Tatigkeit. Am 27. Januar schreibt Lenau an Kleyle : « Auch ich arbeite nun fleissig im Felde des Schonen » (48) und am 6. November : « Mein Liebstes ist, auf meinem Zimmer zu sitzen und mit meiner Muse zu verkehren, wozu ich taglich mehr Lust fühle » (51). Unmoglich ist es, beim heutigen Stand der Forschung die poetische Tatigkeit Lenaus wahrend des Jahres 1827 genau zu bestimmen. Mit grossem Eifer verlegte er sich auf das neuergriffene Studium der Medizin. « Psychologie und Chemie », schreibt er am 6. November an Kleyle, « sind dies Jahr meine Schulstudien, zwei mir sehr angenehme Wissenschaften, vorzuglich die erstere, wo der Spekulation Raum gegeben ist. Das erste medizinische Lehrjahr habe ich mit Applaus zuruckgelegt, auf alle Prufungen Eminenz gekriegt. Diese kleinen Schulfreuden sind aber auch die einzigen, die mir mein ausseres Leben schafft ; denn an wahren Freunden, die mit mir aus einem Stucke geschnitten waren, gebrichts mir in Wien » (51). Derselbe Brief bringt die Nachricht : « mir geht es leidlich ». Auch die zwei folgenden Schreiben an Kleyle aus dem November sind jeder Klage bar. Dies spricht für die Andeutung von Schurz, dass das Verhaltnis zu Berta sich « ersterbend » bis in das Jahr 1828 hinzog. Es geht dem Dichter leidlich, so lange er die Heissgeliebte nicht ganz verloren. Erschutternd bricht hingegen sein Schmerz im Briefe an den Freund und Vertrauten vom 6. Juni 1828 hervor, als der letzte Hoffnungstrahl gewichen, als die Trennung vollstandig und endgultig vollzogen war.

XII

Klagelieder über Bertas Verlust.

1827-1828.

Vergänglichkeit. — Die bezaubernde Stelle. — Erinnerung. — Nebel. — Das tote Glück. — Unmut. — An die Wolke. — Der Baum der Erinnerung. — Leichte Trübung. — Nächtliche Wanderung.

Reichlich ist die dritte Stufe der Entwickelung der Liebschaft zu Berta, die des Risses, des Bruches, in Lenaus Dichtung vertreten. Eine genauere Datierung dieser Klagelieder über Bertas Verlust und Treulosigkeit ist nicht möglich, einige mögen bereits in das Jahr 1827, wohl die Mehrzahl in das Jahr 1828 fallen, das eigentlich das Jahr des tiefen Schmerzes war.

Nach Abschluss der so gut ausgefallenen medizinischen Prüfungen des Jahres 1827 unternahm Lenau in Begleitung von Schurz und eines jüngeren Amtsbruders seines Schwagers den zweiten Ausflug ins österreichische Hochgebirge, der wiederum dem Schneeberge galt [1]. Gleich zu Beginn dieser Reise, beim Anblicke eines « stillen Friedhofes mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen », empfing Lenau, nach Schurz, das Gedicht **Vergänglichkeit** (118 :

> « Vergänglichkeit ! » mahnt mich im stillen Tale
> Die ernste Schar bekreuzter Hügel dort,
> Wo dauernder der Schmerz in Totenmale,
> Als in *verlassne Herzen* sich gebohrt.
>
> (Vs 7-10.)

---

(1) Ausführliche Beschreibung der Reise bei Schurz, I, 88 ff.

Mögen wir schon in den *verlassenen Herzen* eine Anspielung auf Lenaus damalige Gemütslage entdecken, so sehen wir deutlichere Hinweise in dem *Herzen*, das *vergebens seinen Himmel festzuhalten sucht* (Vs 15), und in der Schlussstrophe :

Horch ich hinab in meines Busens Tiefen,
« Vergänglichkeit ? » klagts hier auch meinem Ohr,
Wo längst der Kindheit Freundenklang entschliefen,
Der Liebe Zauberlied sich still verlor ;
Wo bald in jenen Seufzer bang
Hinstirbt der letzte frohe Klang.

Auf diesem zweiten Ausflug wurde der Schneeberg, den die Reisenden beim ersten (1826) nur aus der Ferne angestaunt hatten, wirklich bestiegen, und der Sonnenaufgang vom Scheitel des Riesen genossen. Bei der Erwähnung dieses herrlichen Schauspiels, das Lenau « stumm vor Entzücken » genoss, führt Schurz (I, 90) den erst im *Nachlass* (1851) erschienenen Vierzeiler **Die bezaubernde Stelle** (473) an :

Liebende, die weinend mussten scheiden, —
Wenn nach heisser Sehnsucht langen Leiden
Sie ans Herz sich endlich dürften pressen,
Würden sich zu küssen hier vergessen.

Ob Schurz durch diese Anführung zugleich einen Hinweis auf die Entstehung geben will, ist aus dem Zusammenhang nicht zu ersehen. Jedenfalls steht der Vers :

Liebende, die weinend mussten scheiden

einer Einreihung an dieser Stelle nicht entgegen. Von diesem schönen Ausflug berichtet Lenau am 6. November an Kleyle : « Im September war ich mit Schurz auf dem Schneeberge. Wir sahen einige neue herrliche Gegenden, worunter mir vorzüglich das sogenannte Hollthal bei Reichenau gefiel, welches eine

Reihe der schönsten Felspartien darbietet und von der forellenreichen, smaragdgrünen Schwarza durchströmt wird; ein wahrer Wallfahrtsort für Dichter, indem hier die Natur selbst zu dichten scheint » (51).

Auf diese Reise folgte im Oktober ein Aufenthalt des Dichters bei seinem Freunde Berke in Güns, von dem er, wie Schurz (I, 91) mitteilt, sehr vergnügt zurückkam. Zum « leidlichen Zustande » Lenaus trugen diese ihn physisch wie moralisch stärkenden Ausflüge gewiss viel bei.

Als ein Herbstlied, das vielleicht in das Jahr **1827** fällt, kennzeichnet sich das Gedicht **Erinnerung** (471) (Erinnerungsvoller Baum...), das der Verfasser bereits in der zweiten Auflage von 1834 wegliess. Eine milde Trauer, weit entfernt von der Heftigkeit späterer Klagen, durchweht es. Wehmütig gedenkt der Dichter seines Glückes :

> Wie selig hielt das Mädchen ich umfangen, [1]
> Und horchte ihrem leisen Liebesschwur;
> Und holder lachten uns die Blütenwangen
> Der auferwachten göttlichen Natur.
>
> (Vs 9-12.)

Die unmittelbare Einwirkung der Entfremdung scheint hier festgehalten zu sein, jedoch in ganz herkömmlicher Weise. Ein alter Bekannter ist der *erinnerungsvolle* Baum, welcher Zeuge des Liebesglückes zu zweien gewesen und nun den Liebenden allein empfängt, dessen Herz ebenso welk ist wie die Blätter, dessen Tage in stiller Klage dahinschleichen :

> Der toten Liebe finstrer Leichenzug.
>
> (Vs 20.)

Ein Nachklang der Dichter des Hainbundes ist auch die *süsse Kehle des Hains* (Vs 15).

---

(1) Lenaus ursprüngliche Zeichensetzung behalte ich in meinen Anführungen der Gedichte bei. Das unmoderne Komma steht also hier bewusst.

Viel selbständiger sind die Verse **Nebel** (55), die schon A. Grün auf Berta bezieht.

> Nimm fort in deine graue Nacht
> Die Erde weit und breit!
> Nimm fort, was mich so traurig macht,
> Auch die Vergangenheit!

Mit dem Ausdrucke *traurige Vergangenheit* bezeichnete Lenau gern das Verhaltnis zu Berta. Aus der ganz allgemein gezeichneten Landschaft : Tal, Fluss, Berg, Wald im Nebel, lasst sich schwerlich etwas Bestimmtes schliessen. Reynaud meint [1], es sei hier Heidelberger Landschaft geschildert und verweist deshalb das Gedicht in den November 1831, wahrend er es in seinem Hauptwerke (S. 270) der Berta-Gruppe anschliesst, ein Widerspruch, der kennzeichnend ist fur die Schwierigkeit einer genauen Datierung. Die Verse bilden ein Seitenstuck zu der Ode *Sehnsucht nach Vergessen* und geben ein glanzendes Zeugnis ab von Lenaus Fortschritt zur ursprunglichsten Eigenart.

In weiteren Gedichten, die wahrscheinlich in das Jahr 1828 gehoren, treten an Stelle milder Klagen scharfe Anklagen gegen Berta. **Das tote Glück** (24) schildert sie als das *leichte, muntere* [2] Madchen (Vs 25) mit dem *zauberischen Blick*, dem *wonnereichen Mund* (Vs 10 f.) und dem kalten Herzen (Vs 21 f.), welches das Lebensgluck des Dichters, das Gluck, das sich einem Kinde gleich naiv, vertrauensvoll an sie angeschmiegt, *still und kaltbesonnen* (Vs 19), *ruhig lachelnd* (Vs 28) getotet. Hier greift Niembsch also wieder zum fruheren Motiv der Kindsmorderin:

> Scharf geschliffen am Gesteine
> Deines Herzens war der Stahl,
> Und das Kind, um das ich weine,
> Atmete zum letztenmal.
>
> (Vs 21-24.)

---

[1] Diese auxiliaire Nr 30.

[2] Vgl. das Gedicht *Sommerfrien*, Vs 5.

Auch in den Versen **Unmut** (26) wird ein Kind erschlagen, und der Mörder ist diesmal der Dichter selbst. Er erschlägt das *süsse Kind*, die Hoffnung, die sein junges Leben um sein Glück bestohlen. Nicht nur das Motiv des Kindsmordes, sondern auch das des früheren Gedichtes *An die Hoffnung* kehrt hier wieder. Nur ist das zu Grunde gelegte Gleichnis nicht festgehalten wie in *Das tote Glück*. Einmal erscheint die Hoffnung als Kind, ein anderes Mal als *arge Dirne*. Hier fällt bezüglich Bertas das schwere Wort *Betrug :*

Nun ist 's vorüber; in den Tagen,
Als ihr Betrug ins Herz mir schnitt,
Hab ich das süsse Kind erschlagen,
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Vs 5-8.

Eine Erbitterung, die sich zu starker Todessehnsucht steigert, zeigt eine vierte Strophe, die der Dichter von der Ausgabe letzter Hand (1844) ausschloss :

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
Hier unter diesem schwanken Zelt !
Ergreif es, Sturm, mit deinem Wüten,
Und streu die Lappen in die Welt !

Mit vollster Deutlichkeit ist auch das Heidebild **An die Wolke** (68) auf Berta zugespitzt. In die *Heidebilder* ist das Gedicht eingereiht nur aus dem ganz ausserlichen Grunde, weil die Wolke über eine Heide dahinzieht. Die *Ungetreue*, das *falsche Weib* wird Berta hier genannt. Auch hier ein bekanntes Motiv verwendend, beschwört der Dichter die Wolke stillzustehn bei seinem Weh, zur Geliebten die Kunde zu tragen von seiner blutenden Wunde, ihr eine Mahnerin an die gebrochenen Schwüre zu sein, in der sich steigernden Gestalt des Regens,

des Donners, des Blitzes. Die endgultige Fassung der zweiten Strophe :

O nimm auf deine Schwingen
Und trag zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen,
Und bluten aus der Wunde,
Die mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug

erfolgte erst in der letzten Ausgabe von 1844, und eindringend rechtfertigt Lenau dieselbe im Briefe an Sophie Lowenthal vom 19. April 1844 825). Die dort ausgedruckte grosse Scham des Dichters uber die « verunglückten, lappischen » Zeilen :

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde :
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde

konnen wir nicht teilen. Eher als die *arme verblutende Waise* fallen die *an einem Augenlid rüttelnden Blitze* der Schlussstrophe auf, die mindestens ebenso gut wie die zweite Strophe eine Verbesserung hatte vertragen konnen.

An die Wolke ist ein formliches Rachelied und hat ein merkwurdiges Seitenstuck in der Aufforderung an den Tiger im *Nachtgesang* der *Albigenser* :

Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen !
Auf *eine* aber stürze dich vor allen,
Zerreisse schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling auf immer du in deinen Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen !

V. 27-32.

Zwölf Jahre nach dem Bruche entflammt Bertas unverloschliches Bild den Dichter noch zu solchen Versen, wie er sich

auch in dem Sonette *Palliativ* aus dem Jahre 1838 die Frage stellt, ob er sich ihr gegenüber keiner Schuld anzuklagen habe.

Einer sanfteren Klage weicht das Rachegefühl in **Der Baum der Erinnerung** (47), dessen 13. Vers:

Treulos hat sie mich verlassen

schon für sich allein genügt, um die Beziehung auf Berta klar zu stellen. Inhaltlich schliesst das Gedicht sich eng an *Erinnerung* (Erinnerungsvoller Baum...) an. Es ist derselbe Baum, der nun im Schmucke des Frühlings prangt, der vor einem Jahre die Seligkeit der Liebe mit seinen Blutenzweigen überschattete, und dem sich der Dichter nun einsam nahert, ihm sein Leid zu klagen. Eine Jahreszeit liegt zwischen beiden Gedichten, vorausgesetzt, dass ihr Charakter als Herbst- und Frühlingslied eine Begründung in der Wirklichkeit hat, was man bei der ganz herkömmlichen Ausführung derselben nicht schlechthin als sicher annehmen kann. In der Ausmalung der Fulle des Glückes, die er in Bertas Liebe fand, kann der Dichter sich nicht genug tun:

Hinter deinen Blütenzweigen
Tönte Nachtigallenschlag,
Und die Holde war mein eigen,
Die an meinem Herzen lag.

Und wir meinten selig beide,
Und ich meint es bis zur Stund,
Dass so herrlich du vor Freude
Bluhtest über unsern Bund.

(Vs 5-12.

Das Gedicht sandte Lenau an seine Gmundener Freundin Nanette Wolf in einem Briefe aus dem Herbst 1830, mit der einzigen Bemerkung, es liesse sich nach der Musik einer beigelegten Ballade singen. Dieser Umstand der Sangbarkeit nach

einem beigefügten Muster allein bestimmte Lenau zur Sendung der viel früher entstandenen Verse. Es ist wohl die Gleichformigkeit dieses Gedichtes mit *Erinnerung*, die Lenau veranlasste, letzteres seit 1834 auszuschliessen.

Die *Nebelbilder alter Kränkung* im Gedichte **Leichte Trübung** (25) sind auch auf Berta zu beziehen. Der blaue Berg,

Der Felsen in die Lüfte hebt,

(V, 6)

ist der Schneeberg. Mit Bezug auf die Besteigung im August 1827, bemerkt Schurz (I, 90), dichtete Lenau « spater » diese Verse. Eine genau entsprechende Prosafassung bringt der allerdings spatere Brief vom 6. Juni 1828 an Kleyle : « Einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer; — eine fluchtige Erinnerung, und die Brust ist in Aufruhr. Solche Seelen sind wie die Luft auf sehr hohen Bergen. Man darf da, wie die Bergbewohner sagen, kein Steinchen hinabwerfen, sonst steigen sogleich Nebel auf. So leicht erschuttert ist die Gebirgsluft! » (54). Beachtenswert ist diese Äusserung sowie das Gedicht besonders für diejenigen, welche die unauslosschliche Wirkung des Erlebnisses mit Berta auf Lenaus ganzes weiteres Leben nicht begreifen konnen und mit verachtlichem Achselzucken auf diese nie geheilte Wunde herabsehen. Eine Selbstcharakteristik schliesst auch das Gedicht ein, das die eigene, aussergewohnliche Reizbarkeit des Gemutes widerspiegelt. Er war so zartbesaitet, sagt Schurz (I, 106), dass ihn oft ein Wörtchen zum Tode betrubt machen konnte.

Die starke Mischung von Phantasie und Wirklichkeit, die einen Grundzug der Berta-Gedichte bildet, findet ihre hochste Steigerung in **Nächtliche Wanderung** (12). Auch die Reihe der Grundgedanken dieser Gedichte : Verlust der Ruhe, Ringen von Schmerz und Groll, Tod des Gluckes, Tod der Liebe, findet einen Abschluss in der hier nicht vereinzelt auftretenden, sondern das ganze Gedicht beherrschenden Todes-

sehnsucht. Diese erhält auch hier die ganz besondere Färbung, dass sie als das Verlangen nach Vereinigung im Tode mit der Geliebten gedeutet wird :

O schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr !

(Vs 29-32.)

Die tote Braut (Vs 8 ist die dem Dichter durch ihren Treubruch gestorbene Berta. Das Motiv hatte Lenau bereits in der Ode *An der Bahre der Geliebten* bearbeitet und eng verwandt ist es auch mit dem des toten Kindes. Die *zartliche, feierliche* Bitte der Geliebten in *ihrer Sterbestund* Vs 10 f. :

« Bezwinge fromm die Todeslust,
Die dir im Auge starrt,
Wenn man mich bald von deiner Brust
Fortreisset und verscharrt ! »

ist die Ottiliens an Eduard in Goethes *Wahlverwandtschaften :* « Sie drückt ihm kraftig die Hand, sie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Atemzug, nach einer himmlischen, stummen Bewegung der Lippen : Versprich mir, zu leben ! ruft sie aus, mit holder zartlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zuruck. Ich versprech es ! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach : sie war schon abgeschieden. » Eine Sonderstellung nimmt dieses Gedicht innerhalb der Klagelieder ein durch seinen ganz eigentumlichen Zug der Idealisierung Bertas, deren Bild den Dichter stets begleitet, deren *süsser Mund* ihn bat, fromm die eigene Todeslust zu bezwingen, deren Wort ihn vom Todessprung in den wilden Bach zurückhalt, so dass er ein unfreiwilliges Ende vom Blitze erbittet. Dieser Zug der Idealisierung weist auf den Abschluss dieser Liebesdichtung hin.

Drei Klagelieder über Bertas Treubruch in epischer Form verweisen wir in ein folgendes Kapitel, weil dieses nur den eigentlichen Liebesgedichten gilt. Der Schmerzensausbrüche über die unglückliche Liebe fand G. Schwab zu viel. « Aber wenn nur so im allgemeinen Lied und Lied endet : Meine Braut ist die Qual! oder : Wacht auf, ihr Horden meiner Qual! Oder : Umarme mich, du stiller Todesmut! so wird uns unheimlich und vielleicht sogar unpoetisch zu Mute » [1].

Die Stimmung, aus der diese Gedichte entstanden sind, schildert ergreifend Lenaus Brief an Kleyle vom 6 Juni 1828 :

« Teurer Freund !

Viel ist veronnen der Zeit, und viel des wechselnden Schicksals, seit wir uns gesehen [2] ! Wohl war es an mir, Dir Worte des Trostes zu senden [3] : allein trosten kann nur der Ruhige, und ruhig war ich die ganze Zeit über, dank meinem Geschicke, keine Stunde. Hatte ich Dir geschrieben, so waren es bittere Tropfen gewesen, aus meinem Kelche in den Deinigen getropft : hatte Dir dies den Schmerzenstrank versüsst? ich glaube nicht, denn das Virgilsche : Solamen miseris socios habuisse malorum lautet mir so : Elenden nur ist 's Trost, Gefährten zu haben des Unglücks. Wundre Dich nicht, lieber Freund, über meine Unruhe und wirf mir nicht vor, dass mir Gründe des Trostes und der Selbstaufrichtung zu Gebote stunden, dass es meine Schuld wäre, wenn sich dieselben an mir nicht bewährten. Bedenke vielmehr, dass, so lange man kämpft, man nicht ruhig sein könne, und dass *mein Feind in meiner erregten Phantasie einen unerschöpften Vorrat von Dolchen und Pfeilen finde. Wie ein angeschossenes Wild durchirr ich den Wald des Lebens,*

---

[1] Kurrel, S. 186.

[2] Das heisst seit dem Sommer 1827.

[3] Vgl. das folgende Gedicht *An Fr. Kleyle.*

je stärker mein Lauf, desto heftiger bluten meine Wunden! » (54) [1].

Kein Wunder, dass Schurz (I, 91) aus dem Jahre 1828 « nichts zu erzählen » hat. Die Bertageschichte hat er ja « sogleich ganz abgemacht ». Auch findet er keine Prüfungszeugnisse aus diesem Jahre vor. « Wahrscheinlich hatte er das Lernen allzuweit wieder hinausgeschoben, so dass er sich zur Zeit der gewöhnlichen Prüfungen noch nicht vorbereitet genug fühlte ». Einer Erkrankung als Ursache des Prüfungsversäumnisses erinnert sich Schurz nicht; wir wissen welche Krankheit Schuld daran trug. « Sonach war auch das Jahr 1828 rein versäumt », jammert der Schwager. Dass er fürs praktische Leben nicht viel tauge, gesteht Lenau Kleyle im folgenden Briefe aus dem Herbst 1828. Er hat sich in Wien wie überhaupt in der Welt noch nicht eingebürgert. Er kommt sich vor wie ein Schlüssel, der in kein Schloss passt, mitunter aber wie ein wahrer Himmelsschlüssel, nämlich dann, wenn er ein Gedicht gemacht, das ihn, auf Augenblicke wenigstens, unter die Götter versetzt. Er fürchtet, sich in irgend einem phantastischen Dickicht zu verlieren und fleht inständig den im praktischen Leben stehenden Freund an, manchmal seine Stimme — die Stimme der praktischen Vernunft — hören zu lassen, damit er sich nicht verirre (55). Der Brief erwähnt die Sendung eines Gedichtes, « ein Kind meines Herzens, das ich dem Deinigen empfehle ». Es liegt der Handschrift des Briefes nicht bei. Wahrscheinlich ist dies Gedicht das *An Fr. Kleyle* überschriebene, mit dessen Besprechung wir das nächste Kapitel eröffnen.

---

[1] Der Schluss ist von mir unterstrichen.

XIII

Nachklänge des Berta-Erlebnisses.

1828.

An Fr. Kleyle. — An meine Gitarre. — Vergangenheit. — Die Waldkapelle. — Robert und der Invalide. — Marie und Wilhelm.

Ein ähnliches Schicksal wie Lenau traf seinen Freund Fritz Kleyle. Auch er hegte eine unglückliche Liebe zu seiner Nichte Lotte, der ältesten Tochter des Hofrates von Kleyle, die ihn zu Gunsten eines andren verschmähte. Das, wie eben erwähnt, vielleicht im Briefe an Kleyle aus dem Herbst 1828 gesandte Gedicht **An Fr. Kleyle** (27) spielt auf diese unglückliche Liebe und auf folgende Ereignisse an. Am 8. Januar 1828 vermählte Lotte Kleyle sich mit Dr Philipp Mayer, Hauslehrer beim Erzherzog Karl. Drei Monate nach der Heirat starben beide binnen fünfzehn Tagen an einem Nervenfieber. — Dein Schicksal », schreibt Lenau am 6. Juni 1828 an Kleyle, « führte dich an zwei Leichen vorüber; — gleichsam eine traurige Genugtuung, Dir zu zeigen, wie wenig die Räuber Deines Glückes ihres Raubes froh werden durften. Wahrlich, zu traurige Genugtuung! — Fast hat mich der ganze Vorfall abergläubisch gemacht; denn fast kommt es mir vor, als hafte Unsegen auf einem Bunde, welcher seine Lust mit dem Salze fremder Tränen würzet, und als nage dieser Unsegen am Gedeihen des Bundes. — Die geliebte Leiche ist fort; aber Du hast ihr Bildnis auf Deinen Herzgrund gemalt mit sanften Farben der Wehmut; alles Gehässige haben Deine Zähren weggewaschen, Du gedenkst ihrer in Frieden. Vielleicht war

sie mehr selbst ein Raub als eine Räuberin. Wir wollen es glauben. Eine grossmütige Beurteilung der Toten ist Wohltat für unser eigenes Herz, sollt es auch dadurch mehr zu leiden haben. — Der Sturm ist vorüber: doch noch bebt das Eichenlaub, und schwere Tropfen fallen einzeln von ihm herab auf die Gebüsche. Der goldne Sonnenstrahl fällt wieder herein in den Wald, aber auf manchen zerschmetterten Ast. — Ruhe sie sanft! einst liebte sie Dich ja! » (54).

Nur aus einer von gleichem Schmerz zerwühlten Seele konnte ein solcher Trostbrief fliessen, und wie der Brief so bringt auch das Gedicht Anspielungen genug auf des Dichters eigenes Leid wie namentlich die Verse:

Wo die Geliebte Treu und Herz dir bricht
(Vs 40)

und

Wehmut sinkt an meinen Busen wieder,
Die stille Freundin meiner Einsamkeit.
(Vs 55 f.)

Sein *früh zerfallnes Glück* (Vs 20) baute Niembsch an das seines Freundes hin; als dies zerfällt, ruft er aus:

Herein! herein! du finsterer Geselle!
Du bist in meiner Brust kein neuer Gast;
Ich öffne dir die trümmervolle Zelle,
In welcher dein Geschlecht schon oft gerast!
(Vs 33-36).

Das *Geflöte der Nachtigall* (Vs 11 f.) und der *im Hain erwachende Hauch der Weste* (Vs 26) sind Rückerinnerungen an die Hainbündler.

Eine solche enthält auch noch im Vers:

Hinaus ins Dunkel jener Eichen
(Vs 17)

das Gedicht **An meine Gitarre** (38). Traurig hängt des Dichters Lieblingsinstrument da, seine beste Unterhaltung, das frühe Mittel seiner Schwärmereien :

Gitarre, wie du hängst so traurig !
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrissnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süsser Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Als bestimmte Ursachen seiner Schwermut gibt Lenau in der dritten Strophe den Tod seines Freundes (Kovesdy) und die tote Liebe (Berta) an. Nichts verlautet von dem im Jahre 1829 erfolgten Tod der Mutter, und eben weil dieser in der Reihe der angeführten Schicksalsschläge fehlt, ist das Gedicht wohl vor diesem Tode anzusetzen. Wie leicht wiegt dagegen ein Grund Reynauds [1], der das Gedicht in das Jahr 1832 versetzt, weil Lenau am 21. Januar 1832 an K. Mayer schreibt, er spiele fleissig Gitarre. Auch der sonstige Inhalt dieses Briefes hat nichts mit dem Gedichte zu tun, er ist in seinem optimistischen Tatendrang den Versen geradezu entgegengesetzt. Zum zweiten Male [2] schildert Lenau hier die Urgewalt der Musik, die für ihn das zweite Mittel war, die Überfülle an Gefühl und Leidenschaft zu entladen, die dichterische Verzuckung ausrasen zu lassen [3].

---

(1) *[illegible]*, Nr 40.

(2) Vgl. *Die Werbung.*

(3) Über Lenaus Gitarrespiel urteilt Schurz I, 15 : « Ich habe nie ein so seelenvolles, [illegible] und klingenderes, gedonnerteres wie auch gesäuselteres Gitarrespiel gehört als wie das Lenaus. » Etwas kühler äussert sich der Graf Alexander von Württemberg : Lenau spielt die Gitarre recht brav für einen Dilettanten. Brief an Kerner vom 1. Februar 1841. *Kerners Briefwechsel*, Nr 534. Vgl. auch Niendorf, S. 262 und *Lenau und Löwenthal*, S. 348, 594.

Traurige Gedanken weckt der Abendstern, der uns, wie es in der ersten Fassung des Gedichtes **Vergangenheit** (27) heisst, *melancholisch zuwinkt*. Er bedeutet, dass wieder einer aus der langen Reihe trostloser Tage *in die stille Todesruh gesunken* (Vs 4). Der Berta-Dichtung sind die Begriffe von *vergangen* und *tot* geläufig. Des *Herzens Klage* und *seine Seligkeit*, welche die *schweigende Vergangenheit* begraben soll (Vs 10-12), weisen auf die Liebe zu Berta hin. Anderer Meinung ist Reynaud (1), der das Gedicht auf den Verzicht auf Lotte Gmelin beziehen und es entsprechend, d. h. mit dem Jahre 1832 datieren möchte. In die vorwiegend optimistische Stimmung des Dichters zu Anfang des Jahres 1832 passt es nicht gut hinein. Ein eigenartiges, reizendes Bild, das auf Lenaus anhebende Meisterschaft in der Naturschilderung und Naturdeutung hinweist, bringt die zweite Strophe, die dem Anfange des 5. *Schilfliedes* gleicht:

Leichte Abendwölkchen schweben
Hin im sanften Mondenglanz,
Und aus bleichen Rosen weben
Sie dem toten Tag den Kranz.

Sämtliche Motive der eben besprochenen Dichtungen und der Verse *Vergänglichkeit* kehren wieder in dem erzählenden Gedichte **Die Waldkapelle** (1836) der Geschichte eines Mannes, den eine unglückliche Liebe irrsinnig gemacht. Zum neuen Motiv des Irrsinns kommt das des Verlustes des Glaubens. Das Schicksal hat dem Manne die *Lebensbahn verschüttet* (Vs 83), hat:

Aus seiner Seele seinen Gott gerissen
(Vs 84),

hat einen *grausen Gottverächter* (Vs 22) aus ihm gemacht, der das Te Deum laudamus der Frommgläubigen mit Hohngelächter

(1) *Thèse auxiliaire*, Nr 32.

unterbricht, weil Gott die meineidige Geliebte ungestraft lässt. *Die Waldkapelle* ist das ergreifendste, grausigste Gedicht des Berta-Zyklus. Mit unheimlicher Wahrheit, die der späteren Wirklichkeit genau entsprechende Einzelzüge aufweist, wie die Schilderung Emiliens von Reinbeck [1]) sie uns aufbewahrt, hat der Dichter hier sein zukünftiges Geschick geschildert. Noch erschütternder wirkt das Gedicht, wenn man bedenkt, dass ihn tatsächlich eine unglückliche Liebe, die zu Sophie Löwenthal, in den Irrsinn getrieben. Die Zeichnung Bertas steigert sich hier zur schärfsten Anklage. Sie ist die heimtückische Meineidige, die sich das letzte Wort des Treueides durch einen andern von der falschen Lippe küssen lässt, die reue- und gewissenlose, die in einem Freudenleben schwelgt, während ihr unglückseliger Liebhaber der Verzweiflung Beute geworden:

> Und all ihr Leben, Freudentaumel nur,
> Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
> Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
> Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte.
>
> (Vs 77-80.)

So schildert Lenau in dieser sehr phantastischen Dichtung realistisch Bertas Leben nach der Trennung, wie er es sich dachte. Am augenfälligsten unter den Gedichten dieser Art tritt auch hier die erfundene Situation auf. Einzelheiten wie der *Eichenhain* (Vs 30), der *Silberschimmer* (Vs 39) und des *Hirten weiche Flöte* (Vs 64), *des Hirten Lied im stillen Waldestal* (Vs 71 f.) deuten auf eine leise Fortwirkung des Einflusses der bekannten Vorbilder.

Schurz (I, 76) erklärt, das Gedicht sei nach der Trennung von Berta geschrieben, »in deren meineidiger, weiblicher Gestalt — wie Klemm glaubt, und ich mit ihm — er Berta, und in dessen wahnsinnig gewordener männlicher, mit nur zu rich-

---

[1]) Emilie von Reinbeck, *Lenaus Erkranken.*

tigem Vorgefühle, er sich selbst zeichnete ». Die Tatsache, dass Lenau diese prophetische Phantasie Ende August 1831 den Stuttgarter Freunden vorlas, und dass sie am 30. August im Morgenblatte erschien, beweist nichts für das Jahr 1831 als Entstehungszeit. Schurz und Klemm haben ganz recht, wenn sie in dem treubrüchigen Weibe Berta Hauer wiedererkennen, und alles deutet darauf hin, dass das Gedicht bald nach der Trennung entstanden. Dass es vor 1831 fällt, geht aus einem ungedruckten Briefe von Boloz v. Antoniewicz an Lenau aus Lemberg vom 5. Oktober 1830 hervor, der sich in Privatbesitz zu Wien findet. Hierin bittet Boloz Lenau, ihm das Gedicht zu senden. — Die Vorlesung des Gedichtes auf dem Spaziergange nach Gaissburg warf den Keim der Liebe in die Seele Lotte Gmelins. Sie schrieb es sich aus dem Morgenblatte ab, und als Lenau dies erfuhr, fing auch er Feuer. So wurde sein ergreifendstes Klagelied über Bertas Treubruch zum Keim der neuen Liebe.

Innig verwandt mit der *Waldkapelle* ist **Robert und der Invalide** (64), das wie *An die Wolke* auch nur ganz äusserlich zur Abteilung *Heidebilder* gehört. Der Schmerz des um seine Liebe betrogenen Robert ist grösser als der des alten Invaliden, der auf dem Schlachtfelde von Leipzig alles verloren; auf diesen Gedanken, dem wieder der Verlust Bertas zu Grunde liegt, ist das Gedicht zugespitzt. Die meineidige Geliebte steht in beiden Gedichten im Vordergrund. Motive der Liebesgedichte an Berta kehren wieder; unbekümmert um die *fremde Liebesqual* schmückt sich die Heide mit dem Blutenkleide gerade wie der *Baum der Erinnerung*. In Roberts Mund legt Lenau die berühmten, für das Verhältnis zu Berta und seine eigene Seele so charakteristischen Verse :

> Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt,
> Das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt,
>
> (Vs 72 f.)

die er im Briefe an Mayer vom 1. Dezember 1831 anführt (74).

um seinen Verzicht auf Lotte Gmelin zu beleuchten, die er seitdem so oft in Prosafassung in Briefen und Gesprächen wiederholte. Wir haben sie zuerst angetroffen im Briefe an Kleyle vom 6. Juni 1828: «doch einmal bis ins Mark verletzte Seelen bleiben empfindlich auf immer». Die Quelle alles Unheils ist wie in der *Waldkapelle* der gebrochene Treuschwur. *Die böse Sippe von Nachtgestalten der Vergangenheit* (Vs 90 f.) verfolgt den Betrogenen stets, stets spottet sie ihm nach:

> Du Tor, mit deinem fabelhaften Sehnen!
> Hast du 's noch nicht ersäuft mit deinen Tränen?
>
> Vs 94 f.

und reisst damit nur alle seine Wunden wieder auf (Vs 96), lässt nicht rasten ihn von seinem Leide (Vs 100). — Auch kehrt das Motiv des Eroberers hier wieder, wobei Napoleon, das *böse Wetter* (Vs 53), mit Namen genannt wird, und zum ersten Male fällt hier ein Seitenhieb auf den *Aristokraten*, dessen *Glück sich schuldgend mästet* (Vs 57 f.) an den verstümmelten Soldaten. Auch dies Gedicht las Lenau G. Schwab vor beim ersten Besuche am 9. August 1831, und Schwab hebt in seiner Besprechung den Vers hervor, in dem Lenau die Wetternacht sein Schatzel nennt (Vs 32), dazu bemerkend, dass der Dichter überhaupt der Sänger des Gewitters genannt zu werden verdient, das noch keinen solchen Maler im Liede gefunden habe. Er verweist dabei auf die Gedichte *Dein Bild*, *Nächtliche Wanderung*, *Die Heideschenke* und *Die Gewitternacht* im Romanzenkranze *Klara Hebert*[1].

Der Übergang von der meineidigen zur entehrten Braut, den Lenau in der Ballade **Marie und Wilhelm** (61) vollzieht, war schon angedeutet in der *Waldkapelle*, wo das schwurbrüchige Mädchen im *Freudentaumel* lebt. Ein Reiter

---

[1] KLEPEEL, S. 186.

kommt zur armen, verwaisten Marie und fleht sie an, ihren fernen Bräutigam Wilhelm und alles Leid zu vergessen und ihm zu folgen :

zur Liebesau
Voll ewig grüner Freuden !

(Vs 43 f.)

Mit treuloser Hand wischt sie sich die Tränen von der Wange und sinkt *in den bodenlosen Sumpf der Lüste* (Vs 51 f.). Der brave Bräutigam Wilhelm, der wie Bürgers Lenore um ihren Wilhelm viel in der Fremde um sie gelitten und ihr treu geblieben, kehrt in die Heimat zurück, sie heimzuführen. Er findet eine treulose, entehrte :

« Mir nicht den Kuss ! bin sein nicht wert.
Tief sank ich ins Verderben !
Bin treulos, Wilhelm, und entehrt !
Zieh fort, und lass mich sterben ! » —

Wie also sie zu Wilhelm sprach,
Da schied er, schwer beklommen,
Ging still hinaus zum Erlenbach,
Der ihn mit fortgenommen.

(Vs 89-96.

Es ist der Bach aus *Nachtliche Wanderung*, der *reichen, frischen Tod* führt. Augenscheinlicher als der von Reynaud (S. 269) angeführte Einfluss von Goethes *Faust* in der Schilderung der unschuldigen Kindheit Maries ist der von Bürgers *Lenore*.

Schurz datiert die Ballade in einem Exemplar der Lenauschen Gedichte, das er mit handschriftlichen Notizen versehen hat (1).

(1) I. Band der Ausgabe von 1844, S. 270. Vgl. L. Roustan, En marge d'une édition des poésies de Lenau. *Revue de langue*, VI, 314-319.)

Viele dieser Anmerkungen sind Abschriften derjenigen, die sich Sophie Löwenthal im zweiten Bande eines Exemplars derselben Ausgabe von 1844 gemacht [1]. Schurz bemerkt : « Von diesem Gedichte bekam Lenaus väterlicher Freund, der Dichter Schleifer, eine eigenhändige Abschrift von Niembsch, worunter von diesem geschrieben steht : ' Gedichtet als Schleifer in Wien war '. Schleifer war aber in Wien am 26. und 27. August 1828. » Die erste Bekanntschaft mit Schleifer fällt in den September 1825, wo Lenau und Schurz den damals kaiserlichen Herrschaftsverwalter in Sierning bei Steyr besuchten. « Schleifer und Niembsch », schreibt Schurz (I, 79), « gewannen sich lieb wie Vater und Sohn ». — « Das war doch einer der besten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir 's zum ersten Mal einfiel, den Schleifer in Sierning aufzusuchen », schreibt Lenau an Schurz am 19. Mai 1832 (99). Die genaue Angabe über die Entstehungszeit des einen dieser Gedichte bietet einen Anhaltspunkt für die zeitliche Bestimmung der anderen.

---

[1] H. Bischoff, Handschriftliche Notizen von Sophie Löwenthal zu Lenaus Gedichten. (*Zeitschrift für den deutschen Unterricht*, XXIII, 601-623.

XIV

Gedichte allgemein-pessimistischen Inhalts.

1. Reihe. — 1829.

Der Indifferentist. — Vanitas. — In der Wüste. — Der Selbstmord. — Glauben. Wissen. Handeln.

In den bisher besprochenen Dichtungen knüpft sich die Trostlosigkeit des Dichters mittelbar oder unmittelbar an den Verlust Bertas. In einer Reihe von Gedichten ist die Ungetreue unerwähnt gelassen, und der Pessimismus des Dichters erhebt sich objektiv ins Allgemeine. Diese Steigerung von der besonderen Liebesqual zu allgemeiner Melancholie und Verzweiflung finden wir auch in den Briefen Lenaus an Kleyle wieder. Sie ist übrigens durch das Leben bedingt.

Zu Anfang des Jahres 1829 erkrankte Lenaus Mutter am Gebärmutterkrebs, sie litt lange und furchterliche Qualen, die der bei ihr wohnende Sohn mitansehen musste, bis der Tod sie am 24. Oktober erloste. Wie die Jahre 1827 bis 1829 dem arg vom Schicksal mitgenommenen Jünglinge ein stets wachsendes Leid bringen, so nimmt dementsprechend die bis zur völligen Verzweiflung anschwellende Dusterheit in seinen Dichtungen zu. Aus dem Jahre 1829 haben wir nur einen Brief Lenaus, den vom 27. Juli an Kleyle [56]. Es ist der traurigste, den er geschrieben:

„Teurer Kleyle!

Diesen Brief schreib ich mit zerrissnem Geiste und gebrochnem Herzen. Meine gute liebe Mutter liegt auf ihrem qualvollen Kranken- und Totenlager. Die schrecklichste der Krankheiten,

ein Gebärmutterkrebs, wütet bereits seit mehreren Monaten im Leben der Unglücklichen und zehrt schleichend, unter unsäglichen Leiden, an dem kümmerlichen Reste ihrer Kräfte. Das traurige Bild meiner hinschmachtenden Mutter wird mich mein Leben lang nicht verlassen. Sie wird bald sterben, bald wird das treue Mutterherz stille stehn. Mir wird immer bänger, und ich sehe mich ängstlich nach einem Herzen um, das für mich schlagen wird, wenn jenes geliebte stille steht. Freund! ich klopf an Deine Brust. Mir tat Deine Liebe nie so not wie jetzt. Du bist einer von den wenigen Menschen, die mir wirklich gut sind, vielleicht der einzige, wenn meine Mutter tot ist. Schreibe mir bald, wie es Dir geht, denn ich glaube fast, Du seist auch krank, auch ein Sterbender. Das böse Geschick bleibt ja nicht gerne am halben Werke stehn; das meinige scheint mir nehmen zu wollen, was ich liebe, scheint die Lampen nach einander austun zu wollen, die mir mein dunkles Leben bisher beleuchteten, damit ich im Finstern sei, und schlafen gehe. Freund, mir ist schwer, schreibe mir bald.

Dein treuer
Niembsch. »

Auch ein Bericht Seidls aus diesem Jahre legt Zeugnis von Lenaus finsterer Seelenstimmung ab. Am 23. April machte er im silbernen Kaffeehause dem Freunde Seidl ernste Vorstellungen wegen seiner an diesem Tage festgesetzten Trauung, bis er, überzeugt von seiner Besonnenheit, ihm Glück wunschte mit dem bedeutungsvollen Zusatze : « Für unsereins ware das nichts » [1].

Der Gedanke der Nichtigkeit alles irdischen Strebens, jedoch in der denkbar dustersten Auffassung, liegt den Gedichten *Der Indifferentist* und *Vanitas* zu Grunde. Es gehorte ein so seltenes

---

[1] Aus den *Wiener Sonntagsblattern* 1848, N° 5, abgedruckt bei Schurz I, 91 ; auch bei Frankl, S. 25.

Unglück, eine so hoffnungslose Enttäuschung, wie sie Lenau zu teil wurden, dazu, um den siebenundzwanzigjährigen Jüngling in den Versen **Der Indifferentist** (125) auf den Gedanken zu bringen: man sei ein Sokrates oder ein schnöder, teuflischer Verbrecher, man habe Genie und Güte oder Stumpfsinn und Schlechtigkeit, das sei alles eins. Es sei just so wichtig, als ob das Aufgusstierchen in seinem Wassertropfen sich nach rechts oder nach links wende. Kein besseres Beispiel des schädlichen Menschen findet der Dichter auch hier als den Eroberer (Vs 11 f.). Drastisch drückt er den Stumpfsinn in den Versen aus:

Ob nichts dein langes Leben war hienieden,
Als fürs Gewürm des Grabes eine Mast;
(Vs 9 f.)

in einem trefflichen Bilde schildert er das Werk des Genius:

Ob dein Genie sein Werk den raschen Zeiten
Geschleudert, ein Gebirg, in ihre Bahn,
Dass sie an seinem Fuss vorüberschreiten,
Und grauend seine Gipfel starren an.
(Vs 5-8.)

Nicht minder schroff wird der Grundgedanke dieses Gedichtes in **Vanitas** (155) ausgeführt. Das Beste wäre es vielleicht, sich an Blütenduft und Nachtigallen, Mädchenkuss und Freundeswort zu betäuben, jedoch will das Schicksal, dass man dies alles verschmähe, um in hartnäckiger Erpichtheit einem unerreichbaren, stets entweichenden Ziele zuzustreben. So weit geht der Dichter, den stets weiter und höher weisenden Genius des Lebens als eine Dirne zu bezeichnen, die über die Enttäuschung, den Fall des Menschen hohnlachelt (Vs 27 f.). Der Anfang des Gedichtes sticht in seiner Milde vom grellen Schlusse ab:

Eitles Trachten, eitles Ringen
Frisst dein bisschen Leben auf,
Bis die Abendglocken klingen,
Still dann steht der tolle Lauf.

Der Gedanke *vanitas vanitatum* in Lenaus eigener, schwarzgalliger Auffassung führt zur Todessehnsucht: **In der Wüste** (17). Man gibt sich viel Mühe, sich durch den Wüstensand des Lebens eine Bahn zu wühlen. Es kommt der Sturm, wirbelt den Sand auf und löscht jede Spur unserer Schritte aus. Gleich einer Karawane wandert die Menschheit nach der Ratselferne aus:

Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem *kühlen Haus*;

Zündet heisser stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Tränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

(Vs 15–20.

Der Gedanke des Selbstmordes taucht auf in **Einem Knaben** (120), wenn auch nur in der Form einer Warnung davor. Der Knabe, dem treulos das liebe Vögelein aus dem Käfig entflieht, erinnert an den Unglücklichen, dem die Unschuld, das scheue Vögelein, im Kampfe des Lebens entweicht. Steht er einst trauernd da und weint bitter

Um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens,

(Vs 19 f.)

dann soll er sich hüten vor der Versuchung, die sturmerprobte Hand mit wildem Krampfe seinem eigenen Busen einzudrücken. Die *leisen Gesänge* (Vs 29 f.), die *süssen Wesen* (Vs 31), die aus der Ferne flüstern, sind die Träume der unschuldsvollen Kindheit, sind die *flücht'gen Gäste*, das *bunte wunderbar singende Gevögel* des Gedichtes *Die Jugendträume*, welche die eisern schweren Schritte der Wirklichkeit verscheuchen. «Ein seltenes Motiv», meint G. Schwab, «stellt sich uns auch in dem vortrefflich ausgeführten Liede *Einem Knaben* dar,

das wir gar zu gern ganz hersetzen möchten... Das Gedicht wird gewiss dereinst das seltene Glück haben, in Beispielsammlungen voll gereimter Moral für die Jugend und in rein ästhetischen Anthologien zugleich an einem der ersten Plätze zu stehen » (1). Schwabs Prophezeiung hat sich nicht verwirklicht.

Nicht nur als treffende Parallelstelle, sondern auch zum richtigen Verständnis des unheilbaren Risses, den die Erschütterung seines Liebesideals in Lenaus Seele hervorgebracht, sind folgende Verse aus den *Albigensern* wichtig :

Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
Das schuldbewusste Seelen weichrer Art
Ergreift auf ihrer dunkeln Erdenfahrt,
Ist der Gedanke : hätt ich 's nie begangen !
Der Qualgedanke : wär ich rein geblieben !
Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
Hat manchen schon in frühen Tod getrieben.

(Vs 1457-1464)

Eine natürliche Steigerung dieser Gedichte allgemein pessimistischen Inhalts ist, wenn nicht geradezu eine Verteidigung, so doch eine Entschuldigung des Selbstmordes in **Der Selbstmord** (126). Die Schilderung des Schmerzes ist hier eine so packende, dass die eigene, tiefbittere Erfahrung, aus der sie hervorgequollen, dem Leser ergreifend ins Bewusstsein tritt. Das Gedicht ist zugleich eine Selbstverteidigung, eine Rechtfertigung der weichen, zarten, zagen Seelen, die dem Sturme des Lebens nicht standhalten können und versinken. Die stärkeren, die im Kampfe gesiegt, sollen sich nicht überheben und mit Verachtung und Schimpf auf die schwächeren herabsehen. Diese verdienen nicht den Vorwurf, dass sie aus schlechterem Stoffe seien als die Glücklichen, die dem Sturme entwischt.

(1) Klüpfel, S. 189.

Ihnen, die er eindringlich vor dem *Höhnen* und *Zischen* (Vs 28) warnt, ruft Lenau die Schlussmahnung zu :

Hütet euch, ihr andern, hütet !
Denkt an eurer Fahrten Rest;
Denn die Nacht der Zukunft brütet
Manchen Sturm im dunkeln Nest.

Die Hauptmotive seiner bisherigen Dichtung : Gluck der Kindheit, der Jugendträume, der ersten Liebe, Verlust der Unschuld, Enttäuschung des Liebesglückes, Nichtigkeit alles irdischen Strebens, sogar die Verdammung des Eroberers, fasst Lenau zusammen in seinem ausführlichen, allegorischen Traume **Glauben. Wissen. Handeln** (58). Stärker betont werden andere Motive, die bisher nur flüchtig angeschlagen waren, so der Verlust des Glaubens :

Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verliess,

Vs 71 f.

das Suchen nach Erkenntnis :

Mich aber trieb mein Herz mit lautem Klopfen,
Zu suchen der Erkenntnis hohen Baum,

Vs 75 f.

die Vergeblichkeit dieses Suchens :

Drum klimme nicht, du pflückst die Früchte nie!

Vs 96.

Ein neues Thema ist das der Nichtigkeit des politischen und patriotischen Kampfens und Ringens, das seine Erklarung in den damaligen osterreichischen Verhaltnissen findet. Zu welch

hoffnungslosem Ziel die jugendliche Lebensreise den Dichter geführt, sagen erschütternd die Schlussverse :

Das Schicksal ging nun finster mir vorüber,
Mit Majestät und Schrecken angetan,
Und winkte mir, zu wandern meine Bahn
Durch Heideland, verlassner stets und trüber.
Und dir, mein Leben, warf zur stillen Feier
Den Gram das Schicksal um dein Angesicht,
Von ihm gewoben dir zum zweiten Schleier,
Der fester sich um deine Züge flicht.
Erst wenn wir uns zu seligem Vergessen
Hinlegen in das traute, dunkle Grab,
Löst er von deinem Angesicht sich ab,
Und hängt sich an die säuselnden Zypressen.

(Vs 151-167.)

Zur Zeit, wo sich die Frage aufdrangt, welchen Weg er im Leben einschlagen soll, stellt der Dichter eine Art Gewissensforschung an. Vollstandig verneinend ist das Ergebnis. Den Glauben seiner Kindheit hat er verloren, vergeblich hat er sich an die Wissenschaft gewandt [1], um die Ratsel des Daseins zu lösen, — als letzter Hoffnungsanker bleibt die *Tat*, für die es ihm wohl nicht so leicht gefallen ist, ein Sinnbild zu finden wie das Paradies für den Glauben, den Baum für die Erkenntnis, die schöne Braut für das Leben. Den Gedanken der Tat, den er nicht den Mut hat zu fassen, vermag er auch nicht in einem Bilde zu erschöpfen. Als Notbehelf wahlt er die Germania, die ihm den Beweis der Unerspriesslichkeit des Handelns, indem er es in einem engen Sinne fasst, erleichtert. Der Glaube ist

[1] « Ich sah einmal Lenau grimmig vom Buch aufspringen », berichtet Lenaus medizinischer Studien- und Stubengenosse Keiller, « indem wir eben studierten, und da rief er : ' Was ist das für eine Wissenschaft, wo es immer heisst : das ist noch nicht klar, oder : über diesen Punkt sind die Meinungen geteilt u. s. w. Ist das Wissen, ist das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wissen ' ». (Schurz, I, 86 f.)

unzureichend, die Wissenschaft unzugänglich, die Tat unnütz. Allerdings dachte der Dichter zunächst nur an die Nichtigkeit des politischen Kampfes. Die allgemeine Mutlosigkeit, sich zu irgend welcher praktischen Tatigkeit aufzuraffen, leuchtet jedoch klar durch, sowie das ganze aufreibende geistige Ringen des Unglücklichen, der uns bereits hier den Kern der Faustdichtung bietet.

Der erhabene Stoff und Ton sowie das Versmass führten an und für sich zuruck zu Klopstock. Der Dichter der Messiade erscheint wieder in manchen Einzelheiten, aus denen ich den *Wonnetumult* (Vs 54) und den sein Gebet *zitternden* Löwen (Vs 58) als die auffallendsten heraushebe. *Zittern* ist nicht nur ein Lieblingswort Klopstocks im allgemeinen, sondern er gebraucht es auch im Sinne von *zitternd sagen* :

Satan zittert' es, stammelt' es.

(*Messiade*, 16. Gesang, Vs 649.)

Am 28. Oktober 1844 erzahlte Schurz den Reinbecks, wie Emma Niendorf S. 266 berichtet, die Dichtung habe Lenaus Mutter, als der Sohn ihr dieselbe vorlas, sehr gefreut. Demnach ist sie vor dem Tode der Mutter, am wahrscheinlichsten im Jahre 1829, entstanden.

Am 24. Oktober traf Lenau der furchtbare Schlag, dessen Harte aus dem angefuhrten Briefe an Kleyle zu ermessen ist. Die Mutter starb nicht nur nach langen, schrecklichen Leiden, deren Unheilbarkeit ihr bewusst, sondern auch im grossten Elende. Der vom Sohne mit unterzeichnete Bericht des Gerichtsbeamten lautet in der Spalte *Vermogen* : « Nichts, nachdem die wenig vorhanden gewesene Leibeskleidung und Wasche noch bei ihren Lebzeiten verkauft werden musste, um ihr die arztliche Hulfe und notige Nahrung verschaffen zu können » (1).

(1) Werke V, 309.

Nach dem Tode seiner Mutter, berichtet Max Löwenthal (1), trat Lenau aus aller und jeder Verbindung mit Stiefvater und Stiefgeschwistern, überhaupt seiner gesamten Verwandtschaft, mit Ausnahme seiner an Schurz verheirateten Schwester Therese. Er verlässt die allzu lebhafte schmerzliche Erinnerungen weckende elterliche Wohnung in der Rosengasse der Vorstadt Windmühle und zieht mit dem Polen Boloz von Antoniewicz in die innere Stadt.

---

(1) Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 55.

XV

Gedichte allgemein-pessimistischen Inhalts.

2. Reihe. — Erstes Halbjahr 1830.

Der trübe Wanderer. — An die Melancholie. — Zuflucht. — Einst und Jetzt. — Die Felsenplatte. — Die Zweifler.

Eine Reihe von Gedichten allgemein pessimistischen Inhalts unterscheiden sich von den vorhin besprochenen durch eine mehr oder weniger deutlich wahrzunehmende Anspielung auf den Tod der Mutter. Mitunter taucht auch wieder die unglückliche Liebe auf, so im Gedichte **Der trübe Wandrer** (25), dessen *längstverlorne Minnestunden* (Vs 6), die die alten Wunden wieder zum Bluten bringen, auf Berta, dessen *Kränze geliebter Toten* (Vs 9 f.) auf den Tod der Mutter hinweisen. Als dritte Quelle der inneren Zerrissenheit deutet der Dichter hier eindringlich den Verlust des Glaubens an:

> Das Christuskreuz, vor dem in schönen Tagen
> Ein Kind ich, selig betend [1], oft gekniet,
> Es hangt hinab vom Strande nun, zerschlagen,
> Darüber hin die Todeswelle zieht.
>
> (Vs 13-16.)

Eine solche Steigerung der dustersten Schwermut wie das Gedicht sie atmet, erfolgte nach dem « bittersten Verluste seines

---

(1 *Betend* seit der Ausgabe von 1840; früher *weinend*. S. hierüber Professor J. Waltzing (*Bull. de l'Acad. roy. de Belgique*, Classe des lettres, etc., 1912, N° 4, S. 167.)

Lebens, dem seiner innigst geliebten Mutter » (1). Wie im Gedichte *In der Wüste* eine althergebrachte, gemachte, allegorische Einöde, in *Glauben. Wissen. Handeln* ein ebensolcher Wald erscheint, so ist hier das Meer in ähnlicher, überbrachter Weise verwendet. Das zu Grunde liegende Bild vom schmerzzerrissenen, glaubensirren Menschen am Meeresstrande, « die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel » (2), ist vielleicht auf Heineschen Einfluss zurückzuführen. Dass jedoch der Tod der Mutter den Zweifel am Glauben neu anfachte, beweist der Brief an Schurz vom 8. Juli 1833 : « Todbetten Heissgeliebter sind das Furchtbarste. Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter, diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen, musste ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen. So viel Leiden, und so lang! » (126). In der Abschiedsszene des *Faust*, wo Lenau seinem Schmerz um die Verlorene den unmittelbarsten Ausdruck gibt, heisst es :

> Wie fabelhaft zerrann
> Das fröhliche Verheissen
> Vom ewigen Wiedersehn,
> Als ich dich sah vergehn!
>
> *Faust*, Vs 2275-2278.

Keinen Trost gibt es für solchen Verlust: da bleibt nichts übrig als Verzweiflung :

> Ein ernster Freund, mein einziges Geleite,
> Weist stumm hinunter in die dunkle Flut;
> Stets enger drängt er sich an meine Seite :
> Umarme mich, du stiller Todesmut!
>
> Vs 21-24.

---

(1) Schurz, I, 92.

(2) H. Heine, *Die Nordsee*, 2. Zyklus, Nr 7 : *Fragen*, Vs 3. Die Situation des verzweiflungsvoll am Meeresstrande Irrenden findet sich noch bei Heine in *Abenddämmerung*, *Erklärung*, *Der Schiffbrüchige*, *Der Gesang der Okeaniden*.

Der ernste Freund, das einzige Geleite, ist die Melancholie : **An die Melancholie** (117). Sie geleitet den Dichter durchs Leben und weicht nie von ihm. Sie führt ihn oft in einsame, schaurige Felsenklufte, die ihm die so oft betonte *Furchtbarkeit* der Natur lebhaft vergegenwärtigen. Dort ergreift ihn mächtig der Gedanke an seine *Toten*, an den Jugendfreund Kövesdy, an die für ihn tote Berta, an die Mutter :

Meiner Toten dann gedenk ich,
Wild hervor die Träne bricht,
Und an deinen Busen senk ich
Mein unnachtet Angesicht.

(Vs 9-12.)

Seine beste Trösterin, die Mutter, ist tot. Ihr *Faltenkleid* bietet ihm kein Versteck mehr gegen die *Quäler*, und so bleibt nur das *Leichentuch*, um sich vor den *Drangern* zu schützen : **Zuflucht** (129). Tot kann Kindern was zureden. Eine treffende Selbstcharakteristik ist der Vers :

Weiche Herzen bleiben Kinder
All ihr Leben .

(Vs 5 f.)

Der Wunsch :

... Und es falle
Ihnen auch das Los gelinder,
Als den Herzen von Metalle

(Vs 6 ff.)

ist am Dichter nicht in Erfüllung gegangen. Einem ähnlichen Gedanken begegneten wir im Gedichte *Der Selbstmord*.

Welcher Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen **Einst und Jetzt** (129), zwischen der schönen Knabenzeit in Tokay — wo der Knabe im Zusammenleben mit seiner Mutter, dem Freunde Kövesdy und seiner « ersten, leichten Liebe, einer reizenden Freundin seiner Lieblings-

schwester Therese » (1), so selig war — und dem jetzigen Leben in Wien, wo alles an die unselige Berta und an die tote Mutter erinnert. Der Dichter versetzt sich im Geiste nach Tokay zurück — denn eine wirkliche *Wiederkehr ins traute Tal* (Vs 10) fand nicht statt — doch wozu diese Wiederkehr? Die Liebste ist fort, der Freund ist tot, und was das Traurigste von allem :

Immer schleicht sich noch der Pfad hin
Durch das dunkle Waldrevier;
Doch er führt die Mutter Abends
Nimmermehr entgegen mir.

Vs 17-21.)

Inhaltlich reiht sich das Gedicht an die Klage *Vergänglichkeit* an und fasst diese bestimmter :

Blumen fort und Nachtigallen,
Und das gute Mädchen auch!
Meine Jugend fort mit ihnen;
Alles wie ein Frühlingshauch!

(Vs 29-33.)

Als Beispiel von Jacobis Einfluss auf Lenau führt Schurz (I, 71) dies Gedicht an: es mahnt ihn « in seinem Ausgange etwas an Jacobi ». Jacobis Lied, das Schurz bei dieser Bemerkung vorgeschwebt hat, ist wohl kein andres als *Nach einem alten Liede* (2) :

Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so freudig glänzten,
Und der Blumen-Königin
Ihren Weg bekränzten?
« Jüngling, ach! der Lenz entflieht :
» Diese Veilchen sind verblüht. »

(1) Schurz, I. 21.
(2) Jacobi, Werke III, 51-53.

Sagt, wo sind die Rosen hin,
Die wir singend pflückten,
Als sich Hirt und Schäferin
Hut und Busen schmückten?
« Mädchen, ach! der Sommer flieht:
» Diese Rosen sind verblüht. »

Führe denn zum Bächlein mich,
Das die Veilchen tränkte,
Das mit leisem Murmeln sich,
In die Täler senkte.
« Luft und Sonne glühten sehr:
» Jenes Bächlein ist nicht mehr. »

Bringe denn zur Laube mich,
Wo die Rosen standen,
Wo in treuer Liebe sich
Hirt und Mädchen fanden.
« Wind und Hagel stürmten sehr:
» Jene Laube grünt nicht mehr. »

Sagt, wo ist das Mädchen hin,
Das, weil ich 's erblickte,
Sich mit demutvollem Sinn
Zu den Veilchen bückte?
« Jüngling! alle Schönheit flieht:
» Auch das Mädchen ist verblüht. »

Sagt, wo ist der Sänger hin,
Der auf bunten Wiesen
Veilchen, Ros und Schäferin,
Laub und Bach gepriesen?
« Mädchen, unser Leben flieht:
» Auch der Sänger ist verblüht »

Nicht nur atmet Lenaus Gedicht dieselbe Stimmung, auch seine Gestalten; die Blumen, das Bächlein und das Liebchen fand er bei Jacobi vor. Tatsächlich gemahnt besonders die

Schlussstrophe Lenaus an Jacobi. Dieser beklagt das Verblühen der Veilchen und der Rosen, des Mädchens und des Sängers selbst wie Lenau das Verschwinden der Blumen, des guten Mädchens und seiner eigenen Jugend. In bezug auf die Form wiederholt Lenau auch die Jacobischen mit *wo* eingeleiteten Fragen :

Baum, wo sind die Nachtigallen?
. . . . . .
Und wo, Wiese, deine Blumen?
(Vs 25-27.

Auch in der poetischen Vision **Die Felsenplatte** (51) lässt der Dichter seine Jugend an sich vorüberziehn. Unter den Spielgenossen seiner Kindheit, mit denen sich die phantastische Felsenplatte belebt, erscheint auch seine Mutter, die der Dichter in poetischer Verallgemeinerung schon lange tot sein lässt :

Auch sein Mütterlein, die gute,
Wandelt lächelnd auf dem Stein,
Die so manches Jahr schon ruhte
In dem öden Totenschrein.
(Vs 17-20.)

Unter diesen frohen Gestalten sieht der Dichter sein eigenes Jugendbild :

Mit den frohen Fremdlingsmienen
Auf der Erde Schmerzgefild.
(Vs 23.)

In prächtiger Natureinrahmung, im dunkeln Hintergrunde der Nacht, auf dem hellen Gefunkel des Steines, unter säuselnden Blütensträuchern erscheint eine neue Gestalt, ein holdes Mädchenangesicht und :

Mit jungfräulichem Erröten
Flüstert sie : « bin ewig dein! »
Und von allen Zweigen flöten
Nachtigallenlieder drein. —
(Vs 45-48.

Es ist der bisher so oft besungene Treuschwur der Geliebten, Bertas. Bald endet der schöne Traum, und der Mann, der ihn geträumt, steht einsam in der Verwüstung und Trostlosigkeit des Winters und des Sturmes. Wie bereits im Gedichte *Der trübe Wanderer* erscheint der Groll gegen Berta versunken in die Trauer über den Tod der Mutter, denn jede Bitterkeit fehlt bei dieser letzten Heraufbeschwörung der Geliebten.

Dies Gedicht sowie auch *An die Melancholie* kommen ihren äusseren Anlass gefunden haben in Lenaus Ausflug im Mai 1830 nach Gutenstein in Gesellschaft von Schurz und Klemm. Am 16. Mai besuchten sie den « Muckendorfer Wasserfall ». Schurz (I, 99) beschreibt ihn : « Einige Felsen stehen zerrissen umher in starrem Schrecken, während die schaumend tosende Mira über andere, zertrummert am Boden liegende, siegjauchzend hinabsturzt ». Sind dies nicht die *Felsenklüfte und der donnernd brausende Waldstrom* des Gedichtes *An die Melancholie* und der *am steilen Klippenhange niederschaumende Wildbach* der *Felsenplatte?*

Einen logischen Abschluss dieser dusteren Poesie bildet die Phantasie **Die Zweifler** (55). Es ist ein Gedicht auf die alles umfassende Herrschaft des Todes. Das einzige Feste und Sichere im Wandel der Erscheinungen ist der Tod. Das ganze Weltall mit all seinen Freuden und Herrlichkeiten ist nur geschaffen seinetwillen. Das Wort des Apostels Paulus kehrt der Dichter um in : uberall ist sein Stachel, uberall ist sein Sieg. In frechem Übermut thront er als Allherrscher. Scharfer, machtiger, packender als je erklingt wieder das Lied von der Vergänglichkeit, gleichlautend mit einer Stelle des Gedichtes *Vergänglichkeit*.

Wie Bluten hier, so fachelt dort
Dem Hauch die welken *Sterne* fort

lautet der Schluss in den ersten Fassungen (1832-1834) übereinstimmend mit Vers 73-74 der *Zweifler* :

> Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
> Ein müdes Schwalbenvolk, hinuntersinken.

In wildem Takt braust (Vs 61) das Herz des Dichters, den Gipfelpunkt seines Pessimismus bildet die grausige Vision des sich über das Werk des Todes freuenden Gottes :

> Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
> Dann ist des Todes grosses Werk vollbracht;
> Dann stockt und starrt zu Eis die graue Flut,
> Worin der Wunsch des *finstern Gottes* ruht:
> Er wandelt auf der Fläche und ermisst,
> Wie alles nun so still, so dunkel ist;
> Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
> In seine Welt, in seine Nacht hinein,
> Und es erglänzt des Eises stille Heide
> Nur noch von seines Lächelns Widerschein!
>
> (Vs 75-84.)

Und da gibts noch *frohe Toren*,

> In ihren Traum « Unsterblichkeit » verloren.
>
> (Vs 57 f.)

Wozu diese Unsterblichkeit, die zweifellos ebensolche und so viele Qualen in sich birgt wie das Leben auf Erden? Denn glauben kann der Dichter nimmermehr :

> Es habe sich das ganze Heer
> Von Qualen, die gebar Natur,
> Gelagert auf die Erde nur.
>
> (Vs 92-94.)

Die Qualen, die

> in unsrer Brust voll Wunden
> So traute Herberg stets gefunden,
>
> (Vs 97 f.)

wandern mit uns hinüber in eine andere Welt, wenn es ein Jenseits gibt. Das Beste ist das Nirwana, ein Schlaf im Grabe, tiefer als der des Kindes, ein Schlaf, vor dem der Tod sich als Wächter, als Engel vor dem Paradies, hinstellt (Vs 101-108). Überraschend wirkt der Schluss mit der stolzen Ergebung in das Schicksal, welches es auch sei :

Doch ist es anders mir beschlossen,
Soll drüben neu mein Leben sprossen :
Werd ich gelassen, ohne Zagen,
Auch meine Ewigkeit ertragen.

Er deutet auf die nachstfolgende Wandlung des Dichters hin. In etwas verschiedener, spinozistischer Farbung druckt eine Stelle im Briefe an Sophie Schwab vom 11. November 1831 denselben Gedanken aus : « Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fallt wieder darein zuruck. *Der* Gedanke ist so traurig nicht ; was meinen Sie? Sogar etwas Reizendes, Heroisches liegt in dem ruhigen, gefassten Gedanken des Unterganges der Individualitat, wenigstens fur mich. Kann der Mensch ein stolzeres, energischeres Wort sprechen als : Hier fand ich kein Gluck, dort find ich keines — denn mein Ich begrabt die Scholle — brauche aber auch keines, hier nicht und dort nicht. Sie sehen, dass auch mir Resignation nicht ganz fremd ist » (72).

Die Rede des ersten Zweiflers beruhrt sich stark mit derjenigen, die Lamartine im Gedichte *L'Immortalite* den Materialisten in den Mund legt :

Insensé, diront-ils, que trop d'orgueil abuse,
Regarde autour de toi : tout commence et tout s'use,
Tout marche vers un terme et tout naît pour mourir :
Dans ces prés jaunissants tu vois la fleur languir,

(72) *Premieres méditations poétiques*. Paris, Hachette 1883. S. 141.

Tu vois dans ces forêts le cèdre au front superbe
Sous le poids de ses ans tomber, ramper sous l'herbe;
Dans leurs lits desséchés tu vois les mers tarir;
Les cieux même, les cieux commencent à pâlir; [1]
Cet astre dont le temps a caché la naissance,
Le soleil, comme nous, marche à sa décadence,
Et dans les cieux déserts les mortels éperdus
Le chercheront un jour et ne le verront plus!
Tu vois autour de toi dans la nature entière
Les siècles entasser poussière sur poussière,
Et le temps, d'un seul pas confondant ton orgueil,
De tout ce qu'il produit devenir le cercueil.
Et l'homme, et l'homme seul, ô sublime folie!
Au fond de son tombeau croit retrouver la vie,
Et dans le tourbillon au néant emporté,
Abattu par le temps, rêve l'éternité! (2)

Die Rede des zweiten Zweiflers lässt sich auf eine Stelle in Lamartines Gedicht *La Foi* (3) zurückführen:

J'ai vécu; j'ai passé ce désert de la vie, (4)
Où toujours sous mes pas chaque fleur s'est flétrie;
Où toujours l'espérance, abusant ma raison,
Me montrait le bonheur dans un vague horizon;

---

(1) Ich seh erbleichen die Sterne selbst.
(Vs 67 f.)

Auch das Bild der « zitternd rückwärts weichenden » Sterne, die « nicht sicher sind auf ihren Bahnen » und schliesslich « heruntersinken » (Vs 68. 70. 74) findet sich bei Lamartine in *L'Immortalité* (S. 142):

Pour moi, quand je verrais dans les célestes plaines
Les astres, s'écartant de leurs routes certaines,
Dans les champs de l'éther l'un par l'autre heurtés,
Parcourir au hasard les cieux épouvantés.

(2) Doch stehn an deinem Ufer frohe Toren,
In ihren Traum « Unsterblichkeit » verloren.
(Vs 57 f.

(3) *Premières méditations poétiques*, S. 221 f.

(4) Solang dies Herz auf Erden schlug,
Hab ich erlebt genug, genug,
Um ein Vergehen, ein Verschwinden —
Ein Los der Sehnsucht wert zu finden.
Vs 99-102.)

Où du vent de la mort les brûlantes haleines
Sous mes lèvres toujours tarissaient les fontaines.
Qu'un autre, s'exhalant en regrets superflus,
Redemande au passé ses jours qui ne sont plus.
Pleure de son printemps l'aurore évanouie,
Et consente à revivre une seconde vie :
Pour moi, quand le destin m'offrirait, à mon choix,
Le sceptre du génie ou le trône des rois,
La gloire, la beauté, les trésors, la sagesse,
Et joindrait à ces dons l'éternelle jeunesse ;
J'en jure par la mort, dans un monde pareil,
Non, je ne voudrais pas rajeunir d'un soleil.
Je ne veux pas d'un monde où tout change, où tout passe :
Où, jusqu'au souvenir, tout s'use et tout s'efface ;
Où tout est fugitif, périssable, incertain ;
Où le jour du bonheur n'a pas de lendemain.

Lenau ist fest überzeugt, dass die Qualen der Erde mit in ein etwaiges Jenseits hinüberwandern. Lamartine stellt in *La Foi* (S. 223) die Frage :

Ame, qui donc es-tu? flamme qui me dévore,
Dois-tu vivre après moi? *dois-tu souffrir encore?*

Den finsteren, grausamen Gott, der seine Schöpfung, die Welt, verachtlich von sich stosst, sie dem blinden Schicksal, dem Unglück als Beute überlässt, schildert Lamartine in *Le Désespoir* [1]. Auch in *La Foi* ruft der Verzweifelnde zum grausamen Gott (S. 224) :

Réponds-moi, Dieu cruel! S'il est vrai que tu sois,
J'ai donc le droit fatal de maudire tes lois!

---

[1] *Premières méditations poétiques*, S. 130-135.

In *Novissima verba* [1] nennt Lamartine das Leben :

Une dérision d'un être habile à nuire,
Qui s'amuse sans but à créer pour détruire,
Ou qui de nous tromper se fait un divin jeu !

und noch :

Un sarcasme amer d'une aveugle puissance.

Am 1. März 1831 schrieb der damals als Dramaturg des Königstädtischen Theaters in Berlin weilende österreichische Schriftsteller und Freund Lenaus Braun von Braunthal auf dessen Bitte, sich nach einem Verleger für ihn umzusehen : « Schicke mir bald eines der grösseren Gedichte, ich will es drucken und diesen Herren Verleger lesen lassen; d. i. ich will ihnen einen Stein als Probe Deines himmelanstrebenden, herrlichen Liedergebäudes in ihr Rathaus tragen » [2]. Am 11. März sendet ihm Lenau die Phantasie *Die Zweifler* mit der Bitte, sie baldigst drucken zu lassen. « Das Wo bleibt Dir zu bestimmen » (60). Braun von Braunthal übergab das Gedicht dem von Kotzebue gegründeten, damals von W. Haring (Alexis) herausgegebenen Berliner Konversationsblatte *Der Freimütige*, wo es am 21. April erschien.

---

[1] *Harmonies poétiques et religieuses*. Paris, Hachette, 1882. S. 388 ff. Allerdings ist das letzterwähnte Gedicht, geschrieben am 3. November 1829, veröffentlicht im Jahre 1830, Lenau wohl nicht vor der Dichtung seiner *Zweifler* bekannt geworden.

[2] Ida Klein, *Kritische Studien*. Prag, Calve, 1891. II, 371. Das dort angegebene Datum des Briefes, 1. Mai, kann ebenso wenig stimmen wie das von Schurz (I, 110) und von Castle (Werke III, 66) verzeichnete : 11. Mai für Lenaus Antwort. Wie hat man übersehen können, dass ein am 11. Mai übersandtes Gedicht am 21. April im Druck erschien! Das richtige Datum von Lenaus Brief gibt übrigens Braun von Braunthal im Erstdruck dieses Briefes *Der Wanderer*, 1866, Nr 329.

XVI

Der unheilbare Riss.

Bis in das Jahr 1830 hinein steht die Mehrzahl der Lenauschen Gedichte im Bannkreise der Leidenschaft für Berta Hauer. Nach einer acht- bis zehnjährigen Pause tritt sie im Sonette *Palliativ* und in einer Stelle der *Albigenser* Vs 27-32 wieder vereinzelt zutage.

> Ich bin ein Mann, und was ich liebe,
> Lieb ich mit vollem Mannestriebe,
> Ich lieb's auf Leben und auf Sterben,
> Auf Heil und ewiges Verderben

(*Faust*, V. 479-482.

lässt Lenau seinen Faust sagen und noch :

> ... Doch kann's mein Stolz nicht tragen,
> Von einem Weib zu werden abgeschlagen.

(V. 1418 f.

Schurz erzählt (I, 75 f.), dass, als Lenau ihn im September 1834 in dem steirischen Dorfe Neuberg besuchte, der Dichter bitter über die noch immer blutende Wunde klagte : die Erinnerung an diese herbe Geschichte mische Wehmut in alle Freuden, und höchst furchtbar seien die noch stets nagenden Zweifel. Zu den schwäbischen Freunden sprach er nicht nur offen in Briefen von seinem *kranken, unheilbaren Herzen* (74) in dem etwas *gerissen, zerschnitten* sei, das nie wieder ganz werden könne (75), sondern er machte wenigstens einem von

ihnen auch vertraute Mitteilungen über seine unglückliche Liebe, wie deutlich aus einem unveröffentlichten Briefe Kerners an Mayer vom 7. Januar 1832 [1] hervorgeht : « Wass soll er (Lenau) denn aber heuraten? und heuraten, da er allem Anscheine nach noch an wunder irgend einer unglücklichen Liebe schmachtet. » Neben Kleyle ward auch der Jugendfreund Klemm Vertrauter seines Herzensgeheimnisses. Lenau schreibt ihm am 17. Februar 1832 : « Mein Innerstes ist durch eine fatale Geschichte, die Du wohl kennst, tief verletzt, und scheint mir darin eine Senne zerrissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll sagt : « Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Zerbrochnes ganz zu leimen » (87). Wir wissen, dass Lenau Max Lowenthal Eroffnungen uber Berta machte, auch Sophie Löwenthal ward von ihm im Sommer 1837 eingeweiht. In einem Briefe vom 10. Mai 1838 an sie druckt er seine Rührung über einen Traum Sophies aus, der ihm ein Zeichen ist, wie sie mit zartlicher Teilnahme in seine *traurige Vergangenheit* zurückgreift und auch dort mildern und versöhnen möchte. « Schon als ich dir im vorigen Sommer zu Penzing zuerst das unglückliche Geheimnis meiner Jugend anvertraute, wurde ich überrascht und gerührt von der schonenden und hochst zarten Weise, wie du es aufgenommen. Dieser Traum zeigt mir, wie die bittre und verdusternde Erfahrung meiner unbewachten Jugend in deiner Seele fortwirkt und den Wunsch in dir zurückgelassen, den alten Riss in meinem Leben zu heilen » (149). Dass der Riss noch nicht geheilt, bestatigt ein Satz des folgenden Reisebriefes vom 25. Mai desselben Jahres : « Sie kennen mein Leben in seiner *traurigen*, mir jede Zukunft verdüsternden *Vergangenheit* » (344). Schurz I, 75) weist noch auf den Bericht eines « Augen- und Ohrenzeugen bei Lenaus Brautlauf im Anfange August 1844 » hin. Er meint wohl die Erzahlung eines Ungenannten im *Pester Lloyd*, der mitteilt,

[1] Original im Mayerschen Nachlass auf der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart.

wie Lenau einmal im Kleyleschen Familienkreise den Ausspruch tat :

> **Des Lebens Traum ist einmal nur zu träumen,**
> **Zerbroch'nes niemals wieder ganz zu leimen!**

Durch eine Fälschung des Wortlautes [1] weiss Schurz (II. 184 f.) diesen Bericht wirkungsvoll anzubringen und in die Zeit der Verlobung mit Marie Behrends zu versetzen.

Den richtigen Weg zur Erklärung der unauslöschlichen Wirkung des Erlebnisses mit Berta hat Grun gewiesen, wenn er, allerdings beherrscht von der Schurzeschen Auffassung Bertas, schreibt : « Es war der allerbitterste Kelch, der dieser zartbesaiteten Seele auf ihren ersten Lebenswegen geboten werden konnte, dass ihr dort, wo sie des Höchsten und Heiligsten sicher schien, als innerster Kern einer blendenden Hülle das Gewöhnliche und Gemeine entgegentrat » S. 24 . Diesen Weg ist unter den modernen Lenauforschern nur einer, L. Greiner, gegangen, der, wenn auch die landläufige Beurteilung Bertas teilend, in dem Erlebnis die « Erschütterung eines erotischen Ideals » erblickt, den « ersten, fürs Leben fortwirkenden Bruch in jener Harmonie zwischen Mann und Weib, die zum Segen beider die Forderungen natürlich bestimmt, die eins ans andere zu stellen berechtigt ist » S. 39 . Ein wichtiger Bestandteil des « überlebensgrossen » Bildes vom Verhältnis zum Weibe, das der junge Lenau im Hirne trug, noch ehe er es in der Wirklichkeit gesehen hatte, ist, wie ein trotz seiner Jugendlichkeit sehr verständiger Beurteiler [2] bemerkt, das sittlich-religiöse Moment. Schon in Berta verehrt Lenau das « Wahre, Gute und Schöne ». Der Nimbus, mit dem er das Weib als

---

(1) Es heisst im *Pester Lloyd* 1850, N° 263 : « Es war mehrere Jahre vor jener Zeit, wo Nikolaus Lenau seinen Braut nur hoffte, der so tragisch enden sollte, als ich... » Daraus macht Schurz : « Es war vor mehreren Jahren zu einer Zeit, wo... »

(2) L. W. Vielhaber, Der junge Lenau als Mensch und Dichter. Inauguraldissertation der Universität Greifswald, 1907, S. 43 f.

etwas Göttliches umgibt, tritt auch zutage in seinem Verhältnis zu Lotte Gmelin, erreicht seine höchste und vollste Entfaltung in der Liebe zu Sophie Löwenthal, einen letzten Abglanz in der zu Marie Behrends. Die herben Klagen über den Verlust der Unschuld legen die Vermutung nahe, dass Niembsch sich zu dem Gefühle verstieg, er könne nie mehr als ein Ebenbürtiger ein reines Weib voll Liebe und Treue als Braut umschlingen. Zu der furchtbaren Erschütterung seines hohen Liebesideals, das wir ja genugsam aus Selbstzeugnissen belegt haben, gesellten sich sicher, wie schon das Sonett *Palliativ* andeutet, Vorwürfe über sich selbst. Ohne Berechtigung waren sie nicht. Verheerend konnte das Reuegefühl infolge seiner reizbaren und erhitzten Phantasie sein Gemüt durchziehen. Dass er mit bangem Schauer an die Zukunft des Kindes gedacht hat, beweist seine Dichtung. Musste es ihm nicht ebenso um die Zukunft der Mutter bangen? Trug er keine Schuld daran, wenn sie auf die Bahn des Lasters geriet? Wenn ausserdem die Zweifel an Berta sechs Jahre nach der Trennung noch so furchtbar in ihm nagten, wie entsetzlich müssen sie in ihrer frischen Wirkung gewesen sein? Wie aufreizend musste stets diese argwohnische Ungewissheit wirken? In seiner « erregten Phantasie » fand sein « Feind einen unerschöpften Vorrat von Dolchen und Pfeilen », wie er selbst gesteht (54).

Gar nicht hervorgehoben wird in den bisherigen Erklärungsversuchen das Ungestüm jugendlicher Leidenschaft, das in dieser Verbindung innig mit der tiefsten Herzensneigung vereint war, besonders die schon erwähnte Tatsache, dass Lenau nie wieder in seinem Leben vollwertigen Ersatz für die Vollständigkeit des Liebesglückes, das Berta ihm drei Jahre lang schenkte, erlangt hat. Lotte Gmelin gab ihm eine flüchtige Hoffnung, Sophie Löwenthal... ihre schöne Seele und die Aussicht auf ein Glück « jenseits des Grabes », wie sie selbst sagt (1). Als nach

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 33).

sechszehn Jahren aufreibenden Schmachtens, wie wieder Sophie selbst gesteht [1], ein gleiches, volles Glück ihm in Marie Behrends winkte, brach die Nacht des Wahnsinns über ihn herein. Gekränkter Stolz, verletzte Eitelkeit sogar mögen ihren Anteil an dem Schmerze gehabt haben, der Hauptgrund bleibt, dass Lenau sich sein Leben lang in der Sehnsucht nach dem vollen Glück der Liebe, nach Weib und Kind, verzehrte. « Ich könnte auch Kinder haben », ausserte er einmal, « aber die, die ich geliebt, hab ich nicht heiraten können » [2].

Aus unserer bisherigen Darstellung geht zur Genüge hervor, dass wir die sehr verbreitete Meinung, das Erlebnis mit Berta sei der Ausgangspunkt von Lenaus Weltschmerz, nicht teilen. Die bittere Enttauschung fiel auf den fruchtbaren Boden angeborener, durch die Lebensumstände grossgezogener Melancholie, die sich übrigens in der Dichtung schon vor der Krisis äusserte. Noch weniger können wir uns mit der neueren Auffassung befreunden, welche die Berta-Episode als eine « ganz typische Entwickelungskrise » bezeichnet, die Lenau glücklich überstanden, « wenn nicht die Eitelkeit die Narbe immer von neuem aufgerissen, die Wunde immer von neuem vertieft hätte » [3].

Diese Auffassung geht auf Rottinger zurück, der in dieser ganz aussergewöhnlichen, furchtbaren Enttauschung des Liebenden nur « das lastige Bewusstsein » sieht, « in jungen Jahren von einer sehr minderwertigen Frauensperson betrogen worden zu sein ». Die Erinnerung an Berta, meint Rottinger ferner, diente Lenau dazu, im Kreise bewundernder Frauen mit vieldeutiger Geste auf sein blutendes Herz zu weisen. Mit Geschick und Vorliebe habe der « interessante » Mann Pose gestanden. « So wurde er in seiner Umgebung », erörtert Castle weiter, « ein *interessanter* Mann und, da er das um jeden Preis

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 328.

[2] E. Niendorf, S. 128.

[3] Castle, N. Lenau, S. 33

bleiben wollte, hielt er an seiner Pose fest, bis es ihm endlich mit Weltschmerz und innerer Zerrissenheit heiliger Ernst war » (S. 33). Ganz schliesst sich Reynaud (S. 98) dieser Meinung an, mit dem Zusatz, Lenau habe so gehandelt aus Nachahmungstrieb,... um als deutscher *Byron* zu gelten. « Il ne faut pas, sans doute, prendre à la lettre les allusions fréquentes qu'il fait à cette liaison dans ses lettres et ses poèmes, car le plus souvent c'est par pose, par un vain souci de ressemblance de près ou de loin à un héros byronien, fatal, misérable, mystérieux, avec quelque chose de monstrueux dans son passé, qu'il agit ainsi. » Noch ausdrucksvoller lautet eine spätere Stelle. « L'infidélité de Berta n'était pas un sujet inépuisable d'inspiration, pas plus qu'un motif de deuil éternel. Lenau l'eût assez vite oubliée, si la mode littéraire ne l'avait obligé à conserver son attitude de héros byronien au passé terrible. Il va donc jouer au Lara dans la poésie comme dans la vie. ... Que serait un poète sans mystère, sans fantômes qui troublent son sommeil? Il faut bien que la poésie vive, et, si elle a besoin de vieux restes de douleur pour s'en repaître, on les lui conservera pieusement. Que dis-je, on les assaisonnera de quelques remords, puisque la faute obscure, irréparable, fait partie du bagage d'un véritable héros à la Byron » (S. 269, 271 [1]).

Am 7. Oktober 1858 schrieb Sophie Löwenthal ihrem Gatten: « Was deine Bemerkungen über den Schwestermann betrifft, so bin ich ganz deiner Meinung. *Den armen Niembsch verfolgt das Unglück bis über das Grab hinaus*, denn ein solcher Biograph, dem es gelungen ist, über ein solches Leben *den Schein der Lächerlichkeit* zu werfen, ist ein *seltenes Unglück* » [2]. Trifft dieser Vorwurf nicht eher die neuesten Biographen als den Schwestermann, der Lenaus Schmerz um Berta einen « keineswegs geheuchelten, sondern wirklich gefühlten und

[1]) Angeregt wird Reynaud zu diesem allerdings sehr *interessanten* Erguss durch ein Bekenntnis des Dichters: — « On dem andat un aveu, le voila » — im Gedichte *Das dürre Blatt*, das sich nicht auf Berta, sondern auf Sophie Löwenthal bezieht.

[2]) Ungedruckter Brief im Nachlasse Sophies.

darum auch uns so ergreifenden » (I, 75) nennt? Zunächst ist es ganz unbegründet, dass Lenau die ihm von Berta geschlagene Wunde überall zur Schau getragen. Nur zu seinen vertrautesten Freunden : Kleyle, Schurz, Klemm, Kerner, Max Löwenthal hat er sich darüber geäussert, und von den vielen Frauen, bei denen er sich dadurch hat *interessant* machen wollen, bleibt nur *eine*, seine vertrauteste Freundin Sophie Löwenthal, von der es bezeugt ist, dass Lenau ihr ein diesbezügliches Geständnis abgelegt. Viele Wunden hat das Schicksal dem Dichter geschlagen, die Liebe zu Sophie war auch eine, die unablässig zwölf Jahre lang geblutet. Selbst wenn man sämtliche Schmerzausbrüche Lenaus zusammenstellt und auf Berta bezieht, hat man noch kein Anrecht von einem Gebärdespiel zu reden. Noch viel weniger kann bei Lenau die Rede von irgend einem geheimnisvollen, grässlichen Verbrechen in der Vergangenheit sein, auf das anzuspielen er sich gefiel. Keine Spur findet sich bei ihm, dass er ein « fanfaron de ses vices » gewesen wäre, dass er « umgekehrter Heuchler » gehuldigt.

Aus der Beschuldigung der Wichtigmacherei zog Reynaud die sich leicht ergebende Schlussfolgerung, Lenau habe für den deutschen Byron gelten wollen und sich diesen in Leben und Dichtung zum Muster genommen. Sein ganzes Buch ist von diesem Gedanken beherrscht, und was muss da nicht alles herhalten, um diesen Leitsatz zu stützen, sogar die schöne, zierliche Perlenschrift Lenaus, die als Beweis gelten soll, dass der ernste Mann ein Zierbengel nach Byronschem Muster gewesen. Die Beschuldigung, Nachahmer Byrons zu sein, haben sich ja fast alle Dichter des neunzehnten Jahrhunderts gefallen lassen müssen, und Lenau hätte, wenn sie zu seinen Lebzeiten erhoben worden wäre, mit A. de Musset darauf antworten können :

On m'a dit l'an passé que j'imitais Byron
Vous qui me connaissez, vous savez bien que non.
Je hais comme la mort l'état de plagiaire ;
Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre.

In Deutschland ist das Schlagwort *Byronismus* namentlich für Heine und Platen geprägt worden. Wie heute niemand mehr daran denkt, diese mit solchem Ehrentitel zu behaften, so wäre es auch endlich an der Zeit, bezüglich Lenaus mit demselben aufzuräumen. Ganz unabhängig ist der Dichter, vor allem der Lyriker, von Byron, — was wir in der Folge eingehend begründen werden — sehr verschieden sein Wesen von dem Byrons, turmhoch haufen sich die Gegensätze, während das Gemeinsame nur in nebensächlichen Zügen und in dem ganz Allgemeinen des Weltschmerzes besteht, der in seinem innersten Wesen bei beiden wieder ganz anders erscheint. Völlig aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, Lenau habe sich auch im äusseren Leben Byron zum Muster genommen, um bei jeder Gelegenheit Aufsehen erregend zu erscheinen. Man lese Reynauds Schilderung (S. 177 ff.) von Lenaus erstem Auftreten in Stuttgart, ein Musterstück der Parodie. Sein Verhältnis zu Byron, soweit es sich sicher durch Zeugnisse feststellen lässt, beschränkt sich auf ein paar ganz flüchtige Erwähnungen im Briefwechsel und in den Gesprächen mit Max Löwenthal. Lenau hatte es fürwahr nicht nötig, die ihm von Berta geschlagene Wunde als Keim seiner Dichtung sorgfältig zu pflegen, damit sie schöne Blumen der Verzweiflung treibe. Quellen zu seiner dunklen Poesie eröffneten sich ihm in der Folge in reichlicher Fülle, namentlich Quellen seiner melancholischen Liebeslyrik, für welche Sophie Löwenthal vollauf sorgte. Eigentlich ist mit dem Jahre 1830 die Bertaepisode für Lenaus Poesie abgeschlossen. Hatte er auch stets darnach gegeizt, Aufsehen zu erregen, so standen ihm dafür andere und bessere Mittel zur Verfügung als die Rolle des unglücklichen, betrogenen Liebhabers, die er doch mindestens nicht aus... Eitelkeit gespielt hat.

Auch ist gar nicht die Frage, wie diese Bertageschichte auf einen gesunden, kräftigen, normalen Durchschnittsmenschen gewirkt hätte, sondern wie sie auf den zarten, weichen, reizbaren, gemütvollen, zweifelsüchtigen Ausnahmemenschen Lenau gewirkt hat. Jedoch diese Schwermut im allgemeinen soll ja

auch nur « Pose » gewesen sein, bis es Lenau später — dies muss man allerdings zugeben — bitterer Ernst damit wurde! Der Komödiant verstrickte sich in sein eigenes Spiel (1). Von schwermütiger Veranlagung soll ja nichts bei ihm zu entdecken sein — das unheilvolle Gestirn, das schon über seiner Geburt stand, der unglückselige Geist der Familie, die wüste Kindheit, die verfehlte Erziehung, die bittere Not, das irregeleitete, zu nichts führende Studium, die qualenden religiösen Zweifel, die Erschütterung der Jugendideale, was konnten diese alltäglichen Dinge soviel Unheil anstiften!

Gewiss, geht man von der jetzt in der Lenauforschung herrschenden Voraussetzung aus, dass Niembsch — wie eine « gründliche, exakt- wissenschaftliche Untersuchung » festgestellt, meint Rahmer (S. 23 — ein kerngesunder, frischfröhlicher Bursche gewesen, an dem die physischen und moralischen Gebrechen der Eltern spurlos vorübergegangen, so bleibt es ein Rätsel, wie diese « typische Studentenliebschaft » so schwer wiegen konnte.

---

(1) Reynaud (S. 181 f.) erklärt Lenaus Irrsinn durch sein Komödiantentum: « Byron n'était pas mort fou. On ne (sur Lenau) en demandait pas tant! ».

XVII

Objektive Dichtung.

Zweites Halbjahr 1830. erstes Halbjahr 1831.

Abschied von Galizien. — Wanderung im Gebirge. — Einem Freunde ins Stammbuch. — Der Schifferknecht. — Begräbnis einer alten Bettlerin. — Der Lenz. — Der Gefangene. — Die Heideschenke. — Himmelstrauer.

Der Übergang von der vorwiegend subjektiven zur vorherrschend objektiven Jugendlyrik erfolgte in der Zeit, wo Lenau sich seiner dichterischen Begabung voll bewusst ward und auf den Gedanken kam, als Dichter in die Öffentlichkeit zu treten, sein Leben der Dichtkunst zu widmen. Äussere Lebensumstände trugen viel dazu bei, den Übergang zu vermitteln. Sehr wohltuend, zerstreuend und erheiternd wirkte auf Lenau das Zusammenleben mit dem lebenslustigen Polen Boloz von Antoniewicz, das vom Tode der Mutter bis zum 30. Juli 1830 dauerte. Den Mitteilungen von Boloz an Schurz (I, 94 ff.) über diese Zeit kann ich weitere von Lenau selbst hinzufügen, die er am 21. April 1838 seinem Freunde Löwenthal [1] machte. Niembsch schrieb mehrere Szenen für das Trauerspiel *Der Corsar*, an dem sein Freund eben arbeitete, und löste ein seit langem gegebenes Versprechen, indem er ihm bei langsamem Hinaufsteigen der Treppe ein *Matrosenlied* dichtete. Das Wichtigste in dem Berichte von Boloz ist, dass er Lenau oft beim Spielen wehmütiger Melodien auf der Gitarre

---

[1] Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 81.

antraf, wozu ein Text sich sogleich in gereimten oder ungereimten Versen fand. Sichtlich prahlt jedoch der Pole, wenn er versichert, manche dieser vom Dichter unbeachteten poetischen Ergüsse aufgeschrieben und somit manches schöne Gedicht, das aus diesen improvisierten wehmütigen Texten entstanden, der Vergessenheit entrissen zu haben.

Lenau verdankt Boloz ein neues Motiv seiner Dichtung. Ein Gedicht des polnischen Freundes **Abschied von Galizien** (475) leitet in Lenaus Übersetzung die Gruppe seiner Polenlieder ein. Da Lenau kein Polnisch verstand, so übertrug er das Gedicht nach einer wortgetreuen deutschen Übersetzung in Prosa [1]. Es ist die einzige Übersetzung, die Lenau verfasste. Das Übertragen bezeichnete er später als eine « gar totliche Übung für den Dichter » [2]. Wir haben es hier übrigens eher mit einer Bearbeitung zu tun, die dem Dichter erlaubte, persönliche Motive hineinzuflechten wie die uns bekannte Klage :

> Nun säuselt Wehmut mir aus euren Zweigen,
> Die Tage meiner Jugend sind dahin!
>
> (Vs 11 f.)

Auch das Motiv der *Werbung* kehrt wieder :

> Schmach, Jüngling, dir! hält dich der Glanz von Tränen
> Zurück vom ewig hellen Waffenglanz!
>
> (Vs 25 f.)

In den gebildeten Kreisen Wiens, meldet Frankl, rief der Aufstand Polens im Jahre 1830, eine starke teilnahmvolle Bewegung hervor. Wenn auch niemand es wagte, öffentlich seine Anteilnahme kundzugeben — denn die Polizei horchte

---

(1) L. A. Frankl, Erinnerungen, hrsg. von Stefan Hock. (*Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen*, 29. Band). Prag, Calve, 1910. S. 92. Vgl. ferner S. 90 f.

(2) Frankl, Zur Biographie Lenaus, S. 62

überall umher — wenn auch die grosse Masse der Wiener ohne Kenntnis der Vorgänge blieb, da die amtliche Presse sich in Stillschweigen hüllte, so empfing doch die gebildete Gesellschaft Nachricht durch die Augsburger Allgemeine Zeitung und begeisterte sich — besonders die Frauen — für die Polen. In mancher Familie lag eine Karte auf, auf der man den Schauplatz der Revolution betrachtete. Zur Kenntnis der Polizei gelangt, meint Frankl, würde ein solches Gedicht Lenau in einen der unterirdischen, nassen Kerker des Spielbergs in Brünn gebracht haben, aus denen nur wenige Jahre vorher Silvio Pellico krank und elend entlassen worden war. Boloz von Antoniewicz (1804-1855), den Frankl als einen vielbegabten jungen Mann, geistvollen Redner und Schriftsteller schildert, verliess Wien, um für die Freiheit Polens zu kämpfen, musste wegen seiner Teilnahme an der Revolution flüchten, irrte wie Lenaus *Polenflüchtling* längere Zeit in der Fremde umher und starb nach mannigfachen Schicksalen als Priester der Gesellschaft Jesu.

Einige Aufmunterung brachte Lenau der von Schurz (I, 98 ff.) beschriebene, in seiner und Klemms Gesellschaft im Monate Mai unternommene dritte Gebirgsausflug, wiederum nach Gutenstein, noch grössere Erholung und Erfrischung die zweite Reise dieses Jahres im Monate August nach Gmunden, wo Lenau in innigem Verkehr mit dem Dichter Schleifer lebte. Vor der letzten medizinischen Prüfung, die Ende Juli zu bestehen war, erzeugte das fieberhafte Studieren eine solche Erschöpfung, dass ein Aufschub notwendig erschien. « Drei selige Wochen », wie Schurz später an K. Mayer schreibt [1], brachten sie bei Schleifer, der kürzlich als Kaiserlicher Salinenherrschaftspfleger nach Gmunden versetzt worden war, zu, das herrliche Salzkammergut durchstreifend. Die poetische Frucht dieses Aufenthaltes waren die zehn Gedichte des Zyklus **Wanderung im Gebirge** (95). Schurz (I, 102) berichtet es, und bestätigt wird

(1) K. Mayer, S. 99.

seine Behauptung durch die Handschrift, die folgende Schlussbemerkung Lenaus bringt : « Gedichtet während meines mir unvergesslichen Aufenthaltes bei meinem Freunde Schleifer und ihm zur Erinnerung geschrieben, den 27. August 1830. Niembsch ». Unschwer ist die Landschaft in den Gedichten zu erkennen. Der *aus dunkler Felsenpforte stürzende Quell* (*Einsamkeit*, Vs 5) ist wahrscheinlich der Waldbachstrub bei Hallstadt, *der trotzig in die Tiefe schauende Bergesgipfel* (*Die Ferne*, Vs 1) der Traunstein. Trotzdem ist der Zyklus stark romantisch gefärbt ; der romantischste Zug ist der den Dichter segnende Greis in den Versen *Der Schlaf* :

Ein Greis trat lächelnd mir entgegen,
Bot mir die Hand gedankenvoll,
Und hob sie dann empor zum Segen,
Der sanft vom Himmel niederquoll.

Die Wanderungen in der schönen Natur, das Zusammensein mit lieben, freundlichen Menschen, die Teilnahme an einem glücklichen Familienleben, sogar eine sich anbahnende Liebesidylle liessen Lenau nach langer Zeit wieder einmal frei und frisch aufatmen, führten ihn zurück zur Lebensfreude und sogar zum Gottesglauben. Das Bachlein flustert unter Blumen wie das Gebet von einem Kind. Der Eichwald rauscht geheimnisvoll, als möchte er dem Dichter entdecken :

Was Gottes Liebe sinnt und will.

(*Der Eichwald*, Vs 10.)

In die schauerliche Felsenkluft soll der Atheist treten, um Gott zu erkennen :

Komm, Gottesleugner, Gott zu fühlen ;
Dein Frevel wird auf diesem Rand
Den Todesabgrund tiefer wühlen,
Dir steiler türmen diese Wand !

(*Einsamkeit*, Vs 13-16.)

Der Einfluss des sehr frommgläubigen Schleifer ist hier zu verspüren, dem vielleicht Lenau auch etwas zuliebe getan hat. Merkwürdig nähert sich der Dichter hier schon der schwäbischen Art der Poesie, besonders der Mayers. Es mag sein, dass die Mayerschen Naturidyllchen, wovon er Proben in zeitgenössischen Musenalmanachen lesen konnte [1], ihm bei Vierzeilern wie *Erinnerung*, *Die Lerche* vorgeschwebt haben. Zu Tränen rührten Scheifer die allerdings sehr schönen Verse :

Süss träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

(*Der Schlaf*, Vs 16-20)

Mit dem Besuche bei Schleifer hangt auch das Gedicht **Einem Freunde ins Stammbuch** (117 zusammen. Es spielt an auf Schleifers *Poetische Versuche*, die im Jahre 1830 bei Gerold in Wien erschienen. Ein Gedicht dieser Sammlung *Zuversicht* widmet Schleifer Lenau; es predigt den Glauben an Gott und an ein ewiges Leben. Lenau muss Schleifer, vielleicht schon bei der ersten Begegnung im August 1828, sein von Zweifelsucht und Trübseherei gepeinigtes Herz aufgetan haben, da Schleifer ihm zuruft :

So find ihn (d. h. Gott) auch, o Freund! in deinem Herzen!
Die Brust hier blutet tief, dies Auge weint;
Doch der da weint, der blutet, ist — dein Feind! [2]

Einen vom erhabensten Idealismus erfüllten Brief liess Schleifer uberdies am 13. November 1830 Lenau zukommen,

---

[1] Er macht Schurz auf diese Gedichte aufmerksam im Briefe vom 8. November 1831.

[2] M. L. Schleifer, Poetische Versuche, S. 189.

worin er ihn beschwört, nicht ausschliesslich der Dichtkunst zu leben, sondern nebenbei den praktischen Beruf eines Arztes zu ergreifen, um der notleidenden Menschheit zu helfen (1). Der Mann, der so ergreifend zu Lenau von dem « Göttergefühle des Bewusstseins der (guten) Tat » spricht, ist derselbe, der *rüstig die Alpenpfade der Edlen fortwandelt* (Vs 1). Den Klopstockschen Ausdruck *die Edlen* übernimmt Lenau unmittelbar von Schleifer, der ihn auch in seinem Gedichte an Lenau gebraucht (Vs 22, S. 186). Die Verse :

> Aber du wandle hinan getrost, und wäre dein Leben
> Auch nur Feier des Tods schöner verblichener Zeit
>
> (Vs 9 f.)

spielen auf Schleifers Glaubensseligkeit an. Die spate, so deutliche Nachahmung Klopstocks in Lenaus Gedicht ist eine Einstimmung in Schleifers Tonart und nur diesem ausseren Umstande zuzuschreiben.

Während seines Aufenthaltes bei Schleifer in Gmunden machte Lenau die Bekanntschaft der Tochter des dortigen Schullehrers, Nanette Wolf. Das ihr gewidmete Lied *An meine Rose* sowie den Verlauf des Verhaltnisses überhaupt untersuchen wir im folgenden Abschnitt. Anfang September 1830 nach Wien zurückgekehrt, nahm Lenau Wohnung beim Schwager Schurz im Schwarzspanierhause, in dem Beethoven gestorben. Eifrig studierte er für seine letzte medizinische Prüfung. Da trat unerwartet am 26. September der Tod der Grossmutter ein, die ihm ein Vermögen von über 10.000 Gulden hinterliess. Nun glaubte er, der Sorgen um das tägliche Brot überhoben, das Studium an den Nagel hangen zu können, trostete sich und seine Freunde allenfalls mit dem Gedanken einer noch immer möglichen Doktorprüfung in Würzburg oder Heidelberg und schlug alle wohlgemeinten Ratschlage, namentlich die, welche

(1) Schurz, I, 107.

ihm Schleifer in einem herrlichen Briefe [1] zukommen liess, sowie die späteren Braun von Braunthals [2] in den Wind. Das romantische Ideal des auf der Höhe der Menschheit wandelnden, nur seiner Kunst lebenden, jeder knechtischen Berufsarbeit überhobenen Dichters lockte und siegte.

Lenaus nächste Sorge galt nun ausschliesslich seinem Auftreten als Dichter in der Öffentlichkeit. Da eine Herausgabe seiner Gedichte in Österreich unmöglich war, sah er sich nach einem Verleger in Deutschland um. Er wendet sich, wie bereits erwähnt, am 17. Februar 1831 an Braun von Braunthal, schickt ihm das Gedicht *Die Zweifler* und druckt den Wunsch aus, seine Sammlung, die er das « Um und Auf seines Lebens » nennt, unter einem Decknamen herauszugeben. Braun von Braunthal antwortet sofort, er habe schon mit zwei Berliner Verlegern Rücksprache genommen, rat aber eher zu Cotta in Stuttgart. « Dann habe ich auch Herrn von Cotta im Auge : Deinetwegen nämlich : nur muss man, glaub ich, um von ihm gedruckt zu werden, einige Zeit vorher der schwäbischen Schule ein wenig den Hof machen » [3]. Dieser auf das Beispiel von Anastasius Grün fussende Rat, der im Jahre 1829 mit den Schwaben brieflich angeknüpft, und wenn auch nicht bei Cotta, so doch bei Franckh in Stuttgart, den Verleger für seine erste Gedichtsammlung gefunden, bestimmte Lenaus Annäherung an die schwäbische Schule und seine Reise nach Schwaben.

Infolge der Befreiung von der drückenden Last des Brotstudiums und von der heftigen Liebesqual lenkt Lenaus ganzer Sinn sich auf seine Dichterlaufbahn. Sein Liebesleben stockt, Gefühlsstoffe gehen ihm aus. Eigenes Leid beklemmt ihn nicht mehr so stark, dass er unempfindlich bleibt für das der anderen, für menschliches Elend im allgemeinen. Er sucht nach objektiven Stoffen aus der Aussenwelt, um seiner Gedichtsammlung Bereicherung und Abwechselung zuzuführen. Wahrscheinlich

---

(1) Bei Schurz, I, 107.

(2) Brief vom 1. März 1831 in *Der Wanderer*, 1866, Nr 329.

(3) *Der Wanderer*, 1866, Nr 329.

weckte die Julirevolution seinen politischen Sinn, der ihm bis dahin, wie die Phantasie *Glauben, Wissen, Handeln* beweist, abging. Aus dieser Revolution schöpfte A. Grün den Mut zu seinen *Spaziergängen eines Wiener Poeten* (1831). Sie bewegte mächtig die Gemüter in Wien, auch die belgische blieb nicht unbeachtet. Unter den zeitgenössischen Zeugnissen hebe ich nur die von Grillparzer und Bauernfeld in ihren Tagebüchern hervor (1). Schurz (I, 71) bezeugt ausdrücklich, dass die Welthandel ihn selbst, Schleifer und Lenau während des Aufenthaltes in Gmunden oft beschäftigten. Die Politik beherrschte seitdem die Salongespräche in Wien. Unter den Parias der Gesellschaft fing es auch dort an zu brodeln.

Wie sich Lenaus Sinn für das Politische regt, bezeugt der Brief vom 17. Februar 1831 an Braun von Braunthal, wo er zum ersten Male bitter der Knechtschaft seines Vaterlandes gedenkt und bedauert, dass das herrliche Land mit seinen ragenden Alpen, stürzenden Bergströmen und donnernden Lawinen keine Bewohner mehr besitzt, deren Seelen der Schönheit und dem Hehren der Landschaft entsprechen; ihr Herz ist geschwächt, entartet. Ein grosses Krankenhaus ist das Vaterland, dessen Wärterin die Zensur ist. Der Poesie stellt er die Aufgabe: kühn unter den wühlenden, polternden, schweisstriefenden Menschenhaufen zu treten und mit starker Stimme zu rufen: « Haltet ein! Wischt euch die Stirne ab, ich werd euch ein Lied singen, das euch erquicken soll und laben! » (58). Voll des lebhaftesten politischen Interesses ist der Brief an Schleifer vom 11. März. Eingehend begründet Lenau das « elende Prinzip der Nichtintervention », wie Österreich es eben gegen Italien anwenden will. Die politische Auseinandersetzung ist jedoch besonders im Hinblick auf die polnische Revolution geschrieben, deren Heldentaten ihn begeistern (59).

---

(1) Grillparzer, Tagebuchblätter vom 7. August 1830. Werke XVI, 78. — Bauernfeld, Tagebücher 9. April, August, September 1830. *Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft* V, 50 ff.)

In der sozialen Welt beginnt er denselben Missklang wie im politischen Leben zu fühlen. Sein soziales Mitgefühl hatte der Dichter bereits in seiner Jugend in den Versen *Bettlers Klage* bekundet, später in *Robert und der Invalide*. Von seiner Herzensgüte erzählt Boloz einen hübschen Zug, wie er einem armen Flickschneider aufzuhelfen versuchte (1). Nicht mehr in sich selbst versunken, sondern sehenden Auges geht er seit der Rückkehr aus Gmunden in Wien umher. Er schildert Nanette Wolf die Kaiserstadt als eine vielbewegte, « wo tausend und abertausend Kräfte im ewigen Kampfe liegen, wo alle Abstufungen des menschlichen Loses vom höchsten Glück bis zum tiefsten Elende täglich vor meinen Blicken stehen » (57). Mitleid ergreift ihn mit dem armen Schifferknecht, dem Gefangenen, der Bettlerin. Aus den Erinnerungen seiner Kindheit tauchen nun, in seiner Sucht nach objektiven Stoffen, die Gestalten anderer Geächteten der Gesellschaft auf : die Pferdehüter- und Händler, die Räuber, die Zigeuner der ungarischen Heide, für die das ungarische Volk die gemeinsame Bezeichnung : arme Teufel, szegény legények, hat. An den diese Stoffe behandelnden Gedichten arbeitet er zu Ende des Jahres 1830 und in der ersten Hälfte von 1831. Er fühlt, wie sehr seine bisher ganz subjektive, etwas einseitige und deshalb sehr eintönige Gedichtsammlung der Bereicherung durch objektive Stoffe der Aussenwelt bedarf.

Am 11. März schickt er Schleifer das Gedicht **Der Schifferknecht** (160). Zu den Niedrigsten, Bemitleidenswertesten der Gesellschaft gehört gewiss der heimat- und herdlose, vom harten Glück verstossene, arme Donau- Schifferknecht. In kalter Nacht, in brausendem Wind ruht er, gebrochen von harter Arbeit, am Ufer neben seinen müden Rossen. Nur die Donau ist ihm Freundin, sie murmelt ihrem Kind gewohnte Schlummerlieder. Möge er sanft schlafen, der Arme, möge der Traum

(1) Schurz, I, 95.

ihm den Trost und die Labung geben, die die Wirklichkeit ihm versagt. Schön malt der Dichter den Traum aus, der dem Armen ein stilles, trautes Häuschen, eine schöne, junge Braut, die von der Weide heimkehrende Herde vorzaubern soll... Alles um sich her hat er vergessen. Er hört nicht den Pferdehuf, die Geissel des Schiffers, er sieht nicht, wie das Seil des Schiffes reisst und einem armen Kameraden das Wellengrab bereitet. Auch dies Gedicht las Lenau G. Schwab vor an dem denkwürdigen Abend der ersten Zusammenkunft. Schwab führt es in seiner Besprechung unter den « objektiveren Gedichten des sonst vorzugsweise lyrischen Verfassers » an und rühmt, wie der Schifferknecht « so rührend » an den Ufern der Donau traumt [1].

Unter den *Bildern aus dem Leben* der ersten Auflage von 1832 steht auch, nur durch die Ballade *Marie und Wilhelm* vom *Schifferknecht* getrennt, das **Begräbnis einer alten Bettlerin** (165). Wenn auch die Verse 11-12 :

> Die Not nur blieb dir treu, solang
> Von dir noch was auf Erden

auf die eigene Mutter passen, so darf man das Gedicht doch nicht auf das Begrabnis der Mutter beziehen. Wahrscheinlich ist dies Bild aus dem Leben des Proletariats aus eigener

---

[1] KLÜPFEL, S. 184. — Die letzte Strophe :

> Er sieht nicht, wie vom Strand hinab
> Den armen Kameraden
> Samt seinem Ross ins Wellengrab
> Fortreisst der arge Faden

erklart sich dadurch, das die damaligen Donauschiffe samtlich elende, roh zusammengenagelte, kaum verpichte Flosse waren, denen die vielen Krummungen und Klippen des Stromes, besonders die uberall lauernden und sich stand ig neu bildenden Sandbanke immerwährende Gefahr brachten. Noch im Jahre 1833 war der Gebrauch des Segels auf der Donau fast ganz unbekannt, alle Versuche mit Dampfbooten waren gescheitert. W. ALEXIS, *Wiener Bilder*, S. 291 ff.)

Anschauung hervorgegangen. Schreibt der Dichter nicht an Nanette Wolf, dass in Wien Bilder des « tiefsten Elends täglich vor seinen Blicken stehen ». Nicht das Lebensbild ist die Hauptsache, sondern die Gefühlswelt, die es erregt, wie immer bei Lenau. Wie schnell vergessen doch die Menschen! Die alte Bettlerin, die man so schmählich begräbt, dass man ihr sogar ein verstümmeltes Christuskreuz, einen *schlechtern Gott* (Vs 19. auf den Sarg hettet, war einst jung und schön, umschwärmt von der Jugend des Dorfes. Wo sind ihre einstigen Verehrer? Ist dem Dichter nicht bei diesem Bilde eine Vorahnung von dem zukünftigen Lose Bertas aufgestiegen, die am 21. März 1868 im Spitale starb, nichts hinterlassend als einen Verpflegungsrückstand von zwei Gulden zehn Kreuzer?

Eine ganz besondere Freude machte Lenau der frühzeitige Frühling des Jahres 1831, weil er in diesem Frühling ein Genesender war, nämlich von der Gelbsucht, die ihn Ende Februar befallen. « Das Gefühl der Wiedergenesung », schreibt er an Schleifer », trifft bei mir glücklich zusammen mit dem frohen Gefühle des Wiedersehens der lieben Natur... Keiner versteht den Frühling so gut wie ein Genesender. Mein Herz ist voll freundlicher Empfindungen, seit mir die aura vernalis hineingeweht; alles Liebe darin ist wieder aufgefrischt, grüsse Dich Gott! Mein teurer Schleifer! Könnt ich den Frühling mit Dir geniessen! o der Frühling! wer sieht nicht in ihm seine Jugendträume wiederkommen und blühend und singend vorüberziehen? Und in dieser schönen Zeit, wo die Stimme der Liebe täglich lauter ruft und seliger überall in der Natur, gerade jetzt rüsten sich die Menschen zum Kriege... (59) ». Gleich jubelnd äussert er sich an demselben Tage, dem 11. März, zu Braun von Braunthal : « Nun bin ich ein Genesender, und zwar ein Genesender im Frühling! Ich mache nun täglich meinen Spaziergang ins Grüne; wir haben herrliches Wetter, die Bäume schlagen aus, die Vögel sind wieder da mit ihren Gesängen, und mein Herz ist voll süsser Freude, seit mir der Lenz hineingeweht! » (60).

Aus dieser ganz aussergewöhnlich fröhlichen Stimmung erwuchs das ebenso aussergewöhnlich freudige, leichte, anmutige, ja neckische Frühlingsgedicht **Der Lenz** (57), das köstlich all die Streiche erzählt, die der hübsche, übermütige Bursche Frühling dem alten Recken Winter und seiner Mutter, der Erde, spielt. Ein verwöhntes Kind ist der Frühling, der wie ehedem der kleine Niki sich alles erlauben darf. Die alte Verkörperung ist neu, in allerlei feinen und eigenartigen Zügen durchgeführt. Vielfachen Anstoss haben die *Singraketen*, d. h. die Lerchen, erregt, die der Frühling in die Luft schleudert. Man hat das Bild gesucht und geschmacklos gefunden. Sehr mit Unrecht. Es schliesst vorzüglich die Reihe von Lenaus originellen Bildern mit einer hübschen Steigerung ab.

Der bestimmten Angabe Braun von Braunthals, Niembsch habe ihm dies Gedicht im Spätsommer 1829 vorgelesen (1), messe ich keinen Glauben bei. « Haben Sie bereits Gedichte veröffentlicht? », soll Braunthal Lenau gefragt haben. « Noch keines », war die Antwort. « Können und wollen Sie mir eines aus dem Gedächtnisse mitteilen? » — « Das schon », entgegnete Niembsch leuchtenden Blickes und rezitierte sein reizendes Gedicht « Da kommt der Lenz, der holde Junge ». Zweifel erweckt schon die Unrichtigkeit der Angabe, Lenau habe bis 1829 noch kein Gedicht veröffentlicht. In dem schwarzen Jahre 1829 sind diese sonnigen Verse undenkbar.

Unrichtig ist auch das Datum 1832, das Castle, wohl fussend auf den Erstdruck im Morgenblatte (11. Juni 1832), angibt (2). Gedruckt war das Gedicht schon vorher in den Aushangebogen der *Gedichte* 1832. Laut Lenaus Brief an Schurz vom 21. April 1832 lagen ihm an diesem Datum zehn Bogen gedruckt vor, unter den im Jahre 1832 neu hinzugekommenen Gedichten, die Lenau in diesem Briefe angibt, ist *Der Lenz* nicht erwähnt.

---

(1) *Aus den Memoiren von Braun von Braunthal*. N. *Lenau*. Der Wanderer, 1890, Nr 329.)

(2) Im Inhaltsverzeichnis der Ausgabe Hesse, S. III.

er findet sich in der ersten Ausgabe bereits auf dem achten Bogen (S. 126).

Den Charakter eines Frühlingsgedichtes hat auch das beschreibende Terzinengedicht **Der Gefangene** (59) so sehr, dass Lenau es seit 1834 in die Abteilung *Frühling* einreihte. Die erste Anregung zur Behandlung des altmodischen Stoffes verdankt der Dichter dem Gmunder Aufenthalte. Schloss Ort erinnerte Schurz (I, 72) an Chillon im Genfersee « mit seinem so rührenden Gefangenen ». Er hatte um so mehr Grund dazu, als « Schleifer auch gern unseren Lenau mit dem gewaltigen Byron, des ' Gefangenen ' Dichter, zu vergleichen pflegte ». Jedenfalls wurde damals Niembsch von Schurz und Schleifer auf den Stoff aufmerksam gemacht. « Unser Hauptgespräch war natürlich immer die Dichtkunst; wir fanden desselben fast kein Ende », berichtet Schurz (I, 102).

Am 21. Juli 1831 wohnte Lenau in Karlsruhe einer Aufführung des *Fidelio* von Beethoven bei, und Beethovens Geist trieb ihn fort « wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Gesanges, vorbei an wilden, erhabenen Felsenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grausen *Kerkergewölben* » (64). Die Szenerie des *Fidelio*, die Rolle Florestans, namentlich seine Worte im zweiten Akt:

> Wahrheit wagt ich kühn zu sagen
> Und die Ketten sind mein Lohn

müssen Niembsch lebhaft an seinen *Gefangenen* erinnert haben, den er an demselben Tage G. Schwab schickte. Das Gedicht kann nicht, wie allgemein angenommen wird, unter dem unmittelbaren Eindruck der Aufführung des *Fidelio* entstanden sein. Undenkbar ist eine so schnelle Ausarbeitung, die noch an demselben Abend fertig war, und Lenau hatte sich wohl gehütet, eine so rasch hingeworfene Arbeit als Probe seines Talentes, von der so viel abhing, an Schwab zu senden. Hätte die Aufführung ihn dichterisch befruchtet, so wäre es auch höchst befremdend, dass er dies nicht Schurz in dem ausführlichen,

begeisterungstrunkenen Berichte mitgeteilt, den er ihm über den Theaterabend schickte.

Die Sendung an Schwab vom 21. Juli meldet Lenau am 22. Schurz. Er bat Schwab um Aufnahme des Gedichtes in das *Morgenblatt*, wo es auch bereits am 13. August erschien. Ehe Schwab das Gedicht gelesen, trat Lenau am 9. August bei ihm ein. Ein flüchtiger Einblick in die Verse während des Besuches überzeugte Schwab vollauf, dass er einen unerwarteten Dichterfund gemacht. Diese erste Begeisterung, gerade für dies Gedicht, scheint nicht angehalten zu haben, da der Rezensent dasselbe in seiner Besprechung der Lenauschen Gedichte kaum erwähnt. Begreiflicherweise, denn Lenau hatte viel Besseres in seiner Mappe als diese durch eine langatmige, ganz herkömmliche Beschreibung des Frühlings eingeleitete antithetische Bemitleidung eines Gefangenen, die auch ganz allgemein und althergebracht gehalten ist und keinen eigenartigen, irgendwie hervorstechenden Zug aufweist. Über diese Mängel hebt jedoch der vom Dichter bisher nicht erreichte Fluss und Schwung der Rede einigermassen hinweg.

Ob es Mangel an Selbstkritik war, die Lenau dahinbrachte, den *Gefangenen* als Probe seines Talentes einzusenden? Ich glaube nicht. Ein *grösseres* Gedicht hatte Braun von Braunthal geraten ins Rathaus der Berliner Verleger zu schicken. Ein *grösseres*, objektives, erzählendes sandte Lenau mit Bedacht an Schwab, wohlwissend, dass er damit seinen Geschmack und seine Richtung besser traf als mit kleinen subjektiven Gedichten. Zum ersten Male leistet er sich hier eine rein äusserliche, aufzählende, breite Beschreibung, nach dem rythmischen Schema a b a b c b c d c d e d e f e f g f g h u. s. w., die mindestens seinen späteren Grundsätzen ganz entgegengesetzt war, die auch der Schilderung des Frühlings im vorigen Gedichte *Der Lenz* ganz widerspricht. Er wusste wohl, dass er mit dieser Beschreibungsart in Schwaben alles andere als Anstoss erregen würde, und wollte vielleicht eben sein Beschreibungstalent im alten Stile offenbaren. Das Thema war auf das Vaterland des

Gefangenen, des Dichters *Schubart*, zugeschnitten, die Marquis Posa- Haltung — und Gesinnung auf die Heimat Schillers.

Das Thema des Gefangenen kehrt wieder im Romanzenkranz *Klara Hebert*, im *Savonarola* (San Marco) und in den *Albigensern* (Roger, Vicomte von Beziers). Diese ganze Gefangenendichtung führt Reynaud auf Byrons *Prisoner of Chillon* zurück. « Et le prisonnier de Chillon n'est-il pas responsable de tous ces captifs que Lenau se plaît à nous montrer derrière les verrous de leurs cachots d'un bout à l'autre de son œuvre? » (S. 184.) Diese Bemerkung klingt so, als ob diese ganze Dichtung Lenaus Nachahmung Byrons wäre. Tatsachlich ist sie jedoch ganz verschieden, und keine irgendwie auffallende Übereinstimmung im Inhalte kann zwischen Byrons *Prisoner* und Lenaus Poesie dieser Art festgestellt werden; namentlich gilt dies für das Gedicht *Der Gefangene*. Dieser Umstand schliesst nicht aus, dass die Anregung von Byron kommen mag, auch nicht, dass Lenau sich ein paar Einzelheiten aus dem ihm zweifellos bekannten *Prisoner* zu nutze gemacht haben kann. Eine genaue Untersuchung ergab die beiden folgenden Anklänge :

Ob Stunde, Mond und Jahr vorubertlon, Er konnte dessen haben keine Acht (Vs 60 f.)	For years — I cannot count them o'er! I lost their long und heavy score (II, 18 f.)

und :

Mag dann mein Leichnam auf der Ker- [kerschwelle, O Herr, an deinem Lichte noch sich. [sonnen! (Vs 79 f.)	I begg'd them, as a boon, to lay His corse in dust whereon the day Might shine. (VII, 27 f.)

Eine Anlehnung, die sich hierauf beschrankt, ist der beste Beweis, dass von Nachahmung, besonders bei durchaus abweichendem Inhalt, keine Rede sein kann.

Wir erwähnten bereits, dass Lenau in seiner Sucht nach objektiven Stoffen, auch auf die Verstossenen und Geächteten

seiner ungarischen Heimat trifft, die aus seinen Jugenderinnerungen auftauchend in der Erzählung **Die Heideschenke** (69) poetische Gestaltung finden. Über die Entstehung der berühmten Dichtung ist bisher nichts bekannt geworden. Reynaud (1) meint, sie sei gleichzeitig mit der *Werbung*. Die Verwandtschaft des Stoffes ist kein Grund, die viel vollendetere Ballade in dieselbe Zeit wie *Die Werbung* zu versetzen. Es gehörte eine längere Übung, namentlich in der Naturdichtung, dazu, um solche Heidebilder zu schaffen, solche mythische Verkörperung der Naturereignisse, um überhaupt der später von Lenau aufgestellten Theorie der Naturdichtung so nahe zu kommen. Es bedurfte einer langsam und schwer erworbenen Kunstfertigkeit überhaupt, um ein so echt nationales Volksgemälde, eine so vielfärbige poetische Bilderreihe in den sich den Gegenständen innigst anschmiegenden Stilarten, eine so kunstvolle Tonmalerei und Satzfügung fertig zu bringen.

Ein empfindlicher Mangel ist der der Einheitlichkeit. Am losen Faden der Erzählung werden die verschiedenartigsten Bilder aneinandergereiht. In einem Guss ist dies Nachtstück gewiss nicht geschrieben; öfters und zu verschiedenen Zeiten muss der Dichter daran gearbeitet haben. Die neun ersten Strophen mit der Schilderung des Gewitters auf der Heide und der sie belebenden Reiter und Pferdetreiber im Sturmeslauf bilden ein abgeschlossenes Gemälde für sich. Nun bietet sich dem Dichter eine herrliche poetische Idee, eine jener neuartigen Darstellungen der Naturereignisse, wie sie ihm schon in der *Wanderung im Gebirge* gelungen. Er kann der Versuchung nicht widerstehen, den ihm aufdämmernden Vergleich zwischen dem Toben des Gewitters und dem Dahinjagen der scheuen Rossesherde auszuführen. Da werden ihm die Wolken zu Rossen, ihr Hufschlag ist der Donner, ihr Weidgebiet der Himmelsraum, ihr Hirt ist der Sturm, dessen geschwungene

(1) *These auxiliaire*, Nr 77.

Geissel der Blitz, der Schweiss der Rosse ist der Regen. Auf diesen naturbeseelenden Vergleich (Strophe 10 bis 12), der mit einer einleitenden Strophe versehen wieder eine Dichtung für sich bilden könnte, folgt in Strophe 13 und 14 eine dritte, das Gemälde der Ruhe nach dem Sturm.

Der zweite Teil der Dichtung malt nun eine Wirtshausszene aus: singende, mit Dirnen tanzende Rauber, denen Zigeuner aufspielen. Zwei Strophen (15-16) dienen als Einleitung, die folgenden (17 bis 20) führen das Bild aus; eine Schlussstrophe könnte aus diesem Gemälde ein in sich abgeschlossenes Gedicht machen, das vierte der Gesamtreihe. Das fünfte zeichnet ein Einzelbild, das sich vom Hintergrunde des Allgemeinen abhebt: abseits vom Lärm sitzt der Hauptmann, in schwere Gedanken versunken, sinnend seine schone Tochter betrachtend (Strophe 21 bis 25). Strophe 26 bringt den Abschluss des allgemeinen Gemäldes, die folgende 27) den des Einzelbildes. Hieran schliesst sich als sechstes Gedicht (Strophe 28) ein Naturbild, die nächtliche, vom Sternenhimmel überstrahlte Heide. Ein siebentes Bild, das die beiden folgenden Strophen entwerfen, zeichnet den in die Nacht hinaushorchenden, Gefahren witternden Hauptmann, ein achtes (Strophe 31-32), den zum Sternenhimmel emporschauenden, reuigen, den Verlust der Unschuld beklagenden Räuber, ein uns bekanntes Motiv. Die neunte Szene, die vollendetste der prachtigen Reihe (Strophe 33-34), schildert die eilige Flucht der Rauber, veranlasst durch die Mahnung des Hauptmanns. Die zehnte Zeichnung (Strophe 35) gilt den mit dem Dichter sitzen gebliebenen, weiter spielenden Zigeunern.

Hätte Lenau die Fülle von Stoffen und Bildern, die er hier zusammenschmelzt, einzeln ausgearbeitet — für eine dieser Schilderungen war dies gar nicht, für andere kaum nötig — so wäre eine Gruppe von Heidebildern entstanden, die an Mannigfaltigkeit und Bodenständigkeit die vom Dichter gebildete Abteilung Heidebilder weit übertroffen hatte.

Sehr freute es Lenau, als er zu Ende des Jahres 1837

Grimms Mythologie lesend, die Entdeckung machte, dass die deutsche Sage die Erscheinung der Tautropfen genau so erkläre wie er sie dargestellt, nämlich als Schweisstropfen der gepeitschten Wolkenmasse (1).

An subjektiven Bestandteilen fehlt es in dieser objektiven Dichtung nicht, ebenso wenig wie in der vorhin besprochenen. Dort leuchtet zum Schlusse ein Schimmer von Lenaus Melancholie durch, der in dem Musterbilde, das er von seiner Poesie nach Schwaben sandte, nicht fehlen durfte, hier reiht sich zunächst alles äusserlich um seine Person, und er zeichnet sich selbst in der des Hauptmanns, der, innerlich zerrissen, über den Verlust der Unschuld trauert, und dem es so bangt vor dem Schicksal seiner Tochter.

Wenigstens eine einzelne Ausarbeitung der vielen Stoffe und Bilder der *Heideschenke* hat Lenau geschaffen. Die zweite Strophe, welche die Stimmung der Heide vor dem Gewitter malt :

> Die Heide war so still, so leer,
> Am Abendhimmel zogen
> Die Wolken hin, gewitterschwer,
> Und leise Blitze flogen,

hat er zu dem Heidebild *Himmelstrauer* (64) ausgebildet :

> Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
> Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer :
> Wie . . . . . .
>
> Vom Himmel tönt ein schwermutmattes Grollen,
> Die dunkle Wimper blinzet manches Mal,
> So . . . . . .

(1) Tagebuch von Max Löwenthal, N° 34.

Die *stille und leere* Heide ist, in allerdings neuer Beleuchtung, in der dritten Strophe geschildert. Auf das Naturbild folgt als Vergleich das entsprechende Seitenstück aus dem Menschenleben. Wie nahe wird uns die Natur gebracht, indem sie durch den Menschen erklärt wird. In der *Wanderung im Gebirge donnert* zwar auch der *Himmel* seinen *Hader*, der *Blitz glüht* als *Zornesader* auf seiner *dunklen Stirne*, in der *Heideschenke* erscheinen die verschiedenen Formen des Gewitters in menschlicher Gestalt, das ist Vermenschlichung der Natur, das ist noch nicht diese intime Verschmelzung der Natur mit dem Menschen, wie sie hier erscheint, diese eigenartige Erklärung der Naturerscheinungen durch gleichartige Vorgänge im Menschenleben und Empfindungen in der Menschenbrust. Lenau ist auf dem Wege eine neue Mythologie beseelter Naturerscheinungen zu schaffen, die gefühlt und nicht bloss gedacht ist. Kein Wunder, dass er zu seinem berechtigten Stolze in der Götterlehre und Sagenkunde sprechende Einklänge fand. « Aus solcher Anschauung », bemerkt R. M. Meyer [1], « blühten bei den Alten die Mythen von Bakchos, von Silen und den Kentauren hervor und die Bildwerke, die sie darstellten ». Noch gelingt es dem Dichter hier nicht ganz, eine vollkommene Parallele von Anfang bis zu Ende durchzuführen; trotzdem bildet dies Gedicht den Gipfelpunkt der bisher erreichten, schon sehr hohen Kunst der Naturschilderung.

Wie recht hatte Lenau, dass er nicht dies oder ein ähnliches neuwirkendes Gedicht als verhängnisvolle Talentprobe an G. Schwab sandte. Sogar Uhland fehlte es an Verständnis für diese kühne Neuschöpfung einer organisch belebten, mit menschlicher Seele begabten Natur. Er fand die schönen Verse :

> Der Himmel liess, nachsinnend seiner Trauer,
> Die Sonne lässig fallen aus der Hand

---

[1] Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, Berlin, Bondi, 1910. 4. Auflage, S. 173.

gesucht [1] und findet hierin noch Beifall bei modernen Kritikern [2]. Bemerkenswert ist auch, dass G. Schwab in seiner Besprechung über die *Heidebilder* einfach hinweggeht.

Wenn je, so trifft hier die allgemeine, auf Lenaus eigene Mitteilung fussende, sehr wichtige Bemerkung von Schwab zu, dass durchgangig der Keim der Lenauschen Gedichte sich lange vorher im stillen ausgebildet, dass nicht selten eine lange Zeit gelegen sein mag zwischen der « Geburt eines Liedes und seiner Empfangnis » [3], zwischen dem Keim und der Gestaltung. Erst nach langen Jahren — Lenau hatte seit dem Marz 1823 Ungarn endgültig verlassen — werden die in Ungarn, vielfach noch in der Kindheit auf den Reisen zwischen Pest und Tokay empfangenen Eindrucke poetisch fruchtbar. Noch ofters werden wir diesen langen Zwischenraum zwischen Erlebnis und Darstellung beobachten, ein seltener Fall ist wie bei der *Wanderung im Gebirge* die sofortige Ausarbeitung poetischer Eindrucke.

---

(1) So ausserte Lenau zu Karl Beck. *Aus meinem Leben*. Pester Lloyd. 1863, № 232.

(2) A. Biese, *Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker*. Berlin, Herz. 1890. S. 60.

(3) Klupfel, S. 178.

XVIII

Nanette Wolf.

An meine Rose.

Das seit 1834 alle Ausgaben der Gedichte eröffnende Lied **An meine Rose** (1), das Schwab in seiner Besprechung als « köstlich » bezeichnet, beziehen alle Lenauforscher auf das Verhältnis zu Lotte Gmelin. Dieser Ansicht bin ich selbst beigetreten (1). Keine lässt sich auch durch bessere innere Gründe verteidigen. Die beiden Grundgedanken aller Ausserungen Lenaus über diese Liebe : *ich liebe Lotte sehr, jedoch ich muss ihr entsagen*, bringt das Gedicht deutlich zum Ausdruck. Zu der Strophe :

> Und ich, wie sie, muss immer eilen
> Mit allem meinem Lieben
> An dir vorbei, darf nie verweilen,
> Von Stürmen fortgetrieben
>
> (Vs 25-28

lassen sich nicht weniger als sieben Parallelstellen aus Briefen des Dichters beibringen und mehr solcher Stellen noch, genau elf, zu der Strophe :

> Doch hat, du holde Wunderblume,
> Mein Herz voll süssen Bebens
> Dich mir gemalt zum Eigentume
> Ins Tiefste meines Lebens.
>
> (Vs 29-32.)

Überdies schloss auch ohnedem der Inhalt einen Bezug auf

---

(1) *Erlebnis und Dichtung bei Lenau* in *Mélanges God. Kurth. Littich*, 1908. II. 385-396.

Berta Hauer vollständig aus, und da blieb doch nur, da das Gedicht bereits 1832 erschien, Lotte.

Ein ungedruckter Brief von Boloz von Antoniewicz an Lenau vom 5. Oktober 1830 mit dem Satze : « Sende mir *Im Gebirge*, *Die Waldkapelle*, *An meine Rose* » lässt keinen Zweifel, dass das Gedicht vor der Bekanntschaft mit Lotte entstanden. Man muss sich also nach einem anderen Verhältnisse umsehen, und da gibt uns schon Schurz einen Fingerzeig, wenn er (I, 102) berichtet, dass Lenau während seines Aufenthaltes bei Schleifer im August 1830 öfters den Schullehrer von Gmunden besuchte, « dessen Tochter, ein in jeder Beziehung wohlgebildetes und hochachtbares Mädchen, mit ebenso viel Gefühl als Kunst sang, wobei sie sich selbst auf den Tasten begleitete ». Gesang öffnete den Weg zum Herzen gerade wie bei Lotte, und wie die Verwandten Lottes der Liebschaft ein Ende machten, als Lenau sich zu keinem ernsten Schritte entschloss, so liess auch der Schullehrer Wolf in Gmunden Lenau bitten, sein Haus zu meiden, als er zu merken glaubte, dass mehr als die Liebe zur Musik die beiden jungen Leute so oft zusammenführte, und er für seine Tochter eine Enttäuschung zu befürchten meinte wie Lotte sie wirklich erfuhr. Wie gegen die Familie Schwab so erging Lenau sich auch gegen Vater Wolf in heftigen Anklagen.

Die sparlichen Nachrichten, die wir über Nanette Wolf besitzen (1), bin ich in der Lage durch gütige Mitteilungen ihres Sohnes, des Herrn K. K. Landgerichtsrates a. D. D Albert Böhm in Klosterneuburg, zu ergänzen. Nanette war, nachdem ein Bruder Karl frühzeitig gestorben, das einzige Kind des Joh. Nep. Wolf und der Therese Wolf, geborenen Eigl aus Linz. Der Vater war ein ernster, strenger, nüchterner Mann, der ganz in seinem Berufe als Schullehrer aufging. Das am 13. Juli 1808 in Hallstadt geborene Mädchen genoss die aller-

(1) Radics, Lenau in Gmunden. *Reichswehr*, Wien, 1902, Nr 3057. — A. Böhm, Ein Brief Lenaus, *Neue Freie Presse*, Nr 10484.)

beste Erziehung, und ihre ungewöhnliche Begabung ermöglichte es ihr, eine damals seltene Bildungsstufe zu erreichen. Hervorragend waren ihre musikalischen Leistungen als Klavierspielerin und Altsängerin. Aber auch die Entwickelung ihres Gemütslebens war bei ihrer Mutter, einer sinnigen, stillen Frauennatur, die sich den Eigenheiten ihres Mannes mit Selbstverleugnung anzupassen wusste, in den besten Händen.

Es ist begreiflich, dass das begabte und, wie ein erhaltenes Umrissbild aus der Zeit beweist, sehr hübsche Mädchen viel Anziehungskraft auf die gebildete junge Männerwelt ausübte, und dass man darnach trachtete im Hause Wolf Zutritt zu bekommen. Nicht nur Lenau, sondern auch Franz Schubert hat dort eifrig verkehrt, mit Nanette musiziert, besonders vierhändig gespielt, ist sogar mit ihr in grösseren Privatkreisen aufgetreten.

Lenau las ihr vor, mit eintoniger Stimme, wie sie sagte, manchmal freie Varianten an dem Gelesenen anbringend und lauschte mit Genuss ihrem Spiele und Gesang.

Aber der Schullehrer, der in seiner realistischen Weise einen Dichter nur sehr gering bewertete, und dem das Träumerische, Überreizte in des Dichters Wesen missfiel, sah den häufigen Verkehr Lenaus in seinem Hause nur ungern, und es kam ein Tag, an dem er seiner Tochter auftrug, Lenau zu bedeuten, er möge die Besuche einstellen; er musste es ihm sonst selbst sagen. Dieses befürchtend, fügte sich das Mädchen. Als sie Lenau hinausbegleitete fing sie nächst der Stiege an: « Herr von Niembsch, der Vater hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen... » Weiter liess er sie nicht sprechen, er wisse schon was der « Tyrann » von ihm wolle. Nach den heftigsten Klagen, die so weit gingen, dass Nanette ihn darauf aufmerksam machen musste, der « Tyrann » sei doch ihr Vater, entfernte er sich und kam nicht wieder. Nur sah man ihn noch häufig vor dem Hause spazieren, zu Nanettes wie später zu Lottes Fenster emporblickend.

Der Auftritt, den Nanette ihrem Sohne öfters erzählt, kann erst bei Lenaus zweitem Aufenthalte in Gmunden, im Juli 1831 erfolgt sein. Lenaus Brief an Nanette Wolf aus dem Herbst 1830

bezeugt, dass er vom ersten Tage der Bekanntschaft an, im August 1830, bis zu seiner Abreise, Anfang September, täglich das Wolfesche Haus besuchte. Auch gedenkt er in diesem Briefe liebend des Vaters, des « ernsten, kraftigen Mannes, voll gluhenden Eifers für das Gute » [57], wahrend er in einem anderen, bisher unveröffentlichten an Schleifer vom 7. Februar 1832, in dem er den zweiten Aufenthalt in Gmunden erwahnt, in der Bestellung von Grussen an die Familie Wolf den Vater ubergeht. Hier nennt er Nanette (Nani) das Madchen « mit dem schonen Ernste », wahrend er im Briefe an sie ihre Bildung hervorhebt und sie, die tuchtige Schubert-Sangerin und Klavierspielerin, einer asthetischen Auseinandersetzung uber Zumsteeg und Schubert wurdigt, die er mit Schiller und Goethe vergleicht.

Bei Lenaus zweitem Aufenthalt in Gmunden trug es sich auch zu, berichtet Schurz (I, 119), dass Schleifer, Lenau ans Fenster führend, und ihm ein Fernrohr in die Hand gebend, sagte: « Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magst die blitzenden Fenster zahlen des hervorragenden stattlichen Pflegerhauses, das sich im See widerspiegelt und rings der herrlichsten Aussichten geniesst, Deinem Traunstein gegenuber. Es ist jetzt billig verkauflich und frohbereit, einen jungen Dichter samt etwaiger Braut aufzunehmen, *die sich wohl auch bald ganz in der Nahe finden lassen würde* ». — « Schleifer sprach also », meint Schurz, « weil ihn Niembsch noch im Anfang November 1830 schriftlich ersucht hatte, ihm irgend ein schongelegenes Hauschen am Traunsee anzukaufen. Niembschens Ansichten hatten sich aber binnen weniger Monaten wesentlich verandert: anstatt sich anzusiedeln, gedachte er jetzt zu reisen. Die Schmalerung seines Vermogens ruckte Hauskauf und Verehelichung in unbestimmte Fernen ». Zu « Liebe und Vermahlung » drangte Schleifer, offenbar mit der etwaigen Braut Nanette Wolf meinend; ahnlich spornte G. Schwab zu einer Verbindung mit Lotte Gmelin an. Schmalerung des Vermogens und Reise-

[57] Vgl. die gleichbetitelte Sonett-Lenaus.

pläne bildeten in beiden Fällen den Hauptgrund von Lenaus Entsagung.

Eine verhaltene Neigung, tiefer Schmerz über die Trennung sind unschwer aus Lenaus Brief an Nanette Wolf herauszulesen. « Doch man wird so leicht schwatzhaft bei jenen, denen man gerne die ganze Seele auftun möchte... Ich versichere Sie, dass ich noch wenige Ihres Geschlechtes so geachtet wie Sie... Wenn man sich beim Scheiden von dieser Erde so ein Päckchen der besten Erinnerungen mitnehmen könnte, wahrlich, ich würde die Erinnerung an Gmunden nicht zurücklassen... Damals waren wir das erste Mal zusammen und haben den Bund geschlossen für längere Zeit, ich wünsche für immer. Von nun an war ich jeden Tag, den ich noch in Gmunden verlebte, bei Ihnen, und noch immer gemahnt es mich um fünf Uhr, zu Ihnen zu eilen. Aber da liegen viele Meilen zwischen mir und meinen Lieben [1]; und zehn Monate müssen vergehen, ehe wir uns wiedersehen. Könnt ich doch diese tragen zehn Monate im Sturme vorüberjagen und hinüberfliegen über Berg und Tal! » Auf der Rückreise nach Wien « war es aus mit meiner Heiterkeit ». In Erinnerungen versunken, lässt er die schönen Donaugegenden vorüberziehn, ohne sich nach ihnen umzusehn. In Wien schlagen die Herzen kalter, als von wannen er gekommen ist (57).

Unter dem Sinnbild der Rose erscheint dem Dichter das Mädchen, das ihm mit seiner feinen Bildung und seiner Begeisterung für Kunst in dieser einfachen, ländlichen Umgebung als eine Blume, *aus anderen Welten verpflanzt* (Vs 8), vorkommt. Er verwünscht die *Schranken* (Vs 18), die sie von einander trennen :

O weilten wir in jenen Lüften,
Wo keine Schranke wehrte,

---

[1]) Dieser Gedanke kehrt öfters wieder im Briefwechsel mit Sophie Löwenthal und ist auch in Lenaus Lyrik vertreten.

sehnt sich innig nach ihr hinüber aus der Grossstadt, wo die Herzen kälter schlagen, möchte mit ihren *Zauberdüften die Ewigkeiten nähren* (Vs 19 f.). Jedoch *von Stürmen fortgetrieben*, (Vs 28) darf er nicht bei ihr verweilen, wenn auch sein Herz die *holde Wunderblume* (Vs 29) fest und treu in sich verschliesst

Das einer förmlichen Liebeserklarung gleichkommende Gedicht, welches er wohl kurz nach der Rückkehr in Wien, im September 1830, geschrieben, da Boloz Anfang Oktober schon darum wusste, wagte er nicht dem Madchen zu senden. Er schickte ihr das unverfanglichere auf Berta bezugliche *Nächtliche Wanderung*, das immerhin auch den Schmerz um eine verlorene « tote Braut » ausdruckt, deren Bild, « engelmild und schmerzlich traut », den « keinen Trost findenden » Dichter auf seinen nachtlichen Wegen begleitet.

Wie die fluchtige Neigung, bei der von vornherein der Gedanke der Entsagung vorherrschte, ein Vorspiel zum Verhaltnis mit Lotte Gmelin ist, so klingt auch das Gedicht wie der Einleitungsakkord zur Lotte-Dichtung.

Wie Lotte Gmelin verheiratete Nanette Wolf sich in ihrem 34. Lebensjahre. Ihr Gatte, der Unterlehrer Albert Bohm, dem sie i. J. 1846 einen Sohn gebar, brachte es im Laufe der Zeit zum Bürgerschuldirektor, Bezirksschulinspektor und Ehrenburger Gmundens. Sie starb in Gmunden am 16. Februar 1878. In der Erinnerung alter Gmundener steht sie als eine kluge, liebenswürdige, herzensgute, kinderliebende Frau. Sie scheint keine Ahnung gehabt zu haben, dass ein Gedicht Lenaus ihr gewidmet sein könnte. Tiefe Zuneigung bewahrte sie dem Dichter durchs ganze Leben, und sein Brief blieb ihr eine wertvolle Reliquie aus der entschwundenen Jugendzeit.

XIX

Ausfahrt.

Ende Juni bis Ende Dezember 1831.

Das Posthorn. — Traum. — Der Raubschütz. — In das Stammbuch einer Künstlerin. — Herbstgefühl. — Herbstklage. — In der Schenke. — Am Grabe eines Ministers.

Ende Juni verliess Lenau Wien und wandte sich zunächst nach Gmunden zum Besuche des treuen Freundes Schleifer und der Familie Wolf. Beim « lieben Schleifer » verlebte er « einige Götterstunden », vielmehr Tage, denn er blieb in Gmunden vom 3. bis zum 11. Juni. Einer der « schönsten Tage » seines Lebens, das « Höchste », was er bis jetzt genossen, war die Besteigung des Traunsteins am 7. Juli, die « allerschönste Minute » seines Lebens, die, wo er auf dem äussersten Rand eines senkrechten Abgrundes stand, den Tod bis an die Zehen heraufgreifen sah, trotzig in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes hinab- und der furchtbar-erhabenen Natur ins Antlitz schaute (62). Am 11. Juli ward die Reise über Salzburg und München nach Karlsruhe fortgesetzt, von wo aus er mit Schwab anknüpfte, am 23. reiste er weiter nach Heidelberg. In Baden-Baden lockte der Spielteufel, der seinen Vater ins Elend gestürzt. Am 9. August traf er bei Schwab in Stuttgart ein.

Eine Frucht dieser Reise ist **Das Posthorn** (15) : jedenfalls ist es wenn nicht auf, so kurz nach der Reise entstanden, denn am 3. September las Lenau seinem neugewonnenen Freunde K. Mayer « Heidebilder, Reiseempfindungen. *Posthorn*töne,

Werbeworte u. s. w. » vor [1]. Am 16. September sandte Lenau das Gedicht an Schleifer mit den Begleitworten : « Hier erhaltst du einen Abdruck von dem Gedichte « An den Schmerz » nebst einem Gedichte von mir. Ich habe Deiner sehr lebhaft gedacht, als ich es schrieb, darum schick ich Dirs » (66). Schurz erhielt das Gedicht in einem Briefe vom 5. Oktober : « Hier habt ihr ein Gedicht an euch : *Das Posthorn*... Die letzte Strophe bitte ich der Theres nicht zu lesen » (67). Das *Posthorn* endet erschütternd, urteilte G. Schwab, und diese Erschütterung wollte der liebende Bruder der empfindsamen Schwester ersparen.

Wie grossen Kummer ihr die Abreise des Bruders bereitete, lese man aus dem ergreifenden Trostbrief, den er ihr am Tage des Abschiedes schrieb (68). Auch er verlasst sie « mit schwerem Herzen ». Sie ist ihm eine Schwester, « wie wenige sind », überhaupt « ein Weib, wie es wenige gibt auf Erden ». Auf sie, das Ebenbild ihrer Mutter, übertrug Lenau all die Liebe, die er für diese gehegt, ebenso abgöttisch wie die Mutter liebt die Schwester den Bruder und ist wie sie zu allem und jedem Opfer bereit. In inniger Wehmut gedenkt Lenau der Schwester schon im ersten Reisebriefe aus Gmunden. « Und nun », schreibt er Schurz, « seien die letzten Zeilen meiner lieben Schwester geschrieben. Sie erscheint auf dem Boden dieses Briefes, wie sie am Boden meines Herzens ruht. Du liebe, gute Schwester! wie oft hab ich an Dich gedacht und Dein weinendes Antlitz gesehen in der Ferne! Bruder, du hast ein edles Weib, bewahre sie wie Dein Auge » (69). Das Gefühl des Heimwehs überschattet die ganze Reise. Auch in Karlsruhe überschleicht es ihn, keine einzige bekannte Seele hat der weichherzige Reisende in der ganzen Stadt, sehr oft denkt er seiner Lieben. Er will arbeiten, dass er wieder zu ihnen komme. Wenn er in Karlsruhe aus dem Hause geht, so ruft ihm niemand nach « Herr Onkel », kein Ton begleitet ihn bis zur Barriere, kommt er abends nach

[1] Mayer, S. 3.

Hause, so findet er kein trauliches Gespräch mit seiner guten Schwester. Wie gern möchte er all ihre tausend kleinen neugierigen Fragen beantworten, wenn sie da wäre oder er dort (64). Auch das Gefühl der Vaterlandsliebe mischt sich in das Heimweh hinein. Er sieht Baden, Württemberg, Bayern. « Das ist nun alles recht schön Bruder; aber Östreich, besonders Oberöstreich! » (64). Auch Ungarn streicht er landschaftlich heraus im Gegensatz zu Deutschland. Der nachlässige, unbekümmerte Bauer Pannoniens ist eine poesievollere Gestalt als der fleissige, arbeitsame Deutsche, der « die gute Frau Natur gleich an der Gurgel packt und sie so gewaltig würgt, dass ihr das Blut aus Nas und Ohr hervorquillt » (64).

Man sieht, aus welchen Stimmungen das *Posthorn* hervorgegangen ist. Der *Schmerz*, mit dem der Dichter *noch manches Wort zu reden* hat (Vs 19 f.), ist das Heimweh. Am *Schlage* des Postwagens stand *mit verweinten Blicken* (Vs 31 f.) die Schwester. Wenn der Dichter sich einsam fühlt ohne seine Lieben (Vs 47 f.), so drückt er die Karlsruher Stimmung aus. Ihrer,

> Die in ferner Heimat mir
> Sind zurückgeblieben,

gedenkt er *bang und schwer* (Vs 41). *Bang und schwer* wandelt auch ein Gedanke am Himmelsantlitz (*Himmelstrauer*), *bang und schwer* hangen die Wolken herab (*Der schwere Abend*).

Als ein Missklang in der schönen, sanften Elegie erscheint mir die letzte Strophe mit der grell ausgedrückten Todessehnsucht, die eine neue Wandlung nicht nur zur melancholischen Dichtung, sondern zur pessimistischen einleitet. Wer von schwermütiger Veranlagung Lenaus nichts wissen will, hat einen schweren Stand, die so heftig hervorbrechende Schwermut gerade auf dieser ersten Ausfahrt in die Welt und während der Stuttgarter Jubeltage zu erklären, welche seine schönsten Hoffnungen übertrafen.

Selig, seelenvoll, einen Abend aller Abende nennt Lenau den des 9. August, der den Bund mit den Schwaben besiegelte. Ein Frühlingshauch ist über die keimende Saat seiner Gefühle und Gedanken gegangen. Selbstvertrauen gibt ihm die begeisterte Huldigung der so schnell gewonnenen Freunde und Verehrer seiner Muse (65). Es ist ein « ordentlicher Strudel » (1) in Schwabs Hause wegen der Anwesenheit des « herrlichen Dichters und Menschen » (2). In rascher Folge lernt er G. Pfizer, Mayer, Kerner, den Grafen Alexander von Württemberg und Uhland kennen. Von allen, mit Ausnahme des sich um einen Grad kühler verhaltenden Uhland, wird er leidenschaftlich gefeiert. Bereits am 29. August erreicht er das nächste Ziel seiner Reise; der Verlagskontrakt mit Cotta, dem ersten Verleger Deutschlands, wird abgeschlossen.

Vom Besuche Lenaus bei Kerner am 28. August berichtet Kerners Sohn Theobald, dass Niembsch am folgenden Tage beim Frühstück erzählte : « Ich träumte von meiner Mutter heute nacht und fühlte beim Erwachen eine selige Ruhe; es steht ein guter Stern über diesem Hause; o, ich komme bald wieder! » (3). Wie oft der Dichter auch von seiner Mutter traumte, so stimmt diese Meldung eines guten, ruhebringenden Traumes jedoch auffallend überein mit dem Fragmente **Traum** (488), das eben einen « guten » Traum erwähnt, bei welchem die Mutter dem Sohne « eine heimlich susse Kühle zusauselte », wobei ihn die Ahnung fasste, « dass es würde besser werden », und er sich « himmelwärts von der Erden gehoben fühlte ». Roustan (S. 236), der die Handschrift, die ich nicht einsehen konnte, entdeckt, deutet allerdings an, das Gedicht sei zehn Jahre nach dem Tode der Mutter geschrieben, während Castle (Werke I, 488) die Verse zu Beginn der Wiener

---

(1) Brief von Sophie Schwab an Lucie Meyer. Ernst, S. 105.

(2) Brief von G. Schwab vom 28. August 1831 an Kerner. *Kerners Briefwechsel*, Nr 376.

(3) Th. Kerner. Das Kernerhaus und seine Gäste, S. 134.

Zeit (1833-1838) verlegt. Den Kennern der Handschrift darf ich, wenn sie auch nicht einig sind, nicht widersprechen und hier nur eine Vermutung äussern. Die vorübergehende frohe Stimmung, die das Fragment atmet, erklärt sich auch sehr gut aus der neugewonnenen Freundschaft, worauf unmittelbar der Verlagskontrakt mit Cotta folgte. Die Verse, meint Roustan richtig, genügen zum Beweise, dass Lenaus Verzweiflung nichts gemein hatte mit einer gekünstelten Melancholie.

Überraschend genug lautet der erste Brief, den Lenau nach dem unerhörten, ihm von den Schwaben bereiteten Freudenfeste am 16. September an Schleifer schreibt : « Mir ist fürchterlich wehmütig ums Herz. O mein Schleifer! könnte ich Dir jetzt die Hand drücken und diese Trane an Deiner Brust vergiessen! Vielleicht sehen wir uns nicht mehr! Ich will Dir von meinen Reisen jetzt nichts sagen, ich habe ein paar gluckliche Tage verlebt, Tage, mit denen uns das Schicksal öfter füttert und stärkt für den kunftigen Kummer. — Ich kenne nun Schurz, Schleifer, Uhland, Schwab, Kerner, Maier, liebe poetische Menschen, die mir alle gut sind: aber ist halt doch nichts! » (66).

Ähnlich äussert er sich später zu Schurz : « Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdachtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, dass ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe » (70) [1].

Sein erstes persönliches Auftreten, schreibt Mayer (S. 5), machte einen sehr belebenden, heiteren Eindruck. Bald bemerkte Mayer etwas Schwermütiges am Freunde, und Sophie Schwab machte dieselbe Beobachtung [2]. « Jedenfalls schien

---

[1] Dasselbe schreibt Lenau fast wortlich gleich am 1. Dezember an Mayer. Brief Nr 74.

[2] Ernst, S. 106.

die Not seiner Seele eine wahre und dringende », sagt Mayer (S. 6). Anstoss zu neuen, schwermütigen Grübeleien gab, wie auch Mayer vermutet, die Liebe zu Lotte Gmelin, die bald schwere Herzenskonflikte heraufbeschwor.

Um diese Zeit, im Monate September, schreibt Lenau, in einem starken Anfall von Pessimismus, die düstere Ballade **Der Raubschütz** (169), angeblich « nach einer Sage », die jedoch nichts Volkstümliches hat und in der Form, wie er sie wiedergibt, nur ausgeklügelt ist, um das materialistisch-nihilistische Schlusswort : « Es ist halt nichts — hier nicht und dort nicht », herbeizuführen. Die genau dem Gedichte entsprechende Prosafassung bringt der Brief an Schleifer vom 16. September, der auch äussere Quellen des Trübsinns angibt :

« In trüberer Zeit hat wohl nie ein Freund dem anderen geschrieben als ich Dir heute. Warschau ist über, die Cholera ist in Österreich und verheert die Menschheit in dem geliebten Lande. ' Es ist halt nichts! ' muss ich ausrufen wie jener Wilddieb. Es wurde nämlich einmal ein Wilddieb im Walde erschossen. Um Mitternacht erscheint er nach seinem Tode seinem besten Freunde, der in einsamen Gedanken über Zeit und Tod bei einem Glas Wein sitzt. Ganz wie er leibte und lebte, tritt der Wildschutz herein, die Büchse auf der Schulter, und winkt seinem Freunde, ihm hinauszufolgen in den Wald. Der Freund geht mit. Sie streifen durch den Wald, das dürre Laub rauscht unter ihren Tritten. Da sagt der Wilderer : ' Ich will jagen, ich will jagen! ' Sein erstaunter Freund fragt ihn, wie die schnöde Wilddieberei ihn habe herüberlocken können aus der andern Welt, um sich noch einmal dran zu ergötzen? wie es überhaupt in der andern Welt aussehe? ' Es ist halt nichts! ' murmelt der gespenstische Jäger und rauscht weiter fort im finstern Walde » (66).

Es ist nicht die Sage, die Lenau hier erzählt, es ist sein Gedicht, dessen Inhalt er mit wörtlichen Wiederholungen wiedergibt. Wie der Freund des Wilddiebs in einsamen Gedanken über *Zeit und Tod* (Vs 8) — ein subjektiver Zug — *bei einem*

Glas Wein sitzt (Vs 2), malen die zwei ersten Strophen aus. Den Eintritt des Wildschützen, *die Büchse auf der Schulter*,

Ein Weidmann mit dem Feuerrohr,
(Vs 15

schildert die dritte Strophe, die vierte den Eindruck dieser Erscheinung auf den Müller. Der Wildschütz *winkt* seinem Freunde, ihm hinauszufolgen in den Wald; so *winkt* (Vs 26), in Strophe fünf der finstre Jäger auf Jakobs Büchse. Nun *streifen sie durch den Wald* (Vs 31), das *dürre Laub* (Vs 34) rauscht unter ihren Tritten. Da sagt der Wilderer : Ich will *jagen*, ich will *jagen!* (Vs 36). So klingt wörtlich die sechste Strophe an; die siebente ist weitere Ausmalung. Die achte schildert den Ort, wo der Wildschutz erschossen wurde *wie eine Sau*. Die neunte bringt die Frage :

Was ist's in jener Welt?

worauf der *Jäger* die Antwort *murmelt* (Vs 53) : *Es ist halt nichts.*

Offenbar ist also das Gedicht vor der Prosaerzählung, Anfang September, geschrieben. Es liegt dem Briefe nicht bei, sondern ein anderes *Das Posthorn*. Lenau wagt es nicht, dem frommen Schleifer die gottlose Ballade mitzuteilen. Deren Schlussfolgerung mildert er im Briefe so stark, dass er sie fast in das Gegenteil umkehrt : « Es ist halt nichts, sag ich auch, mein lieber Schleifer, *wenigstens diesseits nichts!* »

Dies « Es ist halt nichts » wurde ein Lieblingsstosseufzer Lenaus, wie Max Löwenthal berichtet [1]. « Es ist halt nichts, mein Raubschütz hat schon recht », schreibt er am 8. Mai 1838 an Sophie Löwenthal, kehrt den Satz doch wieder um wie im

[1] Lenau und Löwenthal, S. 71

Briefe an Schleifer : *Hier* ist's halt nichts; *dort* muss es was werden » (447) (1).

's ist eitel nichts, wohin mein Aug ich hefte!

lautet der Anfangvers von Lenaus Schwanengesang.

Wichtige Mitteilungen zur Erklärung von Lenaus Seelenstimmung wahrend dieser Stuttgarter Zeit macht uns Schwabs Schuler und Biograph K. Klupfel, der aus unmittelbarer Quelle schöpft. Der Verkehr mit Niembsch meint er, war nicht immer ein ganz leichter; es hing einzig und allein von seiner Stimmung ab, ob man ihn gesellig heiter oder in sich gekehrt und schweigsam sah. Eine grosse Neigung zur Schwermut zeigte sich schon damals bei ihm, ja sogar ein gewisses Spielen mit der Vorstellung des Wahnsinns erschreckte manchmal die Freunde. In vertrauten Mitteilungen offenbarte sich der tiefgehende, unheilvolle Zwiespalt seines Geistes, *der einerseits dem absoluten Zweifel verfallen war, andererseits das Bedürfnis einer mystischen Befriedigung nicht los werden konnte*. Ein solches ruheloses Ringen musste psychisch aufreibend wirken, und die Freunde sahen nach und nach mit Schmerz, dass sie bei allem Anteil auf sein Innerstes keinen Einfluss uben konnten (2). Vollkommen stimmt mit diesem Berichte der von K. Mayer (S. 6 f.) uberein. Lenaus Stimmung war eine im ganzen sehr trube und aufgeregte. Oft gab Lenau Mayer gegenuber « mit traurig gesenkten Blicken » seine Zweifel oder vielmehr seine verzweifelnden Satze preis. Eine grubelnde Philosophie und Geistesscharfe brachten ihn zum Pessimismus. Der gute Mayer, der sich nie viel mit philosophischen Studien

(1) Siehe auch den Brief an Sophie Löwenthal vom 12. Juni 1842 757 und Lenaus Ausspruch zu Karl Evers (Schurz, II, 51.

(2) K. Klupfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken. Leipzig, Brockhaus, 1858, S. 232 f.

abgegeben, verlegte sich mit Eifer auf diese, um Gott, Welt, Leben und Ewigkeit gegen den Skeptiker zu verteidigen. Ähnlich verfuhr J. Kerner, der auch eifrig bemüht war, den Glauben an Gott und Ewigkeit in Lenaus Seele wiederherzustellen. Was er selbst nicht vermochte, sollte der Mystiker Heinrich Suso bewirken, den er Lenau, um ihn zu bekehren, zu lesen gab [1]. Auch die schwäbischen Frauen mischten sich in dies Bekehrungswerk hinein, namentlich Sophie Schwab, die in schönem Feuer Himmel und Ewigkeit gegen den « Unzufriedenen, Ungläubigen » (721), « sich mit den argsten Zweifeln Qualenden » verfocht, und die er um die Sicherheit ihres Glaubens beneidete [2]. Bald fand Sophie Schwab eine Nachfolgerin in Emilie Reinbeck. Diese fortwährenden religiösen Gespräche rüttelten Lenaus qualende Zweifel immer von neuem auf. « Sein Dämon sagt ihm immer teuflisch : Was Gott, was Heiland? » schreibt Kerner an Mayer in einer in Kerners Briefwechsel unterdrückten Stelle des Briefes vom 11. März 1832 Nr 392).

Die Bekanntschaft mit Emilie Reinbeck, die Lenau Ende August auf einem Spaziergange nach der Solitude machte, zeitigte das Gelegenheitsgedicht **In das Stammbuch einer Künstlerin** (121). « Der Zufall », meldet der Dichter am 8. November Schurz, « wollte es, dass ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofratin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich... in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände » 701. Ein Brief an Schurz vom 19. Mai 1832 sagt noch deutlicher : « Du findest in meinen Gedichten eines mit der Überschrift : In das Stammbuch einer Künstlerin; das ist die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften (Ölgemalden) behangt, alles ist ihre Arbeit » (99).

---

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 379.

(2) Ernst, S. 111, 118.

Am Tage seiner Immatrikulation in Heidelberg, dem 5. November 1831, schreibt Lenau an Schwab, dass der « treue, zähe und hartnäckige Pudel », nämlich die Melancholie, wohl immer hinter ihm her sein werde; « wenn er nur an der Spitalluft krepierte » (69). Schwab antwortet am 8. November in einem ungedruckten Briefe : « Schlag Deinen Pudel tot, Alter, *die* Hundsmusterung musst Du, um mit den Weinsberger Bauern zu reden, noch vornehmen ». Am Tage, wo diese Mahnung an ihn erging, fühlte er sich « geschlagener als je » (70). Der 11. November ist ein « trüber Tag », und der Regen schlägt an sein einsames Fenster. Er hält sich für « eine fatale Abnormität der Menschennatur », und darin mag es liegen, dass er sich seinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denkt. Viel grübelt er an diesem Tage über Unsterblichkeit (72).

Am 15. November sendet er Kerner das Gedicht **Herbstgefühl** (61) ([illegible]) [illegible] mit den Begleitworten : « Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist. Ja, sterben ist das End vom Lied. Und was das heute für ein Regen ist » (73). Der Brief bringt sozusagen wieder die Prosafassung des Gedichtes. « Wenn Sie aber in Ihren Garten gehn und die welken Blätter, diese säuselnden Elegien des Herbstes, fallen sehen, so denken Sie mein : was Ihnen die Blätter sagen, ist die Sprache meines Herzens » :

An den Bäumen, welk und matt,
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige.

(Vs 9-12.)

« O Kerner! Kerner! ich bin kein Aszet; aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermut, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen lässt! Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Toten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die, einmal zerschnitten, nie wieder ganz

werden. Mir ist, als wäre etwas in mir gerissen, zerschnitten. Hilf, Kerner! » Mit der Todessehnsucht, die so düster im Briefe an den Tag tritt, schliesst das Gedicht. « Ja, sterben ist das End vom Lied », schreibt der Dichter noch, nachdem er Kerner die Verse mitgeteilt, hiermit den Schlussvers hervorhebend.

Gleichzeitig ist **Herbstklage** (50), das Anfang 1832 gedruckt war, da am 21. April, laut Lenaus Brief dieses Datums an Schurz, zehn Bogen fertig waren und das Gedicht in der Ausgabe von 1832 auf Seite 64 im vierten Bogen steht. Eine mit Vs 7-8 :

Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine

verwandte Briefstelle findet sich allerdings erst im Schreiben vom 16. Februar 1832 an Sophie Schwab : « Je näher man sich an die Natur anschliesst, je mehr man sich in Betrachtung ihrer Züge vertieft, desto mehr wird man ergriffen von dem Geiste der Sehnsucht, des schwermutigen Hinsterbens, der durch die ganze Natur (auf Erden) weht. Ja, teure Freundin, unsere Mutter Erde ist im Sterben begriffen » (85). Ein bedeutender Unterschied besteht zwischen der ersten und zweiten Gestalt des Gedichtes in der Ausgabe von 1832 und in der von 1834. Mit dem Verse :

Hast du *sie* noch nicht gefunden?

schliesst das Gedicht 1832 ab. Es gewinnt dadurch eine Beziehung auf Lotte Gmelin, denn unter *sie* versteht der Dichter das Mädchen seines Herzens. Verallgemeinert erscheint diese Schlusswendung 1834 :

Hat dein Herz sein Glück gefunden!
Vs 12.

Eine vierte, 1834 hinzugefügte Strophe antwortet mit *nein* auf diese Frage.

Den Höhepunkt der Schwermut bezeichnet Lenaus letzter Brief aus dem Jahre 1831, der vom 1. Dezember an K. Mayer. Er ist in « äusserst trüber Stimmung », seine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag arger, beginnt auch nun ziemlich merklich auf seinen Körper zurückzuwirken. Er fühlt seine Kräfte schwinden. Möchte es doch damit so fortgehen. — Er mag nun wandern im Gebiete der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert sein Scharfsinn vor ihm herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt ihm richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke (74).

In diesem Briefe sendet Lenau an Mayer das Gedicht **In der Schenke** (79). « Hier erhaltst Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich sass mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fässchen; da überfiel mich plötzlich die schmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und schrieb folgendes » (75). Er teilt nun das Gedicht mit, das er *An die Heidelberger Burschen. 29. November* betitelt. Der 29. November ist der Jahrestag des Ausbruches der Revolution in Warschau.

Voll Kraft und hinreissendem Schwung ist dieses Rachegedicht. Viel scharfer lautete noch die erste Fassung in der Handschrift, den Erstdrucken und der Ausgabe von 1832. Eine den vorhergehenden poetisch allerdings nicht ebenbürtige Schlussstrophe, die der Dichter seit 1834 wegliess, erflehte den Weltuntergang im Falle, dass *die Schmach der Welt* (Vs 16), das *ungeheure Weh* (Vs 18), die *himmelwärts rauchende Schande* (Vs 28) keine Rache finden sollte:

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn ersticke drin,
Dass die Erde scheide hin! —

In hellster Begeisterung für die Polen traf Lenau die Schwaben an. In Stuttgart bildete sich Ende 1831 ein Polenausschuss. Das radikale Volksblatt für Württemberg *Der Hochwächter*, schürte die Flamme mit Berichten über die Opferfreudigkeit für die Polen im Auslande und mit Leitartikeln wie : « Die flüchtigen Polen. Ein Wort an das Herz unserer Landsleute » (Nr vom 3-4 Januar 1832). Zahlreiche Bürger in Stuttgart erboten sich « über Tisch und über Nacht flüchtige Polen bei sich aufzunehmen » (Ebd.). Die Stuttgarter Madchen schnitten sich als Symbol der Klage die Haare ab, wie Lenau selbst erwähnt (85). Manche flüchtige Polen erfreuten sich der Gastfreundschaft Kerners, und dort lernte Lenau mehrere kennen « Die Polen ! Ja, bester Mayer! mit diesen leb ich seit acht Tagen persönlich, und da fällt einem erst ihr Jammer aufs Herz. Auch dem Niembsch machten diese Bekanntschaften grosse Freude, und die Polen schlossen sich sogleich traulich an den Ungarn an », schreibt Kerner an Mayer (1). Die schwabischen Dichter überboten sich in Bezeugungen der Teilnahme und in Gedichten für die Polen. Schwab erschien die Polenflucht als eins der grössten Ereignisse der Zeit (2). Mayer (S. 75) sah in dem Schicksal Polens den Untergang der volkstumlichen Freiheit überhaupt. Kerner möchte Europa überhaupt nicht mehr ansehen, solchen Kummer legten ihm die Polen ans Herz (3). Pathetisch äussert sich Lenau selbst zu Sophie Schwab am 16. Februar 1832 : « Als ich gestern abends im Mondenschein spazieren ging, begegnete mir ein schlechter Leiterwagen, vielmehr ein Mistkarren, von drei Pferden gezogen. Darin sassen *acht* Manner zusammengekauert, frierend und schmerzlich in ihre Mantel gehüllt. Der Wagen fuhr langsam und knarrend über das Pflaster der Stadt.

---

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 392.

(2) Ebd., Nr 389.

(3) Mayer, S. 64. Vgl. auch Th. Kerner, Das Kernerhaus und seine Gaste. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1894 S. 298 ff.

und der Mond beschien die Schmach der Erde. Es waren Polen. O, Freundin! Der Tod ist doch besser als das Leben. Auf Mistkarren wird die Freiheit fortgeschafft. O sterbet nur ab, ihr Walder von Norden herunter, greif nur herunter immer tiefer, du Eis der Gletscher! » (83). Mit einem fluchtigen Polen, Johann Matuszynski, verband Lenau sich in so inniger Freundschaft, dass er ihn sogar mit nach Amerika nehmen wollte.

Die Unterjochung der Polen erinnerte den Dichter an die Unterdrückung der Freiheit in Österreich. Er sah wie seine schwabischen Freunde in der Polenfrage die Knechtung der Volksfreiheit im allgemeinen, wie sie auch Metternich in seinem Vaterlande betrieb. Achtundzwanzig Jahre vor dem Tode des Staatskanzlers verfasste Lenau ihm die Grabschrift **Am Grabe eines Ministers** (122). Sie erschien im Januarheft der Zeitschrift *Mikrokosmus* zugleich mit den Versen *In der Schenke*, was eine ziemlich gleichzeitige Entstehung andeutet. Lenau scheint nicht viel von dem Gedichte gehalten zu haben. In die Ausgabe von 1832 wollte er es zunachst nur bruchstuckweise — die vier ersten Strophen — aufnehmen, die er Schwab in einem Briefe vom 12. Januar 1832 sendet (1). Am 24. Januar stellt er Schwab sogar anheim, es aufzunehmen oder nicht; jedoch solle die Unterdrückung nur aus » asthetischen Grunden « geschehen (82).

Den Mut des Wagnisses, den allgewaltigen Staatskanzler als einen gemeinen Tyrannen zu brandmarken, an dessen Grab das Vaterland einst mit *Lachen und Singen* (Vs 25) Wache halten werde, wollte der Dichter keinem Verdachte ausgesetzt sehen. Noch in seinem letzten Lebensjahre sprachen » Zorn und Wehmut aus ihm, wenn er auf das Metternichsche Regiment und die tiefgehende, allgemeine Niedertracht und Korruption zu

---

(1) H. Bischoff, Ungedruckte Briefe und Briefstellen von Lenau an Gustav und Sophie Schwab. *Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung*, 1910, Nr 49, S. 391.

sprechen kam. Da ballte sich seine Faust, sein freiheitglühendes Herz hob sich, und sein Auge loderte helle » [1]. Diese zwei politischen Gedichte Lenaus, die auch einzeln als Flugblatt erschienen [2], gaben Anlass zu langen schriftlichen Auseinandersetzungen mit den schwäbischen Freunden, sogar zu allerdings rasch beigelegten Misshelligkeiten. Lenau sandte das Flugblatt an 21. Januar an Mayer, dieser übergab es Kerner. In Kerners Hause schrieb der Pfarrer von Neuenstein sich das Gedicht *In der Schenke* ab und überlieferte es ohne Wissen Kerners und Lenaus dem Schriftleiter des radikalen Volksblattes *Der Hochwächter*, Rödinger, wo es am 17. Januar erschien, mit der fatalen Bemerkung « von dem edlen Ungarn Lenau ». Hierdurch sah der Dichter seinen Decknamen preisgegeben, er kam sich vor wie « jener vernarrte Ballgast, der eine Larve auf dem Gesichte trug, während ihm ein Schalk seinen Namen auf den Buckel geheftet hat » (81), und was er davon befürchtete — Untersuchungsprozess, Geldstrafe, Untersagung jeder künftigen Reise ins Ausland, strenge Aufsicht der österreichischen Polizei —, setzt er Sophie Schwab im Briefe vom 24. Januar 1832 eingehend auseinander. Mayer und Schwab konnten nicht anders als den braven Kerner der Missetat zu verdächtigen. Dieser wehrte sich energisch : « Derjenige, der dies sagt — ich hätte Niembschs Polenlied den Hochwachtern überantwortet — ist ein infamer Lügner » [3]. Diese Hochwachteriade durchzieht die Briefe Lenaus an Schwab vom 24. Januar und 16. Februar, die

---

[1] Auerbach, Der letzte Sommer Lenaus. (*Deutsches Museum* I. (1851), S. 56.) Schurz (II. 172), der den Bericht Auerbachs wiedergibt, unterdruckt diese Stelle.

[2] *Politische Gedichte* von *Nikolaus Lenau*. (Separatabdruck aus *Mikrokosmus. Eine polemische Zeitschrift fur Staatskunst und Staatsrechts-Wissenschaft* hrsg. von Dr H. Zoepfl.) 4 SS. 8°.

[3] Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung, 1910. Nr 49. S 392.

Briefe an Mayer vom 28. Januar und 5. Februar, die Briefe Mayers an Lenau vom 25. Januar und 3. Februar (1).

Eine ergiebige Quelle neuer subjektiver Dichtung, neuer Liebeslyrik eröffnete sich dem Dichter zu Ende des Jahres 1831 in Schwaben. Gepaart gehen die eben besprochenen Herbstlieder und politischen Gedichte mit den ersten Liedern an Lotte Gmelin.

---

1) Schurz schrieb in dem erwähnten Exemplar der Gedichte Lenaus einige diesbezügliche Briefstellen ab, die Roustan veröffentlicht in der *Revue germanique*, VI, 315 f.

XX

Lotte Gmelin.

Das Erlebnis. — 1. Teil.

Ende August bis Ende Dezember 1831.

Am 9. August 1831 war Lenau in Stuttgart eingetroffen, und bereits am 22. begann der berühmte Liebesroman mit Frau Schwabs Nichte. In der besten Absicht, die Dämonen des Unheils, die kurz nach seiner Ankunft in Schwaben wieder über den Dichter hereinbrachen, auf immer zu bannen, wohl auch weil sie seine Äusserungen ernst nahmen : in Schwaben müsse man Lust bekommen zu heiraten, er wolle sich dort ankaufen [1], führten die Schwabs ihm das « herrliche Mädchen » 70 zu. Gegenseitiges Wohlgefallen entwickelte sich schnell zu ernster Liebe. Bereits bei der dritten Zusammenkunft, Anfang September im Hause Schwabs, ist der leichtentzündliche, von dem « göttlichen Gesang » (70) Lottes überwältigte Dichter, der kurz vorher seinem Schwager geschrieben, er könne sich schwerlich in eine Schwabin verlieben (64), ganz Feuer und Flamme. Sobald Sophie Schwab sich von dem Ernste seiner Neigung überzeugt, vermittelt sie häufigere Zusammenkünfte. Sie findet es ganz richtig, dass Lenau Lotte nichts von seiner Neigung äussert, dass er wünscht, sie solle frei bleiben, bis er in der Lage sei, um sie werben zu können. Tatsächlich

---

(1) Brief von Sophie Schwab an Lucie Meier vom 15. September 1831. Ernst, S. 105.

verriet Lenau Lotte gegenüber seine Liebe mit keinem Worte. Zwar ist er von vornherein nicht so fest zur Entsagung entschlossen, wie er dies in spateren Briefen an Schurz, Mayer, Klemm u. a. angibt, auch ist der Grund dieser Entsagung, nämlich die Schwermut, die er immer wieder in den Vordergrund rückt, nicht der alleinbestimmende.

Schon seine missliche aussere Lage, die er den Schwabs, die ihn für reich hielten, nicht gern offenbaren wollte, verbot ihm einen sofortigen Entschluss. Das Vermogen, das ihm die Grossmutter hinterlassen, war infolge unglücklicher Spekulationen in Wien vielleicht schon auf die Halfte zusammengeschmolzen, als er die Kaiserstadt verliess. In Österreich war ihm vorlaufig alle Aussicht auf eine Lebensstellung versperrt, und so hatte er schon in Wien mit einem Astronomen und einem Baumeister, denen auch die osterreichische Politik unertraglich, den Plan gefasst, nach Amerika auszuwandern [1]. Er dachte sich diese Reise zunachst nicht als poetische Ausbildungsreise, sondern ging von ganz praktischen Gesichtspunkten aus. Er wollte den Rest seines Vermogens auf einen Landkauf in Amerika verwenden, der reichliche Zinsen tragen sollte, und eine Professur der Pathologie und Psychologie in Philadelphia erstreben [2]. Im Hinblick auf diesen Lehrstuhl wollte er sich eiligst in Wurzburg oder Heidelberg den Doktorgrad erwerben und entschied sich für Heidelberg, um den schwabischen Freunden naher zu sein. Unter diesen Umstanden konnte er sich in Stuttgart nicht voreilig binden, ganz abgesehen davon, dass er sich in seinem Innern nicht glücklich genug fühlte, um Lotte glücklich zu machen (70, 79).

Trockene Vernunftgründe für seinen Verzicht auf Lotte anzugeben, widerstrebt dem Dichter Lenau. Er dichtet in seinen Briefen von dem » hoheren Ernst des Lebens «, der ihn ergrif-

---

(1) Brief von Sophie Schwab an Lucie Meyer vom 1. November 1831. LENAU, S. 107.

(2) Ebd., S. 107.

fen, von der tieferen Sehnsucht nach einem höheren Dasein als dem an der Seite eines geliebten Weibes, von dem Mangel an Mut, diese « himmliche Rose an sein nächtliches Herz zu heften » 87), von dem Damon des Unglücks, der ihm eine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen werfe, sobald er merke, dass ihm ein schöner Stern aufgehen wolle (86). Auch sein tiefverletztes Innere führt er an, in dem eine Sehne zerrissen sei, die wohl nimmermehr ganz werde 87). Von diesen poetischen Gefühlsgründen, die wohl mitbestimmend, jedoch nicht ausschlaggebend gewesen, haben die Biographen meistens nur den letzten festgehalten und erklärt, dass die unglückliche Liebe zu Berta Hauer die entscheidende Ursache seines Verzichtes auf Lotte sei. Wie tief auch die Wirkung dieser Jugendliebschaft gewesen, so war sie doch hier nicht allgewaltig. Neben den zahlreichen Gefühlsgründen, die Lenau nicht müde wird in seinen Briefen zu variieren, steht nur *eine* schriftliche Äusserung, die den materiellen Hauptgrund der Entsagung angibt : « Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiss », schreibt er am 8. November 1831 Schurz (70). Eine mündliche Äusserung überliefert Th. Kerner [1] : Lenau habe Justinus Kerner gestanden, er sei auch zu arm, um Lotte dauernd an sich zu heften. Ein zweites gleichlautendes, mündliches oder schriftliches Geständnis machte er dem Freunde J. Klemm, der in seinem Briefe aus Paris vom 6. Januar 1832 hierauf antwortet [2].

Am Tage seiner Immatrikulation in Heidelberg schreibt er an Schwab, dass die ihm liebsten Frauen auf und leider unter der Erde : seine verstorbene Mutter, seine Schwester Therese, Sophie Schwab und Lentula (Lotte) wohl nie zusammenkommen werden (69). Zum ersten Male deutet er hier den Verzicht auf Lotte an. In kurzen Zwischenräumen, vom 5. November

[1] Das Kernerhaus und seine Gäste, S. 141.

[2] Schurz, I, 137.

bis zum 19. Mai, erfolgt nun eine Reihe ähnlicher, sich stets schärfender schriftlicher Entsagungen. Am 8. November antwortete Schwab auf Lenaus Brief bezüglich Lotte : « Lentula, divina virgo, ist viel bei uns, und schaue sie ganz tuis oculis an : sie ist sehr freundlich und liebenswurdig und wandelt aus und ein mit ihrem elastischen Gang » [1]. Ein Brief Lenaus gleichen Datums an Schurz bringt einen eingehenden Bericht uber den Anfang des Verhaltnisses mit der zweiten Andeutung, dass er zur Entsagung entschlossen sei, und dem Geständniss, dass diese ihm hart ankomme (70). Drei Tage spater, am 11. November, schreibt er einen ausfuhrlichen Brief an Sophie Schwab voll überschwenglicher Verehrung für Lotte. Der Fremde, der ihm einen Brief von Schwab bringt, hat 24 Stunden in Lottes Zauberkreise gestanden, er hat sie singen gehort, ja sie begleitet und ist dadurch geheiligt für das Herz des Dichters. Er beneidet den Mond, der bei einem Abendspaziergange Lottes Gesicht kussen durfte, er sieht sie bei der Einleitung zum *Fidelio*, wie sie, die Holdselige, ihr liebliches Antlitz neigt und mit seliger Ergebung versinkt im Strome der Wonnen und Schmerzen. Trotzdem betont er wieder die Furcht vor einer Verbindung, und Lotte ist ihm starr, streng und strafend im Traume erschienen (72).

Am 14. November antwortete er Schwab auf seinen Brief vom 8. d. M., wie es ihm freue, dass Lentula in die Lucke eingetreten sei, die er im lieben Hause zuruckgelassen; dies sei eine susse Beziehung, in die sie dadurch zu ihm getreten sei (74). Die tiefste Schwermut atmet der Brief vom 15. November an Kerner: es ist ein verzweifelter Hilferuf aus gequalter Seele (75). Trost spendet Sophie Schwab am 17. und sendet eine Locke von Lottes Zopf : « Aber nun lege ich ein Geschenk bei, dessen Raub mir viel Muhe und Schlauheit gekostet hat, nämlich eine Locke von Lottes Zopf, die ihr erst heute ganz unver-

---

[1] Ungedruckter Brief in Privatbesitz zu Wien. Siehe H. Bischoff, Lenau und Lotte Gmelin nach neuen Quellen. (*Kolnische Zeitung*, 1911, Nr 51, 58.)

merkt entwendet worden ist. Drehen Sie eine Kette daraus, aber nicht zum Hängen, dazu reicht es nicht. Morgen kommt sie zu mir, da werde ich ihr allerlei von Ihnen erzählen » [1].

Erneuten Ausdruck des Verzichtes bringt der Brief an Mayer vom 1. Dezember (74). Wichtige Mitteilungen erhalten wir in einem Briefe Sophie Schwabs an ihre Bremer Freundin vom 25. Dezember [2]. Lenaus Verhalten bringt den Schwabs schlaflose Nächte. Sie entschliessen sich, die Liebenden nicht mehr zusammenzubringen, wenn Lenau seine Schwermut nicht bemeistern könne und diese ihm gleichsam über die Liebe gehe. Sophie mochte es vermeiden, dass das Mädchen Hoffnungen nähre, die nicht erfüllt werden können. Sie fürchtet für die Gemütsruhe Lottes und gibt damit ein unzweideutiges Zeugnis ab, dass Lotte Lenaus Neigung erwiderte [3], was sie auch einmal mit der Bemerkung andeutet, dass er « etwas ganz Unwiderstehliches » habe [4]. Am Christabend trifft Lenau bei den Schwabs ein und ist sehr betreten, Lotte dort nicht anzutreffen. Er sehnt sich nach ihrem Umgange, ohne gesonnen zu sein, einen Schritt weiter zu tun. Den sachlichen Grund seiner Unentschlossenheit lässt er zum ersten Male den Schwabs gegenüber durchblicken : er fürchtet einen bedeutenden Teil seines Vermögens zu verlieren. Den Gefühlsgrund rückt er jedoch wie immer an erste Stelle : er muss in seinem Innern glücklicher werden, um Lotte glücklich zu machen. Weiteres erfahren wir aus einer von Ernst nicht aufgenommenen Stelle dieses Briefes : « Niembsch und Mayer kamen gestern Abend zurück, er las mir eben ein sehr schönes Gedicht vor von einem Geier, der ein Lamm zerfleischt [5], und meinte, es sei eine Allegorie, die ich wohl

---

[1] *Kölnische Zeitung*, 1911, Nr 51.

[2] Ernst, S. 61 ff.

[3] « Ob sie Lenaus Neigung erwiderte, ist nicht zu sagen », meint Castle (S. 43 . Reynaud (S. 179) gibt dies zu, mit der Erklärung : « une jeune fille pure s'éprit de lui, pour ses crimes passés, pour les nombreuses victimes qui marquaient sa route ».

[4] Ernst, S. 107.

[5] *Die Marionetten*, 1. Gesang, Vs 16-30.

zu deuten verstehen werde. Es tut mir sehr wehe! — er möchte immer gerne von Lotte reden, und ich vermeide es, da findet er mich kalt und alles ganz verändert, könnte man sich nur manchmal eine kleine Rinde von Eis ums Herz binden, man käme leichter durchs Leben. Ich will nur sehen, ob er einen Besuch bei meiner Schwägerin macht, oder ob er wieder geht, ohne Lotte zu sehen. — Verzeihe mir, dass ich Dir so viel von der Geschichte vorschwatze, wenn Du aber beide kenntest, so würdest Du es gewiss verzeihen. Dein Ausspruch gilt auch für ihn, viel Licht und viel Schatten, — aber dieser Schatten macht nur ihn unglücklich — mit seinen herrlichen Gaben, die ihm die Natur verliehen hat, und die ihm alle Herzen gewinnt. Ich sehne mich unbeschreiblich nach meinem lieben Mann, gegen den allein ich mich ganz über diese Sache aussprechen kann. So schwer es uns wieder wird, ihn scheiden zu sehen, so wünsche ich doch nicht, dass er lange hier bleibt, ich glaube unsere allerseitige Gesundheit würde darunter leiden. «

In welch peinlicher Verlegenheit die Schwabs sich befänden, geht daraus hervor, dass sie Lenau bei seiner Ankunft zu Weihnachten zunächst einen Besuch bei Lotte widerrieten. Als er sich zu diesem Opfer bereit erklärte, empfanden sie dies als schmerzlich für Lotte und ihre Mutter und befürworteten den Besuch. Bei demselben fiel es Lenau auf, dass Lotte etwas traurig aussah, und dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, dass er mehrere Tage gar nichts ass und ganz betrübt war. So meldet Sophie Schwab ihrer Freundin am 15. Januar 1832[1]. Sie hatte auch noch niemand gesehen, bei dem alle Eindrücke so tief gingen [2], und er gestand ihr, dass die Willenskraft sein schwächstes Vermögen sei [3].

Verständnis für seine Seelenstimmung zu dieser Zeit fand Lenau nur bei K. Mayer. Von hoher Bedeutung ist sein Zeug-

(1) Ernst, S. 64.
(2) Ebd., S. 106.
(3) Ebd., S. 118.

nis : « Mich erfasste damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffnen Seele. Ich wusste nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziele zuzuwenden : aber ich sah, die innern Schwankungen *konnten* mit dem Hindernisse nicht fertig werden ; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne dass ich um das Warum? gefragt hätte, in überwältigender Macht vor die Seele (S. 73 f.).

Lotte erscheint in den meisten Darstellungen als das herrlichste Mädchenbild, das dem Dichter auf seinem Lebenspfade begegnete. Frisch steht ihr Bild in der Lenauforschung, wie Grün es gezeichnet : « War ein weibliches Wesen je geschaffen, ein irdisches Dasein zu beglücken, so war es dieses herrliche Mädchen, welches mit einem blühenden, ausserst anmutigen Aussern die edelsten Vorzüge des Geistes und Gemütes, vielseitige und tiefe Bildung in reichster Frische in sich vereinigte » (S. 30). Von diesem Idealbilde ist nur ein Zug durch die Zeugnisse der Zeitgenossen sicher bestatigt, namlich « die edelsten Vorzüge des Gemütes ». Eine Schönheit war sie zunachst nicht, das wissen wir von den zuverlassigsten Zeugen, von Sophie Schwab : « Lotte ist ein liebliches Madchen, ohne eine Schönheit zu sein » [1], und von dem sonst sehr für Lotte schwarmenden J. Klemm : « Sie ist nicht das schonste Madchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als *ein* anderes, das meinen Augen mehr gefiel » [2]. Lenaus eigene Beschreibung an Schurz (70) hebt vielmehr das « edle, deutsche, fromme Gesicht » als das *schöne* hervor. Die « vielseitige und tiefe Bildung » rühmt ihr kein Mitlebender nach. Am besten trifft Lenaus eigene Schilderung mit allen Zeugnissen überein, die wir über sie besitzen. Er betont das Kindliche, Fromme, Edle, Gütige und Liebliche an ihr. Fühlte er nicht instinktiv, dass diese Eigenschaften an einem Weibe nicht genügten, um seine Seele aufzu-

[1] Ernst, S. 63.
[2] Schurz, I, 137.

füllen? Hat nicht die Wirklichkeit den baldigen Beweis gebracht, dass es ganz andere Eigenschaften waren, die einen Lenau dauernd an ein Weib fesselten?

Der ärztlichen Wissenschaft verdanken wir eine neue Losung des Lotteproblems. Zu Ende des Jahres 1831 soll Lenau an einer geschlechtlichen Ansteckung erkrankt sein, die ihn, wie er als Arzt (!) wusste, für die nachsten Jahre und vielleicht für immer untauglich zur Ehe machte (!)[1]! Schon vor Rahmer war die medizinische Forschung uber Lenau von dem Gedanken beherrscht, dass er ein Syphilitiker gewesen, nur galt bisher als Zeitpunkt der Ansteckung der kurze Aufenthalt in Bremen, unmittelbar nach der Amerikareise. Rahmer weiss ganz bestimmt, dass die syphilitische Erkrankung gegen Ende 1831 erfolgte. Nun fallt auf einmal ein helles Schlaglicht auf Lenaus ganzes Leben und Dichten, nicht nur auf seine Haltung Lotte gegenuber, sondern auch auf die zu Sophie Lowenthal, auf den Entschluss der Amerikareise, auf Lenaus Schwermut, auf seine melancholische Dichtung und nicht zum mindesten auf sein trauriges Ende, das die unvermeidliche, durchschnittlich nach zwolf Jahren eintretende Folge der Lustseuche ist. Über die rein medizinische Beweisfuhrung mag Rahmer sich mit seinen Kollegen vom Fach auseinandersetzen, welche die ausschliesslich syphilitische Natur der Hirnparalyse bestreiten[2]. Die zwolfjahrige Frist erscheint in des Verfassers eigener Darstellung als hochst zweifelhaft, noch haltloser ist die psychologische Herleitung, die wir allein berucksichtigen. Rahmer stellt eine Anzahl von Ausserungen Lenaus uber seelische und korperliche Leiden zusammen, die sich erstens aus jedem beliebigen Zeitraum von Lenaus Leben, und zwar noch viel eindrucksvoller, zusammen-

---

(1) Rahmer, S. 67, 69, 75, 77.

(2) J. Neumann, *Syphilis*. Bd XXIII von Nothnagels *spezieller Pathologie und Therapie*. Wien, Holder, 1896, S. 590 ff.

stellen liessen, die zweitens nicht einmal die Zeit der vermeintlichen Ansteckung berühren, sondern aus den Jahren 1833-1834 gegriffen sind und folglich vom Verfasser selbst nur auf *sekundäre* Erscheinungen der Krankheit gedeutet werden können, die drittens teilweise geradezu zu einem Gegenbeweis angeführt werden könnten, wie die am 5. Dezember 1834 Emilien von Reinbeck gegebene Erklärung (S. 73 f.), das Ganze sei vielleicht nicht so schlimm, wie es ihm vorkomme. Schlagend ist der Gegenbeweis im allgemeinen aus der Zeit der *primären* Erscheinungen zu führen, d. h. aus dem Anfange des Jahres 1831. Dies ist gerade, wie wir später sehen werden, die Zeit einer Wandlung Lenaus zu neuem Lebensmut, zur Heiterkeit sogar, zu reger Tätigkeit, und das einzige bezeugte physische Leiden ist ein « kranker Daumen », der Rahmer wohl entgangen ist, obwohl er leichter für seine These zu verwenden war als der bereits seit drei Jahren gefasste Entschluss der Amerikareise.

Als Kuriosum sei hier zum Schlusse ein anderes Ergebnis pathologischer und sexualsymbolischer Untersuchung über Lenaus Liebesleben angeführt : « Warum der Dichter sich unfähig fühlte, sein Lottchen zu freien, ist durchaus klar. Ein zweites Mal konnte er der Mutter nicht mehr untreu werden, zumal so kurz nach ihrem Tode, da die erste Untreue (die Liebe zu Berta) noch so heftig brannte » (1).

---

1) J. Sadger, Aus Lenaus Liebesleben, S. 42.

XXI

Lotte-Dichtungen.

Erste Reihe

November und Dezember 1831.

Dein Bild. — Meine Braut. — Das Mondlicht. — Bitte.

Wenn Lenau am 11. November an G. Schwab schreibt: « Neues ist nichts hinzugekommen; wird es aber noch, wie ich hoffe » (71), so dachte er an Lotte als neue Quelle seiner Dichtung. Nach Art der romantischen Dichter pflegte er sorgsam bis zu Ende des Jahres 1833 diese Empfindung seines Gemütslebens, als ergiebigen Boden für seine Dichtung. Äusserlich zerfällt die Lotte-Dichtung in drei Abschnitte, deren erster die zwei letzten Monate des Jahres 1831 bilden. Erlebten Empfindungsgehalt in erfundenen Situationen bieten noch die Gedichte *Dein Bild* und *Meine Braut*, die in dem Althergebrachten der Umrahmung an die Berta-Lieder erinnern. *Das Mondlicht* und *Bitte* leiten über zu der vollendeten Eigenart und dem tieferen Stimmungsgehalt der *Schilflieder*, die bekanntlich im Januar 1832 entstanden. Bestimmte Anhaltspunkte für die Chronologie dieser den Schilfliedern wahrscheinlich vorangehenden Gedichte haben wir zwar nicht. Ihre geringere Eigenart und Kunstfertigkeit erlaubt jedoch, sie den Schilfliedern voranzustellen, und wenn Lenau dem Freunde Schwab am 11. November eine neue Fruchtbarkeit ankündigt, so wird sich diese schwerlich auf die paar Herbstlieder und Polengedichte beschränkt haben. Zur poetischen Arbeit gab ihm auch der mit Cotta abgeschlossene Vertrag einen Sporn. Wir haben gesehen, wie Lenaus Briefe

aus dem November und Dezember von Beteuerungen seiner Liebe zu Lotte überströmen, wie die Schwabs ihm ihre Nichte « Lentula » in den lieblichsten Farben malen, sogar zu kleinen Künsten wie die Sendung von Haarlocken greifen, um das Feuer zu schüren, und was sie mit ihren Mahnungen, den Pudel Melancholie totzuschlagen, eigentlich meinten.

Das Gedicht **Dein Bild** [1] klingt an berühmte Muster an, von denen ich nur Goethes *Jägers Abschiedslied* und Heines *Erklärung* [2] erwähnen will. Ein *lichtes, liebes, süsses* Bild schwebt dem Goetheschen Jäger bei seinen Streifzügen im Felde vor, innere Unruhe quält ihn, während die Geliebte davon verschont ist. Dieser Gegensatz ist auch aus Lenaus Gedicht herauszulesen, dem das Bild der Geliebten *schön, süss* und *hold* lächelt, während er von *tiefer Leidenschaft* (Vs 19) gequält, hoffnungs- und freudelos, sich nach dem tödlichen Abgrunde sehnt. Heine sitzt am Meerestrand, seine Brust schwillt auf wie das Meer

> Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
> Nach dir, du holdes Bild,
> Das überall mich umschwebt
> Und überall mich ruft,
> Überall, überall,
> Im Sausen des Windes, im Brausen des Meers,
> Und im Seufzen der eigenen Brust.

So umschwebt auch Lottes Bild Lenau überall, in der Abenddämmerung, in der sternhellen Nacht, in den Wellen des Baches, im Gewitterhimmel. « In die Wetter hin » malt er des Mädchens Züge, wie Heine an die dunkle Himmelsdecke schreibt: « Agnes, ich liebe dich! » Im wortlichen wie im sinnbildlichen Sinne strahlt dem Dichter in Heidelberg Lottes Bild, *so ferne*, ihm, dem *Hoffnungslosen* (Vs 4), der trotz seiner *tiefen Leiden-*

---

[1] *Die Nordsee*, 1. Zyklus, Nr 6.

schaft nicht daran denken darf, es festzuhalten. Es ist der Gedanke der Entsagung, der die Briefe sowie die Gedichte vom Jahresende 1831 durchdringt.

Die Erwähnung des gähnenden Abgrundes, in den das Bild den Dichter hinunterwinken will, leitet über zu dem tief melancholischen Gedichte **Meine Braut** (96). Sieht der Dichter die leichtgeschurzten Abendwolken im Strahlengold an der duftverlorenen Grenze ferner Berge tanzen, scheint es ihm, als ob seine Braut dort in Schmerz seiner harre. Er möchte sie ereilen. Jedoch tritt die Dunkelheit ein, und die harte, durch den Sturm verkörperte Stimme der Natur ruft ihm zu :

> Heisser Narr, wohin? verzeuch!
> Deine Braut heisst Qual, — den Segen
> Spricht das Unglück über euch!

Es ist der Gedanke der Entsagung mit der besonderen pessimistischen Begründung, man fühle so wenig Glück in sich, dass man anderen keins abgeben könne, wie er uns entgegentritt in den Briefen an Schurz vom 8. November, an Sophie Schwab vom 12., an K. Mayer vom 1. Dezember und 15. Januar 1832, an Klemm vom 17. Februar, an Mayer Ende April und in einem Gespräche mit Sophie Schwab [1]. « Duster und verwildert » war Lenau von Heidelberg gekommen, schreibt Mayer an Kerner am 18. Januar 1832 [2], und Kerner ausserte um dieselbe Zeit : « Wenn ein Meer mitten im Sturme mit haushohen Wogen plotzlich zu Stein erstarrte, konnte es nicht schauerlicher aussehen, als es in Niembschs Seele aussieht [...]. Wir wissen, wie die Not von Lenaus Seele dem Freunde Mayer um dieselbe Zeit als eine « wahre und dringende » vorkam.

Durch eine mehr zuruckgehaltene Empfindung, Sanftheit des

---

[1] Ernst, S. 63

[2] *Kerners Briefwechsel*, Nr 386.

[3] Th. Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste, S. 142.

Tones, Harmonie und feinere dichterische Verklärung zeichnet sich **Das Mondlicht** (11) aus, das Schwab sich nicht scheute neben Goethes leuchtendes Mondlied zu stellen. Die Szenerie hat auch nichts Herkömmliches mehr, der Mond, der mit seinem Strahlenspiel eine Brücke « stromhinüber » baut, der abwechselnd lichtvolle und dunkle Fluss, jenachdem er vom Mondlicht erhellt wird oder nicht, sind nicht gemachte, sondern geschaute Naturerscheinungen. Lottes gedenkend, irrt der Dichter in Heidelberg einsam den Strom, den Neckar, entlang. Sehnsüchtig lechzt er nach einem Blicke von ihr, dem « süssen Mondlicht seiner Nächte » (Vs 23). Vielleicht erinnerte er sich dabei jener Szene, die er Sophie Schwab beschreibt : « Das waren die zwei Momente, wo ich Lotte am schönsten sah : als bei der Zumsteeg Beethovens Trauermarsch gespielt wurde, und als auf unserer Heimfahrt vom Bergheimer Hof ihr der Mond das schöne Gesicht küsste; dessen Küsse aber so leicht und kalt waren, dass ich das liebe Mädchen in ihren Mantel wickeln musste. Wär ich der Mond gewesen! ich hatte Lotte und das ganze Land so heiss geküsst, hätte in jener einen Nacht einen solchen Lenz und Sommer hervorgekusst, dass die Sonne am andern Morgen erstaunt und beschamt hatte umkehren mussen und Lotte ihren Mantel zum Wagen hinausgeworfen hatte » (72).

Auch die dunkle **Bitte** (15) an die Nacht :

> Weil auf mir, du dunkles Auge,
> Übe deine ganze Macht,
> Ernste, milde, träumerische,
> Unergründlich süsse Nacht!

wird gewöhnlich auf Lotte bezogen, trotzdem ihr allgemeiner Charakter keine besondere Beziehung erheischt. Immerhin liegt in dieser Meinung die andere zweifellos richtige, dass das Gedicht in der Lotte-Zeit entstanden. Lieder von solcher Formvollendung und besonders von so tiefem Stimmungsgehalte, dass es nicht weniger als 152 Tondichter zum Tonsatz ange-

regt (1), gelingen Lenau nicht früher. Das Lied klingt wie ein Vorspiel zu der sanften, geheimnissvollen Klage der *Schilflieder*. Die Todessehnsucht, die Lenau nie so poetisch und empfindungsvoll ausgedrückt :

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Dass du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

harmoniert namentlich mit Lenaus Brief an Mayer vom 1. Dezember. Seine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag arger, er fühlt seine Kräfte schwinden. « Möchte es doch damit so fortgehen! » (74). Neue Nahrung erhielt die dustere Stimmung durch den Besuch bei Schwabs und bei Lotte um Weihnachten. Wenn eine solche Trauer lange gedauert hatte, schreibt er am 24. Januar 1832 an Sophie Schwab, so musste er ja schon tot sein. « Mir war damals zu Mute, als wurde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — gestossen auf ewig » (81). Die Weihnachtsnacht oder auch, wie wir gleich erfahren werden, die Neujahrsnacht dieser Zeit vereinigte in sich alle die Empfängnis eines solchen Gedichtes befruchtenden Reime.

Der deutsch-böhmische Dichter Moritz Hartmann (1821-1872) erzählt, wie er einmal über Feld gegangen, als ein Windstoss ihm ein bedrucktes Blattchen Papier zutrieb, das Fragmente des Lenauschen Gedichtes *An die Wolke* enthielt. Diese machten einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, dass er nicht ruhte, bis er, im Besitze eines Bandes Lenau, die erwachte Lust befriedigen konnte. Seitdem ward Lenau der Anreger und das Vorbild

(1) Ernst Challier, Grosser Liederkatalog. Berlin, E. Challier's Selbstverlag. 1885-1910. Die Tondichtung seines Freundes K. Evers spielte Lenau fast täglich auf der Geige.

seiner eigenen Dichtung [1]. Dass mindestens der letzte Zug dieses romantischen Berichtes wahr, beweisen seine Dichtungen. Das sechste Lied des Zyklus *Die Flucht* umschreibt Lenaus *Bitte :*

Umhülle mich mit deinen dichten Schleiern
Und drücke mich an deine Brust, *o Nacht!*
Ich, der ich liebend oft mit dir gewacht,
Ich bin von deinen allertreusten Freiern.

Nicht Schlaf beschere mir, der schwer und bleiern,
Nur in das Moos hier lass mich fallen sacht;
Dann lass sie wirken, **deine ganze Macht,**
Mit Traum und Wahn, den sanften Schmerzbefreiern.

Was ich von dir, begehr ich auch vom Leben.
Nicht tatenloser Frieden, *tote Ruh*
Sei jetzt mir und in Zukunft mir gegeben.

Es soll mich, schliess ich auch das Auge zu,
Des Wachens ganze Fülle stets umschweben :
Mein Leben sei, bildreiche Nacht, wie du.

(Werke I, 339.)

Bildreich erscheint die Nacht wirklich in Lenaus Gedicht. Nachahmung ist auch das Lied von Betty Paoli :

O *dunkles Auge! zaubervolle Nacht,*
So reich an wunderbaren Wonneträumen!
Du hast mein stürmisch Herz zur Ruh gebracht,
Es sanft entführt zu klaren Himmelsräumen.
Beglänzt von deiner *ernsten, milden* Pracht
Schwebt es nun hin auf Ätherwolkensäumen
Und hat nur *einen* Wunsch mehr noch zu wagen,
Den *einen* nur : O mög es nimmer tagen! [2]

---

[1] Oskar Donath, Siegfried Klappers Leben und Wirken. (*Archiv für slavische Philologie*, XXX. 416.) Die Quelle des Berichtes gibt der Verfasser nicht an, er findet sich nicht in *Moritz Hartmanns* Gesammelten Werken, 10 Bde. Stuttgart, Cotta, 1874.

[2] Betty Paoli, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1895, S. 40.

Im Briefe an Mayer vom 1. Dezember sandte Lenau ihm zugleich mit dem Gedichte *In der Schenke*, den ersten Gesang des Nachtstückes *Die Marionetten*. « Ein längeres Gedicht hab ich jetzt in der Arbeit, wovon die erste Abteilung fertig ist » (74). Am Weihnachtsabend las er diesen Gesang, *Der Gang zum Eremiten*, Sophie Schwab vor und bemerkte dazu, der ein Lamm zerfleischende Geier sei eine Allegorie, die Sophie wohl zu deuten verstehen werde. Im Traum erschien ihm einmal Lotte, sah ihn starr an, so fest und streng und strafend, dass er erschrak und erwachte (72). Ein anderes Mal tritt sie zu ihm, Goethes Lied Vanitas! Vanitatum vanitas! singend, um Abschied zu nehmen. Er meint sterben zu mussen vor Schmerz, und lasst sie doch gehen (79). In überzarter Gewissenhaftigkeit macht er sich, der nie ein Wort von Liebe zu Lotte geaussert, Selbstvorwürfe, dass er ihre Ruhe gestort. Er kommt sich vor wie ein Geier, der ein schuldloses Lamm aus seinem Jugendgluck fortreisst :

Auf grüner Trift, erquickt vom Sommertage,
Schuldloses Lamm, wie fröhlich irrtest du
Mit deiner Weide friedlichen Genossen,
Indes auf dich aus heitrer Lüfte Ruh
Vormordend Geierblicke niederschossen!
Der Geier, stürzend sich in seinen Blick,
Kommt plötzlich auf das Lamm herabgestossen
Und reisst es fort aus seinem Jugendgluck

(*Die Marionetten*, I, Vs 18-25.)

Die Trauer *nach verlorenen Paradiesen* (Vs 40) und die *Melancholei* (Vs 33) werden in diesem ersten Gesang, der nur die Einleitung zur grausigen Dichtung ist, erwahnt. In der Folge will der Dichter, wie er am 16. Februar an G. Schwab schreibt, sich bemuhen, « das Gemut des Lesers allmahlich hinauf- oder herunterzustimmen bis zur Empfanglichkeit für das Grassliche » (86). Übergenug grasslich ist in der Tat der Stoff, die Ausführung, der Grundgedanke. Zum Pessimismus gesellt

sich der entsetzlichste Fatalismus. Die Menschen sind keine Wesen, nur tote Puppen in der Hand des Schicksals; die Drähte bewegt kein freies, denkendes Wesen, sondern ein verrückter, greulicher Hanswurst. Einen Sohn des Grausens nannte G. Reinbeck Lenau (147) nach dem Eindrucke dieses schauderhaften Nachtstückes, das auf der Überfahrt nach Amerika vollendet wurde.

Sophie Löwenthals Bemerkung von den « schlimmen Tagen in Heidelberg », Tagen, « die keinen Vertrauten hatten », und die Lenau stets als ein « Schreckbild » vor Augen standen (1), bezieht sich auf diese zwei letzten Monate des Jahres 1831, auch Lenaus Ausspruch zum Irrenarzt Zeller von dem « Jammer » in Heidelberg, den er mit seinen Wahnsinnsausbrüchen verglich (2). Als dem Wahnsinn nachgefühlt, erschien Mayer (S. 17) die unheimliche Einmischung der Marionetten in die tragische Handlung. Gewiss lag in der Liebschaft zu Lotte Gmelin ein äusserer Anlass zu gequalter Seelenstimmung vor. Er reicht jedoch nicht aus zur Erklärung von Lenaus Seelenjammer, um so weniger als die Trostlosigkeit bereits im Januar 1832 plötzlich in Lebens- und Arbeitslust umschlug, ohne dass eine wesentliche Änderung im Liebesverhältnis eingetreten wäre. « Eine Stimmung wie die, welche sich hier ausspricht », bemerkt Betty Paoli bezüglich Grillparzers Gedicht *Incubus*, « wird durch keine ausseren Erlebnisse, und seien es die schmerzlichsten, hervorgerufen, sie erzeugt sich nur in den Tiefen der eignen Brust » (3). Wie treffend führt Grillparzer im genannten, Wort für Wort Lenau mitkennzeichnenden Gedichte dessen Satz vom unglückseligen Spürhund aus, der ihm richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke jage (74). Und wie genau passt auch auf Lenau alles, was Betty

(1) Schurz, II. 341.

(2) Niendorf, S. 276.

(3) Betty Paoli, Studie über Grillparzer in : A. Sauer, Grillparzer Gespräche. (*Schriften des Litterarischen Vereins in Wien*, I. 1904. S. 263-266.)

Paoli von Grillparzer sagt. « Diesen Schmerz, der nichts anderes ist als das durch keine irdische Trostung zu beschwichtigende Verlangen nach dem Ideal, hatte Grillparzer mit zur Welt gebracht, und er blieb das ganze Leben hindurch sein untrennbarer Begleiter. Von den meisten wird sein Pessimismus auf Rechnung der schweren Unglücksschlage gesetzt, die ihn schon in seiner Jugend trafen. Unzweifelhaft haben sie dazu beigetragen, die Keime der Melancholie, die tief in seiner Seele lagen, rascher zu entwickeln: aber meint man etwa, dass sie unter glücklicheren Verhaltnissen nicht gleichfalls, wenn auch spater, zur Reife gelangt waren? Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht. Alles uns Angeborene ist unvertilgbar: es kann eine Weile hindurch unterdruckt werden, doch immer und immer wieder bricht es hervor. Was uns widerfahrt, ist nicht mehr als Material, das wir unserer Individualitat gemass verarbeiten, nur diese ist unser Schicksal — Schicksal schon deshalb, weil sie, als das notwendige Ergebnis bestimmter physiologischer und genetischer Vorbedingungen, durch keinen Willen und keine Einsicht umgestaltet werden kann. »

XXII

Lotte Gmelin

Das Erlebnis. — 2. Teil.

Januar bis Ende Mai 1832

Die Spannung, in welche die Liebesgeschichte die Schwabs versetzte, entlud sich am Neujahrstage 1832. Schwab machte Lenau bittere Vorwürfe über seine Haltung und beschuldigte ihn der « Liebelei ». Mit edler Ruhe konnte Lenau diesen Vorwurf abweisen, den Schwab auch zurücknahm. Bei dieser peinlichen Auseinandersetzung betonte der Dichter nochmals, dass er Lotte mehr als alles in der Welt liebe und verehre. Beim Abschiedsbesuche bei Lotte am 5. Januar, konnte er sich gar nicht losreissen und nahm von ihr « einen Eindruck mit, der sein ganzes Wesen durchdrang auf ewig » [1]. Am Tage seiner durch Schwabs Zutun verspäteten Abreise, am 6. Januar, schrieb ihm Klemm aus Paris und empfahl die Heirat mit Lotte aufs wärmste an. Gewiss hat Lenau sich zum Freunde über sein geringes Einkommen als Hindernis der Heirat geäussert, da Klemm diesen Einwand zu widerlegen sucht [1].

Am 7. Januar 1832 schreibt Kerner an Mayer : « Niembsch ist freilich auch ein grosser neuer Genius. Seine Stuttgarter Liebeshändel kann ich gar nicht begreifen. Man sagt, die Schwabin habe ihm mit der singenden Nixe [2] keine Ruhe gelassen und

---

[1] Schurz, I, 138.

[2] *Nixe* oder *Nichte*. Das Wort ist undeutlich geschrieben.

eben gemeint, er müsse de facto einheuraten. Was soll er denn aber heuraten? und heuraten, da er allem nach noch an wunder irgendeiner unglücklichen Liebe schmachtet » (77). Am 13. Januar rat Kerner Lenau, er solle ledig bleiben wie der Mystiker Suso. Am 12. Januar bittet Lenau Schwab um Nachricht von der, die ihm « das Liebste ist auf Erden » (78). Gleichen Datums meldet er Schurz, der Roman sei etwas traurig geworden, so gabe es kein Madchen mehr, sie habe eine durchaus ideale Richtung, sei anbetungswürdig, er werde sie ewig lieben, wenn er anders ewig lebe. « Mein liebes Lottchen! o dass ich ihr nicht entsagen musste! » (79). Ähnlich lautet seine Äusserung am 15. Januar zu Mayer : er habe versucht, die Neigung niederzukämpfen, es sei ihm jedoch bis jetzt schlecht gelungen, er liebe das Madchen unendlich, aber sein innerstes Wesen sei Trauer und seine Liebe schmerzliches Entsagen (79).

Am selben Tage sandte Sophie Schwab einen ausführlichen Bericht an ihre Bremer Freundin. Sophie meldet, Lotte sei alles sehr zu Herzen gegangen, sie wolle jedoch alle Hoffnung nicht aufgeben, so lange sie wisse, dass Lenau sie liebe. Schwabs, die jede Aussicht auf eine Heirat verloren, betrachteten es als ihre hauptsachlichste Sorge, Lotte nach und nach abzubringen, ohne dass ihr eine Bitterkeit zurückbliebe. Lenau selbst deutet auf eine Gegenliebe Lottes hin, wenn er am 21. Januar an Mayer schreibt, die Ruhe des Madchens sei doch nicht durch seine stille Liebe gestört, er brauche Lotte nicht vor seinem Herzen freizugeben, er wolle diese Liebe bewahren, sie solle ihm sein Leben verschonen für alle Zeit. Derselbe Brief enthalt eine von Mayer S. 30 unterdruckte Stelle. « Schwab hat über die fatale Angelegenheit mit Uhlands gesprochen, und Uhlands Frau soll sich ziemlich hart über mich geaussert haben » (80).

Bemerkenswert ist, dass zwei ausführliche Briefe Lenaus an

(79) Der Brief, wobei, mit Unterdrückung der angeführten Stelle, bei K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Stuttgart, Krabbe 1867, II, 418 f. — Original im Mayerschen Nachlass auf der kgl. Landesbibliothek in Stuttgart.

Schwab und seine Gattin vom 24. Januar ganz über Lotte schweigen. Am 29. Januar reiste Lenau von Heidelberg nach Weinsberg zum Besuche Kerners und lebte dort « sehr glücklich » (84) bis zum 10. Februar; darauf ging er wieder nach Heidelberg, wo er bis zum 1. März verblieb.

Das Urteil von Emma Uhland ist wohl nicht so hart gewesen, als Lenau meinte. Es lässt sich als ein ziemlich sachliches vorausahnen aus dem Bruchstücke eines Briefes von Uhlands Gattin an Mayer, der vom 9. Februar 1832 datiert ist. Leider fehlt der zweite Bogen des Briefes im Mayerschen Nachlasse. Nachdem Emma Uhland ausgeführt, dass ihr Mann sich nicht gern in fremde Angelegenheiten einmische, fährt sie fort : « Überdies sind wir viel zu wenig über das Innere des Verhältnisses mit L. G. unterrichtet, um ein bestimmt missbilligendes Urteil uns erlauben zu dürfen. Hat Niembsch, wie es scheint, (ich spreche nur für mich, bin auch als Frau neugieriger, vielleicht auch eben deshalb weniger unparteiisch als Uhland) gefehlt, indem er seiner Stimmung folgend Verhaltnisse weniger berücksichtigte, die er ernster hatte wagen und prüfen sollen, und hat er durch das Kundgeben seiner Empfindungen, die... » (1). Hier bricht der Brief ab.

Eine feine Zurückhaltung beobachtete Lenaus bester Freund, K. Mayer, in der Angelegenheit. Lenaus Familie in Wien, so meldet Sophie Schwab am 25. Dezember 1831 ihrer Freundin, sei von seinem ganzen Leben unterrichtet und wäre sehr erfreut, wenn er sich zur Heirat entschlösse (2). Der Schwager A. Schurz fand den Roman « köstlich », wie Lenau selbst im Briefe vom 12. Januar 1832 an ihn erwähnt.

Am 17. Februar antwortet Lenau ausführlich auf Klemms Brief vom 6. Januar. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes sei freilich das Beste, das man wünschen könne : er sei

---

1) Mayer S. 95) veröffentlicht ein Bruchstück des Briefes, das gerade vor dieser Stelle abbricht.

2) Ernst, S. 63

jedoch dafür verloren. Es mangle ihm an Freudigkeit des Herzens, um zu heiraten. Sein Innerstes sei durch die Klemm bekannte « fatale Geschichte » tief verletzt, bei ihm sei die Zeit der Liebe vorüber, weil der Ernst des höheren Lebens ihn ergriffen und die tiefere Sehnsucht nach einem anderen Dasein. « Versuchen wir es aber, uns einzuschliessen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Türe kommen und pochen, und wir werden uns losreissen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süssen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich sein » (87). Er will sich abwenden von dem schönen Bilde oder es lieber mit dunklem Flor behangen. Nirgendwo hat der Dichter die poetischen Gefühlsgründe stärker, einseitiger betont als hier.

Den Monat März bringt Lenau grösstenteils bei Kerner in Weinsberg zu. Am 11. März schreibt Kerner an Mayer: « Nach Stuttgart wird er bald auch kommen, obgleich man ihm dieses durch die dumme Madchengeschichte sehr verhasst machte » (88).

Sehr auffallend erscheint es nun, dass Lenau, der, vom 17. Februar an, Lotte in seinen Briefen mit keiner Silbe mehr erwähnt, der vom 5. November bis zum 17. Februar siebenmal ausdrücklich betont, er sei entschlossen, ihr zu entsagen, sofort nach seiner Ankunft in Stuttgart, Ende März, den Versuch macht, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Der Umschwung bestand darin, dass er sich sagte, er sei zu weit gegangen mit seinem endgültigen Verzichte auf Lotte. Er gewann um diese Zeit 1200 Gulden durch glückliche Spekulation mit Staatspapieren. Er liess sich mit einem Eintrag von 5000 Gulden in eine in Ulm gebildete Aktiengesellschaft zum Auswandern einschreiben, wofür er auf dem Papiere 1000 Morgen Land zum Anbau erhielt. Hiervon versprach er sich goldene Berge, nach einer « sicheren Berechnung » eine jährliche Rente von 3000 Gulden.

---

(87) Die Stelle ist in den Drucken, in *Kerners Briefwechsel* Nr. 392 und bei Mayer (S. 57 f.) ausgelassen.

Sophie Schwab, welche die Amerikareise ebenso endgültig begraben glaubte wie die Liebschaft, war nicht wenig erstaunt, als Lenau ihr Ende März wieder von beiden vorschwärmte. Er beteuerte ihr nicht nur, dass seine Neigung für Lotte noch immer dieselbe sei, sondern auch, dass er sich jetzt « ganz besondere Hoffnungen » auf sie mache. Das einmal erschütterte Vertrauen der Schwabs wiederherzustellen gelang ihm jedoch nicht. Sie glaubten nicht an die Verwirklichung dieser Hoffnungen und blieben dabei, dass er Lotte nicht wiedersehen solle. « Die Geschichte hat uns viel Herzeleid gemacht, weil uns Lotte sehr dabei dauert, er darf sie auch nicht sehen, sie will es selbst nicht. Aber es ist sehr peinlich für sie, dass er auch wieder hier ist », schreibt Sophie am 27. März an Lucie Meier [1].

Während dieses neuen Stuttgarter Aufenthaltes von Ende März bis zum 22. Mai, dem Tage seiner Abreise nach Amerika, wohnte Lenau nicht mehr wie früher als Gast in Schwabs Hause, sondern im Gasthofe zum König von England. Lottes wegen war ihm dies lieb.

Denn er konnte nun ungestört in der Nacht ihr Haus umschleichen, unbemerkt unter ihrem Fenster stehn, hinaufblicken, wo sie schlief, und ihr heimlich seine ganze Seele zum Fenster hineinschütten. So schreibt er an Mayer in einem undatierten Briefe aus dieser Zeit und bricht in den Ausruf aus : « Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich. » Eine neue Erklärung des Lotte-Erlebnisses bringt dieser Brief. Ihn, den Schreiber, « regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke » wie den Wahnsinnigen, den Schwab vergeblich zu heilen versuchte von seiner fixen Idee, von seinem Dämon. Auch er glaubt einen Dämon in sich zu beherbergen, sozusagen einen Dämon des Unglücks. « Merkt dieser Kerl je, dass mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen. Halte Dich

---

(1) Ernst, S. 74.

an diese Worte, und Du hast, glaub ich, den Schlüssel gefunden zur Erklärung einer gewissen Geschichte » (96). Nicht minder wichtig als diese Ausserung ist die Erklärung, die der abgebrochene Schluss des Briefes bringt. Ein anderer Geist als der Damon des Unglücks treibt ihn nach Amerika. « Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen und *dann Lotten abholen*, oder ihr hört nie mehr etwas von mir. » Die letzte halbe Zeile ist dick mit Tinte durchstrichen. Während Lenau den Brief im Gasthofe schrieb, trat Mayer bei ihm ein und verursachte die bedauerliche Unterbrechung.

Klar geht Lenaus Umschwung aus diesem Briefe hervor, ein ähnlicher trat um dieselbe Zeit bei Kerner ein. Der von der Heirat Abratende wird zum dringlichen Mahner. Am 25. April schreibt er an Lenau, er solle doch die « ausserst liebe Lotte » keinem Herrn aus Stuttgart lassen, er solle ihr seine Liebe gestehen, sie in Amerika im Herzen behalten und nach der Ruckkehr einen Herd mit ihr bauen [1]. Merkwurdig traf Kerner damit Lenaus eigene Neigung. In seiner Antwort vom 4. Mai ist keine Rede mehr von Entsagung : « Du hast mir viel Schones von Lotte geschrieben, mich freut es, dass sie Dir so wohlgefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zuruckgekommen von Tubingen, hat man sie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blutenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort : und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdriesslich, manchmal auch wutig wie ein angeschossner Bar, und kratze mich sehr oft nach Art der wilden Tiere » (97).

Der humoristisch scheinende Schlusssatz ist bitterer Ernst. Lenau, der wenigstens vorlaufig den Gedanken der Entsagung überwunden und nun einen freien Verkehr mit der Geliebten wunschte, um sich gegenseitig besser kennen zu lernen und zu ergründen, geriet in formliche Wut uber das Verhalten der

---

[1] *Kerners Briefwechsel*, Nr 396.

Familie Lottes und lässt diese in einer von Mayer (S. 72) unterdrückten Stelle eines Briefes an ihn aus dem Monat Mai aus. Es ist nicht Lotte, die ihn hindert, zu Mayer nach Waiblingen zu kommen. « O man räumt sie mir ja aus den Zähnen, wie dem Hunde den Braten. Wenn nur nicht die Würmer drüber kommen, ich meine die Grabeswürmer. Sie sieht übel aus. Man ist mit rohen, fremden Tatzen hineingefahren unter die stillen Keime unserer Liebe. Ehe wir uns gegeneinander selbst geäussert hatten, sollte ich schon die Heiratsverträge schreiben. Einen ruhigen, absichtslosen Umgang der Liebe hat man uns nicht gestattet. Was sich am Ende von selbst gegeben haben würde, das wollte man mir vorhinein abnotigen. Alles Ideale wird von solchen Menschen totgeschlagen; vor den Eingang der Liebe, der doch so heilig und geheimnisvoll sein soll, wollen sie das Ehebett aufschlagen, und das Madchen soll bereits an der Kindswäsche arbeiten, ehe sie ihrem künftigen Mann noch frei ins Auge gesehen hat. Die Lotte muss oder *ist* schon nach Tübingen. Wahrlich, Leute, die in ihrem Privatleben so despotisch sind, sollten weniger von Freiheit sprechen, oder gilt das einseitige Gefasel bloss für sie selbst? wahrend sie mit ihrer moralischen Knute: Legalitat, Sittlichkeit, decorum, Familienrücksicht, oder wie sie die Karbatsche sonst nennen, einen ehrlichen Kerl getrost hinaufknuten? Ich muss abbrechen, sonst müsst ich in abscheuliche Deklamationen gegen das Volk losbrechen » (98). Ein ganzer Kulturgegensatz tritt hier auffällig zu tage.

Man möge nun nicht aus diesem Briefe den Schluss ziehen, dass die Heirat sicher zu stande gekommen ware, wenn Lottes Familie einen « ruhigen, absichtslosen Umgang der Liebe » gestattet hätte. Der Brief ist eben in einem vorübergehenden Anfalle übler Laune und gekrankter Eigenliebe geschrieben. Bereits am 19. Mai findet Lenau eine Entschuldigung für das hier so schroff verurteilte Verhalten. « Von meiner Lotte bin ich getrennt », schreibt er Schurz. « Das Madchen hat die Sache sehr ernst genommen; und da ich keine Aussichten auf Heiraten

geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen Mädchens bekümmert und hält uns auseinander. Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer tun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen » [9]. Wahrlich konnte Lenau seine Darstellung des Erlebnisses mit dem Schlusswort schliessen : « Das ist ein ganz eigenes Verhaltnis » [10].

Am 22. Mai verlasst Lenau Stuttgart. Lotte erwahnt er fluchtig in den Reisebriefen an Sophie Schwab vom 27. Juni und 25. Juli und bittet G. Schwab, ihm in seinem Herzen « in integrum zu restituieren » und allen Verdruss, den er ihm gemacht, zu vergessen, ganz und gar [11].

Dass er Lotte in Amerika im Herzen behielt, bezeugt der Brief an Schurz vom 16. Oktober aus Baltimore : « Unter den Madchen steht mein Lottchen immer noch obenan, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dies je geltend machen zu konnen » [11]. Dies war ihm um so leichter, da er das amerikanische schone Geschlecht, wie er am 6. Marz 1833 dem Freunde Klemm mitteilt, von einer furchterlichen inneren Hohlheit fand und es nur darum loben kann, weil es seiner Ruhe niemals gefahrlich werden konne [12].

Schwabs erfahren, dass die Neigung zu Lotte sich in Amerika bei Lenau erhalten. Mit neuer Beklemmung sehen sie deshalb seiner Ruckkehr entgegen. Aufs neue beginnt das Spiel mit Lotte. Sie wird jetzt bei Lenaus bevorstehender Ruckkehr nach Ulm geschickt, damit sie nichts von ihm erfahre. Leicht uberzeugten sich Schwabs, wie Sophie am 29. April 1833 ihrer Bremer Freundin mitteilt, dass Lenaus unstates Leben trotz seiner herrlichen Eigenschaften doch gar nicht geeignet sei, um ein einfaches Madchen, wie Lotte es sei, gluecklich zu machen [1]. Von einem Versuche Lenaus, Lotte nach seiner Ruckkehr wiederzusehen, ist nichts berichtet. Wahrscheinlich ist ein solcher

---

[1] Erwst. S. 126.

nicht, da seine Briefe aus dem Juli und August 1833 über das Verhältnis schweigen und seine letzte Mitteilung an Schurz wiederum einem Verzichte sehr ähnlich klingt. Auch war seine materielle Lage nach der Amerikareise ebenso « beschränkt und ungewiss » wie vorher. So endete das Erlebnis, das in der Dichtung bis zu Ende des Jahres 1833 fortwirkte.

XXIII

Lotte-Dichtungen.

Zweite Reihe. — Januar 1832.

Schlußlieder. — Winternacht. — Mein Stern. — Zu spät! — Nie zurück! — Reiseempfindung. — Nach Süden.

In etwas aufgeheiterter Stimmung verliess Lenau Stuttgart am 6. Januar 1832, um nach Heidelberg zurückzukehren. Nach dem heftigen Auftritt am Neujahrstage hatte Schwab, der sein Unrecht einsah, alles getan, dies wieder gut zu machen. Eine herzliche Versöhnung wurde am Abschiedsabende gefeiert, und der « tiefe, warme Himmel der Freundschaft » (81) leuchtete wieder.

Das tiefste Verständnis für seine zartbesaitete Seele hatte Lenau bei seinem Freunde Mayer gefunden. Namentlich seine Schwermut, für welche die Schwabs nur ein Heilmittel : die Ehe mit Lotte, wussten, fand bei Mayer die innigste Teilnahme. « Das ist ein wunderbarer Mensch », schreibt Lenau am 12. Januar an Schurz, « einer der liebenswürdigsten, herrlichsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen hat er eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu mir gefasst, welche ihm von meiner Seite getreulich erwidert wird » (77). Wir erwähnten, wie Mayer es auf sich nahm, den Kampf nicht nur gegen die schwermütige Gemütsstimmung Lenaus, sondern auch gegen seine zersetzende Philosophie und grübelnde Geistesschärfe zu führen, die er als die Quellen seiner Melancholie ansah, und dass er sich zu diesem Zwecke sogar

auf ein ihm bis dahin fremdes Gebiet, das der Philosophie, warf, um zugleich mit Vernunfts- wie mit Gefühlsgründen Lenaus Dämon bekämpfen zu können. Mayer allein verstand (1) auch sein anscheinend so seltsames Verhalten in dem Liebesverhältnis zu Lotte.

Heilend wirkte Mayer schon auf Lenau in dem kurzen Verkehr um Weihnachten und Neujahr 1831-1832. Er war, wie er Kerner mitteilt, so glücklich, Lenau mit ganz erheitertem Herzen, ja verschönerten Gesichtszügen scheiden zu sehen (2). « Ich verspreche Dir », schreibt Lenau ihm aus Heilbronn am 6. Januar, « recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die Du zuerst in Gang gebracht hast » (75). Eine gleich milde, ruhige Stimmung wie diesen Brief durchweht den vom 12. Januar an G. Schwab und hier erfahren wir wiederum, dass diesmal das Lesen von Mayers Gedichten diese Stimmung beeinflusst : « Mayer hat mir einen Teil seiner Gedichte übersendet. Es quillt ein so milder Balsam aus diesem Gemüte, so heilkraftig fliessen mir seine Worte in die Seele, dass ich mich ordentlich gestärkt fühle durch diese Lekture. Ich lese mir diese Gedichte laut vor » (78). Lenau findet Freude an der Arbeit, er tut alles, um sich zu einem ertraglichen Menschen zu machen,

---

(1) Den Lenaupsychologen, die in seinem Komödiantentum den Schlussel fur die Erklarung seines Lebens und Dichtens gefunden zu haben glauben, möchte ich Mayers Zeugnis (S. 14) zur Prufung empfehlen : « Man konnte sich am besten in dem Umgange mit dem Dichter selbst uberzeugen, dass auch seine poetischen Klagen nicht auf erdichteter Trauer, nicht auf der Anheuchelung eines nicht vorhandenen Weltschmerzes beruhten. Er, in der Mitte seiner Erzeugnisse, konnte oft wirklich wie Laokoon den umstrickenden Schlangen eines schmerzlichen Nachgrübelns nicht wehren, daher wir auch diese von seinem ergreifenden Bild in Leben und Dichtung nicht hinwegdenken können und an dem uns eingeprägten Gesamteindruck seiner Erscheinung nicht verwischen möchten. Jene oben bezeichneten Tage in Waiblingen (September 1831) waren mir Burge fur die Tiefe und die ernste Wahrheit der in Lenaus Dichtungen ausgedruckten Empfindungen, wenn es auch, nach diesen poetischen Kundgebungen selbst noch einer solchen Bürgschaft bedürfte. »

(2) *Kerners Briefwechsel*, Nr 386.

und bedauert, dass die Schwabs ihn zu Weihnachten in seiner « sauertopfischen Qualitat » zu geniessen hatten. Von seiner regen Tatigkeit, namentlich von der Arbeit an einem Operntext, der ihm einige hundert Gulden tragen soll, schreibt er gleichzeitig an Schurz (77), in einem Briefe, dem auch nur der Schatten irgend welcher Gedrücktheit fremd ist.

Eines solchen Aufatmens von lastendem Drucke brauchte Lenau, um die **Schilflieder** (18) dichten zu konnen. Es bedurfte jedoch auch einer gewissen, wenn auch nur eingebildeten Klarung des Verhaltnisses zu Lotte selbst. Diese ward zunachst durch den Auftritt mit Schwab am Neujahrstage herbeigefuhrt, der mit Lenaus Erklarung endete : « Ich habe dich viel zu lieb, um von dir beleidigt zu sein, und deine Heftigkeit ist mir viel lieber als das druckende Schweigen, so hatte ich es nicht langer ausgehalten » [1]. Von nun an, bemerkt Sophie Schwab, die dies in ihrem Briefe vom 15. Januar 1832 an Lucie Meier berichtet, « kehrte ein Friede in uns alle zuruck ». Der letzte Besuch, den Lenau bei Lotte am Tage vor seinem Abschiede, am 5. Januar Nachmittags, machte, rief eine ganz andere Wirkung hervor als der Besuch zu Weihnachten. Lotte begnugte sich einstweilen mit der Versicherung, dass Niembsch eine wahre Liebe zu ihr empfinde. So lange sie dies wusste, wollte sie auch die Hoffnung nicht sinken lassen, meldet Sophie Schwab ihrer Freundin im eben angefuhrten Briefe. So ward dem letzten Besuche die Befangenheit und Gedrücktheit des ersten genommen.

Die Schilflieder sandte Lenau am 15. Januar an Mayer : « Hier erhaltst Du, was ich seit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht » (79). Nun folgen, bemerkt Mayer (S. 25), die funf Schilflieder und die *Winternacht*. Drei Tage vorher, am 12., schrieb Lenau an Schwab : « Hier ubersende ich Dir noch einen kleinen Nachtrag in die Sammlung meiner Gedichte, mit der

[1] Erkl., S. 64.

Bitte, solchen einzureihen nach Deinem Ermessen » (78). Dieser Nachtrag sind wohl auch die Schilflieder. Somit wären sie in der Zeit vom 7. bis zum 12. Januar in Heidelberg entstanden. Den Eindruck der Sendung schildert Mayer (S. 26) : « Man denke sich, welchen Eindruck die dem obigen Briefe angeschlossene Gabe der fünf Schilflieder auf mich machen musste! War es Schmerz, Liebe, Naturgefühl, was sie ausklingen? Sie waren mir eine Musik, in der diese alle zu bezauberndem Wohlklang in einander fliessen! » Jedoch machten die Lieder Mayer für den Gemütszustand Lenaus neu besorgt. Am 18. Januar schreibt er Kerner : « Ein Brief und wunderschone Lieder, die er mir ganz kürzlich von Heidelberg sandte, lassen mich nur zu sehr befürchten, dass die alte Trauer und Mutlosigkeit sich wieder bei ihm einnisten, und ich lebe um den Teuren in neuen Sorgen » (1).

Es waren jedoch viel mehr Lenaus Brief und das Gedicht *Winternacht* als die Schilflieder, die Mayer beunruhigten. Der Traum in der Nacht vom 14. Januar, in dem Lotte Lenau lachend und singend erschien, um Abschied zu nehmen (79), hat einen flüchtigen Schleier auf sein Gemüt geworfen. Am 17. Februar sandte er die Schilflieder seinem Freunde Klemm in Paris.

Das Verhältnis zu Lotte erreicht in den Schilfliedern den Höhepunkt der dichterischen Verklärung, die desto wahrer ist, je deutlicher die realen Unterlagen hervorschauen. Der Dichter « muss sein Liebstes meiden », Lotte, die *Ferne* (I, 10), strahlt hell und mild in sein stilles, tiefes Leiden, nimmer lächelt ihre Liebe nieder in sein tiefes Weh (II, 7), sogar ihr « lieblicher Gesang » (III, 12), der den ersten Keim der Liebe in sein Herz gesenkt, und ihr « langes Haar » (IV, 11) werden mit eingeflochten.

Unmittelbar wirkte die Dichtung Mayers auf die Schilflieder ein. Ein feines Ohr für die tausend geheimnisvollen Stimmen

---

1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 386.

des Lebens in der Natur kann ihm nicht abgesprochen werden. Seine Lyrik lebt von kleinen Naturbildern; deutlich zeigt sich bei ihm die Richtung auf das Kleine, Zarte und Feine. Lenau nennt ihn im Briefe vom 1. Dezember 1831 « die Volksstimme der Natur », und seine Muse erscheint ihm wie « ein singendes Blatt » (74). Im Briefe an Schurz vom 12. Januar lobt Lenau Mayers liebliche Waldszenen, sanfte Naturhauche und hebt besonders die am stillen Weiher herumirrenden Rehe hervor, die er selbst im fünften Schilfliede auftreten lässt. Das Bild der am Hügel wandelnden Hirsche ist Mayer entnommen, der gern seine Naturbildchen mit einem badenden, durchs Grüne schlüpfenden, voll Scheu um sich blickenden Reh belebt, so in *Waldfriede*, *Zurückhaltung*, *Des Waldes Tiere*, *Aufstörung* [1]. Ein häufig bei Mayer wiederkehrendes Bild ist auch das eines mondbeschienenen Waldsees. Er besingt « des Mondes Strahl im Waldesteich » (S. 83), « des Vollmonds Licht auf blauer Wellen Silberschaum » (S. 79), den « im Kreis von Wald und Binsen ruhenden kleinen See » (S. 56), den « regengrauen » See (S. 132, 133, 136), ein rauschendes Lüftchen im Rohr (S. 128), ein Schilfgespräch (S. 131) [2], die stille Weide (S. 146), den sonnigen See im Mairegen (S. 147), den klaren, abgrundsblauen Alpensee (S. 174). Auf manche dieser Gedichtlein, die nach Lenaus Schilfliedern entstanden, mögen diese eingewirkt haben. Es sind jedoch genug dieser poetischen Genrebildchen vorhanden, die den Schilfliedern vorausgingen, und die Lenau vorgeschwebt haben können. Das Gemeinsame berührt allerdings nur einzelne Bilder, das ganz Äusserliche, das Innere ist grundverschieden. Bei Mayer ist die Einzelerscheinung der Natur alles, bei Lenau nur Mittel zur Darstellung einer poetischen Idee.

---

[1] K. Mayer, Gedichte, 3. Auflage. Stuttgart, Cotta, 1864, S. 56, 86, 104.

[2] Ein ungarisches Volkslied beginnt, in der Übersetzung von *M. Farkas* (*Ungarische Volkslieder*, Meyers Volksbücher Nr 843-844, S. 7 mit dem Verse :

Am Teiche flüstern Schilf und Rohr.

Den Unterschied zwischen seiner und Mayers Naturdichtung stellt Lenau selbst in einem späteren Briefe an Schurz (165) fest. Er tadelt dieses Herumspionieren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blösse gebe, wo ihr beizukommen sei. Bei dieser Manier lebe der Dichter gar zu sehr in der Aussenwelt, laure beständig auf Naturerscheinungen, an denen er am Ende bloss herumdeutle. Der Dichter müsse seine Gebilde im Innern und aus seinem Innern hervorschaffen, und die aussere Natur solle ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Tatigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden müsse, gewisse Mittel « suppeditieren ». Die angeschaute und zum Symbol gewandelte Naturerscheinung solle nie Zweck, sondern nur Mittel sein zur Darstellung einer poetischen Idee.

Der äussere Rahmen der Schilflieder ist nicht der Umgebung Heidelbergs entnommen, sondern er tauchte auf aus Erinnerungen an Lenaus Aufenthalt in Gmunden bei Schleifer. Unter den Seen des Salzkammergutes bietet der *Laudachsee* die meiste Ähnlichkeit mit der poetischen Schilderung. Die Landschaft wird dem Dichter in einer ihrem Charakter entsprechenden Gemütsstimmung zur « fruchtbaren Anschauung » in seiner « spelunca », einem « finsteren Hofzimmer » (80) des Gasthofes « König von Portugal » in Heidelberg. Er « schafft » die Naturbilder aus seinem « Innern » hervor. So schuf er auch seine Heidebilder in Wien, lange nachdem er sie gesehen, so schuf er die eigenartigsten seiner Amerikabilder nach der Ruckkehr in Europa. Mayer (S. 37) bezeugt, dass Lenau seine Gedichte « nicht unmittelbar in der Natur, sondern im Zimmer unter Büchern, Schriften und Tabakspfeifen, oder wenigstens in den vier Wanden des dahinziehenden Reisewagens gemacht ».

In den Schilfliedern erreicht Lenau die vollkommene Einheit zwischen Naturbild und menschlicher Empfindung, zwischen dem objektiven Symbol und der subjektiven Stimmung. « Das Menschenleben ist ohnehin nur ein Bild der Natur, wie es sich malt in den bewegten Wellen unserer Triebe », schrieb er am

8. November an Schurz (70). Die Betrachtung der Natur, meint Lenau, soll der des Menschenlebens vorangehen; so versteht er das menschliche Leben auch nur in enger Wechselbeziehung auf die Natur. Das Menschliche soll nicht in die Natur hineingetragen werden. Es ist schon in der Natur, es ist naturgemass, natureins. Die Grosse, die Eigentumlichkeit der Lenauschen Natursymbolik, wie sie in den Schilfliedern verwirklicht ist, liegt in der Unmittelbarkeit der Verbindung seiner Seele mit der Natur. « Niembsch », schrieb Schurz an Mayer (S. 140), « will nicht das Ausdeuteln der Naturerscheinungen: diese sollen nur Mittel, nie Zweck oder Gegenstand des Gedichtes sein. Der Dichter deutelt nicht aus wie der Naturforscher: er hat kein Mikroskop und Seziermesser; er rat und grubelt nicht: sei die Naturerscheinung, woher und was sie wolle, — ihm gleich, — er haucht ihr *seine* Seele ein, und sie ist ein Mensch, ein Wesen, ein Leben und keine Naturerscheinung mehr ».

Zur Klarung von Lenaus Gemutszustand, wie er sich in den Schilfliedern ausspricht, trug auch viel das Studium Spinozas bei, das er in Heidelberg eifrig betrieb. Er erwahnt das Lesen Spinozas in den Briefen an Schwab vom 11. November 1831, an Sophie Schwab gleichen Datums, an Kerner vom 15. November, an Mayer vom 1. Dezember (71), und seine Ausserungen über bessere Seelenstimmung in den Briefen aus dem Anfange des Jahres 1832 lehnen sich an Spinozas Lehre an.

Trost, gerade für seinen Gemutszustand, konnte der Dichter in einer Ethik finden, die auf die Beherrschung der Affekte hinzielt. Gut, lehrt Spinoza, im vierten Buche der Ethik, sind die positiven, das heisst die freudigen Affekte, schlecht die negativen, d. h. die traurigen. Die Gemutsheiterkeit ist eine fahige Stimmung und deshalb stets gut, wogegen die gedruckte und schwermutige Stimmung untahig macht und deshalb immer

(71) Werke III, S. 90, 92, 97, 99.

schlecht ist. Unsere Macht ist die Herrschaft über die Leidenschaften, unsere Ohnmacht die Herrschaft der Leidenschaften über uns. Daher muss der Wille den freudigen Affekten zustimmen und sie zu erhalten streben, er muss sie verewigen, den Schmerz hingegen vernichten. Die Verewigung des freudigen Affekts geschieht durch die Erkenntnis, dass alles in der Welt notwendig aus dem Wesen der göttlichen Natur folgt, durch die Erkenntnis der Einheit unseres Geistes mit dem Universum. Die Widersprüche der Affekte lösen sich auf in dem grossen und dauernden Einklang des menschlichen Geistes mit dem Weltall.

Dies ist die philosophische Grundlage von Lenaus vorübergehender Ergebung in das Schicksal. Er begründet sie selbst mit spinozistischen Sätzen wie : « Aus dem Meere der Gottheit steigt die Seele auf und fällt wieder darein zurück. Der Gedanke ist so traurig nicht » (72) oder « Der Tod wird uns alle wieder eintreten und kneten in den grossen Teig (der ewigen Substanz nach Spinoza), in den grossen Osterkuchen der Welt » (75). Er gesteht ausdrücklich, dass das einzige « Palliativmittel » gegen seine Schwermut Vertiefung in ein geistreiches Werk ist, und führt unmittelbar darauf Spinozas Schriften als solches an (74). Hier schöpft er den Entschluss, « eifrig zu arbeiten an seiner Wiederherstellung » (75), alles zu tun, um sich « zu einem erträglichen Menschen zu machen » (78), sich « aufzuraffen, zu leben, zu arbeiten, zu handeln » (80). Wenigstens teilweise auf den Trost, den ihm das Lesen Spinozas gewährte, ist auch die bei ihm so seltene Gemütsheiterkeit zurückzuführen, die er in der kurzen Zeit vom 21. Januar bis zum 16. Februar viermal erwähnt (80, 84, 85).

Wie in den heiteren, ja mitunter humoristisch gefärbten Briefen aus dieser Zeit ein einziger, der vom 15. Januar an Mayer, traurig klingt, so ertönt auch in Lenaus Dichtung derselben Zeit, unmittelbar nach den milden Schilfliedern ein wilder Klageschrei, der Lenaus jähen Stimmungswechsel veranschaulicht, den er selbst so oft zugegeben, und den alle, die ihm nahestanden, so einmütig bekräftigen.

Das Gedicht **Winternacht** (20) sandte Lenau auch am 15. Januar an Mayer. Eine hübsche Erklärung würde die Annahme abgeben, dass die Verse noch im Dunstkreis des trüben Traumes geschrieben, in dem ihm Lotte erschien, singend : « Ich hab mein Sach auf nichts gestellt; juchhe! », und Abschied von ihm nahm. Der Traum in der Nacht des 14. Januar erschütterte seine Seele heftig (79). Dann hätte Lenau jedoch das Gedicht am 15. Januar schreiben müssen, am selben Tage wie den Brief, und es nicht dem an Schwab vom 12. beigelegt, sondern ihm noch nachträglich geschickt ; bereits am 24. Januar erwähnt er es als Schwab zugesandt (81). Die allgemeine Stimmung, aus der es hervorgegangen, ist jedoch ohnedies in den Briefen an Mayer vom 15. und 21. Januar genügend belegt, besonders in letzterem, wo Lenau mit Rückblick auf eine bereits überstandene flüchtige Anwandlung von Schwermut schreibt : « Gemütskrankheiten lassen sich nicht plötzlich abschneiden; auch im Stadium der Rekonvaleszenz kommen noch kleine Zufälle, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer schwächer werden, setzt sich die emporte Flut zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein teurer Freund ! » (80).

Der Gegensatz zwischen dem « heissen, wildbewegten Herzen » und der « vor Kalte erstarrten, feierlich schweigenden Natur » ist einer jener « Konflikte » zwischen Natur und Menschenleben, wie Lenau sie dem Dichter empfahl. Er tadelte deren Mangel an Feuchtersleben (1), während hingegen Feuchtersleben, mit einem Stich gegen Lenau in einem Briefe an Mayer diesen lobte, weil er stets die Harmonie zwischen Natur und Menschengeist darstelle und der Natur nicht die vergangliche Farbe von dem Grübeln und der Leidenschaft des Dichters aufstreiche (2).

---

(1) Frankl, S. 65.

(2) Mayer, L. Uhland, II, 166.

G. Schwab, der auf Lenaus Melancholie nicht gut zu sprechen war, da diese doch mit einem Schlage durch die Heirat mit Lotte geheilt werden konnte, tadelt den Schluss des Gedichtes, die « unbestimmte, ungeheure Herzensqual », die der Dichter zur Schau trage, eine Qual, « die wir nicht mitempfinden können, weil er sie uns nicht näher bezeichnet ». Die Melancholie rührt Schwab nur, wenn der Dichter sie « mit der Natur in Verbindung setzt ». Die « allgemeine, verschwimmende Klage » der Lottedichtungen lässt ihn kalt [1].

Wie für die *Winternacht* so kommen auch für zwei andere Gedichte *Mein Stern* und *Zu spät* vornehmlich die Briefe an Mayer vom 15. und 21. Januar in Betracht. **Mein Stern** (125) ist eine ganz getreue Widerspiegelung der Natur des Verhältnisses zu Lotte Gmelin.

Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei.

Blitzartig leuchtet eine Hoffnung auf Heilung, auf Glück auf :

Im süss empörten Busen standen
Die alten Götter wieder auf.

Doch der Sturm reisst ihn wieder fort in die wüste Nacht, ihr holdes, gesegnetes Bild will er jedoch auf immer in seinem Herzen bewahren, ja es dem Tode abringen, wie später sein Faust mit dem Teufel um Marias Bild ringt [2]. Diesen Gedanken sowie den des Friedens, der nach dem Sturme über ihn gekommen :

Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder
Ein Stern mit ewig heller Pracht,

---

[1] KLÜPFEL, S. 185 f.
[2] *Faust*, Der Mord, Vs 2000-2017.

umschliessen die Sätze an Mayer : « Niederkämpfen werd ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heiraten ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als wurde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit » (80 .

Im Gedichte **Zu spät!** (26) schildert Lenau, wie Lottes Bild noch *hier und dort aus Kampfeswogen heraufiaucht* (Vs 12), wie im Briefe an Mayer vom 15. Januar, sechs Tage später meldet er ihm, dass :

> **Die holden Träume, seligen Gefühle**
> **Erstarben in der bangen Sommerschwüle,**
> **Mit der das Tatenleben angedrungen.**

Neben den Gedanken der Entsagung tritt hier der des optimistischen Tatendranges :

> « Das Ross gespornt! Die Wehre frisch geschwungen! »
> So heisst es nun im heissen Kampfgewühle,

ganz wie im Briefe an Mayer vom 21. Januar, in dem der Dichter so zuversichtlich äussert, er wolle leben, arbeiten, handeln, er gehe mit kühnen Entwürfen um, er wolle noch etwas Tüchtiges leisten in der Kunst, arbeiten für die Welt. Klar ist dem Gedichte der Charakter des Abschiedsliedes aufgedrückt. Zu spät hat er das Mädchen gefunden, als die *holden Träume* und *seligen Gefühle* (Vs 2) der Jugend bereits in seiner Brust erstorben. Ihr in seinen *Blütentagen* (Vs 9) zu begegnen, als seine Sehnsucht sie suchte, war ihm versagt. Nun muss ihr Bild im Kampfe des Lebens wieder schwinden. Das Gedicht eröffnet die Reihe der Abschiedslieder an Lotte, die Lenau nach der Amerikareise fortsetzte.

Ein zweites Abschiedslied **Nie Zurück!** (1831), das Lenau nicht veröffentlichte (1), vielleicht weil er sich sagte, dass er das Thema des notwendigen Verzichtes schon genügend behandelt (2), scheint sich auf den Abschiedsbesuch vom 5. Januar bei Lotte zu beziehen. Das zu Grunde liegende Gleichnis vom verlorenen Paradiese findet sich nämlich im Briefe an Sophie Schwab vom 24. Januar : « Mir war damals zu Mute », schreibt Lenau in bezug auf die Trennung, « als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — gestossen auf ewig » (81). Reynaud (3) bezieht das Gedicht auf den Abschied von Sophie Löwenthal im September 1844. Diesen dachte Lenau sich jedoch nicht als einen Abschied *auf immer* (Vs 12). Abschiedsstimmung liegt nicht in den Briefen an Sophie Löwenthal aus dem September und Oktober 1844, Lenau träumt vielmehr von einer Fortsetzung des Umgangs mit ihr trotz und nach der Heirat mit Marie Behrends und von einem Bunde zu Dreien (872). Sicheren Aufschluss könnten nur die Schriftzüge der Handschrift geben, die von 1832 bis 1844 einen merklichen Unterschied aufweisen.

Aus Klemms Brief vom 6. Januar an Lenau und aus dessen Antwort vom 17. Februar erklärt sich das Gedicht **Reiseempfindung** (51). Auf das hier besungene Hüttenideal machte Klemm den Dichter aufmerksam, indem er ihm riet, zu promovieren, sich ein kleines Gütchen bei Stuttgart zu kaufen, sich eine kleine Praxis zu suchen und Lotte, die Klemm kurz vorher kennen gelernt, zur Frau zu begehren. « Das Glück ist ein Weib, lieber Alter, von dem am leichtesten angezogen, der es am wenigsten sucht, aber mit unersättlichem Hasse den verfolgend, der seine Gunst einmal verschmähte » (4). Darauf ant-

---

(1) Es erschien erst im *Nachlass*, 1851.

(2) Einer gewissen Eintönigkeit seiner Gedichte war sich Lenau wohl bewusst, und er gab Schwab, der ihn derselben beschuldigte, recht. Werke III, 133 f.

(3) *Thèse auxiliaire*, Nr 310.

(4) Schurz, I, 138.

wortet Lenau am 17. Februar — wir haben den Inhalt des Briefes bereits wiedergegeben — die Zeit sei vorüber, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt werde, wo wir uns mit ihr einschlössen « in eine *Hütte* in seliger Genügsamkeit ». Zweimal gebraucht er wörtlich diesen Ausdruck in besagtem Briefe (87). Ihm entspricht die siebente Strophe des Gedichtes :

Du seligste der Phantasein !
Ach, wär es mir beschieden,
Mit ihr zu leben hier allein
Im süssen Waldesfrieden !

In weiteren Strophen malt der Dichter dieses Glück, ein Herz und eine Hütte zu besitzen, je nach den Jahreszeiten aus und erwähnt u. a. als Hauptfreude des Winters den Gesang der Geliebten, der ihn bei Lotte so tief ergriffen [1], und den auch Klemm so lobt ([2]) :

Wenn dann in rauher Winterzeit
Ein Lied mein Liebchen sänge,
Und aller Himmel Seligkeit
Mir in die Stube dränge !

(Vs 37-40.

Ein aus der Hütte hervortretender Jägersmann, die rauhe Wirklichkeit versinnbildlichend, zerstört den Zauber des schönen Bildes. Im Briefe an Klemm ist es der « Ernst des höheren Lebens », der den Dichter zwingt, sich von der idyllischen Vision abzuwenden. Auch das Hinaufspähen zum Fenster der Geliebten (Vs 21-24) ist aus dem Lotte-Erlebnis bezeugt. Nur eilt bezüglich dieses Zuges die Dichtung der Wirklichkeit voraus.

---

[1] Vgl. Werke III. S. 86, 95.

[2] Schurz, I, 137.

Die Landschaftschilderung entbehrt wie in Lenaus Jugendgedichten der Lokalfarbe. Die Rebe (Vs 13), die Rosen (Vs 12), die Nachtigallen (Vs 32) lassen jedoch vermuten, dass eher ungarische, namentlich Tokayer, als wienerische oder schwäbische Umgebung dem Dichter vorgeschwebt hat. Wohl mit Unrecht bezieht Frankl (S. 134) das hübsche Eingangsbild :

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen

auf einen späteren Lieblingsplatz des Dichters, nämlich auf ein Erlen- und Birkenwäldchen in der Nähe des Dorfes Weidling bei Wien, wo ihm die *Waldlieder* aufgingen.

Eine zufällige Übereinstimmung mit Mayers Gedicht *An die Lerche*, das in den Jahren 1825-1827 entstand, stellt Lenau selbst in seinen *Observatiunculae criticae* zu Mayers Gedichten fest. Mayer singt :

O Lerche, könnt ich mit dir dringen
In jenes lichte Blau,
So froh wie du, so innig singen
Zur blütenvollen Au !

Vom Sänger wäre nichts zu schauen,
Man horchte seinem Lied,
Als ob's unsichtbar diesen Auen
Der Himmel selbst beschied.

Gedichte, S. 10.

« Hier triffst du », bemerkt Lenau, « merkwürdig mit mir zusammen. In meinem Gedichte *Reiseempfindung* heisst es :

Die Lerche sang und schwand dahin
Auf morgenfrohen Schwingen,
So dass der blaue Himmel schien
Ins Tal herabzusingen.

Mich freut es, dass wir uns im blauen Himmel so schön getroffen ! » (85).

Diese Bemerkung findet sich in der Beilage zu einem Briefe Lenaus an Mayer von Ende Januar 1832 und beweist somit die Entstehung des Gedichtes im Januar. Wenn folglich Lenau am 17. Februar zu Klemm vom Hüttenideal spricht, so ist es in Erinnerung an das Gedicht. Als neuentstanden meldete er es seinem Schwager im Briefe vom 21. April (94). Schwab führt es teilweise in seiner Besprechung an und findet es « höchst lieblich, ein Lied von Holty oder Salis, aber in Verklarung » (1).

Eng, sehr eng, schliesst sich das auch in allen Ausgaben unmittelbar auf *Reiseempfindung* folgende Gedicht **Nach Süden** (7) an ersteres an. Hier verpflanzt Lenau das baumbeschattete und umschlungene Hüttlein mit dem Liebchen mit aller Bestimmtheit nach dem fernen Ungarland, an den Saum eines freundlichen, schmucken, stillen Dorfleins, nämlich Tokay. Diesmal ist die Schilderung von Tokay so lokalfärbig, wie man es nur wünschen kann :

> Dort im fernen Ungarlande
> Freundlich schmuck ein Dörfchen steht,
> Rings umrauscht von Waldesrande,
> Mild von Segen rings umweht.

Die ersten Strophen, meint Reynaud (S. 307), sind wahr und voll Frische, die Schilderung des Mädchens hingegen, der *Lilla*, die am Fenster der Hütte sitzend, in stillem, banggerührtem Sinnen die Wasser niederrinnen und die welken Blätter fortwehen sieht, ist literarische Überlieferung, wie übrigens der Name *Lilla* andeutet. Diese Lilla ist jedoch niemand anders als Lotte Gmelin, die infolge des Verzichtes auf Lenau einsam, ohne Liebe, ihren Lebenslenz vertrauert.

---

(1) KLÜPFEL, S. 186 f.

Hier ist getreuste Wirklichkeitsschilderung in erfundenem Rahmen, der so täuschend ist, dass meines Wissens bis heute niemand den wirklichen Untergrund entdeckt hat. Wie tief Lotte unter dem Erlebnis gelitten, besagen schon genugsam die beigebrachten Zeugnisse und die Haltung ihrer Familie, die nur in ihrer Gefühlstiefe und Empfindsamkeit eine Erklärung findet. Lenau fand sie so übel aussehend, dass er ihren Tod befürchtete (98).

Aus guten Gründen, eben weil er die Beziehung auf Lotte nicht verraten wollte noch konnte, schweigt Lenau über das Gedicht in seinem Briefwechsel. Durch den herkömmlichen Mädchennamen *Lilla* irregeführt, sieht Reynaud in seinem Hauptwerk hier ein Jugendgedicht, während er in seiner thèse auxiliaire (Nr 13) die Entstehung richtig nach Schwaben versetzt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Gedicht ganz gleichzeitig mit dem vorigen; beide wurden durch Klemms Brief vom 6. Januar angeregt. Emilie Reinbeck malte die Lillaszene; sehr oft gedenkt Lenau in seinem Briefwechsel dieses Bildes, das ihm das liebste unter den Gemälden der Freundin war.

Der enge Zusammenhang aller dieser Lotte-Dichtungen untereinander und mit den Briefen aus dem Januar 1832 legt die Vermutung nahe, dass sie sämtlich im Januar entstanden sind. Viel später können sie übrigens nicht eingereiht werden, weil sie, mit Ausnahme von *Nie zurück!*, alle in der ersten Ausgabe des Jahres 1832 erschienen, deren Druck schon im Monate März begann. Die gesamte bisher besprochene Lotte-Dichtung drängt sich in kaum mehr als zwei Monaten zusammen: Dezember 1831 und Januar 1832. Nach einer langen Unterbrechung lebt sie zu Ende des Jahres 1833, nach der Amerikareise, wieder auf.

XXIV

Ein ungedruckter Brief Lenaus.

An einen Langweiligen. — Die Wurmlinger Kapelle.

Ausser den Liedern an Lotte Gmelin fallen noch in den Januar 1832 die Gedichte *An einen Langweiligen* und *Die Wurmlinger Kapelle*. Für beide sind wir in der Lage das genaue Tagesdatum anzugeben. Das lustige Gelegenheitsgedicht **An einen Langweiligen** [130] schrieb der Dichter am 11. Januar im Postwagen, der ihn von Mannheim nach Heidelberg fuhr. Am 12. meldet er darüber an Schurz: «Was macht der langweilige...? Auf diesen hab ich erst gestern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philistern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wusste mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, dass ich im stillen eine Untersuchung anstellte, welcher von beiden der Langweiligere sei; doch umsonst! Da dacht ich an.... der sie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über diese zwei Gebirge von Langweile» [77]. Die Bezeichnung Sonett rechtfertigt sich einigermassen durch die Reimverschränkung a b b a c c.

Mit dem Verse 7:

Doch Tyrannei ist Mutter der Empörung

stimmen drei spätere Aussprüche Lenaus überein. Zu Kerner und Emma Niendorf sagte er am 21. Juni 1840: «Die Philisterei ist dem Dichter noch verderblicher als die Despotie. Diese

reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus », und am 4. August desselben Jahres zu denselben : « Die Despotie ist nicht so schädlich wie das Philistertum, das immer langsam an einem nestelt » (1). Am 20. September 1844 ausserte er zu Max Löwenthal : « Nicht die Despotie ist das grösste Hindernis der Poesie, denn sie regt auf und in der Zornesaufwallung kann man gute Gedanken haben, aber das Philistertum und seine Pedanterie ist es, was die Poesie nicht aufkommen lässt » (2).

Die Wurmlinger Kapelle (51) sah Lenau Ende August gelegentlich des ersten Besuches, den er in Gesellschaft Schwabs bei Uhland in Tübingen machte. In der Stubenluft zu Heidelberg verarbeitet er die damals empfangenen Eindrücke. Die Empfängnis des Gedichtes schildert Mayer. Niembsch, so berichtet er (S. 37 . « war nämlich mit Uhland und andern auf der Kapelle gewesen, hatte die Freunde voraus nach Tübingen zurückgehen lassen und war einsam, mit einem Gedicht umgehend, bis nach untergegangener Sonne in dem stillen Bergkirchhofe zurückgeblieben. Daher rührt auch wohl der Eindruck der Unmittelbarkeit, der von dem schönen Liede ausgeht ». Diesen Eindruck der Unmittelbarkeit kann Mayer sich nicht anders erklären als durch die irrige Annahme, dass Lenau das Gedicht angesichts der Kapelle geschrieben; er bringt es sogar in einen Gegensatz zu den Gedichten, die Lenau nicht unmittelbar in der Natur, sondern im Zimmer geschrieben. Derselben Meinung wie Mayer war Uhland, was aus dem Briefe hervorgeht, den er am 16. November 1844 dem geisteskranken Lenau schrieb : « Wir zeigten Deinem Schwager, wenn auch nur aus der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest » (3).

Wir wissen aus einem Briefe Lenaus an Sophie Schwab aus Heidelberg vom 24. Januar, dass er das Gedicht am 22. Januar.

---

(1) Niendorf, S. 119, 131.

(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 291.

(3) Schurz, II, 260 f.

also in dem dunkeln Hofzimmer seines Gasthofes, schrieb. Das Bild des kleinen Ludwig, des Sohnes von Schwab, schreibt er, « hat sich mir sehr eingeprägt und ist mir so geläufig worden, dass ich beim Dichten unwillkürlich manchmal ein Gleichnis aus dem Kinderleben hole. So geschah mir's in der *Winternacht*, so geschah mir's vorgestern in der Wurmlinger Kapelle. Ich übersende Ihnen hier dieses Gedicht, mit der Bitte an meinen lieben Schwab, es einzuschalten in meine Sammlung, doch in einiger Entfernung von der Winternacht, weil, wie gesagt, in beiden Gedichten Kindergleichnisse vorkommen und Kritiker meinen könnten, « der Herr Poet scheint sich viel in Kinderstuben herumgetrieben zu haben » (81) [1].

Am 28. Januar schickte Lenau die Verse an Mayer in einem Briefe, der die gleiche Entsagung wie das Gedicht atmet, eine Ergebung in das Schicksal, zu der auch, wie wir gesehen, die gleichzeitige Lektüre Spinozas beitrug. Die Geschichte mit dem Hochwachter, meldet er Mayer, kummere ihn weniger als die Herzenssachen. Die stunden jetzt gut, « also alles gut ». Er belustigt sich uber die tuchtigen Wurfspiesse, die Mayer dem verabschiedeten Griesgram, dem in die Flucht geschlagenen Hypochonder, nachsandte, um ihm ja jede Lust zur Wiederkehr zu vertreiben (85). Auch der Brief an Mayer vom 21. Januar, geschrieben einen Tag vor der Abfassung des Gedichtes, ist

---

[1] Die erwähnten Kinder-Gleichnisse sind :

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie 's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum.

Winternacht, II. 1-3.

Und der Baum im Abendwind
Lässt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Lässt sein buntes Spielzeug fallen.

Die Wurmlinger Kapelle, V. 33-36.

heranzuziehen. Lenau ist « heiter, wie er es seit Jahren nicht gewesen » :

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen.
(Vs 37 f.)

Die « Todesmüdigkeit » (Vs 39) im Gedichte steht hingegen im Gegensatz zu dem Lebensmut, der Arbeitsfreude, wovon der Brief so beredt spricht. Auch im Schreiben an Sophie Schwab vom 24. Januar (81) meldet Lenau, er sei nicht mehr so traurig wie am Morgen der Trennung, er lebe jetzt viel geselliger in Heidelberg, seine Heiterkeit sei ungestört. An Schleifer sandte er die *Kapelle* in dem unten mitgeteilten Briefe vom 7. Februar. an Klemm am 17., am 21. April erwähnt er in einem Schreiben an Schurz eine « Bergkapelle » als neuentstanden (94).

An Sophie Schwab schickte er sie, « mehr um ein Versprechen zu erfüllen, als dass ich glaubte etwas Rechtes geleistet zu haben. Es ist ein missliches Geschäft, einen Gegenstand zu besingen, über welchen schon zwei so vortreffliche Gedichte vorhanden sind (81). Zu Mayer (S. 26) hingegen tat er öfters die Äusserung, die Schilflieder und die Wurmlinger Kapelle seien ihm die liebsten seiner damaligen Arbeiten. Wie grosse Stücke er auf das Gedicht hielt, beweist der Umstand, dass er fast seine samtlichen Freunde mit der Sendung bedachte.

Uhland hatte im Jahre 1805 die Kapelle in dem allbekannten Liede *Droben stehet die Kapelle* besungen. Schwab hatte die Legende ihrer Entstehung behandelt [1]. Eine ausführliche Beschreibung der Kapelle gibt Mayer (S. 38 ff.) und teilt (S. 41) ein Gedicht auf sie mit, das an Uhland und Lenau anknüpft.

Aus einem Briefe Lenaus an Schwab vom 16. Februar geht hervor, dass Schwab in einem bisher nicht aufgetauchten Briefe an Lenau den Mangel an Übersichtlichkeit des Gedichtes tadelte

---

[1] G. Schwab, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1838. S. 287.

und einige Verse überflüssig fand. Lenau kann sich von der Überflüssigkeit der bewussten Verse — ich vermute Vs 29-36, Strophe 8 und 9 — nicht überzeugen; « lokal » seien sie freilich, dies sei ja auch gewissermassen das ganze Gedicht (86). Hier deutet Lenau schon auf eine Theorie der Naturpoesie hin, die er kurz darauf in einem Briefe an Schurz vom 19. Mai 1832 entwickelte. Die Naturerscheinungen müssten einerseits idealisiert, andererseits popularisiert sein, d. h. die Auffassung der Naturerscheinung und die Gestaltung derselben zum Symbole müssten ganz ideal sein; die Darstellung dieses Symbols hingegen lokal (87). Unter dem nicht ganz klaren Ausdrucke « popularisiert » versteht Lenau, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht : *individualisiert*. Er meint, dass der Zauber der Wirklichkeit, die Wahrheit des Besonderen mit der allgemeinen Naturwahrheit vereinigt sein müsse. Gleichzeitig entwickeln sich bei Lenau der Dichter und der Kritiker. Aus den Schwachen und Irrungen seiner Jugendlyrik bildet sich die endgultige Satzung seiner Kunst.

Wahrlich konnte Lenau zwolf Jahre spater, am 17. April 1844, aus Heidelberg mit einem Ruckblick auf diese Zeit an Sophie Lowenthal schreiben : « Hier war mir die Muse hold. Die Winternacht, Wurmlinger Kapelle, die Schilf- und andere Lieder sind hier entstanden » (828).

Am 29. Januar reiste Lenau von Heidelberg zum Besuche Kerners nach Weinsberg und verbrachte dort, wie er am 5. Februar Mayer mitteilt, sehr gluckliche Tage, traulich zusammenlebend mit dem « unergrundlich seelenguten » Kerner, dem lieben und guten Rickele, der Gattin Kerners, und den lieben Kindern.

Am 7. Februar sandte er an Schleifer folgenden ungedruckten Brief (1) mit dem Wortlaut der *Wurmlinger Kapelle*, den die

(1) Handschrift ein halber Bogen 4°, Konzeptpapier, 4 Seiten beschrieben. Der mit Lenaus Siegel versehene Umschlag hat die Adresse : « An den K. K. Bergrath Schleiffer zu Gmunden ». Lenaus Schreibweise ist im Druck beibehalten.

Besitzerin, Fräulein Marie Thuma in Wien, die Güte hatte, mir in einer Abschrift mitzuteilen :

« Weinsberg, 7 Febr. 832.

Geliebter Freund !

Ich schreibe Dir diesen Brief im Hause des Dichters, Psychologen u Oberamtsarztes von Weinsberg, Justinius Kerner. Hundert Schritte von meinem Schreibtische ist die Ruine der Burg von Weinsberg, die Weibertreue genannt. Du siehst also, dasz ich auf klassischem Grund u Boden sitze. Ad vocem klassisch fallen mir immer die alten Klassiker, u der Klassiker katexochen, Cicero, ein. Dieser hat aber an seinen Atticus u seine sonstigen familiares fleisziger geschrieben, als ich an Dich, obwohl ich glaube, dasz er die Herren weniger geliebt hat als ich meinen Schleifer liebe. Das Gewissen ist nun einmal plötzlich u schrecklich in mir erwacht, u Alles mahnt mich an meine Schuld. Also praeviam veniam bitt' ich mir von Dir aus, mein theurer Freund, und nun erst fahr' ich fort in meinem Briefe. Du hast mir Deinen lezten Brief nach Stuttgart geschrieben. Das war ein herrlicher Brief voll feuriger Freundschaft; ich habe jedes Wort in mein Herz gedrückt, — u doch bisher nicht beantwortet — wirst Du denken. Das thut nichts, mein Schleifer ! ich habe jeden Tag an Dich gedacht, u tausendmal von Dir gesprochen. Du hast auch im Würtembergerlande Freunde. Ich führe Deine Gedichte mit mir, und habe manchem Edlen daraus vorgelesen und das Herz damit erwärmt. Nächstens wird in den Blättern für literarische Unterhaltung (Leipzig bei Brockhaus) eine Recension darüber erscheinen von einem der geachtetsten Männer der deutschen Literatur. Man kennt unsere Österreicher hier viel zu wenig. Nahmen wie Leitner, Weissenbach etc. sind ganz unbekannt. Darum hab' ich vor, in den Heidelberger literarischen Jahrbüchern eine Reihe von charakterisirenden Aufsätzen über

österreichische Dichter erscheinen zu lassen; in der Folge aber wäre ich geneigt, den von Seidl einmal flüchtig geäuszerten Plan einer östreich. Anthologie aufzugreifen u auszuführen. Meine Gedichte werden eben gedruckt, u binnen einigen Wochen fertig. Ich hoffe Dir Dein Exemplar zum Osterei zu schicken, oder am Ende selbst zu bringen.

Ich weisz vor der Hand nichts von meiner Zukunft, rein nichts; das hängt ab von den Verhaltnissen, die sich in meinem nun sehr bewegten Leben täglich anders gestalten konnen. Ich bin uberhäuft mit literarischen Arbeiten. Die Leute haben mich hier gerne und wunschen von mir zu lesen. Reisen ins Ausland ist für jeden Dichter nothwendig, wie ich glaube; da lernt man sich am besten selbst kennen; für einen Östreicher aber ist es das dringendste Bedurfnisz. Diese meine Reise hat mir für mein ganzes Leben eine feste Haltung in meinen literarischen Bestrebungen gegeben. Verbindungen mit mehreren Buchhandlern und Zeitungsredaktionen hab' ich geschlossen, u mir auf diese Weise mehrere Wege bereitet, mein Wort in die Welt wandern zu lassen. Lezteres ist von grosser Wichtigkeit für jeden der da schreibt. In Östreich ist man in dieser Hinsicht leider ganz verlassen. Die Östreicher (a potiori) glauben nicht, dasz einer ihrer Landsleute was kann, wenn es nicht die Auslander früher gesagt haben. Laszt aber dieser ihr Landsmann sein Werk in Östreich drucken, so nehmen die Auslander keine Notiz davon, sagen also auch nichts daruber, u die Sache bleibt beim Alten, u. die Talente verkummern. Hätt' ich Deine Gedichte nicht mitherausgebracht, man wüszte noch kein Wort davon. Selbst Manner wie Uhland, Schwab etc. erfahren nichts von uns. Darum ist das Reisen gut. Schicke mir doch auch wieder Gedichte von Dir. Der vordem Went-sche Musenalmanach wird nun von Schwab und Chamisso gemeinschaftlich herausgegeben. Ich bin um Beitrage ersucht von mir u. meinen poetischen Freunden. Ich wende mich also an Dich, lieber Schleifer, u durch Dich an meinen lieben Schwager. Ich glaube nämlich dasz Du ihm eher schreiben wirst, als

ich, denn ich will vorerst eine Antwort von ihm abwarten. Lasset also was ihr in diesen Almanach geben wollt so bald als möglich in Wien die Censur passiren, und sendet mir es nach Heidelberg. Bis Ende März oder Anfang April musz ich die Beiträge haben. Sollte die Zeit zur Censirung zu kurz seyn, so schicket es anonim oder pseudonim. Nun naht der Frühling. Da wird es wieder schön in Deinen Bergen, und ich hätte gar grosse Lust, einige Wochen bei Dir zu leben. Wir haben uns schon so lange nicht gesehen. O Schleifer, wie kurz ist das Leben! Die Zeit seit unserer Trennung scheint mir kaum ein Tag, so schnell ist sie dahin gefahren, und doch ist sie so lang, ein bedeutender Theil unseres Lebens. Wenn ich das recht bedenke, so möchte ich alle Literatur zum Teufel werfen und Tag u Nacht forteilen nach Gmunden zu Dir, Geliebter! Ich sehe Dich noch vor mir stehen, als ware es gestern, mit Deinem ernsten warmen Freundesblick, der mir mit stillen Segnungen folgte als ich Dich verliesz, und den Nachen bestieg, der mich über den lieben Traunsee fuhr auf lange, lange! und Deine liebe, gute Frau wie sie mir das lezte Frühstück gab, den Kaffe mit ihrer unendlichen Gutmütigkeit einschenkte, und stille Wünsche für meine gluckliche Wanderschaft aus vollem Herzen dazugosz. War' ich doch jetzt schon bei Euch! Was machen Deine lieben Kinder? Was machen meine Freundinnen in Gmunden? Die gute Frau Wolf, ihre Nani mit dem schönen Ernste; die arme (wie Du mir schriebst bleiche) Resi? Denken sie Alle noch meiner? Des unsteten Menschen ohne Hütt' und Herd, aber nicht ohne warme Erinnerung an die, so ihm einmal im Leben mit Liebe begegnet. Grusse mir die Guten recht herzlich. War Schurz im Herbste nicht bei Euch? Doch hätt' er mir das wohl geschrieben. —

Nachstens, das heiszt im Monat Mai, will ich nach München gehen. Justinius Kerner ist ein enger Freund des berühmten Naturforschers Schubert Prof. in München. und gibt mir Empfehlung an ihn. Ich habe da wieder eigene, ganz kuriose Plane, und von dort aus komm' ich vielleicht zu Dir, mein

Schleifer, auf einige Wochen. Dann wollen wir wieder schöne Tage verleben am Gestade des Traunsees. Gmunden ist mir doch die liebste Gegend auf Erden, und dasz ich in dieser Gegend diesen Freund habe, dafür danke ich den Göttern, die sonst mit solchen Combinationen neidisch sind.

Sollt' ich Dir nicht ein Gedicht von mir zum lebewohl geben? Hier hast Du's.

Die Wurmlinger Kapelle

(bei Tübingen) (1).

Ich habe Dir gerade dieses Gedicht geschrieben, weil die Jungfrau Maria von jeher deine liebe Patronin ist.

Mit ewiger Liebe

Dein Niembsch.

Tausend Herzensgrüsse an Deine
liebe Frau, lieben Kinder. »

---

(1) Die Varianten geben wir im zweiten Bande. Lenaustück, m.

XXV

Letzte Lyrik für die erste Ausgabe.

Februar-März 1832.

Die Tränen. — Abschied. — Der Maskenball. — Liebesfeier. — Der Greis.

Die Gedichte verschiedenen Inhalts, die wir unter dieser Überschrift einreihen, erschienen noch in der ersten Ausgabe von 1832. Sie sind kurz vor dem Druck, der Ende März 1832 begann und am 19. Mai fertig war, entstanden. « Was ich an Gedichten bis Ende März zusammenbringe », schreibt Lenau am 16. Februar an Schwab, der die Sorge um die Herausgabe auf sich genommen hatte, « ist Dein mit Stumpf und Stiel » (86). *Dein* heisst hier : bestimmt zur Aufnahme in die erste Sammlung. Und nun meldet Lenau, dass er noch einige andere Gedichte vorhabe, mit denen er bis Ende März fertig zu werden hoffe. Die genaueren Angaben, die er darüber macht : « Das eine : Sehnsucht nach Offenbarung; das andere eine Szene aus dem Leben der Zigeuner und Edelleute in Ungarn; dann Mondlieder u. s. w. » decken sich nicht mit seiner wirklichen dichterischen Tätigkeit. Ein Fragment in Prosa *Sehnsucht nach Offenbarung* veröffentlichte M. Koch (1).

Den Plan eines Operntextes, wozu ein Kapellmeister ihn aufgefordert, liess Lenau nach einigen Versuchen liegen, weil die Gestalten sich zu voll und ernst hervordrängten, so, dass

(1) Lenaus Werke in *Kürschners deutscher Nationalliteratur*. I, 444 f.

sie nicht wohl singen könnten (86), weil sie zu derb und heftig ausfielen (87). Gleichzeitig macht er den zweiten — und nicht den letzten Versuch — zu einem Trauerspiele, das er noch während des Sommers fertig zu bringen hoffte (87). Daneben ging die Arbeit an dem Nachtstück *Die Marionetten* und am Romanzenzyklus *Klara Hebert*, der noch rechtzeitig vollendet wurde zur Aufnahme in die erste Sammlung.

Die Gemütsruhe und Ergebung Lenaus zu Beginn des Jahres 1832 spiegelt das Gedicht **Die Tränen** (115) deutlicher als jedes andere wider. Das Lied *quillt ihm sanfter* (Vs 8), *linde* ward ihm *die Verzweiflung fortgespült* (Vs 12), *Friedensboten* nahen dem *Wildumdrohten von Orkan und Wetterschein* (Vs 13-15), sein *Herz, war's auch gequalt*, verlernte doch nicht *zu klopfen dieser schönen Gotteswelt* (Vs 22-24). Das Loblied auf die Tranen von Julius Kraus, das am 1. August 1831 im Morgenblatt erschien, mag Lenau auf den Stoff aufmerksam gemacht haben. Mayer (S. 168) teilt mit, dass Lenau das Gedicht Uhland vorlas. Reynaud (1) versetzt es in das Jahr 1831. In die trostlose Stimmung zu Ende 1831 passt es nicht hinein, vorzuglich jedoch in den Seelenzustand zu Anfang des Jahres 1832. Besuche bei Uhland sind nicht nur aus dem Jahre 1831 berichtet — Ende August und um Weihnachten — sondern auch aus dem folgenden. So schreibt am 15. April der Pole Matuszinski an Kerner: « Niembsch fahrt übermorgen nach Tubingen » (2). Es war dies vielleicht Lenaus Abschiedsbesuch bei Uhland vor der Amerikareise. Bei der Vorlesung des Gedichtes ausserte Uhland, Lenau unterbrechend, er sei begierig zu wissen, was für ein Reim auf das Wort *Olung*:

Weint ich ihm die letzte Ölung

(Vs 41)

---

(1) *These auxiliaire*, Nr 41.

(2) *Kerners Briefwechsel*, Nr 395.

kommen werde. Die Lösung :

Doch in seines Auges *Höhlung*

(Vs 43)

überraschte ihn angenehm. Trotzdem war Lenau sehr ungehalten, weil Uhland den Eindruck des Ganzen ausser Acht lassend, seine Aufmerksamkeit auf einen solchen Nebenpunkt gelenkt hatte (1).

Ein Vorklang der Amerikareise ist das politische Gedicht **Abschied** (121), das in den Ausgaben von 1832 und 1834 den Untertitel *Lied eines auswandernden Portugiesen* trug. Dadurch wird ihm ein Bezug auf die Knechtung Portugals durch Don Miguel, die eine massenhafte Auswanderung nach Amerika veranlasste, gegeben. Persönliches liegt nicht nur in dem Reisebeschluss, sondern auch in der Schilderung der Metternichschen Gewaltherrschaft in Österreich. Eine Stelle aus dem Briefe an Braun von Braunthal vom 17. Februar 1831 setzt Lenau hier in Dichtung um : « Ja das Land! das Land ist göttlich, noch göttlicher durch den Kontrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinaufklettern zu hohen Gedanken und Empfindungen » (58). Grün (S. 22) bemerkt, dass man dies Abschiedslied eines Auswandernden schon in Lenaus Studentenzeit, nur in etwas derberen Kraftausdrücken, durch seine mündlichen Äusserungen vorklingen hörte, und dass schon damals sein idealer Republikanismus in den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Land der Verheissung erblickte. Ausdrücklich sagt Grün bei derselben Gelegenheit, dass Lenau sich schon als Student in Wien mit Auswanderungsplanen trug. Dasselbe weiss auch Schurz (I. 114), der dem Plane die praktische Absicht unterlegt, ein gutes Geschäftsunternehmen zu

---

1) Mayer. S. 168.

machen. Bestätigt wird Grüns Mitteilung durch Lenaus Äusserung zu den Schwabs, die er ihnen gleich nach seiner Ankunft tat, er habe mit einigen guten Freunden, denen die österreichische Politik unerträglich, beschlossen, in die neue Welt hinüberzugehen. Die neueren Biographen übersehen fast sämtlich die Mitteilung von Schurz und Grün und verlegen den Entschluss zur Amerikareise in die schwabische Zeit. Manche können sich nicht genug über diese « kuriose » Idee wundern. Diese « Zwangsidee », meint Rahmer (S. 76), « mag wenigstens zum Teil auch auf die Krankheit zu schieben sein ». Als einen « Zwangstrieb » fasst auch Sadger den Gedanken auf. Lenau *muss* nach Amerika hin, weil er den Grunejungentraum seines Freundes Kövesdy, der als dreizehnjahriger Bursche den Plan gefasst und auszuführen begonnen, verwirklichen wollte [1]. In Wirklichkeit tat Lenau nur, was vor ihm tausend und abertausend seiner Zeitgenossen getan: er folgte einer allgemeinen Zeitströmung, die gerade in Schwaben machtiger war als anderswo. Auch in den Kreisen der Heidelberger Studenten waren Auswanderungsplane an der Tagesordnung.

Im Gedichte *Abschied* beruhrt Lenau nur die politischen Motive der Reise :

> Du neue Welt, du freie Welt,
> An deren blütenreichem Strand
> Die Flut der Tyrannei zerschellt,
> Ich grüsse dich, mein Vaterland!
>
> V. 21-24.

---

(1). « Ein zwolfjahriger Schulknabe, dessen Einbildungskraft durch greifkolorierte Indianergeschichten bis zur Siedehitze entflammt ist, hätte kaum unvorsichtiger, phantastischer, blauer und unvernunftiger handeln konnen als der doch sonst so scharf sehende Dichter. » Sadger (S. 43). Auch Greiner (S. 64) sieht in dem Plane « unglaubliche Kindlichkeit ». Castle (S. 46) führt ihn auf den ungunstigen Einfluss der Schwaben zurück.

Die poetischen Motive streift er neben den politischen in dem Polengedicht **Der Maskenball** (80), das er dem Schwager Schurz im Briefe vom 21. April als neuentstanden bezeichnet (94). Die Veranlassung dazu gab einer der Bälle in Öhringen, denen Lenau während seines Aufenthaltes bei Kerner in Weinsberg beiwohnte. Das Mädchen, das ihm als die Polonia erschien, war Hannchen Griesselich, Schwägerin des Darmstädter Advokaten und Schriftstellers K. Buchner, die im Jahre 1840 einen tragischen Tod fand. Wir erfahren dies aus einem Briefe Lenaus vom 6. April 1840 an den Dichter und Geschichtsschreiber Ed. Duller : « Empfehlen Sie mich schönstens Ihrem von mir herzlich hochgeachteten Freunde K. Buchner. Das schreckliche Ende seiner liebenswürdigen Schwägerin wurde mir in Stuttgart erzählt. Hannchen Griesselich war das in meinem Gedichte *Der Maskenball* geschilderte Polenmädchen. Sie erschien mir, unter den Tänzern verschwindend, als die Polonia, wie sie aus dem historischen Weltreigen verschwunden. Nunmehr hat die Unglückliche meine Symbolik auf eine mich erschütternde Weise vollendet. Polen starb wie sie » (670).

Der Schluss des Gedichtes legt Zeugnis ab von der Umwandlung, die sich inzwischen bei Lenau bezüglich des amerikanischen Reiseplanes vollzogen hatte. Je materieller die Unterlage der Amerikareise wurde, desto dichterischer gestaltete sich in seiner Phantasie der Zweck. Wir erwähnten, dass Lenau sich mit einem Eintrag von 5000 Gulden in eine Aktiengesellschaft einschreiben liess, die ihm tausend Morgen amerikanischen Landes sicherte. Er braucht jetzt nicht mehr zum Lebensunterhalte an eine Professur zu denken. Fortan will er nur noch seine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken, den ungeheuren Vorrat der herrlichsten Naturbilder dichterisch ausbeuten, Niagaralieder singen u. s. w. Er berauscht sich an dem Gedanken, dass ihm mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt der Poesie aufgehen werde, dass der Ruf des Niagara alle in ihm schlummernden Kräfte wecken werde. Er überzeugt sich, dass die Reise notwendig zu seiner poetischen Ausbildung gehöre.

« Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck, alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemütes betracht ich als Mittel dazu » (89). Der amerikanische Aufenthalt wird ihm auch das Mittel geben, sein « Herz durch und durch in Schmerz zu mazerieren, in Sehnsucht nach den Geliebten » (89). Diese eigenwillige Selbstmarterung soll schöne Blumen der Dichtung erzeugen. Eins der wichtigsten Selbstbekenntnisse Lenaus ist eben dieses, das er im Briefe vom 13. März 1832 an Mayer in die drastische Form fasst : « Erinnerst Du Dich an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling ans Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenns nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr » (89). Wichtig ist diese Wandlung zunächst im Verhältnis zu Lotte, weil sie viel zur Erklärung beiträgt, dass er die Geliebte in Amerika im Herzen behielt, und dass die Lotte-Dichtung nach der Amerikareise von neuem zu blühen begann.

Alle bisher veröffentlichten Zeugnisse zeigen uns die schwäbischen Kreise allereifrigst bemüht, Lenau den Gedanken der Amerikareise auszureden. Dem stehen andere, bisher unbekannte, gegenüber. Am 15. September 1831 schreibt Sophie Schwab an Lucie Meier, sie hätte gar grosse Lust, mit ihren Kindern englische Stunden zu nehmen, « denn wenn es uns schon nicht ganz Ernst ist mit Amerika, so kann man doch eben nicht wissen, welche Zeiten kommen, und es ist gut, wenn man für den Nothfall eine Zuflucht hatte » [1]. Kerner, der so viel über Lenaus « amerikanischen Damon » redet, der diesen sogar gesehen haben will, — einen haarigen Kerl, mit einem langen Wickelschwanz und einem faltigen Beutel am Bauch » (89), der Lenau immer von den Urwäldern zuflüstere und ihm keine Ruhe lasse, Kerner schreibt zu gleicher Zeit (März 1832) an

[1] Liege im Drucke bei Ernst (S. 104 ff.) ausgelassene Stelle.

Mayer : « Es ist sehr wahrscheinlich, dass ich auf das nächste Frühjahr auch dahin abgehen werde », was Mayer im Drucke (S. 64) ändert in : « wer weiss, ob ich nicht... ».

Den Gegensatz zwischen dem unter dem Joche der Tyrannei seufzenden Europa und dem freien Amerika drückt Lenau nur in der Poesie aus. J. Minor hat darauf hingewiesen [1], dass die Betrachtung der jungdeutschen Aufrufe von Heine und Börne zum historischen Verständnis dieser Auffassung gehört, und dass sogar die Vorstellungen von der amerikanischen Natur, ihrer exotischen Farbenpracht zum Teil auf Börne zurückgehen, der in seinen *Fragmenten und Aphorismen* (Nr 134) von den Riesenströmen und Urwaldern Amerikas schwärmt.

Der eigentliche Begründer der Auswanderungsidee in Deutschland war jedoch der Bonner Arzt Gottfried Duden, dessen phantastische Reisebeschreibung [2] Lenau seinen Verwandten in Wien zum Lesen anempfahl, wenn sie ihn in Gedanken auf der Reise begleiten wollten (91). Seine Ansichten über Amerika holte sich Lenau bei Duden und nicht nur diese, sondern fast alle Einzelheiten seiner Schilderungen in den Briefen aus jener Zeit. Sogar seine Dichtung hat Duden beeinflusst. Fast wörtlich ist, wie Mulfinger bemerkt, eine Stelle der Schilderung Amerikas im *Maskenball*, wie die erste Fassung in der Ausgabe von 1832 sie aufweist, Duden entnommen. Duden erwähnt (S. 110) die von Schlingpflanzen umschmiegten Blumenbäume und schreibt : « Am Fusse des Berges empfingen uns die Wälder, und hier waren wir alsbald von Myriaden fliegender Leucht-

---

[1] *Göttinger Gelehrte Anzeigen*, Jahrg. 158, I. 664.

[2] *Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas* Elberfeld, 1829. Die Schrift des österreichischen Vermittlers zwischen Deutschland und Amerika Sealsfield-Postl, *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach ihren politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet*, die 1828 erschien, las Lenau vielleicht noch in Wien.

käfer umglänzt, die das Licht des nächtlichen Himmels ganz entbehrlich machten ». Lenau singt :

> Wo Leuchtkäfer, Miriaden,
> Um die Schlingeblumen fliegen,
> Die sich an die Bäume schmiegen. (1)

Die Verquickung des Themas Polen mit dem Motive Amerika im *Maskenball* ist nicht ohne Untergrund in der Wirklichkeit. Den polnischen Flüchtling Matuszynski, der wie mancher andere bei Kerner Unterkunft gefunden, wollte Lenau mitnehmen nach Amerika, und der Umgang mit den Polen trug mit dazu bei, ihm Europa zu verleiden.

Nach einer von Mayer (S. 58) wiedergegebenen, in Kerners Briefwechsel (Nr 392) unterdrückten Stelle eines Briefes von Kerner an Mayer vom 11. Marz 1832 dichtete Lenau gar nichts während seines Weinsberger Aufenthaltes in der ersten Halfte des Monates Marz ; auch seine Tragödie liess er liegen, schreibt Kerner. Vom 14. bis 18. war er wieder in Heidelberg und schreibt von dort am 16. Marz an Schurz : « Bei uns regt sich der Frühling schon gewaltig » (91). Dieser fruhzeitige Fruhling zeitigte das Gedicht, das in der ersten Ausgabe *Im Frühling* überschrieben ist, von 1834 an jedoch **Liebesfeier** (58) betitelt ward.

Es ist ein wurdiges Seitenstück zum Gedichte *Der Lenz*. Wieder sind die ursprünglichen Bilder gesucht gescholten worden : die Lieder der Lerche, die *bunt* und eine Leiter sind, ihr Flug ein *Klettern*, ihr Lied ein *Schmettern*, Wald und Flur *Altäre* der Freude, die Freude der Herzen ein *Festgelaute*, die Rosen *angezündete Kerzen*, die Natur ein *Dom*, der grune Laub- und Grasschmuck *Smaragdleuchter*, das Frühlingsleben und die Lebenslust ein *Opferstrom*. Wir bewundern, wie treff-

---

(1) Nach Vs 104 im Erstdruck *Morgenblatt*, 1832, Nr 142 und in der Ausgabe 1832. — Siehe Mulfinger, *Americana-Germanica*, I, Nr 2, S. 24.

lich die sinnige Darstellung des Frühlings als eine Liebesfeier durchgeführt, wie alles in Beziehung zu dem Feste gebracht, wie die Natur beseelt und verklärt wird.

Reynaud (1) meint, das Gedicht sei in Neustädtle bei Waiblingen entstanden, wo Lenau im Frühling ein paar Tage in Mayers Gesellschaft weilte, und wo ihm, wie er am 2. Juli an Emilie Reinbeck schreibt, manches Bild, mancher Einfall zugeflogen (106). Vor dem 19. April war das Gedicht jedoch bereits in der ersten Ausgabe gedruckt: der Besuch bei Mayer fällt später.

Ein intimer Verkehr bahnte sich während Lenaus Aufenthalt in Stuttgart, von Ende März bis zum 22. Mai 1832, mit der Familie Hartmann-Reinbeck an. Am 4. Mai schreibt er an Kerner: « Bei Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich. Das sind herrliche Leute, mir ist unendlich wohl unter ihnen » (97). Das Oberhaupt der Familie, den Geheimen Rat Georg August von Hartmann (1764-1849), schildert er am 19. Mai seinem Schwager als einen « grossen, stattlichen, sehr ernsten und ebenso gutmütigen Mann » (99). Ihm widmet er das philosophische Gelegenheitsgedicht **Der Greis** (150), das auch bereits vor dem 19. April in der ersten Auflage der Gedichte gedruckt war. Grundverschieden ist hier die Weltanschauung von dem *es ist halt nichts*. Im Garten geniesst der Greis *des Tages süsse Neige* (Vs 4). Seine Enkel umspielen ihn wie *selige Jugendträume* (Vs 16). Ein Knabe bringt ihm eine Blume. *Ernstes Sinnen* (Vs 27) überfällt ihn beim Betrachten derselben :

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren.

(Vs 29-32.)

---

(1) *These auxiliaire*, N° 54.

Es ist Spinozas Körperlehre im zweiten Teile der *Ethik*, die hier poetisch wiedergegeben ist. Alle Dinge sind Modi der einen Substanz, sie drucken alle dasselbe eine Wesen aus. Jedes Ding ist zugleich Seele und Körper. Beseelt ist nicht nur der Mensch, sondern alle Wesen, wenn auch in verschiedenem Grade.

Als fühlt er sich gar nah verwandt
Der Blume, erdentsprossen,
Als hätte die Blum ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

V. 33-36

Diese Verse spiegeln, im Zusammenhange mit der Körperlehre, Spinozas Lehre von der Ordnung der Dinge wider. Wie auch die Dinge beschaffen sein mögen, es gibt in ihnen nur *einen* Zusammenhang, nur *eine* Ordnung: die der wirkenden Ursachlichkeit. Jedes einzelne Ding, auch der Mensch, ist nur ein Glied in der Kette der Dinge.

Ganz spinozistisch gedacht ist auch die Schlussstrophe:

Schon spürt er im Innern keimen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Vom menschlichen Körper unterscheidet sich die Blume nur in Ansehung der Bewegung und Ruhe, nicht in Ansehung der Substanz. Das *stille* Pflanzenleben entspricht den spinozistischen *nicht bewegten* Körpern. Der Greis ahnt, dass das Band, welches die vielfachen *corpora simplicissima* zusammenhält, aus denen nach Spinoza der menschliche Körper zusammengesetzt ist, sich bald lösen wird, und dass nach seinem Tode diese einfachen Körper in neuen Verbindungen andere Körper erzeugen werden. Es ist die Lehre Spinozas von der fortschreitenden Zusammensetzung und der wechselseitigen Kausalität der Körper.

Auf den Gedanken des Gedichtes mögen Lenau Jacobis, wenn auch sehr abweichende Verse *Der Alte an die Rose* (1) gebracht haben. Ein Greis wünscht der Rose ein pochendes Herz mit allgewaltiger Liebe in die Brust. Belebt würde die Rose sich wohl vom alten Manne abwenden, denn nur ein jugendlich-blühendes Angesicht könnte ihr gefallen. Jedoch entehrt der Lobgesang des Alten die Blume nicht, entehrt sie nicht :

> Wenn sich dann der ersten Spiele
> Unter Blumen, dann der seligsten Gefühle
> Süsses Angedenken ihm erneut.

Die Rose möge fortbluhen, und findet sie ein Jüngling, so möge er sie mit der zartesten Sorge pflegen. Ihm, dem Greise, gewähre sie nur noch, dass er vor dem letzten Dämmerscheine sein Auge an ihr weide, dass er, neben ihr stehend, nicht sein nahes Grab, nur seinen Himmel sehe.

Vielleicht sind ausser dem Lobgesang auf die Tränen sämtliche in diesem Kapitel angeführten Gedichte in der zweiten Hälfte des Monates März gedichtet. Im Februar ist sicher für die Lyrik wenig abgefallen. Der Dichter arbeitete an seinem Operntext, an seinem Trauerspiel, an den Marionetten, an Klara Hebert.

Das Trauerspiel, *Barbara Radziwill*, beschäftigte ihn bis zu seiner Abreise. Wie er den Polenaufstand lyrisch verherrlicht, so wollte er dem unglücklichen Volke auch ein dramatisches Denkmal setzen; später griff er den Plan wieder auf, und seine Freundin Emilie Reinbeck musste ihm zu diesem Zwecke manche alte Chroniken durchlesen und ausziehen. Nach einem polnischen Stoffe sah er sich auch in den Romanen von Ferd. von Oppeln-Bronikowski um, dessen Werk « Der gallische

(1) Jacobi, Werke VI, 205.

Kerker » (Dresden, 1827) ihm Motive zu *Klara Hebert* lieferte und wohl die Anregung zur Behandlung des Stoffes gab (1).

Auch dieser Romanzenkranz ist eine Apologie des polnischen Heldentums im Gegensatz zur kleinlichen, heuchlerischen Tyrannei des Vaterlandes Österreich. Züge von Lotte Gmelin hat der Dichter für die Gestalt der Klara Hebert verwertet. Sie ist weit gepriesen im Lande, nicht nur ihrer Schönheit wegen, auch :

Ob des Herzens Wundergüte

(Vs 184).

Still und einsam (Vs 739) wandelt sie

Ihres Grams geheime Pfade

(Vs 740).

Froh und freundlich erscheint sie tagsüber gegen jeden :

Wenn sie endlich kann allein sein,
Ist sie abends um so trüber.
Ist ihr auch das Glück der Liebe
Wie ein Traum vorübergangen.
Werden doch in stiller Sehnsucht
Täglich blässer ihre Wangen.

(Vs 723-729).

An persönlichen Zügen ist auch kein Mangel. Der Seemann, der in Klaras Gasthof einkehrt, wird ergriffen :

Schmerzlich **von der Liebe Ahnen,**
Die für immer er verloren
Auf den sturmbewegten Bahnen.

(Vs 198-200).

---

(1) Dieser weist auch vielfache Verwandtschaft auf mit dem Textbuch von Beethovens *Fidelio* (1805). Wie Richelieu Johann Kasimir hasst und ins Gefängnis werfen lässt, so hasst Dolkarre Ferdinand und lässt ihn gefangen nehmen. Wie Klara Hebert so verkleidet sich Ellinore (Fidelio) als Mann. Johann Kasimir soll auf Befehl Richelieus im Gefängnis ermordet werden ; denselben Befehl gibt Dolkarre bezüglich Ferdinands. Klara Hebert erscheint mit einem Gewehre und rettet vorläufig ihren Geliebten ; ganz dasselbe tut Ellinore. König Ludwig befiehlt, Johann Kasimir in Freiheit zu setzen ; der Minister des Textbuches ordnet die Befreiung Ferdinands an.

Die Züge des fremden Fürsten sprechen :

Tiefen Ernst und süsse Schwermut
(Vs 213.)

schüchtern, still beklommen (Vs 208 f.) empfängt ihn das Mädchen. Lange wandeln die Liebenden nebeneinander *stumm* (Vs 224) :

Mit verschwiegenem Gefühle.
(Vs 226.)

Auch der Grundgedanke der Lotte-Lieder, der der Entsagung, findet sich wieder in den zwei Eingangsstrophen der Romanze *Die Sehnsucht* (Vs 669-676), die mit dem Verse schliessen :

Träume müssen ja verblühen.

Lenaus damalige Zweifelsucht, über die das Zureden der Schwaben nur wenig vermochte, beleuchtet scharf die vierte Strophe der Romanze *Der nächtliche Gang* :

Ein Verrauschen, ein Verschwinden
Alles Leben! — doch von wannen? —
Doch wohin? — die Sterne schweigen,
Und die Welle rauscht von dannen.
(Vs 81-84.)

In der zweiten Ausgabe von 1834 setzte der Dichter diese Verse als Motto zu der Abteilung *Leben und Traum*. Sie erinnern stark an Heines Gedicht *Fragen*, dem siebenten des zweiten Zyklus der *Nordsee* :

Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
. . . . . .
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
. . . . . .
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt.

* * *

Unsere bisherige Darstellung umfasst sämtliche Gedichte, die in der ersten Ausgabe des Jahres 1832 erschienen, darüber hinaus vier Gedichte der zweiten Auflage von 1834, zwei aus dem Nachlass, elf aus der Nachlese und ein bisher unbekannt gebliebenes.

Der Druck der ersten Ausgabe begann Ende März nicht, wie Schurz (I, 124) mitteilt, infolge verspateter Lieferung der Handschrift, sondern wegen Krankheit des Cottaschen Faktors. Unrichtig ist Lenaus Mitteilung an Schurz vom 12. Januar 1832, die Gedichte seien unter der Presse, sowie die ahnliche an Schleifer vom 7. Februar. Sehr ungehalten war Lenau uber die Verzogerung des Druckes. Am 16. Februar beklagt er sich bitter Schwab gegenuber, will von dem Vertrage abstehen und das Manuskript zuruckziehen. Den Beginn des Druckes meldet er Schurz erst am 1. April; am 21. April waren zehn Bogen fertig, am 19. Mai war der Druck beendet: «450 Exemplare auf Prachtpapier, 600 auf schonem Druckpapier» [1]. Da der Zeitpunkt der Ostermesse, auf den der Verfasser gerechnet, verstrichen war, gab Cotta den Band erst zur Michaelismesse heraus, als der Dichter schon auf hoher See schwamm.

Schwab fand die 272 Seiten 8° umfassende Sammlung sehr massig [1]. Ohne den Romanzenkranz *Klara Hebert* sind 23 Gedichte des Bandes erst in Schwaben, in der kurzen Zeit vom August 1831 bis April 1832, entstanden. Dem Umfange nach ist fast die Halfte des Bandes in Schwaben geschrieben, das literarische Reisegut, das der Dichter aus Wien mitbrachte, reichte zu einer ansehnlichen Sammlung nicht aus. Nur die Abschnitte *Heidebilder* und *Oden* bringen ausschliesslich in Österreich entstandene Gedichte. Grosstenteils in Schwaben verfasste Dichtung ist die zweite Abteilung, *Lieder der Sehnsucht*.

---

[1]) KLUPFEL, S. 176.

Von chronologischer Ordnung ist fast keine Spur in der Sammlung zu entdecken. Sie beginnt mit dem *Gefangenen* aus dem Jahre 1831, darauf folgen die jugendlichen *Fragmente*, und so geht es weiter in einem die Zeitfolge verdeckenden Durcheinander bis zum letzten Gedichte *In der Nacht*, das aus dem Jahre 1825 stammt. Nur ganz vereinzelt, wie in der Nacheinanderstellung von *Schilflieder* und *Winternacht*, *Reiseempfindung* und *Nach Süden*, ist die chronologische Reihenfolge gewahrt.

Kunterbunt durcheinandergeworfen erscheinen die Liebesgedichte. Die an die Pressburgerin sind auf zwei Abschnitte, die an die künftige Geliebte auf drei, die an Berta auf vier, die an Lotte Gmelin auf drei Gruppen verteilt.

In der Anordnung zeigt sich die künstlerische Absicht, Gedichte eines gleichen oder ähnlichen Stimmungsgehaltes zusammen zu stellen und innerhalb derselben eine Steigerung der Wirkung zu erzielen. Darum beschliessen z. B. die *Schilflieder* und *Winternacht* die *Lieder der Sehnsucht*, *Die Heideschenke* die *Heidebilder*, *In der Nacht* die *Oden*. Von einem hohen Kunstwerke der Komposition, wie man sie genannt, scheint mir jedoch die erste Ausgabe ziemlich weit entfernt. Die umfangreichste Abteilung ist die mit der nichtssagenden Überschrift *Vermischte Gedichte*, und schwer ist es wohl, einen künstlerischen Grundsatz zu entdecken für die dortige Einreihung von Frühlingsliedern und Liebesgedichten. Am besten ist dem Dichter noch eine künstlerische Gliederung in den auch glücklich überschriebenen *Liedern der Sehnsucht* und *Liedern der Vergangenheit* gelungen.

Ein Vergleich der in Österreich geschriebenen mit den in Schwaben verfassten Dichtungen berechtigt nicht zu dem Schluss, dass der Einfluss der schwäbischen Dichter auf Lenau ein ungünstiger war. Schon allein die Lottedichtungen, namentlich die Schilflieder, verglichen mit den Gedichten an Berta, führen zu einem ganz entgegengesetzten Ergebnis. Heilsam für den Menschen und Dichter war der Verkehr mit Uhland, Mayer,

Schwab, weniger allerdings der vertrauliche Umgang mit dem Melancholiker und Geisterseher J. Kerner. Tonangebend für die Verunglimpfung der Schwaben ward Grillparzers *Nachruf (An Nikolaus Lenau)* [1], worin die Schwaben als Treibhausdichter, die unter Glas bleiche Pflanzen zogen, als alte Sparren und Narren, sogar als Opiumtrinker gebrandmarkt werden, die den *armen Mann* Lenau berauscht und schliesslich vergiftet haben. Die richtige Antwort auf diese Auffassung, die wenn auch in milderer Form ausgedruckt, die österreichische Lenauforschung beherrscht [2], hat soeben R. M. Meyer [3] gegeben, dem ich voll und ganz beistimme, ausgenommen in der Meinung, dass die Schwaben Lenau dahin brachten, in seiner « virtuosen Pose zu verharren ». Dieser Ansicht tritt sogar der so stark gegen Lenau voreingenommene Grillparzer entgegen, der im genannten Gedichte ausführt, wie Lenau in *alter österreichischer Treue* zu *ehrlich* war, um das Übermass der schwabischen Bewunderung ohne weiteres einzustreichen und ruhig zu geniessen, sondern alles dransetzte, dieses Lob wirklich zu verdienen :

> Dass du ein Ehrenmann, hat dich getötet,
> Dass du kein Tor, war deines Wahnsinns Grund

---

(1) Grillparzer, Werke I, 126 f.

(2) S. Castle, S. 46.

(3) *Grillparzer über Lenau* in den Philologischen Beiträgen zur Geschichte der ungarisch-deutschen Beziehungen hrsg. von R. Gragger. — Festschrift für Prof. Gustav Heinrich. Budapest, 1912, S. 182-185.

XXVI

Auf der Reise nach Amerika.

Mai–Oktober 1832.

Mit unaufgeblühten Blumen. — Mit Orangen. — Theismus und Offenbarung. — Scharade. Auf ein Fass zu Öhringen. — Frühlings Tod. — Die Seejungfrauen. — Meeresstille. — An mein Vaterland. — Wandrer und Wind.

Unmittelbar vor seiner Abreise aus Stuttgart am 22. Mai 1832 sandte Lenau zwei Gelegenheitsgedichte an Emilie Reinbeck, die die neueste Nachlese vermehren. Das Frühlingsgedicht **Mit unaufgeblühten Blumen** (481) ist ein poetisches Begleitschreiben zu einem der Freundin überreichten Blumenstrausse, in dem er ihr, der leichterkrankten, und ihrer Mutter, der schwerkranken, die am 22. Mai starb, baldige Genesung wünscht.

Ein ähnliches Gedicht **Mit Orangen** (479) legte er einer Sendung dieser Früchte bei. Sie sollen Emilien:

> Den freien Blick erschliessen
> In weite Länderfern.

Dies tut der Dichter durch eine Schilderung südlicher Flora und Landschaft, die viel mehr Lokalfarbe hat, trotzdem er sie nie gesehen, als die der amerikanischen Natur, die ihm nichts Bodenständiges ablockt, weil sie ihm eben nicht zusagte.

Am 20. Mai besuchte Lenau Mayer in Waiblingen und am 21. machte er mit dem Freunde und dessen Sohne einen Spaziergang nach Esslingen. Auf demselben machte Mayer die Bemerkung, dass die Lerche sich nicht leicht auf einen Baum

oder Busch niederlasse, sondern unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieses zurückfliege. Hieraus bildete Lenau das Gleichnis **Theismus und Offenbarung** (156). Er schrieb die Verse nicht später, wie Mayer (S. 77) meint, sondern wahrscheinlich am 23. Mai in eins der eben fertig gedruckten Exemplare seiner Gedichte, das er dem Freunde mit den Begleitworten verehrte : « Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Esslingen im Mai 1832 Geschrieben in Waiblingen am Tage meines Abschiedes. » Schurz gibt in seinem Exemplar die Erklärung : « Etwa Sonntag den 21. An diesem Tage war Niembsch noch von Esslingen nach Stuttgart zurückgekehrt und dann von dort am 22. abgereist. » Lenaus Bemerkung « geschrieben in Waiblingen » deutet hin auf den 23. Mai, wo Lenau bei seiner Ausfahrt Mayer nochmals besuchte, der ihm auf dem Wege nach Weinsberg zu Kerner bis Besigheim das Geleit gab [1].

Die Reise von Stuttgart nach Amsterdam dauerte zwei Monate, weil der Dichter überall von Stuttgart bis Mannheim, wo er am 25. Juni das Schiff bestieg, noch eine « kleine Freundschaftsquarantane » (102) hielt. In Weinsberg bei Kerner blieb er bis zum 5. Juni, von dort zog er nach Heidelberg, den Weinsberger Aufenthalt abkürzend, weil er rechtzeitig in Heidelberg zu einer Hochzeit im Hause seines Freundes, des Bankiers Zimmern, des « lieben, ehrwürdigen, alten Juden » (90), dem er bis zu seinem Lebensende treue Anhänglichkeit bewahrte, eintreffen wollte. Noch einen guten Freund, seinen Tischgenossen den Juristen Zopfl, dem er gleichfalls bis zu seinem Tode treu blieb, hatte er dort. Der Frau Zimmern schrieb er bei seinem Abschiede am 13. Juni das einzige von ihm verfasste Rätsel **Scharade** (182) ins Stammbuch, dessen Auflösung *Vechtersteinach* ist. In Heidelberg beschäftigte ihn das angefangene Trauerspiel, das, wie er am 9. Juni an Mayer schreibt, täglich weiter reifte.

---

[1] Mayer, S. 79.

« gleichsam *sponte sua* in meinem Innern » (102). Dort denkt er auch nach über die « geheimnisvollen Gesetze der Kunst, und wieviel Gattungen der Poesie noch zu finden wären, so zum Beispiel einzelne Züge der Natur, wie sie uns vorliegen, ohne Versifikation, ohne Ausführung ins Genaue, bloss nebeneinander hingeworfen, gleichsam in poetischer Situationszeichnung » (101). Auf diese Weise entwarf er später manche Konzepte seiner Dichtungen.

In Heidelberg waren die letzten Vorposten der Liebe, drüber hinaus schon das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit (102). In Mannheim (14. bis 25. Juni) schrieb er das Zechlied **Auf ein Fass zu Öhringen** (103), das er am 23. Juni Kerner, am 27. Juni Schwab schickte. Die Sendung an Kerner begleitet er mit den Worten : « Hier erhaltst Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel. Möchte es ihm doch gefallen ! » (103). Aufklärung gibt Kerner in einem Briefe an Schurz vom 24. Oktober 1850 : « Von Weinsberg kam Lenau mit mir und dem Polen Matuszynski oft nach Öhringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann ; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Öhringen zu verfertigen. Es steht in seiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geschrieben und hängt an einem Fass des Einganges zu diesem grossen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er schrieb zu diesem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur ' Herr Onkel ' hiess, welcher Brief mir aber es ist mir arg !) verloren ging. Merkwürdig war mir, dass er in diesem Brief schrieb : ' er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, ' Herr Onkel ! Herr Onkel ! ' rufen ; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen » (1). Einen Besuch in Öhringen am 30. Mai

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 673.

beschreibt Lenau Emilie Reinbeck im Briefe aus Heidelberg vom 8. Juni 1832 (102). Emma Niendorf (S. 124) berichtet von einem Besuche des Öhringer Schlosses und Kellers am 22. Juli 1840, an dem Lenau teilnahm, und wiederholt dabei die Entstehungsgeschichte des Gedichtes.

Gleichzeitig mit dem Trinkliede sandte Lenau an Schwab **Frühlings Tod** (48) mit den Worten : « Hier send ich Dir zwei Gedichte, die auf meiner Reise entstanden sind. Das grössere hab ich in Mannheim geschrieben, das kleinere in meiner Kajüte. Mache damit, was du willst. Gib sie dem Morgenblatte oder Deinem Almanach; oder, wenn sie Dir nicht gefallen, lass sie liegen oder schicke sie vielmehr an den lieben Mayer, dass er sie auch lese, und begleite sie diesenfalls mit meinen herzlichen Grüssen » (104). Der Brief ist datiert : Auf dem Rhein, vor Mainz, 27. Juni 1832. Lenau schrieb folglich das Gedicht während der Fahrt von Mannheim nach Mainz. Emilien Reinbeck schickte er es am 2. Juli : « Ich wollt nicht schreiben, ohne Ihnen ein Gedicht zu senden. Hier haben Sie nun eines, mir das liebste, das ich je gemacht habe, und darum Ihnen geweiht, meine unvergessliche Freundin! » (105). Am 27. Juli ging es aus Amsterdam an Schurz ab : « Muss Dir wieder einmal ein Gedicht schicken : ' Frühlings Tod '. Dieses Gedicht sei mein letzter Gruss aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebste, liebste Schwester » (111). Nochmals erwähnt Lenau es im Briefe an Emilie vom 14. Januar 1842 : « Wenn die Rosen fallen, so lesen Sie Ihrem Liebling unter den Rosensträuchen das Gedicht vor : *Frühlings Tod* » (148). Wie lieb ihm das Lied war, geht genugsam aus diesen Selbstaussserungen hervor trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit, die er Schwab gegenüber zeigte. Lenau fühlte wohl, dass er hier etwas Neues in der Naturpoesie gab, eine eigenartige poetische Durchdringung und Vergeistigung der Natur, die er zwei Jahre

später, gelegentlich einer Besprechung des Buches *Lyra und Harfe* von Georg Keil in der Halleschen Allgemeinen Literaturzeitung (1), theoretisch auseinandersetzte :

« Die Naturpoesie unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl grösstenteils darin, dass sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in einen lebendigen Verband gebracht sind, oder sie ziehen eine Parallele zwischen irgendeiner Erscheinung aus der Natur. Aber weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloss verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen sein. Die wahre Naturpoesie muss unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Konflikt bringen und aus diesem Konflikt ein drittes *Organischlebendiges* resultieren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unserer Zeit vorbehalten und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigeren Verkehre mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist ».

Wirklich drängt in *Frühlings Tod* die im romantischen Sinne ironische Auffassung des Menschenlebens das Herz des Dichters zur Natur. Der Mensch hat sein Paradies verloren. Das Vergehen des Frühlings ist nicht nur als ein menschlicher Vorgang gedacht, sondern erlebt. So wird die Naturerscheinung etwas Organisch-Lebendiges, sie wird zum Sinnbild für eine höhere geistige Einheit, die Natur- und Menschenleben in sich schliesst.

---

(1) II Bd (1834), S. 294. Auch bei Schurz, I, 261.

Auf der Seereise, die er am 1. August antrat, versprach sich der Dichter, fleissig zu sein, seine Augen allerwärts herumschweifen zu lassen, um keinen Wink zu verlieren, den ihm seine Herzensfreundin, die Natur, zur Poesie gebe. Er spürt im voraus den Reichtum von poetischen Ideen, welche die Natur ihm auf der Reise entgegenstreuen wird, und ahnt namentlich, dass er eine leidenschaftliche Liebe zum Meere fassen werde (115, 115).

In der Tat meldet er Schurz am 16. Oktober 1832 aus Baltimore, er sei jetzt um ein Gutes reicher, da er das Meer kennen gelernt habe. Das Meer sei ihm zu Herzen gegangen, es sei neben den österreichischen Alpen das zweite Hauptmoment, das ihn gebildet, auch auf sein Gemüt habe es die nachhaltigste und beste Wirkung ausgeübt (118).

Über Lenaus Arbeit auf der Reise bringt derselbe Brief die Mitteilung : « Neues hab ich nicht viel gemacht. *Die Marionetten*, deren ersten Gesang ich Dir unter der Aufschrift *Der Gang zum Eremiten* mitgeteilt, sind nun in drei Gesängen, ungefähr fünfhundert Versen, fertig ; ausserdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag [1]. Es ist mir schwerlich gelungen, die sonderbare Sehnsucht nach der Tiefe des Meeres hineinzulegen, wie ich sie empfunden. Dass es Seejungfrauen gibt, halt ich für kein Märchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. Vide : Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur » (118). Unter der Überschrift *Atlantikum I* teilt Lenau nun dem Schwager das Gedicht **Die Seejungfrauen** (115) mit. Er deutet damit an, dass die « kleineren Gedichte », die er auf der Reise geschrieben, weitere *Atlantika* sind.

Den Einfluss des Naturphilosophen G. H. von Schubert (1780-1860) auf das Gedicht stellt also Lenau selbst fest. Schu-

---

(1) Der von Lenaus Schwester Therese.

bert war ein Freund und Gesinnungsgenosse Kerners. Im Februar schwankte Lenau noch, ob er nach Amerika reisen oder Kerners Rat befolgen und nach München gehen solle, um Schuberts Vorlesungen zu hören. Die ersten Schriften Schuberts stehen unter dem Einfluss der Schellingschen Naturphilosophie, die späteren unter dem einer mystisch-pietistischen Asketik. Seine im Jahre 1808 erschienenen *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, die ja auch einen bedeutenden Einfluss auf die Dichtung H. von Kleists ausgeübt, beruhen auf den Grundgedanken, dass alle Naturen, welchem Reiche sie auch angehören mögen, nach steter Vervollkommnung streben, eine ununterbrochene Richtung fortschreitender Ausbildung unvollendeterer Formen zu immer vollkommeneren aufweisen (S. 245), mit ihren tiefsten Kräften dahin ringen, das « höhere, göttliche Ideal » immer inniger anzuschauen, immer reiner und höher in sich auszusprechen, des « heiligen Einflusses von oben » immer unmittelbarer teilhaftig zu werden (S. 382 f.). In der ganzen Natur greift ein höheres, künftiges Dasein in das vorhergehende unvollkommene ein, bald als Vorahnung, bald schon deutlich in seinem ersten lebendigen Beginnen sich regend (S. 309). Namentlich scheint sich durch ein stetes Vorwärtsstreben das Leben des ganzen Tierreichs nach dem des Menschen hinzudrängen (S. 268), und auch beim Menschen greift nur zu offenbar in das jetzige unvollkommene Dasein schon die Anlage eines künftigen, höheren ein (S. 318). Auf Schubert beruht zunächst auch Lenaus Natursymbolik; wörtlich klingt mitunter die Rezension in der Halleschen Literaturzeitung an Schubert an. Von einer Lektüre Schellings, auf dessen Identitätsphilosophie Lenaus Ansichten zurückgeführt werden könnten, verlautet bis zu dieser Zeit nichts. Wenn Lenau später, in einem Gespräche mit Max Löwenthal [1], besonders hervorhebt, dass er das *Ringen* der Natur nach dem *Geiste* poetisch dargestellt habe wie

[1] Gespräch vom 12. November 1839. *Lenau und Löwenthal*, S. 105.

kein Dichter vor ihm, so geht diese Äusserung unmittelbar auf Schubert zurück.

Mit den Augen Schuberts *starrt* der Dichter *sinnend* :

nach dem hellen,
Grenzenlosen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre.

(Vs 9-12.)

Die Wogen kommen und bringen ihm einen Gruss :

Ist's ein Gruss von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüssen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Vs 17-20.)

Die *Tiefverbannten* sind die Seejungfrauen, die sich nach einem höheren, menschlichen Dasein sehnen, die in den *ewig trüben Meeresdämmerungen* (Vs 43 f.) über ihr Dasein hinausstreben, denen im *Korallenhage ahnend eine Kunde* (Vs 29 f.) wird, dass ihnen zur Stunde *ein warmes Herz vorüberschlagt* (Vs 31 f.), das ihnen Erlösung bringen möchte. Was besonders auf ihnen lastet, ist die Dunkelheit und die Stummheit ihres Daseins; sie sehnen sich nach den Sternenlichtern und nach Aussprache ihrer Gefühle, was der Dichter in dem einen Worte *schweigend* (Vs 43) andeutet. Die Sehnsucht des Menschen nach der Tiefe des Meeres erscheint nur als Nebenzug, und wollte der Dichter gerade diese als Hauptmoment in das Gedicht hineinlegen, so ist ihm das allerdings nicht gelungen.

Schubert tritt in der zweiten Auflage seines Werkes (Dresden, 1818, S. 286) für die wirkliche Existenz menschenähnlicher, seebewohnender Wesen ein. Durch glaubwürdige Berichte werde

die Sage von den Sirenen und Seemenschen noch immer von Zeit zu Zeit aufgefrischt und erneuert. Im grossen weiten Meere befinde sich tatsächlich noch eine ganze kleine Welt von sehr vollkommen organisierten Wesen, die sich dem menschlichen Auge zu entziehen wisse. — Ganz übereinstimmend mit Lenaus Schilderung der Seejungfrauen ist übrigens, was Schubert von den Delphinen zu berichten weiss. Es seien menschen- und musikliebende Tiere mit einem tiefen, sinnigen Blick, in deren Innern die Vorahnung eines künftigen, höheren, d. h. menschlichen Lebens dämmere. Sie seien ein vom festen Lande *verbanntes* Geschlecht, das sich in seiner « öden, nur von einer unvollkommenen Natur bewohnten Heimat » nach Verwandlung sehne (1).

Auch Emilie Reinbeck erhielt das Gedicht unter gleicher Überschrift *Atlantikum I* im Briefe aus Ohio vom 5. März 1833 und als zweites Atlantikum **Meeresstille** (147) (Stille! — jedes Lüftchen schweiget), das gleichfalls während der Überfahrt entstand, weil die Prosafassung sich bereits im Briefe an Schurz vom 16. Oktober in der Schilderung der Reise findet. « Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Mute war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist grösser als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint » (118).

Ein Vergleich lehrt, dass die Prosafassung den Versen nach-

(1) 1. Auflage, S. 289 f. 2. Auflage, S. 284 f.

geschrieben ist, was wir auch beim Gedichte *Der Raubschütz* bemerkt haben.

... jedes Lüftchen schwieg,
jede Welle ruhte,
der müde Himmel sich aufs
Meer legte,
jede Bewegung sich von uns-
rem Schiffe zurückge-
zogen hatte, in dieser
tiefen, grenzenlosen
Einsamkeit.

(*Brief an Schurz.*)

Stille! — jedes Lüftchen schweiget,
Jede Welle sank in Ruh,
. . . . . .
Leget sich der Himmel, müde,
Nieder auf das weiche Meer.
Und vergessend seiner Bahnen,
Seines Zieles, noch so weit!
Ruht das Schiff mit schlaffen Fahnen
In der tiefen Einsamkeit.

(*Meeresstille*, Vs 1-12.)

Die Sehnsucht, die den Dichter mitten im weiten Meere nach der Heimat erfasst, ist in einem anderen Seegedichte ausgedrückt; im *Verlaufe* von *Meeresstille* lenkt Lenau in den Gedankengang der *Seejungfrauen* ein. Er fragt sich, ob es unten im Meere auch so trübe, auch so stille sei wie an der Oberfläche? Und nun kommt wieder der Schubertsche Gedanke von der Sehnsucht, von dem *grossen, ewigen Schmerz* (Vs 26), der die ganze Natur durchzittert. Das Meer muss auch seine Vertrauten haben, denen es sein Leid klagen kann, die mit ihm empfinden. Gewiss lebt im *Schosse der Wellennacht* (Vs 30) ein Geschlecht von Menschen. Was Lenaus Faust nur leise, dunkel auf dem Lande empfand, das rauscht ihm auf dem Meere « unbestreitbar in die Seele » :

Dass die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle
Nach einem Glücke, das sie nie gewinnt.

(*Faust*, Vs 2854 f.)

Die erwähnte Sehnsucht nach der Heimat legt Lenau in das Gedicht **An mein Vaterland** (139), das er Emilien Reinbeck im Briefe vom 5. März als drittes Atlantikum sendet. Die Schilderung des Vaterlandes — das Eichenlaub, der Felsen-

bach, der Glockenschall der Herden, das Alpenlied — passt auf Deutsch-Österreich, merkwürdigerweise erinnert kein Zug an Ungarn. « Ich bin ein deutscher Dichter », sagte Lenau, wenn man ihn an sein vermeintliches Ungartum erinnerte (1).

Ihm, dem grossen deutschen Vaterlande, gelobt er :

die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.
(Vs 35 f.)

Da Childe Harold seinem Vaterlande auch ein Abschiedslied singt, so kann natürlich Lenau nicht anders als dieses nachgeahmt haben! Einstimmig wird hier sogar ein « starker » Einfluss Byrons auf Lenau festgestellt. Der eine schreibt's dem anderen nach, geprüft, ob dies stimmt, hat niemand. Es ist Wissenschaft, die sich mit der Zusammenstellung von Gedichtüberschriften begnügt. Ebenso gut könnte man Goethes *Meeres Stille* und *Glückliche Fahrt* als Vorbilder von Lenaus *Meeresstille* und *Seemorgen* anführen; jedoch das verhilft zu keinem Schlagwort wie das vom Byronismus.

Byrons Gedicht ist grundverschieden vom Lenauschen. *Sehnsuchtschwer* (Vs 37) gedenkt Lenau des Vaterlandes, Byron freut sich, dass er sein Vaterland verlässt :

But I will laugh to flee away.

Lebendig ist beim deutschen Dichter die Erinnerung an alle Reize des Vaterlandes, jedes Blatt an seinem Baume klingt ihm in der Ferne nach

Und ruft : gedenke mein!
(Vs 28)

---

(1) Frankl, S. 58.

Gleichgültig, kalt äussert sich der englische Dichter, nichts fesselt ihn an sein Vaterland :

My greatest grief is that I leave
No thing that claims a tear.

Erst beim Verlassen der Heimat fühlt Lenau, wie teuer sie ihm ist, er gelobt ihr ewige Treue. Mögen die Wogen ihn hintragen, wohin sie wollen, singt Byron, wenns nur nicht zurück ist ins Vaterland :

No care what land thou bear'st me to,
So not again to mine.

Wie im Grundgedanken so weichen beide Gedichte auch im Plane ganz voneinander ab. Nur in der bei beiden Dichtern ganz knappen Seeschilderung, die bei Lenau in ein paar Verse zusammengedrangt ist, findet sich ein gemeinsamer Punkt des Planes, sonst nichts. Übereinstimmungen im Ausdruck sind nur scheinbar. Byrons :

And now I'm in the world alone

heisst etwas ganz andres als Lenaus :

Ich steh allein,

nämlich auf dem Verdeck. — Das Motiv des Gedichtes kehrt wieder im *Faust* (Vs 2675-2680).

Ein viertes Atlantikum hatte nicht mehr Platz auf dem Briefbogen, den Lenau am 5. Marz 1833 Emilien Reinbeck sandte, und musste, wie der Dichter am selben Tage Georg Reinbeck schreibt, « seine Begierde, in die Hande Ihrer lieben Emilie und die Ihrigen zu kommen, unterdrucken und in meinem

Pugille stecken bleiben » (121). Reynaud (1) meint, dies vierte Atlantikum sei *Seemorgen*, das Gegenstück zu *Meeresstille*. Dafür spricht der Brief an Schurz vom 16. Oktober, in dem das vom Sturme bewegte Meer dem stillen entgegengestellt und tatsächlich ein Sturm beschrieben wird. Die briefliche Beschreibung des bewegten Meeres weist jedoch nicht wie die des stillen wörtliche Anklänge an das entsprechende Gedicht auf, was hier allein entscheidend wäre. Auch deutet kein Zug auf die Hinreise nach Amerika, während das Gedicht **Wandrer und Wind** (277) diese Hinreise in seiner Schlussstrophe deutlich in den Worten des Windes verrät :

> Weil alter Liebesbande
> Das Schifflein müd und matt,
> Jag ich's vom Mutterstrande
> Dahin, ein welkes Blatt!
>
> (Vs 21-24.)

Auch lehnt sich dieses Gedicht an *Meeresstille* an und zugleich an das Abschiedslied *An mein Vaterland*. Die erste Strophe bringt wieder eine Schilderung des stillen Meeres :

> Fünf Tage lag das Meer
> So still, so bang beklommen,
> Kein Lüftchen zog daher.

Froh begrüsst der Dichter den Wind, der endlich das Schiff vorwärts treibt. Dieser Wind ist ein *Herbstwind*, wie er dem Wanderer auf der Hinreise, nicht auf der Heimreise wehte. Nachdem er die Wälder *am frischen Neckarfluss* (Vs 10) und die *heimatlichen Felder* (Vs 19) (Ungarn) entlaubt, kommt er, nach den Reisenden im *Emigrantenschiff* zu schauen. Er jagt

(1) *Thèse auxiliaire*, Nr 128.

das Schiff vom Mutterstrande wie ein *welkes Blatt* (Vs 24), weil die Fahrgäste der Liebe zur Heimat abgeschworen haben.

Als ein welkes Blatt am Baume des Lebens beschreibt Lenau die Auswanderungsgesellschaft : « Ein kurioser Trupp, manches Gesindel darunter », das es sehr nötig hat, sich « moralisch zu akklimatisieren », Menschen, « arme, müssige Schelme », die sich ihre Langeweile durch schlechte Witze und zotige Spasse vertreiben, und die der von ihnen gesondert in eigener Kajüte hausende Dichter öfters mit seiner Geige zur Ruhe spielen muss (104).

In der endgültigen Fassung erweist der Dichter dem Schwabenlande die Ehre, es als eine zweite Heimat zu bezeichnen :

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Neckarfluss?
Den heimatlichen Feldern?
Bringst du mir keinen Gruss?

Die erste, nur Österreich erwähnende Fassung setzt die Donau an Stelle des Neckars :

Wie geht es meinen Wäldern
Am frischen Donaufluss?

Auffallend ist es, dass Lenau das Gedicht nicht in die *Atlantika* der zweiten Ausgabe (1834), sondern erst in die *Reiseblätter* der Neueren Gedichte (1838) aufnahm, dass ferner der Erstdruck zwei Jahre später erfolgte als der der drei vorhergehenden Seegedichte. Auch eine Handschrift ist aus späterer Zeit, und es fehlt in der Abschrift der Seegedichte, die Sophie Löwenthal im Jahre 1833 in ihre *Lesefrüchte* eintrug. Trotz dieser Umstände füllt dieses vom Dichter so seltsam zurückgehaltene Gedicht am besten die Lücke aus, die er im Briefe an Emilie Reinbeck gelassen.

XXVII

In Amerika.

Oktober 1832 bis Mai 1833.

Die Heidelberger Ruine. — Die Rose der Erinnerung. — Der Postillion. — Warnung und Wunsch. — Abmahnung. — Die Sennin. — Die schöne Sennin. — Protest. — Waldestrost. — Der Unentbehrliche. — Ein Heimatbruder. — Ahasver, der ewige Jude. — Primula veris. — An einem Baum.

Schon vor der Einschiffung in Amsterdam hatte Lenau den Plan eines längeren Aufenthaltes in Amerika aufgegeben. In den zahlreichen Briefen, die er aus Amsterdam an seine Freunde schreibt, spricht er von einem drei-, vier-, sechs-, höchstens achtwöchentlichen Aufenthalte. Die Enttäuschungen während der Rheinreise, die « schmähliche » Auflösung der Aktiengesellschaft noch vor der Seereise bestimmten ihn, nur den Niagara zu besuchen, allenfalls noch ein Stück Land anzukaufen, einen Pächter daraufzusetzen, den er schon in dem Zimmermeister Ludwig Haberle aus Württemberg gefunden, und dann schleunigst wieder heimzukehren. Von Baltimore aus begab er sich über Bedford und Pittsburg zum Sitz des Ländereiamtes in New-Lisbon und kaufte bereits am 26. Oktober 400 Morgen Kongressland in Crawford County. Der Aufenthalt in Amerika verzögerte sich, weil er die mit dem Regierungssiegel versehene Verkaufsurkunde abwarten musste, sonst wäre er schon früher heimgekehrt. Die zwei letzten Monate des Jahres 1832 verbrachte er in der Harmonistenkolonie Economy. Er beschloss das Jahr 1832 mit einer abenteuerlichen Schlittenfahrt durch den frostigen Urwald von Economy nach der weit entfernten

Farm in Crawford County. Die nüchternste, nackteste Wirklichkeit empfing den nur Poesie suchenden Dichter bei den ernsten Arbeitsmenschen der Kolonie. In einer geistigen Vereinsamung, wie er sie noch nie empfunden, überfiel ihn wieder der Dämon der Melancholie.

Von dieser sind nun auch wieder die in Amerika entstandenen Gedichte durchtränkt, die fast nur aus Heimaterinnerungen bestehen. Lenau zählt diese Gedichte selbst auf im Briefe an Emilie Reinbeck vom 5. März 1833. « Ich war die Zeit über auch nicht ohne poetische Stunden; ich will Ihnen sagen, was ich geschrieben habe. Der Gang zum Eremiten [1] ist fertig in drei Gesängen. — Die Heidelberger Ruine. — Die Abschiedsrose [2]. — Der Postknecht [3]. — Warnung und Wunsch. — Abmahnung. — Die schöne Semmerin in vier Gedichten. — An die Ultraliberalen in Deutschland [4]. — Waldestrost. — Der Unentbehrliche. — Primula veris. — Ahasverus, der ewige Jude. — und vier Atlantica [5] (120). Die Atlantika erwähnt er zuletzt, weil er der Freundin drei davon mitteilt. Ob er sonst die chronologische Ordnung in dieser Aufführung wahrt, ist nicht sicher zu bestimmen. Dafür spricht, dass das sicher dem Frühjahr 1833 angehörende Frühlingsgedicht *Primula veris* erst zum Schlusse genannt ist.

K. Knortz [6] überliefert uns ein Zeugnis von Vater Henrici, einem der Leiter der Harmonistenkolonie, dass Lenau während seines dortigen Aufenthaltes « zahlreiche Gedichte » machte. Ist dies auch eine Übertreibung, so waren doch die zwei Monate ruhigen Lebens, November und Dezember 1832, bei den Harmonisten der Dichtung wenigstens von vornherein nicht ungün-

---

[1] *Die Waldkapelle.*

(2) *Die Rose der Erinnerung.*

[3] *Der Postillon.*

(4) *Protest.*

[5] *Aus der transatlantischen Gesellschaft, Nordamerikanische Kulturbilder.* Leipzig, 1882, S. 184.

stig. Auch für den Monat Januar 1833, den Lenau auf seiner Farm in der Wildnis Ohios zubrachte, bringt Mulfinger (S. 51) das Zeugnis eines alten Ansiedlers, dass Lenau, durch den harten Winter in die Stube gebannt, im Hause eines englischen Nachbars abgeschieden von aller Welt lebte und « immerfort schrieb, kaum ein Wort sprach ». Ruhe zur Arbeit gewährten ihm die Monate November, Dezember, Januar, mit Ausnahme der Schlittenreise zu Weihnachten. Sehr bewegt waren hingegen die Monate Februar und Marz. Schon Anfang Februar fährt der Dichter zurück nach Pittsburg, eilt von dort nach Economy, wo er drei Wochen krank daniederliegt. Anfang März ist er wieder auf dem Ländereiamt in New-Lisbon, dann reist er zurück nach Economy. Von dort reitet er am 15. März dem Niagara zu.

Das Gedicht **Die Heidelberger Ruine** (98) beruht auf einer Erinnerung, die Lenau erst am 4. Juni 1844 seinem Schwager berichtete. An einem klaren Maiabend des Jahres 1844 geniesst er freudig einen Sonnenuntergang auf der Heidelberger Schlossruine, was er als einen Naturgenuss ersten Ranges bezeichnet. « Vor zwölf Jahren hab ich an derselben Stelle geweint vor elegischem Übermass der Empfindung » (854). Ähnliche Gefühle weckte früher, zu Anfang des Jahres 1830, der Anblick einer Burgruine. Sie kam dem Dichter vor « wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst » (58). Der Gedanke an den Tod wirft einen düsteren Schatten über alles Leben, alle Schönheit. Herzlos sind die Naturkräfte. Von diesen Gefühlen ist das Gedicht beherrscht. Nicht nur alles, was Lenau in Amerika sieht, auch fast alles, was in seiner Erinnerung aus der Heimat auftaucht, wird ihm zum Sinnbilde des Untergangs. Über alle Pracht der Natur

Weht des Todes leiser Flügel.
. . . . . (Vs 4.)
Mag der Hügel noch so grünen;
Was dort die Ruine spricht
Mit verstörtem Angesicht,
Kann er nimmer doch versühnen.
(Vs 9-12.)

Kalt und *roh* (Vs 20) ist die Natur in ihren schönsten, holdesten Reizen, in allen ihren Kraften. Gleichgültig blühen die Blumen über den Leichen ihrer Schwestern, jedes Mitgefühles bar eilen die Naturkräfte fort im Kampfgewühle. Bitter winkt die Ruine hinab auf die so viel buntes Leben einschliessenden Hauser der Stadt, bitter lacht sie des menschlichen Treibens zu ihren Füssen.

Die zehn ersten Strophen bilden ein abgeschlossenes Gedicht, das wirkungsvoll das Thema der Harte der Natur, ein Lieblingsmotiv Lenaus, behandelt. Die Stimme der Nachtigall, die einen Klagegesang anhebt, verleitet zu einer langen Abschweifung, welche die Einheitlichkeit des Gedichtes zerstört und die Wirkung abschwacht, um so mehr als der Dichter vom ursprunglichen Grundgedanken weit ablenkt, bis er fast mit einem Widerruf schliesst. Auf diesen ofters bei Lenau hervortretenden Fehler der Komposition machte Auerbach im Sommer 1844 den Dichter aufmerksam. « Die neuosterreichische lyrische Poesie hat in einer Fulle von Überkraft sich von der mustergultigen Goethischen Einfachkeit entfernt, in welcher jeder Einzelgedanke des Gedichts dem Verlaufe des Ganzen untertan ist und nicht eine Aufmerksamkeit fur sich beanspruchen darf. Auch Lenau schien mir nicht frei davon, in einzelne Zeilen und Wortfügungen einen selbstandigen Gehalt einzuknupfen, wodurch ein Abirren und statt der einfach und wie organisch notwendig sich fortentwickelnden Melodie ein figurierter Gesang entsteht, der oft kunstvoll, aber dem reinen Geschmacke minder entspricht. Er (Lenau) liess nicht ab, bis ich ihm dies an einzelnen Gedichten nachwies. Ich wahlte dazu das sonst so schon- melancholische Gedicht *Die Heidelberger Schlossruinen*, die er ' der Zeit steinern stilles Hohngelachter ' nennt, und so noch einige andere. Manchmal sagte er schnell : ' Hast recht, hast recht, Bruderl ' und, jede fernere Erorterung abschneidend, setzte er hinzu : ' Red nicht, brauchst weiter gar nichts zu sagen! ' Bei anderen Stellen sagte er wieder : ' Red

nichts, red nichts, kannst tausendmal recht haben, es bleibt doch ' » (1).

Das ausgeklügelte Gedicht verrät deutlich die wahrscheinlich auf der Reise vorgenommene Beschaftigung mit Schuberts gelesenstem Werke *Geschichte der Seele* (2). Zunächst fällt Lenaus sonderbare Beschwörung einer « Schar geschiedner Seelen », eines « Geisterschwalles », auf, den das mächtige Wort des Frühlings zurückruft zum schönen Ort ihrer frühverlassnen Freuden. Dort halten sie den stillen Reigen, müssen jedoch bald wieder in das öde Schattenreich zurückeilen (Vs 57-80). Die Geschichte des Scheintodes, meint Schubert (I, 641), lehrt uns, dass die Seele noch einige Zeit, ja vielleicht noch lange nach dem Tode, mit dem starren Leichname durch ein Band vereint ist. Dieses Band gleichet dem Zuge des Heimwehes nach der so lange in Freud und Leid bewohnten Hutte oder der lebhaften Erinnerung an diese. Eine mit neubelebender Kraft ausgestattete weckende Stimme kann den toten Leib wieder zu einem hörenden Ohre der Seele machen. « Sind schon in dem Zuge des Heimwehes nach der verlassenen Wohnstatte der ersten Jahre, in dem Zuge des lebhaften Erinnerns an ein fernes, teures Gut Kräfte von wundervoller Art, so lange wir noch in diesem schwerbeweglichen Leibe wallen, welche Macht wird dann erst einem solchen Zuge an der gedankenschnellen und gedankenkräftigen Seele sein, wenn dieselbe, des Leibes ledig, ganz das ist, was sie in der vorherrschenden, eigentümlichen Kraft und Weise für sich und an sich selber zu sein vermag ». — Die « geschiednen Seelen », dichtet Lenau, wohnen in « öden Schattenheiden » (Vs 61). So schildert Schubert I, 645 f. nach den Schriften des alten Bundes das « Reich der abgeschiednen Seelen » als « das Land der Schatten, grauenvoll und ohne nahen Trost ». Es ist ein schein- und freudenloseres als das Fortleben des entlaubten Baumes im Winter. — Selber können die leiblosen Seelen

(1) Aus *Auerbach, Der letzte Sommer Lenaus*, abgedruckt bei Schurz, II, 169 f.

(2) Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1830. 2. Bde.

Lenaus ihren nachtlichen Besuch der treugeliebten Erde nicht künden, sie müssen wieder eilen in « das ode Schattenreich » (Vs 73-78). Als hoffnungslos schildert Schubert den Zug der abgeschiedenen Seele herniederwarts, nach der ersehnten Leiblichkeit und ihren Freuden. Nach unten ist ihnen die Aussicht gehemmt, der Zugang zur niedren Welt der Sichtbarkeit auf ewig verschlossen. « Das heisse Sehnen, tränenlos, starret in eine dunkle Öde, welch ohne Wechsel immer dieselbe ist. » (I, 644 f.) — « Dringend weich » ruft die Lenausche Nachtigall den Seelen nach, sie mochten weilen (Vs 79 f.), auch klagt sie « tief und laut » uber die aus allen Bluten schauende kalte Todesmiene (Vs 46-48). « Tief und klagend » nennt Schubert den Gesang der Nachtigall, weil das Bild der aufgehenden Sonne, dem ihre Töne gelten, so vergänglich, so vorübereilend ist (I, 239). Selbstandig und eigentumlich wohnet im Tiere jene obere Lichtwelt, deren sammelnder Brennpunkt für uns die Sonne ist, und wecket aus der singenden Nachtigall mitten in finstrer Nacht das Sehnen der sie horenden Wesen. Aus der Brust des singenden Vogels ertonet « jene Harmonie, nach deren Lauten der Gang der Welten geordnet worden » (I, 36). Der Ton des singenden Vogels ist « nur eine Überkleidung der belebenden, irdischen Naturkraft » (I, 658). — Klingt ferner nicht in Lenaus Versen von den bewegten Naturkraften, die im Kampfgewuhl forteilen (Vs 25 f.), und von dem frohen Drangen der Bluten, sich bald zu mengen mit denen, die dahin (Vs 85 ff.), Schuberts Einleitungssatz zum Kapitel *Der Sabbath* nach : « Es ist in der Natur ein bestandiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn schneller als ein Weberspul fleucht es von der Geburt zum Tode und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt ; nach kaum genommenem Anfange suchet es schon das Ende und kann dies nirgends finden, denn das scheinbare Ende ist nur der verhullte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende » (I, 39).

Die pessimistischen Motive fruherer Dichtung nimmt Lenau

in Amerika wieder auf, das der Vergänglichkeit auch in **Die Rose der Erinnerung** 107). Treulos hat er das teure Heimatland verlassen, wo ihm,

Wie nirgend sonst, die Freude blühte,

er hat sich selbst verstossen aus dem Paradies

Voll Freundesliebe, holder Frauengüte,

womit er Schwaben meint. Mit Tränen netzt er die Rose, die ein heimatlicher Blütenzweig ihm zum Lebewohl geboten. Jetzt ist sie verwelkt,

Sie ruht so blass und starr in meiner Hand,
Des Unverwelklichen ein welkes Zeichen.
(Vs 23 f.)

Unmittelbar folgt hierauf ein nachdrücklicherer Widerruf als im vorigen Gedichte. Die duftlose, verblasste Rose ist kein welkes Zeichen des Unverwelklichen, vielmehr ist das bange Rauschen ihrer Blätter ein prophetisch trüber Klang,

Ein leises Schreiten der Vergänglichkeit,
Hörbar geworden plötzlich meinem Lauschen!

Im Lande der « himmelanstinkenden Kramerseelen », die für alles geistige Leben, ja für jedes schönere Gefühl, « maustot » sind 108), inmitten dieser widerlich rauhen Menschen, in der grossen, langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgendeine Freude 120 erscheint die Heimat dem Dichter als das verlorene Paradies. Hier hebt er besonders die heimatliche Freundesliebe und Frauengüte hervor. Die amerikanische Gegenseite dazu bringen die Briefe. Man braucht die Amerikaner nur im Wirtshause zu sehen, um die Kerle auf immer zu hassen. Wenn die « Fressglocke » erschallt, stürzen sie herein, keiner sieht den anderen an, keiner spricht ein Wort, jeder

stürzt auf eine Schüssel, frisst hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin und eilt davon, Dollars zu verdienen (118). In dem grossen Nebelbade Amerikas werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Die Amerikaner sind ausgebrannte Menschen (120). Der « holden Frauengüte » stellt Lenau die « fürchterliche innere Hohlheit » der Amerikanerinnen gegenüber (122).

Denselben Gegensatz wie zwischen den Menschen bildet Lenau zwischen der europäischen und der amerikanischen Landschaft heraus. Eine seiner lieblichsten Schilderungen heimatlicher Erde bringt **Der Postillion** (105) : eine stille, milde Maiennacht in einer anmutigen Hügellandschaft, der bleiche Mond als einziger Wächter auf den stillen Strassen, der leise flüsternde, warme Nachtwind, der sanft murmelnde Bach, die duftenden, träumenden Blüten, die sich über Berg und Tal schlingende, weiss schimmernde Landstrasse, die stillen, friedlichen, schier in Blüten begrabenen Dörfer, der von weissen Mauern umhegte, vom Mondlicht überstrahlte Kirchhof mit dem in stummer Trauer emporragenden Kreuzbilde, der sich über das Gesamtbild spannende blaue, mit leichten, silberfarbigen Wölkchen geschmückte Himmel. Abstechend von der amerikanischen Natur, wie Lenau sie in seiner argen Enttäuschung sah, ist das Bild in den anmutigsten Farben gemalt. In Amerika ist die Natur entsetzlich matt, die Natur selbst ist kalt wie die Menschen. Die Gestaltung der Berge, die Einbuchtungen der Täler, alles ist gleichförmig und unphantastisch. Unbehaglich, ungemütlich sind die amerikanischen Strassen. Die Vögel können nicht singen, sie zwitschern nur. Der Natur wird es nie so wohl ums Herz oder so weh, dass sie singen müsste. Sie hat kein Gemüt und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Ein poetischer Fluch liegt auf dem ganzen Lande (120, 122). Diese Landschaft durchklingen keine Posthorntöne, auch gibts dort keine Menschen, die in rauher Schale einen so erquicklichen, milden Kern brüderlicher Liebe und unveränderlicher Treue bergen wie der Postillon.

Undenkbar wäre dort ein solcher Dienst der Liebe, eine so ergreifende Totenfeier.

Offenbar geht das Gedicht auf eine nächtliche Reiseerinnerung aus der Heimat (Österreich oder Schwaben) zurück. Eine starke poetische Ausschmückung des Erlebnisses ist vorauszusetzen. Mayer, der nicht wusste, dass das Gedicht in Amerika entstanden, führt es (S. 38) als ein Beispiel derjenigen Lieder an, die im Postwagen geschrieben. Eine Anekdote bezüglich der Entstehung machte im Jubiläumsjahre 1902 die Runde durch die Zeitungen und findet sich auch in den Schulbüchern und Erläuterungsschriften. In einer mondhellen Mainacht zu Anfang der dreissiger Jahre [1] sei Lenau mit einem Dr Fraas aus Balingen im Postwagen von Stuttgart über Tübingen und Hechingen nach Balingen gefahren. Unterwegs, in Steinhofen, habe der Postkutscher seinem toten Kameraden sein Leiblied geblasen. In Balingen angekommen, habe Lenau in *Der alten Post* den Entwurf des Gedichtes niedergeschrieben.

Wir wissen von Friedhöfen, die einen tiefen Eindruck auf den Dichter gemacht, jedoch sind es österreichische. Der Starhemberger « mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen » [1] fesselte Lenaus Aufmerksamkeit schon im August 1827, auf seiner zweiten Reise in die österreichischen Alpen. Beim Ausflug ins Salzkammergut im August 1830 wirkte der « an Bergesrand hingelehnte » Hallstadter Kirchhof mächtig auf ihn [2]. Diesen, nicht etwa einen schwäbischen Friedhof, traf Emilie Reinbeck nach Lenaus Schilderung in ihrem Gemälde so ähnlich, dass sie selbst bei einem späteren Besuche von dem Zusammentreffen überrascht war [3].

Als « neuentstanden » erwähnt Lenau den *Postillon* im Briefe an Schurz vom 22. September 1833 zugleich mit den *Marionetten* und dem *Ahasver*, also bald dreiviertel Jahr nach der

---

[1] Schurz, I, 88.

[2] Ebd., S. 104.

[3] E. Niendorf, S. 162.

Niederschrift; bezüglich der *Marionetten* dehnt sich dieser Zeitraum auf ein volles Jahr aus. Eine Handschrift des *Postillons* verehrte Lenau der jüngsten Schwester Emiliens, Charlotte von Hartmann (1808-1871), gelegentlich einer von ihr unternommenen Reise. Diese Handschrift, die nicht die erste Fassung bietet, weist viele Varianten auf, die von Lenaus sorgfältiger Arbeit an seinem berühmtesten Gedichte, von der mühsam erworbenen Formvollendung Zeugnis ablegen.

Die Warnung :

Lebe nicht so schnell und stürmisch,

womit das Gedicht **Warnung und Wunsch** (157) anhebt, mag dem Dichter in der Harmonisten-Kolonie in Economy zugegangen sein. Recht bezeichnend für seine Gemütsstimmung in Amerika sowie für seine Charakteranlage überhaupt ist die Antwort :

Könnt ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden !

Der Vers :

Sieh den holden Frühling prangen

hätte keine Veranlassung geben sollen, das Gedicht in den Frühling zu verlegen; es war sicher vor dem 5. März fertig. Überhaupt sind fast alle amerikanischen Gedichte, wenn man sie nach der darin erwähnten Jahreszeit bezeichnen will, Frühlingsgedichte :

Die Heidelberger Ruine :

Freundlich grünen diese Hügel,

(Vs 1.)

Der Postillon :

Lieblich war die Maiennacht,

(Vs 1

die schöne Sennin :

Und der Frühling nahte sich,

(II. Vs 9.

Ahasver, der ewige Jude :

Die Linde säuselt, blütenreich.

(Vs 17.)

Die Sennin ist, wenn kein Frühlings-, so doch ein Sommerlied :

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Tal,

(Vs 1-2.

Waldestrost ein Herbstgedicht :

Den Bäumen nimmt der Herbst das Laub.

Vs 9.

Keins der, mit Ausnahme von *Primula veris*, vielleicht sämtlich im amerikanischen Winter geschriebenen Gedichte ist ein Winterlied. Zu trostlos war dieser Winter, als dass er dem Dichter, wenigstens unmittelbar, eine poetische Seite hätte bieten können. Dies vermochte die amerikanische Natur ja überhaupt nicht. Befruchtend wirkte nur der Gegensatz zwischen ihr und der heimatlichen, den Lenau auf die Spitze trieb, indem er letztere fast ausschliesslich im Frühlingsschmucke schilderte.

Auch der äussere Anlass des Gedichtes **Abmahnung** (156) ist eher in einer Erinnerung oder in einer Nachricht aus der Heimat als in Amerika zu suchen. Die so stark vom Dichter

gehassten und verachteten Amerikaner hat er wohl der Mahnung, die Stelle heilig zu achten,

> Wo spielend sich des Städtchens Jugend freute
> In seines Glückes flücht'gem Morgenschimmer,

nicht für würdig gehalten, um so weniger, als sie dieselbe in ihrer gänzlichen Entblösstheit alles Gefühls doch nicht verstanden hatten. Überraschend führt das Gedicht zum ewigen Grundsatz der pessimistischen Lebensanschauung, das Beste im Menschenleben sei die Jugend und das Grab. Der Umstand, dass diese Abmahnung im Erstdruck in der Wiener Zeitschrift erschien, legt die Vermutung nahe, sie richte sich an Österreicher.

Aus vaterländischen Eindrücken gingen auch die beiden Gedichte an die *Sennin* hervor. Auf **Die Sennin** (280) weist Schurz I, 104 bei der Erzählung hin, wie bei der Feier von Lenaus Geburtstag, am 13. August 1830 auf dem Traunstein, eine Sennin sich vernehmen liess, « welche die eigene Kunst verstand, so eigentümlich abgebrochen zu jauchzen, dass der vielfache Widerhall der zerrissenen Felsen jenseits des Sees nicht sowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr solche zu einem mehrstimmigen, fast abenteuerlichen, aber zugleich höchst schönen Liede zu verflechten und zu ergänzen schien. Die Felsen belebten sich ordentlich an der Maid ». Ein ähnliches Erlebnis aus dem Jahre 1834 erzählte Lenau im Mai 1843 in einer Gesellschaft bei den Reinbecks [1]. Zwar führt Lenau unter den amerikanischen Gedichten **Die schöne Sennin** (101) an, fügt jedoch hinzu « in vier Gedichten ». Eine Zusammenstellung der Verse *Die Sennin* und *Die schöne Sennin* ergibt nur drei Gedichte, das vierte hat er entweder nicht veröffentlicht oder er hat ursprünglich die beiden « Reiseblätter » in zwei Abteilungen geteilt, was um so wahrscheinlicher

[1] Niendorf, S. 151.

ist, als *Die Sennin* in den Erstdrucken eine Strophe mehr hat. Jedenfalls beweist Lenaus Bemerkung « in vier Gedichten », dass die beiden Gedichte zeitlich zusammenzustellen sind. In beiden schlägt übrigens der Dichter das Thema der Vergänglichkeit an, sie gehören inhaltlich innig zusammen, und ein Band verknüpft sie auch mit den Gedichten *Die Heidelberger Ruine* und *Die Rose der Erinnerung*. In letzterem (Vs 25) widerruft der Dichter unmittelbar einen Ausspruch und leitet die Verneinung durch einen in Frageform ausgedrückten Zweifel ein. Dieselbe Stilfigur, denselben Gedanken ausdrückend, findet sich im Gedichte *Die schöne Sennin*. Der Himmel sandte ihr einen *warmen Blick*, der

Geblieben ist und scheidet nimmer.

(I, Vs 15.)

Darauf folgt die Frage :

O Sennin, sterblich ! scheidet nimmer? —

Bis in solche Besonderheiten hinein ist der amerikanischen Dichtung der Stempel des Gegensatzes aufgedrückt. Auch die Sennin ist eine Verkörperung der poetischen Frauengestalt der Heimat im Gegensatz zu der amerikanischen. Wie singen die amerikanischen Damen? « Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit nassen Fingern an dem Rande eines mit Wasser gefüllten Glases herumfährt, ein sonderbares Geschrille, das höchstens dem einer Möwe ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grausen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Resonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit » (122). Die Sennin singt, dass ihr Ruf den Bergen in die Brust dringt, dass die Felsenseelen ihr Wort freudig fort und fort erzählen, dass sie stumm stehen vor Trauer, wenn sie scheidet mit ihrem Lied (*Die Sennin*). — Die Amerikanerinnen blicken nicht, sie schauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenster (122). Das blaue Auge des Alpenkindes *strahlt*

mild und klar, der warme Blick des Himmels ist in dies *holde* Auge hineingebannt als Lohn für ihre Frommigkeit. Sie hat Sinn für ein höheres Leben (*Die schöne Sennin* I), während das Atlantische Meer « der isolierende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben ist » (121). — Schön ist die Sennin. Der Frühling hat ihr seinen goldenen Abendschein aufs weiche Haar gegossen, leise ein Rosenpaar auf ihre Lilienwangen gelegt. (*Die schöne Sennin* II). Das amerikanische schöne Geschlecht kann der Dichter nur darum loben, weil es seiner Ruhe niemals gefährlich werden konnte (122).

Es bedurfte wirklich des weiten räumlichen und zeitlichen Abstandes und des starken Kontrastgefühles, das den Dichter in Amerika beherrschte, damit ihm das Bild der Sennin in solcher poetischen Verklarung erscheinen konnte. Wie die Sennimen in Wirklichkeit aussahen, und weshalb Lenau nach seiner Rückkehr keine Gedichte mehr auf Sennimen geschrieben, sagt der Brief vom 11. Juli 1835 an Max Löwenthal, worin er dem Freunde eine Sennerwirtschaft auf der Neuberger Schneealpe beschreibt : « Der Anblick dieser Kolonie ist hübsch. Nur schade, dass das Vieh so schlecht ist und dass die Sennimen nicht poetisch sind. Garstig und unrein, sind sie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu besingen, so unflätig, dass auch auf dem ganzen Leibe einer solchen Schwagerin nicht ein sauberes Fleckchen zu finden ist, wo man einen Vers applizieren konnte. Pfui Teufel! » (216).

Zu Frl. von Hunersdorff, der Begleiterin der Gräfin Marie von Württemberg, ausserte Lenau am 13. August 1833, dass sein Aufenthalt in der neuen Welt ihn von dem Traumbild der Freiheit und Unabhängigkeit, für das er mit jugendlicher Begeisterung geschwärmt, geheilt habe; er habe sich dort überzeugt, dass die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruhe (1).

(1) Schurz. I. 224.

Auch die amerikanische Freiheit, die er in dem Gedichte *Abschied* so schön besungen, liess ihn kalt. Einen scharfen Gegensatz zu *Abschied* bezeichnet das politische Gedicht **Protest** (184), das er im Briefe an Emilie Reinbeck *An die Ultraliberalen in Deutschland* betitelt. Hier nennt er das europäische Königtum eine Himmelsgabe, das Vaterhaus und den Hort verlassener Völker, wenn er darum auch nicht sofort liebt :

Was jetzt und hier an Königen wir haben.
(Vs. 8.)

Die individuelle Freiheit in Amerika erscheint ihm als Selbstsucht. Die gesellschaftliche Gleichheit lief seinem romantischen Ideal von der Sonderstellung des genialen Menschen und von der Bedeutung der Kunst stracks entgegen. Den republikanischen Verband bezeichnet er als eine blosse « Vermögensassekuranz », als eine « materielle Konvention », der jedes geistige und sittliche Band fehle, und für die sich kein Mensch, am allerwenigsten der Amerikaner selbst, erwärmen könne. Mit dem Ausdrucke « Bodenlosigkeit » glaubt er den Charakter aller amerikanischen Institute, auch der politischen, bezeichnen zu können (122). Man braucht das Gedicht nicht unmittelbar auf politische Ereignisse in der Heimat, wie das Hambacher Fest und das Frankfurter Attentat, zu beziehen. Letzteres ist schon ganz verfehlt, denn das Ereignis (3. April 1833) fällt später als das Gedicht.

Unter dem Bilde des alten Mannes in **Waldestrost** (157), der allein mit seinem Leide, ein Fremdling unter den Menschen, im Walde herumschleicht, hat Lenau sich selbst gezeichnet und das Gefühl der Schwermut in der Einsamkeit nirgendwo ergreifender ausgedrückt als hier. Wir wissen von solchem einsamen Herumstreifen, von solchem stundenlangen Starren, von diesen Gefühlen des Fremd- und Alleinseins aus der Erzählung *Geläutert* von Luise Zehnder-Weil (1), die auf Mitteilungen

(1) Stuttgart, Verlag von D. Gundert, 1891

beruht, welche der Verfasserin Katharina Becker, die Schwester eines Leiters der Harmonistengemeinde, machte. Ein inneres Weh, kein äusseres über seine Armut, druckt den alten Mann, der in seiner ärmlichen Kleidung (Vs 3) an den Bettler in *Bettlers Klage* erinnert, zu dem er sonst einen Gegensatz bildet.

Das Motiv der Sympathie zwischen Mensch und Tierreich (Vs 13-20) geht auf Schubert zurück, der auch in seiner *Geschichte der Seele* (I, 30-39) ausführt, wie sich ein dunkles Sehnen im Tierreich immer mehr und näher nach der Gesellschaft, nach dem Umgang des Menschen hindrangt, und wie das Tier die geisterhafte Tiefe des menschlichen Wesens, wo nicht versteht, doch ahnt. « Denn das Tier erkennet Gott nicht: es fraget nicht nach einem ewigen Jenseits. Wohl aber ahndet es im Menschen, dem Ebenbilde Gottes, eine warmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott strebet, und wie die tierische Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkte, der Menschenähnlichkeit sich nähet: so drangt sich ein dunkles Sehnen im Tierreich immer mehr und näher nach der Gesellschaft, nach dem Umgange des Menschen hin, um an seiner belebenden Flamme sich zu sonnen » (I, 36 f.).

Vater Henrici berichtet [1], er habe an Lenau eine starke satirische Ader bemerkt und ihm geraten, ihr nicht zu grossen Spielraum zu lassen, da er dadurch leicht Unheil anstiften könne, ohne es zu beabsichtigen. Was Lenau zu satirischen Ausfällen reizte, war vielleicht der scharfe Widerspruch zwischen seinem romantischen Lebensideal und dem der nüchternen Wirklichkeitsmenschen der Harmonistengemeinde. Lokale amerikanische Satiren hat Lenau, wenn er sie gedichtet, nicht veröffentlicht. Mulfinger vermutet, dass manche polemischen Gedichte des Nachlasses in Amerika entstanden, nennt jedoch nur *Des Teufels Lied vom Aristokraten*. Auf Amerika hat keins

(1) K. Knortz, *Aus der transatlantischen Gesellschaft*, S. 184.

dieser polemischen Nachlassgedichte Bezug, keines führt Lenau an in dem Briefe an Emilie, wo er die in Amerika entstandenen Gedichte nennt. Am unwahrscheinlichsten ist der amerikanische Ursprung gerade für die Satire auf den Adel. Man darf nicht satirische Ausfälle auf europäische Zustände nach Amerika verlegen, wo der Dichter alles Europäische im Glorienscheine der Poesie sah. Nur die launige Selbstsatire **Der Unentbehrliche** (158), die er im Briefe an Emilie anführt, ist in Amerika geschrieben. Daneben wohl auch das Gedichtchen **Ein Heimatbruder** (484), das er in der Aufzählung an Emilie Reinbeck übergeht, und das erst im Nachlass erschien. Einen engeren Heimatbruder, den Wiener Schriftsteller W. R. Riedlen, traf Lenau Anfang Februar 1833 in Pittsburg. Er reiste mit ihm von Pittsburg nach Economy, um ihm die Niederlassung der Harmonisten zu zeigen.

Die getreuste und ergreifendste Selbstschilderung seiner Gemütsstimmung in Amerika gibt Lenau in **Ahasver, der ewige Jude** (74). Wer könnte in dem unsteten, rastlos umherirrenden, fluchgetriebenen, sogar den Tod suchenden Wanderer den Dichter selbst verkennen? Dass er wie sein Held in Amerika von Todessehnsucht gequält war und sogar Anstalten getroffen, sich sterben zu lassen, geht aus der Erzählung *Geläutert* von Zehnder-Weil (S. 247 f.) hervor, die wegen ihres schlichten, den Eindruck der Wahrhaftigkeit weckenden Tones als Quelle nicht ohne weiteres abzulehnen ist. Er verschwand einmal plötzlich, und nach drei Tagen fand man ihn an einem jähen Abhange liegend; nur mit Mühe rief man ihn ins Leben zurück. Auf die Vorwürfe von Katharine Becker wegen dieses gesuchten Hungertodes soll er geantwortet haben: « Liebe Katharine, es war sehr unrecht, mich wieder ins Leben zurückzurufen, aus dem ich so gerne geschieden wäre, da es mir so gar keine Befriedigung gewährt. Ich war lange umhergestreift und hatte endlich jenes traute Ruheplätzchen gefunden, wo ich in die weite, weite Ferne blicken und süss träumen konnte von anderen, besseren Welten. Dann schlief ich ein, und es war

grausam, mich wieder in diese schlimme Welt zurückzurufen, an welche mich nichts fesselt, und in der ich ein armer Fremdling bin. Ihr meintet es gut, aber besser wäre es gewesen, ich wäre hienieden nimmer aufgewacht. Ja, könnte ich den Frieden erringen, der aus Deinen Augen leuchtet, dann wäre es anders. » So sehnt sich auch Ahasver nach dem ewigen Frieden :

O süsser Schlaf! o süsser Todesschlaf!
Könnt ich mich rastend in die Grube schmiegen!
Könnt ich, wie *der* in deinen Armen liegen,
Den schon so früh dein milder Segen traf!
Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fusse!
Wie tiefbehaglich ist die Todesmusse!
Das Auge festverschlossen, ohne Tränen;
Die Brust so still, so flach und ohne Sehnen;
Die Lippen bleich, versunken, ohne Klage,
Verschwunden von der Stirn die bange Frage.

(Vs 61-70.)

So spricht er zu den erschrockenen Hirten :

So! betet still, dass ihr ihn nicht erweckt!
Hemmt eurer Tränen undankbare Flut!
Sein Schlaf ist gut, o dieser Schlaf ist gut!
Wenn er auch Toren eures Gleichen schreckt.

(Vs 57-60.)

Stimmt der angeführte Bericht mit der Wirklichkeit überein, so hat Lenau das ganze Gedicht erlebt bis zur Vorempfindung, wie balsamisch die frische Kühle des Todes durch das Gebein und des Hirnes Schwüle rieselt (Vs 113 f. .

Kaum ein paar Züge erinnern mehr oder weniger an den amerikanischen Aufenthalt, so die Vers 9 erwähnte Öde und Einsamkeit und die friedliche Gemeinde von Hirten (Vs 15), bei der man an die Harmonistenkolonie denken mag. Die Landschaft ist wieder eine heimatliche, diesmal die ungarische Steppe, was einen nur ganz äusseren Grund abgab, das Gedicht den *Heidebildern* einzureihen. Sie treten in Amerika alle in die dichterische Darstellung, die dem Dichter bekannt- und lieb-

gewordenen Landschaften Europas : Schwaben, Österreich, Ungarn. Im *Ahasver* ist die Naturschilderung Nebensache, eine wirklich bodenständige Schilderung der Steppe war hier nicht dringend geboten.

Um die dem Innersten entquollene Gestalt sind die Hauptmotive der Lenauschen Dichtung zusammengedrängt. Dies schliesst nicht die Weitschweifigkeit der Darstellung aus, die wiederum nicht hindert, dass einzelne Motive, wie das des « Es ist eitel nichts », hier den knappsten und drastischsten Ausdruck gefunden :

> Noch immer, Erde, den uralten Tand
> Von Blütentreiben und zerstören, immer?
> Verdriesst, Natur, das öde Spiel dich nimmer?
> Ergreift nicht Schläfrigkeit die müde Hand?
>
> (Vs 95-98.)

Nicht sicher zu bestimmen ist, ob das Gedicht Ende 1832 oder Anfang 1833 geschrieben. Ich neige eher dem Datum Anfang 1833 zu, weil es die getreuste Selbstschilderung von Lenaus Gemütsleben in Amerika gibt, weil es Erlebnisse vom Ende des Jahres 1832 verwebt, und weil der Dichter es unter den amerikanischen Gedichten an letzter Stelle nennt. Die nötige Musse und die beste Stimmung zu dieser ausführlichen Schilderung fand Lenau im Monate Januar in Crawford County, wo er, von jedem Verkehr abgeschlossen, immer zu Hause blieb und « immerfort schrieb ».

Des öftern erwähnt er den *Ahasver* in den Briefen. Seinem Schwager kündigt er am 12. Juli 1833 den Druck im Morgenblatte an [128], das in seiner Nummer vom 22. Juli die Notiz brachte : « Mit diesem Gedichte begrüsst der edle Sänger, der seine Phantasie mit den Bildern einer neuen Welt genährt hat und vor wenig Monaten am Niagarafalle gestanden ist, seine europäische Heimat zum ersten Male wieder ». Vorgedruckt sind im Morgenblatte Verse von Schubart, mit dessen *Ahasver* der Lenausche das Gemeinsame hat, dass er den Tod umsonst

in Feuer und Wasser, im Zahn des Tigers und der Schlange sucht. Im Juli 1833 sandte Lenau das Gedicht dem Grafen Alexander von Württemberg, oder vielmehr seiner Gemahlin, mit der Bitte, sie möge dem Ahasver sein grobes, altväterisch jüdisches Wesen verzeihen; sie sei ja eine viel zu gebildete Leserin, als dass sie von dem lebensmüden, ärgerlichen Hebräer eine feine Salonsprache fordern würde (129).

Kurz vor dem 5. März, an dem Lenau Emilien Reinbeck u. a. die Dichtung von **Primula veris** (91) meldet, muss dieses Frühlingsgedicht entstanden sein. Mulfinger (S. 52) vermutet mit Recht, dass Lenau es infolge eines Spazierganges auf der Wiese bei Economy gedichtet, nachdem er die Krankheit, die er sich auf seiner langen Reise durch den eisigen Urwald zugezogen, überstanden. Zur Deutung des Inhaltes führt Mulfinger an, dass sich anfangs März oft in den mittleren Staaten, zu denen Ohio gehört, laues, warmes Frühlingswetter einstellt, die Primeln hervorspriessen, die jedoch leicht durch ein schweres Schneegestober, das den Frühling plötzlich unterbricht, geknickt werden.

Es ist ganz überflüssig, eine Beziehung des Gedichtes festzustellen und es auf Lenaus Pflegerin, Katharine Becker, zu deuten. Triftiger ist der Bezug auf Jacobi, dessen Gedicht *An ein Veilchen* (1) Lenau vorgeschwebt hat.

Liebliche Blume
Bist du so früh schon
Wiedergekommen?
Sei mir gegrüsset,
Primula veris!
. . . . . .
Blume, du glaubst es,
Dass der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen.

Das arme Veilchen! Sieh, o sieh!
Da lebt's in totem Moos!
kommst, armes Veilchen! kommst zu früh
Aus deiner Mutter Schooss!

1 Jacobi, Werke III, 16.

Öffnest die Brust ihm:
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren.

(*Primula Veris*, I. Vs 1-4. II, Vs 13-24.)

Lebst Einen Morgen, jammerst mich:
Siehst weder Laub noch Gras:
Mit seinem Pfeil mordet dich
Der Mörder Boreas.

Stirbst, Veilchen! gehst zu dem zurück,
Der dir das Leben gab.

(*Das arme Veilchen*, Vs 1-8, 15-16.)

Weiter erörtert Jacobi den Schlussgedanken Lenaus, den spinozistischen, dass die Seele der Blume nicht verloren geht. Das Veilchen duftet seinen Geist in klare Winterluft und *bleibt ein Wesen*, gleichviel ob in der Form des Duftes, der Monas, der Milbe oder sogar des Engels. In Schöpfers Hand ist es wohl aufgehoben, so gut wie der Mensch, der auch bei seinem Tode zuversichtlich ausrufen kann :

Genug! wir gehn zu dem zurück,
Der uns das Leben gab.

Zu den heimatlichen Erinnerungen gesellen sich heimatliche Einflüsse, um den Quell der Dichtung in Amerika nicht versickern zu lassen. Im Gegensatz zu den herrlichen Frühlingsgedichten, die der Lenz der Jahre 1830 bis 1832 zeitigte, bringt der amerikanische Frühling nur eine, wenn auch gut gelungene, Nachbildung hervor.

Am 15. März schliesst Lenau mit Ludwig Häberle den Pachtvertrag über seine Ländereien ab und reitet in seiner Begleitung dem Niagara zu. Auf dem 200 Meilen langen Ritt kam er, bemerkt Schurz (I, 211), an einem Baum, morsch und hohl, mit einem frohen Bienenschwarm im Busen, vorüber. Der Baum erinnerte ihn an seinen alten, ehrwürdigen Freund, den Geheimrat A. Hartmann, der damals im 79. Lebensjahre stand. « Der alte Herr, der Vater so herrlicher Töchter », schreibt er am 9. Juni 1832 an Mayer, gehöre unter die Menschen, die er sich am besten vergegenwärtigen könne, er sehe ihn vor sich

stehen mit seinem schönen Ernst und seinem wirtlichen Schatten der Augenbrauen (102). « Wie freue ich mich », meldet er am 5. März 1833 Emilien Reinbeck, « auf Ihren lieben Vater, bei dem es mir immer ist, als ob er der meinige auch ware, so innig verehre ich ihn » (120). Trotzdem das Gedicht **An einem Baum** (270) erst in den *Reiseblättern* der Neueren Gedichte (1838) erschien, so belegt doch die Strophe 3 nicht nur die Empfangnis, sondern auch die Entstehung in Amerika :

O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
An einen lieben alten Mann ;
Gott gebe, kehr ich übers Meer,
Dass ich ihn noch umarmen kann !

Die Handschrift ist mit « Amerikanische Erinnerungen » uberschrieben. Das sinnige, vorzuglich durchgefuhrte Gleichnis endigt wie *Primula veris* mit der Erwahnung des « Fruhlingshauches der Ewigkeit ». Eine neue Wendung zu optimistischerer Lebensanschauung bringt der Fruhling, der mit eintretender Wiedergenesung und dem Gedanken an die Heimkehr verbunden war, nachdem wenigstens ein Tgil des Reisezieles, nämlich der Landankauf, erreicht.

Nach Besichtigung des Niagarafalles fuhr Lenau auf dem Eriekanal von Buffalo nach Albany und dann den Hudson abwarts nach New-York. Er traf dort Mitte April ein und trat nach einem etwa vierzehntagigen Aufenthalte die Heimreise auf einem Segelschiffe an.

XXVIII

Die Heimreise.

Mai–Juli 1833.

Der Urwald. — Das Blockhaus. — Der Indianerzug. — Die drei Indianer. — Seemorgen. — Der Schiffsjunge. — Die Rache. — Warnung im Traume.

Die eigentliche, mehr oder weniger unmittelbare poetische Frucht der Heimreise sind die später zu besprechenden Seegedichte *Seemorgen*, *Der Schiffsjunge* und vielleicht noch *Die Rache*. Sehr wahrscheinlich ist es jedoch, dass Lenau auf der Rückfahrt auch Eindrücke des amerikanischen Aufenthaltes dichterisch verarbeitet hat. War er auf der Heimreise so fleissig wie auf der Hinfahrt, wo er ja ausser mehreren lyrischen Gedichten das lange Nachtstück *Die Marionetten* vollendete, so fallen eben in die Zeit der Meerfahrt mehrere der auf Amerika Bezug nehmenden Gedichte. Leider besitzen wir keine Zeile von Lenau über die Rückreise; der Brief, den er aus Bremen an Schurz schrieb, ein Seitenstück zu dem aus Baltimore, gelangte nicht an seine Adresse.

Amerikanische Eindrücke verwertete Lenau in den Gedichten auf die Indianer, auf den Urwald und auf das Blockhaus. Die Gedichte *Der Urwald* und *Das Blockhaus* haben beide ihren ausseren Anlass in der Schlittenreise, die Lenau Weihnachten 1832 durch den Urwald machte. Sie sind sicherlich nicht vor dem 8. März 1833 gedichtet, sonst hätte Lenau sie im Briefe dieses Tages an Emilie Reinbeck erwähnt. Ganz unwahrscheinlich ist auch ihre Entstehung in der kurzen, bewegten Reisezeit

in Amerika vom 5. März bis Ende Mai. Die erste Musse zu so ausführlicher poetischer Schilderung fand Lenau auf der Seefahrt. Es kann hier jedoch nur eine Vermutung ausgesprochen werden. Der späte Erstdruck dieser Gedichte, der sich für das erstgenannte bis zum Jahre 1836, für das zweite sogar bis zum Jahre 1838 hinausschob, hat eine viel spätere Abfassung mutmassen lassen. Mit Rücksicht auf den Erstdruck im Frühlingsalmanach 1836 versetzt Reynaud [1] das Gedicht *Der Urwald* in das Jahr 1835 und meint, dass *Das Blockhaus* noch später entstanden [2]. So lange hat wohl eine poetisch fruchtbare Erinnerung an Amerika nicht angehalten, wenn es auch bezeugt ist [3], dass die Niagaragedichte und zwei Atlantika erst Ende 1833, wahrscheinlicher noch Anfang 1834, gedichtet wurden.

Der späte Erstdruck, namentlich die Nicht-Aufnahme in die zweite Auflage der Gedichte vom Jahre 1834, kann nicht als Gegenbeweis für die Entstehung im Jahre 1833 gelten. Auch das Gedicht *An einem Baum* erschien erst in den *Neueren Gedichten* 1838, sowie die Niagara- und die Seegedichte, die doch noch zeitig genug zur Aufnahme in die zweite Ausgabe fertig wurden.

Einen Urwald sah Lenau schon bei seinem im Jahre 1827 unternommenen Ausflug in die österreichischen Alpen. Zu Mayer S. 106 äusserte er, nur drei Dinge hätten in Amerika einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht: ein fast erstorbener Urwald in den westlicheren Gegenden, das Hudsonstal von New-York hinauf und der Fall des Niagara. Es ist dieser erstorbene Urwald, den Lenau im Gedichte **Der Urwald** besingt, und wie alles, was der Dichter in Amerika sieht, dient er ihm nur als Symbol für den Gedanken der Vergänglichkeit.

---

(1) *These auxiliaire*, Nr 145, 14.

(2) Ebd., Nr 149.

(3) Aus dem Brief an Schurz vom 7. Mai 1834, worin Atlantika und Niagaragedichte als « Ausbeute meiner letzten Zeit » bezeichnet sind.

Eine Schilderung des Urwaldes mit sichtlichem lokalem Hintergrund ist Lenau nicht gelungen, die Wirklichkeit tritt eher in der Erzählung als in der Beschreibung hervor. Wieder ist hier, wie im *Ahasver* Lenaus Flucht aus der Harmonistengemeinde und seine Auffindung in einem todesähnlichen Zustande hineingeflochten. Er empfand :

Im Wind das Fächeln schon der Todeshand
Und fühlt es kühler schon im Herzen fliessen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und starrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimnis in den finstern Schlund.

(Vs 33-38.)

So sitzt auch Faust in « eines Urwalds nie durchdrungener Nacht » auf einem bemoosten, vermoderten Stamm. « Wildhastig gräbt sein Geist im labyrinthischen Gedankenschacht » nach dem Geheimnis der Schöpfung. Aufspringend verflucht er die Natur ob ihrer verstockten Schweigsamkeit (*Faust*, Vs 227 ff.).

Sein treues Ross weckt den Dichter auf, und an dieses richtet er die Frage, die er Katharina Becker gestellt haben soll :

So lag ich auf dem Grunde schwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen;
Bis ich die dürren Blätter rauschen hörte,
Und mich der Huftritt meines Rosses störte ;
Es schritt heran zu mir, als wollt es mahnen
Mich an die Dämmerung und unsre Bahnen ;
Ich aber rief : « ist's auch der Mühe wert,
Noch einmal zu beschreiten dich, mein Pferd? » (1)

(Vs 59-66.)

1 In seinem Pferde, schreibt SCHURZ I, 202, sah der gemütreiche Dichter auch Wesen einen Menschen, einen treuen Freund, seinen geliebten Bolaz im fernen Galizien vor sich. Neidisch schrieb es nach seiner Zurückkunft aus Amerika im Jahre 1833 dem Freunde selbst : « Ich kaufte mir einen Schimmel, den ich Bolaz

Die Schilderung Amerikas, mit welcher das Gedicht anhebt, beruht auf einer Stelle des Briefes vom 5. März 1833 an Emilie Reinbeck.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen lässt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheissen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang,
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreissen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben!

« Besonders », schreibt Lenau seiner Freundin, « haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich [gemacht] (1). Wenn sie einige Jahre hiergewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst... Die schlimmste Frucht der übeln Verhältnisse in Deutschland ist meiner Überzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen, gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde!) Land unerträglich, und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh

nannte, weil es ein braves edles und [illegible]. Und wenn ich so auf meinem Schimmel ritt, mir einen Magyaren marsch pfiff und dem Schimmel ein « Vorwärts, Bobz ! » rief, wobei ich an Dein edles « Vorwärts ! » in mancher [illegible] Schlacht dachte, so glotzte mich der amerikanische Urwald befremdet an, [illegible] diese fremden Namen und Töne [illegible]. Der Brief [illegible] verloren. Die Werke (Insel-Verlag) bringen ihn nicht.

(1) Das Wort ist im Original [illegible].

verloren! Ich muss eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verlier ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod » (120).

Der gewaltige, jungfräulich und unberührt daliegende Urwald, der dem Dichter einen ungeheuren Vorrat der herrlichsten Bilder, eine Fülle göttlicher Auftritte bieten sollte (91), ist eine *finstere* (Vs 14), *grauenvolle* Stätte (Vs 20). Keinen gewaltig wachsenden, herrlich blühenden, auch keinen im Winterschmuck prangenden schildert er, sondern einen aussterbenden, vermodernden, wo alles, namentlich die mit *dürren Todesfingern* Vs 28 verglichenen Moderstamme, ihm an die übergenug besungene Vergänglichkeit, die Allgewalt des Todes erinnert. Kein Vogel singt dort (Vs 16), wie in Amerika überhaupt nicht, was er mehrfach in den Briefen als poetischen Fluch des Landes bezeichnet (118, 120, 122). Ein solches Land ist wirklich darnach angetan, auch

Die schönen Ahndungsblumen im Gemüt
(Vs 44)

verdorren zu lassen. Er müsse hinauseilen aus Amerika, schreibt Niembsch Emilien Reinbeck, denn sonst verliere er wie die eingewanderten Deutschen auch dort noch die Gefühle der Liebe, die sich hier unbemerkt verbluteten (120). Eilen musse er, über Hals und Kopf hinaus, weil hier, wie er dem Freunde Klemm mitteilt, die heftigsten Gefühle so schnell erkalteten; er sei auf der Hut gegen die « vampirischen Damonen », die in diesen Lüften schwebten (122). Sie haben ihn doch erfasst, denn wenn sein treuer Begleiter, das Pferd, dessen *stille Lebenslust* ihm warmend und ruhebringend in die Brust dringt (Vs 67 f.), ihn auch dem todessehnsüchtigen Brüten entreisst, wenn er auch getrost der nächsten Nacht entgegenreitet (Vs 71), so weiss er doch, dass sie nur die *geheimnisvolle Todesnacht* (Vs 72) ist.

Im amerikanischen Blockhause, in dem Lenau auf der Schlittenfahrt durch den Urwald einkehrte, ergriffen ihn ähnliche

Gedanken von der Hinfälligkeit des Menschen und alles Irdischen. Gegenstandlicher als im vorigen Gedichte ist in der Erzählung **Das Blockhaus** (275) die Beschreibung der Hinterwaldlerherberge, des infolge der amerikanischen Zustände gebotenen, stark von der überschwenglichen Freundschaft der Schwaben abstechenden kühlen Empfangs durch den Wirt, der verzeihlichen Neugierde des Sohnes über das riesige Gepäck, das Lenau bekanntlich stets mit sich schleppte [1]. Von allen amerikanischen Gedichten ist dieses noch das urwüchsigste. Es ist das einzige, das den amerikanischen Winter erwähnt:

Winter war's, ich starrte vom Urwaldfroste.

(Vs 17.)

Traurig war ihm da und *finster* zu Mut (Vs 59). In dieser »grossen, langen Einsamkeit« (129) wirft er die spitzfindige Frage auf:

Gibt es vielleicht gar keine Einsamkeit?

Vs 67.

Führt jeder Mensch nicht einen unsichtbaren Gast mit sich, der sich heimlich an seiner Lebensflamme wärmt und daran zehrt, der die »Gedankenhast« schürt und facht? (Vs 70-73) Auf solche geisterseherische Gedanken hatte der Verkehr mit Kerner den Dichter gebracht. Weniger ist diese Stelle jedoch in Verbindung zu bringen mit Kerners und Lenaus eigenen Äusserungen über den Dämon, den er beherberge (89, 96), als mit einer Bemerkung im Briefe vom 9. Juni 1832 an Mayer: »Ein Menschenleben ist leicht zerrissen. Unser Körper ist ein falscher Freund, er tut lange gut, auf einmal verrät er uns an

[1] Auch nach Amerika »seines grossen Gepäckes« wegen hatte er nicht entschliessen, die Rheinfahrt mit der ganzen Auswanderergesellschaft zu machen. (Brief Nr 104).

den Tod, man weiss nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel » (102).

Die « männlichen Hausgenossen » im Blockhaus schwatzen vom *Geschäft und Betrieb* (Vs 25). In den Briefen schildert Lenau die Bildung der Amerikaner als eine bloss « merkantile, eine technische ». Hier entfalte sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts als Geld; er hat keine Idee (122). Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen « Schuften » zu predigen, dass es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden (118). — Die Mahlzeit wird rasch gehalten (Vs 22). Die Amerikaner stürzen sich auf ihre Schüssel und fressen hastig hinein (118). — Der Dichter greift

Zur weit gewanderten deutschen Flasche
(Vs 37),

er trinkt

Noch eine Flasche vom lieben Rhein.
(Vs 35.)

Der Amerikaner hat keinen Wein. Man kredenzte uns sofort *Cider* (ich mag den Namen des matten Gesoffs nicht mit deutschen Buchstaben schreiben)... der Cider sprich : Seider reimt sich auf leider... Mag der Amerikaner bei einem Glase Cider seine Spottdrossel behorchen, mit seinen Dollars in der Tasche, ich setze mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche armer ist » (118). — Schweigend lasst der Dichter im Blockhause die Reden von Geschaft und Betrieb an sich vorüberziehn (Vs 32), und als das « englische Talergelispel » schwieg (Vs 36), greift er, in Ermangelung eines deutschen Gesprachs, zu den auch mitgeführten Gedichten Uhlands. Laut liest er den herrlichen *Held Harold* (Vs 40), der wie Lenau allein durch den *weiten, wilden* Wald reiten muss, *in grosser Trauer*, weil die Elfen ihm seine Genossen entrückt, und der schliesslich, auch von den

Geistern gebannt, zu ewigem Schlafe auf hartem Felsen verurteilt ist, einem Schlafe, wie Lenau sich ihn ersehnt. Über Walder und Meer sendet er Uhland, « der Freiheit herrlichem Sänger » (Vs 54), die Frage :

Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?

(Vs 47.)

In finsteren Unmut wirft ihn die traurige Antwort, dass noch immer « Völkerschmerz sich an Despotenfreude bricht » (Vs 36), die ganze bewegte Menschengeschichte erscheint ihm

In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.

(Vs 62.)

Wahrscheinlich findet sich hier eine Anspielung auf das Frankfurter Attentat.

Als Seitenstück zu dem Gedichte kommt vor allem der Brief an Schurz aus Baltimore vom 16. Oktober 1832 in Betracht, also gerade die frühzeitigsten Aufzeichnungen aus Amerika. Dort gedenkt Lenau auch eines « ziemlich artigen » Empfanges von seiten der ersten amerikanischen Familie, die er antraf. Dies entspricht dem Lobe der amerikanischen Gastfreundschaft (Vs 4 ff.) im Gedichte, während das Lob der Wahrhaftigkeit (Vs 10 f.) keinen Beleg in den Briefen findet. Das « emsige Schalten » der Weiber (Vs 21) sieht man nur in den abgelegenen, einfachen Blockhäusern, in den Städten wiegen sich die Frauen sehr behaglich und sehr müssig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelstühlen hin und her und lassen die Männer die Hausarbeit besorgen (122).

Immerhin erscheinen hier, in grellem Abstich von den in Amerika geschriebenen Gedichten, das amerikanische Blockhaus und seine Bewohner in einem poetischen Lichte. Auch bricht der Dichter mit der unbedingten Idealisierung Europas, wo die Tyrannei noch immer siegreich ihr Haupt erhebt (Vs 55 ff.),

Ein merkwürdiges Motto, das auf das « englische Talergelispel » (Vs 35) in Amerika und die « Despotenfreude » (Vs 56) in Europa anspielt, dieses vor jenem herausstreichend, bringt eine Handschrift des Gedichtes :

> Mag poetischer sein Europas Kettengeklirre,
> Aber tröstlicher ist Amerikas Thalergeschwirre.

Eine Stelle aus einem späteren Briefe an Sophie Löwenthal vom 26. Juli 1836 : « Wie Unrecht du mir immer tust, wenn du meinen Gedanken vom Blockhaus nicht glauben willst » (250), hat nichts mit dem Gedichte zu tun, bezieht sich auf das Huttenideal im allgemeinen und kann nicht als Beweis gelten, dass das Gedicht erst 1836 entstanden.

Eindrücke und Empfindungen, welche der Anblick des Niagarafalles weckte, hat Lenau erst fast ein Jahr später in der Dichtung wiedergegeben. Beim Besuche des Falles sah er auch Chippeway-Indianer, die auf der Niagara-Insel Goats-Island allerlei Schmucksachen an die Besucher verkauften. Die Indianergedichte erschienen bereits in der zweiten Auflage des Jahres 1834, die Niagaragedichte erst in den Neueren Gedichten 1838. Glaubhaft ist die Arbeit an den Indianerliedern während der Heimreise, jedenfalls sind sie sicher kurz nach derselben fertig geworden.

Die Verachtung, mit der die französische Lenauforschung auf diese Indianergedichte herabblickt (1), hat auch die deutsche

---

1 Rousan S. 122 meint : « L'âme est tombée dans la convention quand il a voulu montrer les premiers habitants de ces solitudes. Ses poésies, la *Marche des Indiens* et les *Trois Indiens* ne sortent pas du portrait banal que depuis Chateaubriand les poètes avaient tracé des indigènes. ... Ces plaidoiries déclamatoires sentent la rhétorique et ne sont guère sincères. » Noch schärfer geht Reynaud (S. 330) vor : « On sent qu'il veut à tout prix retirer un profit quelconque de son voyage et ne pas revenir les mains vides de ce Nouveau-Monde qu'il avait tant célébré avant de le connaître. Tout est bon à sa Muse aux abois, qui n'arrive pas à découvrir un sujet fécond... Ni les prières, ni les menaces n'y font. Elle se détourne

beeinflusst. « Deklamationen im Geschmacke einer verflossenen Epoche » nennt sie Castle S. 52 nach dem Vorgange Roustans. Eine solche Beurteilung stellt diese Gedichte, welche die natürliche Weiterentwickelung von Lenaus freiheitlicher Dichtung sind, und die sich den Polenliedern in jeder Hinsicht würdig an die Seite stellen, auf gleiche Stufe mit den jugendlichen Oden an die Eroberer und Tyrannen. Samtliche Beurteiler, auch der sonst so gut unterrichtete Mulfinger, stimmen in der Auffassung überein, Lenau hätte wohl wissen müssen, dass diese Indianer die Tränen, die er über ihr hartes Los vergiesse, nicht verdienten, dass schon Duden ihn belehren konnte, diese Tyrannen- und Freiheitsdichtung entbehre jedes Untergrundes in der Wirklichkeit. Eben der amerikanische Aufenthalt hat Lenau überzeugt, dass Dudens Darstellung eitel Schönfärberei war, namentlich auch in dem hier berührten Punkte. Er konnte leicht erfahren, dass die vom Kongress der Vereinigten Staaten zugunsten der Indianer erlassenen Gesetze selten ausgeführt wurden, dass die Zeiten der schmählichen Behandlung durch die Weissen, der gewaltsamen Verpflanzung auf bestimmte, ihnen gewährleistete Gebiete und der Wiedervertreibung aus diesen Besitzungen noch lange nicht vorüber waren. Im Jahre 1825 wurde unter dem Präsidenten Monroe der Beschluss gefasst, die im Osten des Mississippi wohnenden Indianer nach dem Westen zu verpflanzen. Die Seminolen in Florida wichen erst nach hartnäckigem Widerstande, und erst im Jahre 1838 gelang es nach langer Misshandlung die Tscherokesen in Georgia zu überwältigen. Jahrzehnte nach der Abfassung von Lenaus Gedichten spielten sich in Amerika noch Szenen ab, wie Lenau sie schildert. Im Jahre der grossen Metzelei in Minnesota, 1863,

---

[illegible] des Indiens coiffés de plumes de coq et armés de tomahawks qui se glissent sous le ventre de [illegible] à force d'assistance, le poète attache [illegible] à son Pégase enflammé et [illegible] deux longues [illegible], le résultat est [illegible] qu'on voudrait pouvoir le supprimer. « Les [illegible] ». [illegible] » qui éventre les [illegible], laissent le noble animal aussi froid que possible. »

tritt Sitting Bull auf, führt fast zwei Jahrzehnte lang einen verzweifelten Kampf gegen die Weissen. Seine Aussprüche und Reden sowie die anderer Indianerhäuptlinge bieten manches mit Lenaus Gedichten Übereinstimmende [1]. Wenn gleiche Ereignisse um drei Jahrhunderte zurücklagen, so ändert dies nichts an dem Zeitgemässen von Lenaus Gedichten, die sich wie die Polenlieder an Gegenständliches anschlossen. Ihm erschienen die Rothäute, wie sie ihm nicht anders erscheinen konnten, nämlich als die Doppelgänger der armen ungarischen Steppenbewohner und der Polenflüchtlinge. Er ringt ihnen die poetische Seite ab, die sie eben boten. Es sind unglückliche, bemitleidenswerte heroische Verbannte, die eine ihnen nur Verderben bringende Kultur zurückdrängt und vernichtet, die in heftigen, leidenschaftlichen Ausbrüchen die schonungslose Grausamkeit der Weissen verfluchen, die sogar den verzweifelten Entschluss fassen, ihrem schmachvollen Leben ein Ende zu machen durch einen heldenhaften Tod im Wasserfalle des Niagara. So hat Chateaubriand sie auch gesehen, Lenau idealisiert sie in der herkömmlichen Weise, ganz müssig sind die Auseinandersetzungen, ob dies Idealbild der Wirklichkeit entsprach oder nicht. Einwendungen dieser Art liessen sich ebensowohl gegen die poetische Idealisierung der ungarischen Räuber und Zigeuner sowie der Polen machen. Auch bot sich dem Dichter eine willkommene Gelegenheit, seine von den Zeitgenossen so hochgeschätzte Freiheitsdichtung in neuem Lichte zu zeigen und seiner Abneigung gegen die amerikanische Republik Ausdruck zu geben. Die Behauptung, dass die Begeisterung für die Indianer, der Schmerz über den Untergang auch dieses Volkes, unaufrichtig und gemacht seien, widerspricht nicht nur dem innersten Wesen Lenaus im allgemeinen, sondern auch seinem leidenschaftlichen Freiheitsdrang im besonderen. Sie lässt sich auch mit dem Schwung und der Wärme dieser

---

[1] G. Kurth, Sitting Bull. Brüssel, Administration de la *Revue démocratique*, 1879.

Gedichte, in denen nur eine scharfe Voreingenommenheit hohlen Wortschwall erblicken kann, nicht vereinbaren.

In Rousseauscher Beleuchtung, wie sie auch die *Natchez* von Chateaubriand aufweisen, stellt **Der Indianerzug** (108) die Neue Welt der Alten, den Natur- dem Kulturmenschen entgegen. Das verklärende Licht, in dem Amerika dem Dichter, wenigstens in seinen ursprünglichen Bewohnern, erscheint, deutet auch auf eine Dichtung hin, die erst entstand, als er den amerikanischen Boden hinter sich hatte. Nichts ist dem Kulturmenschen heilig, kein Glaube, kein Grab, keine Natur, kein Gefühl, kein lebendes Wesen. Unerbittlich reisst er den Naturmenschen von der Muttererde und von den alten Göttern fort, die heilige Asche der Vater muss ihm seine Saaten dungen, froh zündet und mordet er in den Wäldern, frech « emport er die Nacht vom Schlafe »,

Dass sie sich mit dem Flammenkleide schurzet.

II, Vs 30.)

Solche Bilder mussten das Gedicht vor dem Vorwurf hohlen Redeschwalles retten und, neben manchen anderen Strophen, die Mahnung des alten Hauptlings an ein stamm- und pflichtvergessenes Volk :

Naht ihr den Gräbern euch von euren Ahnen,
Sei still von euch die Hügelschar beschlichen,
Die Toten nicht zu wecken und zu mahnen,
Dass wir von ihrem Glauben sind gewichen.

I, Vs 21-24.

Die drei Indianer (12) sind, abgesehen vom hochpoetischen Inhalte, ein Glanzstück markiger, hinreissender Rede, ein Gemälde des Schreckens allerdings, ein Nachtstück voll leidenschaftlicher Wildheit, die gluhendste Sturmweise, die Lenau geschrieben. Das Gedicht gehört bis heute zum festen Bestande deutscher Schullektüre. Besange es ein näher liegendes, uns stärker bewegendes Ereignis als den Tod der so übel

beleumdeten Indianer, so würde es zu einem der beliebtesten Vortragsstücke deutscher Dichtung.

Die eigentliche poetische Frucht der Rückfahrt nach Europa sind die Gedichte: *Seemorgen*, *Der Schiffsjunge* und *Die Rache*. Sie haben das Gemeinsame, dass in allen das bewegte Meer im Gegensatze zum stillen erscheint, dass der Sehnsucht oder der Freude über die Landung in der Heimat Ausdruck gegeben ist, und dass bestimmte Ereignisse, die nachweisbar auf der Heimreise vorfielen, darin verwoben sind.

Im Gedichte **Seemorgen** (148) sieht Reynaud [1] das vierte Atlantikum, das Lenau im Briefe an Emilie Reinbeck vom 5. März 1833 aus Platzmangel nicht mitteilte; somit bezöge es sich, wie auch manche Lenauforscher glauben, auf die Hinreise; andere versetzen es in das Frühjahr 1834, im Glauben, es sei eins der *Atlantika*, die Lenau im Briefe an Schurz vom 7. Mai 1834 als neuentstanden erwähnt. Das «ungeduldige Sehnen», das den Dichter nach «Berg, Wiese, Laub und Blüte» (Vs. 22) mitten auf dem Meere ergreift, weist eher auf die Heim- als auf die Hinreise, eher auf Europa als auf Amerika. Übrigens begleitete den Dichter auf der Heimreise der aus Bremen stammende Kaufmann Heinrich von Post, den er in New-York kennen gelernt. Das Kind, das seinen Morgengruss aus der Kajüte lächelt (Vs. 33 f.) und zu der Empfindung Anlass gibt:

> Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
> Im kalten Wogenlärme,
> Wie wohl tut Menschenangesicht
> Mit seiner stillen Wärme,
>
> (Vs. 25–28)

war des genannten Kaufmanns zweijährige Tochter Henriette, die, wie Ernst (S. 124 f.) mitteilt, im Jahre 1852 die Gattin von Ch.-Th. Schwab, dem zweitältesten Sohne G. Schwabs, wurde.

---

[1] *Thèse auxiliaire*, Nr 128.

Als ein Bild von Lenaus Heimreise bezeichnet Schurz (I, 213) das Gedicht **Der Schiffsjunge** (151). Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenaus Augen vom Mast ins Meer:

> Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
> Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
> Schon hat ihn die eine wütend verschlungen,
> Und über sie kommen die andern gesprungen,
> Die um die Gierige neidisch schwärmen
> Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.
>
> (Vs 39-44.)

Das Meer ist wie alle anderen furchtbaren Mächte der Natur ganz Anmut wie in *Seemorgen*, ganz Boshaftigkeit wie hier. Es kennt kein Mitleid. Der Kampf der Wellen legt sich, die Sonne scheint, die Winde ruhn,

> Klar blickt der alte Mörder Ozean
> Dem Himmel zu, als hätt er nichts getan
>
> Vs 49 f.)

« Der alte Mörder Ozean blickt dem Himmel ruhig ins Antlitz, als hätt er nichts getan; — gewissenlos ist die Natur — der Wind, der trägt den Jammerlaut davon wie einen Jubelklang », heisst es im Fragment *Sehnsucht nach Offenbarung*[1] und ferner ebenda: « In die Ferne sticht ein Schiff in die See. Fahre Glücklicher. — Dich umbraust bald die wilde Hand der Naturkräfte, die emporten zerschlagen mit starken *Fausten* das Schifflein des Menschen, das draussen, die ganze Bemannung sinkt unter; dort will sich ein kühner Schwimmer retten, *eine* gierige Welle verschlingt ihn, da stürzen die *andern* herbei und brausen neidisch herum um die Verschlingerin, der letzte Schrei der Verzweiflung, es wird still ».

Auf die Erfindung der Segelnamen: « Luftefänger, Wol-

[1] Ausgabe Koch, I, 46.

kenraser, Mondespflücker, Sternengraser » (Vs 31 f.), sagt Schurz (I, 213), tat sich Lenau etwas zu gute.

Der zweite Teil des Gedichtes greift wieder zum Thema der *Seejungfrauen*. Um den toten Jüngling sammeln sie sich

> Froherstaunt, in der Korallenauen
> Stillem, trübe dämmerndem Verliess.
>
> (Vs 11.)

Sie flechten dem schönen Fremdling, den die Natur ihnen als Kunde von einer besseren und höheren Welt zugesandt, Muscheln zum weissen Rosenkranz in die nassen Locken. Mit noch deutlicherem Anschluss an Schubert als *Die Seejungfrauen* schliesst *Der Schiffsjunge :*

> Werden sie in ihren Felsenriffen
> Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
> Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Über den Zusammenhang des Nachlassgedichtes **Die Rache** (319) mit der Heimreise unterrichtet deutlich genug der Inhalt und Lenau selbst in einem Gespräche vom 1. Dezember 1842 mit Max Löwenthal : « Auf der Meerfahrt hatten die Matrosen mit einer grossen Angel einen Haifisch gefangen, den sie triumphierend an Bord zogen und vollends töteten. Ich steckte dem schon abgehauenen Kopfe meinen Stock in den Mund, und der Kopf biss so heftig hinein, dass ich ihn an dem Stocke emporhob » [1]. Castle [2] vermutet in diesem Berichte den Keim zum Gedichte, das folglich Ende 1842 in später Rückerinnerung an die Reise entstanden wäre. Unmöglich ist dies nicht. Einen Grund der Nichtveröffentlichung deutet uns die Handschrift an mit ihren zahlreichen Strichen und Varianten.

---

[1] *Lenau und Lenauheim*, S. 238.

[2] Ebd., S. 574.

Spuren der grossen Mühe, die das Gedicht kostete und den Verfasser doch nicht befriedigte. Besondere Schwierigkeiten verursachten die Verse :

Der Hai an ihm vorübersinkt,
Doch aus dem Schlund die Wut noch blinkt,

Vs 71 f.

die drei vorhergehende Fassungen aufweisen. Wenn meine Erinnerung mich nicht tauscht, zeigt die Handschrift die kleinen zierlichen Züge von Lenaus Schrift aus den dreissiger Jahren, die seit den vierziger durchgangig grosser und grober wurden. Selbstverstandlich ist dies Strandlied, das eine neue Beschreibung des windstillen Meeres bringt, erst nach der Ankunft in Bremen geschrieben.

Ebenso verhalt es sich mit der **Warnung im Traume** (171), die der kurze Aufenthalt in Bremen, Ende Juni 1833, wo der Dichter in den Matrosenkneipen Studien zum Faust machte, zeitigte. Die Gestalt der Matrosendirne taucht bereits in den beiden vorigen Gedichten auf. Der Steuermann hort am Strande die Fiedel klingen :

Wo bluhende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

(*Der Schiffer*), Vs 4 f.

Die Matrosen singen ein irisch Lied des Inhaltes :

Wie dem Matrosen wohl geschieht,
Wenn er die Fahrt mit Müh vollbracht,
Die Münze rollt, die Dirne lacht.

Die Rache, Vs 20-23

Wenn auch Lenaus Brief aus Bremen an Schurz verloren ging, so ist, meint Schurz (I, 214), doch bekannt, dass « ihm die

wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen... Von dem wilden, lustig überschäumenden Strandjubel der Matschaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte Niembsch wohl Gelegenheit, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen » (I, 213). Von ähnlichen Szenen auf der Hinreise berichtet Lenau aus Amsterdam, wo die jungen Leute der Auswanderergesellschaft in der ungeheuren, verführerischen Stadt wie verlorene Schafe herumirrten und ihre Nächte zum Teil in verdächtigen Häusern durchschwelgten (112). Vor der Einschiffung in Mannheim teilte er Mayer seinen Entschluss mit, in Amsterdam in den Matrosenkneipen herumzuschleichen und einige Studien zu machen in der Menschenkenntnis (102). Auf solchen beruhen die mit *Görg* überschriebenen Auftritte im *Faust*. Eine wichtige Ausserung Lenaus bezüglich des Bremer Aufenthaltes überliefert uns Frankl : « Ich habe vor meiner Abreise nach Amerika bis zu meiner Rückkehr kein Weib geküsst, bis mich in Bremen der alte Adam wieder fasste » (1).

Mit den Empfindungen, die er später seinem Faust in der Matrosenschenke verlieh, schildert der Dichter die nächtliche Szene, wie der lustentbrannte Jüngling der Dirne nacheilt, die ihn zuletzt, wie Wilhelm die Lenore, auf einen Kirchhof führt, wo ihn die Verwesung umarmt. Sichtlich ist der Einfluss der Bürgerschen Ballade. Im tiefsten Auge der Dirne sieht Lenaus Faust den trüben Schatten,

Den mir kein Lächeln täuschend lichtet.

(Vs 3189.)

Es hausiert die Natur

Mit Liebeslust als Krämerweib,

(Vs 3237)

---

(1) *Der Wanderer*, Apr.l. 1851. In der Buchausgabe seiner Erinnerungen unterdrückt Frankl S. 80 den letzten Teil seiner Mitteilung.

und wer ihr diese Lust nicht unverdrossen

Heimzahlt in treuer Sorge für die Sprossen,
Hat sie geprellt und muss bezahlen
Die Mahnerin mit Herzensqualen.

(Vs 3225-3227.)

Das Gedicht ist jedoch nur ein Traum, es ist die Mutter, die dem Sohne im Traume erscheint und warnt, und somit zieht sich ein Faden von hier zu den Traumgedichten an Lenaus Mutter. Tiefinnerstes Gefühl tritt zutage in der ergreifenden Schilderung ihres Todes und der Macht ihrer Liebe :

Der Mutterliebe ew'ge Macht
Hält sie dem Sohn vereinet,
Wie mildes Mondlicht in der Nacht
Des Wandrers Pfad bescheinet.

(Vs 13-16.)

Bemerkenswert ist eine spätere Äusserung Lenaus, das Gedicht dürfe in Wien nicht gedruckt werden (54). Seine Absicht, es dem Musenalmanach von Schwab und Chamisso zu geben (54), führte er nicht aus, sondern nahm es unmittelbar in die zweite Auflage von 1834 auf, wo es die neue Abteilung *Leben und Traum* beschliesst.

Kaum in Stuttgart angelangt, schrieb Lenau im Anklang an das Gedicht *Der Schiffsjunge* den 8. Juli an Schurz : « Die Natur ist furchtbar » (126). Die Folge des Briefes bezieht sich wie *Die Warnung im Traume* auf den Tod der Mutter : « Was Abgründe und Meerestoben! Das ist nichts, aber Todbetten Heissgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste. Ich traume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter, diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen, musste ich muhsam die Trummer meiner Religion zusammenraffen. So viel Leiden und so lang! Diese Todbetten sind schrecklich für mich; wenn ich

nur an keins mehr treten müsste, ich möchte ja gerne lieber gleich selber sterben! » (1). Liegt hierin kein deutlicher Hinweis, dass Die *Warnung im Traume* durch einen wirklichen Traum veranlasst ist, der den Dichter Ende Juni oder Anfang Juli heimsuchte? Hat die Nachwirkung eines solchen Traumes auch nicht den « fatalen Gemütszustand » verursacht, dem er einige Tage vorher in Heidelberg, beim Besuche seines Freundes David Zimmern, in « die Klauen fiel », und worüber er am 16. September 1833 dem Freunde schreibt : « Mit Heidelberg ist mir etwas Kurioses passiert. Lächeln Sie nicht über meine Phantasterei, aber den letzten Tag meines Dortseins überfiel mich eine unbegreifliche, unaussteh liche Bangigkeit, lag es in der Luftstimmung oder in meiner eigenen. Kurz, der Eindruck war in der Tat infernal ; das kann nur eine vorübergehende Raserei gewesen sein, aber beim Teufel, in solchen Augenblicken könnt ich mich erschiessen » (159). Die Schuld schiebt er nun auf seinen « *temporär verfangenen Verstand* » und auf « die Neckerei des bösen Dämons, der mir schon öfter und gerade unter den freundlichsten Verhältnissen über meine Lebensstrasse gelaufen ist » 159).

Unter den *freundlichsten Verhältnissen* allerdings : der herzlichste Empfang war ihm eben in Heidelberg bereitet, sehnsüchtig warteten auf ihn die Freunde in Stuttgart und die

---

(1) Wie fabelhaft zerrann
Das fröhliche Verheissen
Vom ewigen Wiedersehn,
Als ich dich sah vergehn!
Als sie den Sarg verschlugen
Und dich begraben trugen,
Da hatt'st du ausgelitten;
Mir ward im Herzen eben,
Ob sie mein junges Leben
Von seiner Wurzel schnitten!

(*Faust*, Vs 2275-2284.)

Verwandten in Wien, er fand sich sogleich nach seiner Rückkehr als Dichter gefeiert, ihm fiel, wie Schurz (I, 214) mitteilt, Menzels Literaturblatt mit seinem Namen im Lorbeerkranze in die Hand, wohl auch unter den vielen lobenden Besprechungen die in der eben von H. Laube übernommenen *Zeitung für die elegante Welt* [1], welche ihn als einen poetischen Cäsar verherrlichte, der kam, sah und siegte. Die begeisterte Aufnahme seiner Gedichte erwähnt er mit dem trockenen Satze: « Meine Gedichte sind sehr gut aufgenommen worden » (128), die Freude auf das Wiedersehen seines liebsten Freundes Mayer war ihm « recht getrübt » (126). Allerdings erschien er allen gealtert; sein Auge hatte an Glanz verloren, sein Gesicht war mit tiefen Furchen umzogen [2]. Sein erstes Wort zu Kerner auf die Frage: « Wie gings? » war: « Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten ». Geflissentlich vermied er es, über Amerika zu sprechen [3].

Auf eine fleissige Arbeit in letzter Zeit, die auch die Vermutung stärkt, dass er auf der Heimreise nicht untätig war, deutet die am 12. Juli Schurz gemachte Mitteilung: « Ich habe ziemlich viel Neues » (128).

---

[1] Jahrgang 1833, Nr 22. Siehe H. Laube, *Moderne Charakteristiken*, *Werke*, XLIX, 258).

[2] Schurz, I, 214.

[3] Ebd., S. 214.

XXIX

Lotte-Dichtungen.

Dritte Reihe. — August-Dezember 1833.

Frühlingsblick. — Frühlingsgedränge. Trauer. — Asyl. — Liebe und Vermählung. — Herbstentschluss. - Herbst. — Waldgang. — Scheiden. — Stille Sicherheit. — Ohne Wunsch. — Scheideblick. — Lebewohl an Eugenie. — Aus!

Nach Abschluss der Reise und der Ankunft in Schwaben, wo der Dichter von Anfang Juli bis Mitte September verblieb, gilt seine dichterische Arbeit zunächst bewusst zwei neuen Gruppen von Gedichten, mit denen er die zweite Auflage ausstatten wollte. Er erfuhr bald in Stuttgart, dass, wie er am 12. Juli seinem Schwager meldet, eine zweite Auflage nicht mehr fern sei. Es kam ihm der Gedanke, diese zunächst durch zwei neue Abteilungen, *Frühling* und *Herbst*, zu bereichern. Seine in der ersten Ausgabe unter verschiedenen Überschriften verteilten Frühlings- und Herbstgedichte hatten durch *Frühlings Tod* einen Zuwachs erhalten, andere, *Der Baum der Erinnerung* und *Sommerfäden*, harrten noch der Veröffentlichung, durch einige weitere Arbeit konnten selbständige Abteilungen zu stande kommen. Nur so kann ich mir die sehr auffallende Tatsache erklären, dass Lenau nachweisbar im Spätsommer 1833, mit Ausnahme eines einzigen Gelegenheitsgedichtes, ausschliesslich in sehr kurzer Zeit und bunt durcheinander Frühlings- und Herbstgedichte schreibt. Am 24. August sendet er Kerner ein Herbstgedicht, am 1. September Emilien Reinbeck ein Frühlingsgedicht, derselben am 6. September ein weiteres Frühlingslied. Am selben Tage meldet er der Freundin, es vergehe fast kein Tag, wo er nicht ein Gedicht schreibe (158). Die Bemer-

kung bezieht sich allerdings nur auf eine ganz kurze Zeit, gilt jedoch eben deshalb vornehmlich den Frühlings- und Herbstgedichten. Eben weil diese als eine bewusste Arbeit mit bestimmt vorgestrecktem Ziele erscheinen, ist es auch schwer, ja unmöglich, sie aus den Lebensumständen und Gemütsstimmungen des Dichters zu erklären. Tiefe Trauer durchdringt die einen, jubelnde Freude die anderen.

Die Zeit, in der sie verfasst sind, war wieder eine der schönsten in Lenaus Leben. Eine neue Reihe von Freudentagen, ähnlich der, die ihm bei seiner ersten Ankunft in Schwaben zuteil ward, eröffnet sich ihm wieder. Von Glückwünschen und Huldigungen überschüttet, hält er neue « Freundschaftsquarantänen » bei seinen schwäbischen Freunden, bei Mayer in Waiblingen, bei Kerner in Weinsberg, beim Grafen Alexander in Esslingen und findet herzlichste und dauernde Gastfreundschaft bei der Familie Reinbeck in Stuttgart. Es ist ihm dort so « gemütlich », dass er die Sehnsucht, die Seinigen in Wien wiederzusehen, unterdrückt und Schurz bittet, ihm die Verlängerung seines Passes zu besorgen (128). Als « freudevoll » (130) bezeichnet er seinen Aufenthalt bei Mayer, bei Kerner sah er « das gediegene Gold der Freundschaft leuchten » (132) und wird oft zurückdenken an die « lange Reihe genussreicher schöner Tage », die ihm dort bereitet wurden (135). Übertroffen wurden sie jedoch von denen, die Lenau im Hause des Grafen Alexander in Serach verlebte, in « einer der schönsten Gegenden Württembergs, im Hause eines ganz fidelen Freundes, im Umgange einer jungen, schönen, geistreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens versehen », wo es, wie er weiter schreibt, seiner « bequemhaftiglichen faulen Dichterhaut nicht übel behagte » (142). Eine noch anziehendere Bekanntschaft machte Lenau dort, die der schönen, siebzehnjährigen Schwester des Grafen, der Gräfin Marie, die das Urbild der Königstochter Marie im *Faust* wurde :

Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.

(*Faust*, V. 1742.)

« Es war eine herrliche Zeit, reich an Poesie und hohem geistigen Genusse », schreibt eine Zeugin, Fräulein Marie von Hünersdorff (1).

Das Gedicht **Frühlingsblick** (1) sandte Lenau am 1. September (?) (2) an Emilie Reinbeck. Ziemlich allgemein wird das herrliche Frühlingslied mit Rücksicht auf die Schlussstrophe als ein Liebesgedicht aufgefasst :

> Also in den Winterharm,
> Der die Seele hielt bezwungen,
> Ist ein Blick mir, still und warm,
> Frühlingsmächtig eingedrungen.

Der Blick, der dem Dichter, allerdings früher, so *still* und *warm* in die Seele eingedrungen, soll der Lotte Gmelins sein. Sehr unwahrscheinlich ist es, dass Lenau Lotte nach seiner Rückkehr aus Amerika wiedergesehen, die Verwandten hatten sie wieder fortgeschickt, auch erwähnt er sie mit keinem Worte mehr. Dass er sie trotzdem im Herzen behielt, bis eine neue Liebe die alte verdrängte, beweisen die Abschiedslieder, die er noch zu Ende des Jahres 1833 an sie richtete. Zur Erklärung des Gedichtes in der endgültigen Fassung reicht der dasselbe begleitende Brief an Emilie vollkommen aus. Dieser Brief erwähnt namentlich einen warmen Blick, der die Beziehung auf die Freundin näher zu legen scheint als die auf die Geliebte. An die bei seiner Ankunft in Stuttgart kranke Emilie, die er unter wenigen mit einem langen Briefe aus Amerika ausgezeichnet hatte, schloss er sich in tiefer Anhänglichkeit an. « Ich liebe die Frau unaussprechlich », schreibt er am 8. Juli an Schurz, « mir ist sehr weh ums Herz. Man besorgt die Wassersucht. O Bruder, kenntest Du dieses göttliche Weib, Du würdest weinen wie ein Kind bei dieser Nachricht » (126). Am 12. Juli

---

(1) Schurz, I, 226.

(2) Der Brief ist undatiert, stammt jedoch aus den letzten Tagen des August oder den ersten des September.

ist er ruhiger, weil das Übel der Freundin keine ernsthafte Wendung zu nehmen scheint (128). Am 1. September (?) schreibt er ihr : « Mit dem Verdrusse der Resignation ergreife ich die Feder ; es ist unmöglich. Kein Wort kann sie nennen, und der *wärmste Blick* ist nur eine schwach schimmernde, vergängliche Spur der Verehrung, mit welcher Ihnen mein Herz ergeben ist. Oft versicherte ich Sie, ich sei besser geworden durch Ihren Umgang ; ich füge nur hinzu, dass auch meine Aussicht über diese Erde hinaus durch Sie heller und schöner geworden ist. Ich habe eine Verehrung für Sie gefasst, deren Trägerin, meine Seele, nicht vergehen kann. Sie haben sehr viel für mich getan. Allen Segen Gottes über Ihr liebes, herrliches Gemüt. Ich bitte Sie, dass Sie auch aus der Ferne Ihren wohltätigen Einfluss auf mein Leben üben, indem Sie mir schreiben » (135).

Schwerer wird es jedoch, die Beziehung auf Emilie Reinbeck aufrecht zu erhalten, wenn man die erste Fassung im Briefe genauer betrachtet. Drei weitere Strophen [1] führen aus, dass *einst* eine holde Stunde kam, die den Gram des Herzens verklarte, den Schmerz in linde Tränen löste, das Herz zu Wunsch und Hoffnung schwellte, die Gedanken wieder aufblühen liess und dem dunklen Wald der Seele sehnsuchtsvolle Lieder entlockte. Hierbei tritt offenbar die Gestalt Lottes in den Vordergrund. Die endgültige Fassung zeigt das Bestreben, den Zusammenhang zu verwischen, das Persönliche abzustreifen, das Gedicht mehr ins Allgemeine zu erheben. Schliesslich erhellt es doch, dass es nicht ein tiefer, warmer Blick der Freundschaft, sondern einer der Liebe gewesen, der den « Winterharm » der Seele beschworen, wie auch nur ein stummer, warmer Blick der Natur all die Lenzesfreude und Lenzesherrlichkeit entzündet hat.

Ziemlich gleichzeitig mit diesem wird wohl das zweite Lenz-

---

(1) S. II. Band dieses Werkes : Textkritik.

gedicht **Frühlingsgedränge** (5) sein, das Lenau in der Ausgabe von 1834 ersterem nachstellte. Auch inhaltlich stimmen die Gedichte überein, besonders im Schlusse, der feinsinnig als geheimen Untergrund der Frühlingsseligkeit eine « heimliche, selige » Liebe andeutet, eine stille, verklärte Liebe, als welche Lenau die zu Lotte so manchmal in seinen Briefen schildert. Der ruhige, harmonische Seelenzustand des Dichters zeigt sich im starken Überwiegen der Situation in beiden Gedichten. Das Subjektive, Seelische tritt erst zu Ende ein, bis dahin walten die objektiven, anschaulichen Momente. Viel stärker war die subjektive Erregung bei der ersten Niederschrift des Gedichtes *Frühlingsblick*. Die erste Fassung weist ein Gleichgewicht zwischen Aussen- und Innenwelt, zwischen rein anschaulichen und rein seelischen Bestandteilen, zwischen Situation und Subjekt auf; in der zweiten überwiegt das Sachliche so sehr, dass das Persönliche nur in der letzten Strophe zutage tritt.

Das Umgekehrte ist der Fall in dem dritten, melancholischen, Frühlingsliede **Trauer** (4). Eine tiefe seelische Erregung drängt das Gegenständliche zurück. Die Aussenwelt tritt nur in der ersten Strophe und in zwei Versen der letzten auf. Ursache der Erregtheit ist jedoch nicht die Liebe, sondern ein Schwermutsanfall, eine allgemeine innere Gegenwirkung wider die schöne frohe Aussenwelt. Ein äusserer Umstand verschärft diesen Widerstreit. Was hat der Dichter nicht alles gelitten seit dem letzten Frühling, den er genossen : die unglückliche Liebe zu Lotte, die unselige Amerikafahrt! Den Frühling des Jahres 1832 und eigentlich auch den des Jahres 1833 hat er ja auf seiner Seefahrt versäumt. Deutlich merkt man den Versen an, dass sie in gewolltem Gegensatz zu den vorigen gedichtet sind. Innigen Anteil nahm der Dichter am Wiedererwachen der Natur; mit ihm freute sich die Geliebte; nun fühlt er sich einsam, die Vögel und Blumen verscharfen dies Gefühl des Alleinseins, mahnen ihn nur,

Dass ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen.

Eine Parallelstelle zur Schlussstrophe bietet *Faust* :

Der Frühling ist der Flur erschienen,
Um seine vollen Lebensfreuden
An Berg und Tale zu vergeuden,
Doch mir mit fremd verstörten Mienen.
Ich bin allein vom Lenz verstossen.

(Vs 2154-2158.)

Den zwei heiteren Frühlingsgedichten stehen zwei traurige gegenuber, die zu gleicher Zeit in der Ausgabe von 1834 erschienen. Das zweite melancholische, **Asyl** (45), schildert eine einsame, düstere Landschaft, eine österreichische Alpenlandschaft, die als der rechte Ort erscheint :

Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

(Vs 23 f.)

Nur eine Anspielung auf den Frühling (Vs 5 f.) erlaubt dem Verfasser, das Gedicht in die Abteilung der Frühlingslieder einzureihen. Es ist das gemachteste und schwachste der Lenzgedichte dieser Zeit, wie überhaupt die traurigen den heiteren nachstehen. *Asyl* bildet ein fast reines Naturbild; nur die beiden angeführten Schlussverse bringen etwas Subjektives und auch dies nur in einer allgemeinen Wendung, die einen unmittelbaren Bezug auf ein Liebesverhaltnis nicht dringend gebietet. Wie das Gedicht kein ausgesprochenes Frühlingslied ist, so ist es auch kein unzweideutiges Liebeslied. Will man jedoch der « unglücklichen Liebe » einen persönlichen Belang geben, so kann hier nur Lotte genannt werden, nicht, wie vielfach angenommen wurde, Berta.

Der jubelnden Frühlingsnatur des Gedichtes *Trauer* ist hier die trauernde entgegengestellt. Die Föhren sind « trübe flüsternde Genossen » der einsamen Klippen. Hier verstummt der Gesang der Vögel. Das Moos sehnt sich nach den Tränen der Wolke. Die Winde hauchen leise. « Ratselstimmen tiefer

Trauer ». Tief empfindet Lenau [1], die Natur leidet, sie leidet wie die Menschen, dasselbe Leid wie sie. So empfand auch Schubert : « Eine Stimme des Klagens, wie um etwas Verlorenes, geht durch die ganze Natur, und der Gesang der Vögel wie die natürliche Weise der singenden Menschenstimme lautet wie Töne des Trauerns » [2]. Ehe der Dichter Schubert kannte, ertönt schon bei ihm diese Klagestimme der Natur. Nur das « melancholische Temperament », meint Schubert, hört sie.

Am 6. September schickte Lenau das Gedicht Emilien Reinbeck mit den einleitenden Worten : « In Erwartung eines baldigen Briefes von Ihrer lieben Hand sende ich Ihnen hier wieder etwas von meiner Muse » (1580). So allgemein, jeder näheren Andeutung entbehrend, lauten fast alle seine Mitteilungen über seine Poesie. Derselbe Brief bringt die bereits erwähnte Nachricht : « Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht ein Gedicht schreibe. Ich habe schon einen ziemlichen Vorrat neuer Lieder. Jeder Brief soll Ihnen eins davon überbringen. » Dies Versprechen hielt Lenau nicht.

In der Abteilung *Frühling* der zweiten Auflage erschien auch das Doppelsonett **Liebe und Vermählung** (46). Im sinnigen Bilde des durstigen Berges, der die erquickungsreiche Wolke mit seinem Felsenarm umfangt und sie hinab in seinen heissen Busen trinkt, worauf alles, was an schönen Blüten in ihm schlief, in wonniger Beseelung auferblühet, singt die erste Stimme das Lob der Liebe und Vermählung. Unter dem Bilde der Waldesrose und des Baches, der die Blume umschmeichelt, zu ihren Füssen weint, ihr immer naht, ihr immer doch zu fehlen, und sie endlich, des schönen Spieles müde, welk davontragt ins Verderben [3], erzählt die zweite Stimme, getreuer viel als Berg und Wolke, vom Lieben und Vermählen :

Die wandelbaren, täuschungsvollen Lose.

(1 Vgl. die Gedichte *Himmelstrauer, Frühlings Tod, Herbstklage, Meeresstille.*

(2) *Geschichte der Seele*, I, 483.

(3) Vgl. *Die Zweifler*, Vs 33-40.

Der Gegensatz, der diese Frühlingslieder kennzeichnet, ist hier in ein- und demselben Gedichte veranschaulicht. Wie die erste Stimme hatten die schwäbischen Kreise zu Liebe und Vermählung gelockt. Die Antwort des Dichters bringt die zweite Stimme. Nur eine Zeit lang treibt die Liebe ihr schönes Spiel, die Vermählung schliesst in sich die Entzauberung, tötet die Schönheit. An der ernuchternden Enge und Härte des Wirklichen verblutet sich die Phantasie, der unermesslich reichen, dunkel wogenden Innenwelt kann keine Aussenwelt genügen, stets zeigt die Wirklichkeit einen nackten Fels, wo die goldene Phantasie ein Blumenbeet sah. Nirgends ist der innere Grund des Verzichtes auf Liebe und Vermählung deutlicher ausgedruckt als hier.

Nicht nur reihen sich die Herbstlieder des Jahres 1833 unmittelbar an die Frühlingslieder, sondern es ist sogar wahrscheinlich, dass sie während des Dichtens an diesen entstanden sind. **Herbstentschluss** [54] sandte Lenau Kerner bereits am 24. August mit den Begleitworten : « Hier noch ein melancholisches Herbstblatt von mir, ist aber nichts als vorübergehende Stimmung und längst widerlegt durch die Strophe :

Süss träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft,
So mag sich's ruhn im Totenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft. »

Es ist die Schlussstrophe des Gedichtes *Schlaf* [55] aus *Wanderung im Gebirge*, welche die letzte Strophe von *Herbstentschluss* widerlegt :

Dass wir unsern letzten Gang
Schweigsam wandeln und alleine,
Dass auf unsern Grabeshang
Niemand als der Regen weine!

Fraulein von Hunersdorff versetzt in ihrem Berichte an

Schurz (I, 226 f.) das Gedicht in den Esslinger Aufenthalt beim Grafen Alexander. Lenau war dort vom 6. bis etwa zum 10. August, am 16. August, zuletzt wieder vom 26. August bis etwa zum 10. September. Die Entstehung fällt in den Stuttgarter Aufenthalt vom 17. bis zum 24. August, immerhin früh genug für ein Herbstgedicht. Es war gerade die Zeit, wo der Himmel der Freundschaft im Reinbeckschen Hause so hell über dem Dichter leuchtete, wo die Aussicht über diese Erde hinaus heller und schöner ward. Allerdings plagte ihn ein « fatales Seitenstechen » und zwang ihn, die auf den 15. August festgesetzte Heimreise nach Wien aufzuschieben. Fräulein von Hünersdorff ward von « dem Schmerz, der tiefen Trauer », die der Inhalt des Gedichtes atmete, so « erschüttert », dass sie dem Dichter, mit Tränen im Auge, sanfte Vorwürfe darüber machte. Lenau sah sie, ohne ein Wort zu erwidern, wehmütig lächelnd an und übergab ihr kurz darauf einige Verse für ihr Album (1).

Wiederum leuchtet der Zusammenhang mit dem Verhältnis zu Lotte klar durch. Der Dichter wandelt einsam seine Strassen (Vs 2); Lotte ist ihm ja wieder entzogen. Oft hat er sich selbst und andern weh getan :

> Weil du hast geliebt, gehofft;
> Nun ist's aus, wir müssen wandern!
>
> (Vs 19 f.)

Fest will er fortan sein empfindsames, leichtentzündliches Herz « einschliessen und verwahren » (Vs 22), damit es so bald nicht mehr ihm und anderen so viel Leid bringe.

Reynaud (2) stellt eine Verwandtschaft des Gedichtes mit Jacobis *An die Natur* fest. Jedoch kommt nur die erste Strophe

---

(1) Schurz, I, 227.

(2) S. 264, Fussnote.

des langen Jacobischen Ergusses als mögliche, leise Erinnerung bei Lenau in Betracht :

Blätter fallen, Nebel steigen,
Und zum Winterschlafe neigen
Sich die Bäume schon auf welker Flur :
Ehe Flocken sie umhüllen,
Rede du mit mir im Stillen
Einmal noch, befreundete Natur! (1)

Die Entstehung eines zweiten Herbstliedes, **Herbst** (55), in dieser Zeit beweist nicht nur die Aufnahme in die zweite Auflage, sondern auch der Hinweis auf den durch die Seefahrt versäumten Frühling :

Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt ich auf der wüsten See,

ferner die Erwähnung des baldigen Abschiedes von den schwäbischen Freunden :

Der Herbst durchweht mich trennungschaurig.

Schwer fiel Lenau dieser Abschied : « Ich verlasse euch jetzt schwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werde ich nicht wiederkehren », schreibt er Kerner am 24. August 35 und am 6. September Emilien von Reinbeck : « Ich habe genug an dem einen Abschied. Mir ist in meinem Leben noch keiner so schwer geworden » (158). Gewaltsam musste er sich aus « den Armen der Freundschaft, die mich so lang in Württemberg festhielten » (140), losreissen. Empfindlicher ward der Trennungsschauer durch den endgültigen Abschluss des Verhältnisses zu Lotte. Eine noch schärfere Fassung erfuhr der melancholische

(1) Jacobi, Werke VI, 31.

Schluss im Jahre 1837, wo der Dichter den auf den Herbst bezüglichen Endvers :

Der schon dem Tod entgegenträumt,

unter der Einwirkung der Liebe zu Sophie Löwenthal umänderte in :

Mein Herz dem Tod entgegenträumt.

Das Motiv :

Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt ich auf der wüsten See,
. . . . . .
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht

kehrt wieder im *Faust* :

Das Waldesgrün, der Vogelsang
Und all der süsse Frühlingsdrang
Blieb mir verloren und versäumt,
Wo nur die kalte Woge schäumt
Und Sterbelieder singt der Wind.

(Vs 3024-3028.)

Die Dichtung von Herbstliedern erwähnt Lenau im Briefe vom 22. September an Schurz. Dort fasst er auch das Ergebnis der zwei letzten Jahre, seiner Ausfahrt, zusammen, und wir hören wie in den Frühlings- und Herbstliedern die Klage, dass er sein Lebensglück durch den Verzicht auf die Liebe verfehlt. « Gewiss die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab ich erreicht, manches eingesehen, dass es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab ich übertroffen gefunden, meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh ich wohl, sind uner-

reichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, dass man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein ; das ist für mich verloren. » Und nun brüstet er sich wieder mit dem stolzen Gedanken, dass man der Poesie alles, auch sein eigenes Glück, aufopfern müsse : « Aber glaube nicht, dass mich dies drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht wert, wenn ich nicht im stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen? » (140).

Lenaus Heimreise nach Wien, die er am 17. September antrat, dauerte fast einen Monat. Nach dem poetisch so fruchtbaren Aufenthalte beim Grafen Alexander in Esslingen, verweilte er einige Tage in Mergelstetten bei Emiliens Schwester Mariette Zöppritz, besuchte auf der Weiterreise auch den alten Freund Schleifer in Gmunden, wo er vierzehn Tage blieb, und traf erst am 12. Oktober in Wien ein.

Eine neue Blüte der Lotte-Dichtung kennzeichnet das letzte Vierteljahr 1833. Ein Brief aus Wien vom 11. November an Emilie Reinbeck bringt das Gedicht **Waldgang** (142). Es ist ein Rückgedenken an das Liebesverhältnis zu Lotte und aus verschiedenen Erinnerungen, wie der Dichter sie seiner Familie in Wien erzählt haben mag, zusammengestellt. Den mündlichen Bericht, den er seinen Verwandten versprochen : « erzählen will ich euch einst » (77), setzte er in Poesie um. Dichterisch verwertet ist hier ein Spaziergang auf die Solitude, wobei er sich Lotte gern genähert hatte, woran ihn jedoch Emilie Reinbeck hinderte, die ihn in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände verwickelte :

> Ein störendes Geleite
> Liess nimmer uns alleine.

Scharf blickte er einigemal auf Lotte hin.... sagte ihr aber nichts, berichtet er Schurz (70). Mayer (S. 31 versicherte er.

dass er sich nie gegen die Geliebte selbst erklärt. « Wir lieben uns und werden es immer tun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen », schreibt er Schurz (99) :

Und mussten wir zurücke
Ins Herz die Worte pressen,
Uns sagten unsre Blicke,
Dass wir uns nicht vergessen.

Diese Liebe will er bewahren, sie soll sein Leben verschönen für alle Zeit, eröffnet er Mayer (80) :

Und sehn wir uns nicht wieder
In diesem Erdenleben,
Dich werden meine Lieder
Verherrlichend umschweben.

Er hat von Lotte einen Eindruck mitgenommen, der, er fühlt es wohl, sein ganzes Wesen durchdrungen hat auf *ewig*, beichtet er demselben Freunde (75) und gesteht übereinstimmend seinem Schwager, er werde sie *ewig* lieben, wenn er anders *ewig* lebe (77) :

Doch aus des Walds Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

Schurz schreibt in seinem Exemplar die Bemerkung Emiliens in einem Briefe an Lenau ab : « Wie lieb der Waldgang. »

Einem Briefe an Georg Reinbeck, auch vom 11. November, legte Lenau das späte Herbstlied **Scheiden** (50) bei. Es ist zugleich ein Abschiedslied an Lotte, in der uralten Form eines Zwiegesprächs, das der Dichter vor die Amerikareise versetzt, denn der « schlangenkrumme, kalte Pfad », der den Geliebten « locket mit Gewalt » (Vs 10 f.), ist die Seefahrt. Sophie Löwenthal kannte Lenau damals noch nicht, sie kann

nicht, wie Reynaud (1) meint, für das Gedicht in Betracht kommen. Es gab Anlass zu einer interessanten Auseinandersetzung mit Emilie, wodurch wir einen letzten Einblick in Lenaus Seele zu dieser Zeit gewinnen. Emilie drückt in ihrer Antwort auf Lenaus Brief (2) ihr Missfallen über den kalten Trost des Geliebten aus, der mit dem Verse endet :

Und deine Klagen werden bald versiegen.

« Aber so sind die Manner, so empfinden sie », fügt sie empfindsam hinzu. Lenau antwortet am 1. Dezember : der kalte Trost sei mehr eine mit etwas Bitterkeit versetzte Klage. Er lässt hier durchblicken, dass noch ein Stachel in seinem Herzen zurückgeblieben war, weil er meinte, Lotten sei die Entsagung nicht schwer gefallen. Und nun brustet er sich : « Ja, *so* sind die Manner, *so* empfinden sie. Etwas rauh ist diese Empfindung allerdings ; aber sie ist gut für den Mann, der nicht zum Weibling verschwimmen will. Der grosse Naturforscher Burdach sagt : Ein wahrer Mann stirbt nie an langsamem Grame ; entweder er schiesst sich auf der Stelle tot, oder er bleibt frisch und gesund. In diesen Worten liegt die ganze Naturgeschichte des mannlichen Herzens » (150). An Lenau hat sich diese Naturgeschichte schlecht bewahrt ; es liegt eine tragische Ironie in diesem, kurz vor der Bekanntschaft mit Sophie Lowenthal getanen Ausspruche, wie auch in dem Entschluss, sein Herz furderhin « fest einzuschliessen und zu verwahren » (*Herbstentschluss*).

Das Gegenstuck zu *Waldgang* bildet **Stille Sicherheit** (141). Dort getrubtes, hier ungestortes Zusammensein mit der Geliebten ; dort wortlose, hier sich aussprechende Liebe. Übereinstimmend ist die Versicherung *ewiger* Liebe. Ich vermute, dass das Gedicht, welches in der Ausgabe von 1834 dem

(1) *These auxiliaire*, Nr 97.

(2) Aufgezeichnet von Schurz in seinem Exemplar der Gedichte.

Liede *Waldgang* vorangeht, aus der Absicht ein Gegenstück zu diesem zu schaffen, hervorgegangen ist. Es ist nämlich gemacht in dem Sinne, als es keinen Untergrund in einem Erlebnis hat. Mit Lotte ist Lenau nie « im dunkeln Hain, sicher und allein » gewesen. Er hat ihr auch nie *gesagt*, dass sein Herz ewig ihr gehöre. « Einen ruhigen, absichtslosen Umgang der Liebe hat man uns nicht gestattet. Was sich am Ende von selbst gegeben haben würde, das wollte man mir vorhinein abnötigen » (98). Bezeichnend für die Lotte-Dichtung ist die Anrede « Mädchen », welche die Sophie-Dichtung bis auf eine Ausnahme nicht kennt. Der Zusammenhang mit *Waldgang*, der gleichzeitige und beide Gedichte zusammenstellende Druck weisen auf eine gleiche Entstehungszeit hin.

Trotzdem das Gedicht **Ohne Wunsch** (527) erst in den Neueren Gedichten (1838) erschien, muss es wegen seiner augenscheinlichen Anspielung auf das Verhältnis zu Lotte auf diese bezogen werden. Vielleicht veranlasste gerade diese auffallende Beziehung den Dichter, die Veröffentlichung aufzuschieben. Trotzdem der Gedanke der Verzichtleistung auf den Besitz der Geliebten auch auf Sophie passt, trotzdem eine Stelle aus einem Briefe an Sophie vom 29. Oktober 1837 : « Könnte ich machen, dass ich durch dein Leben nur so wie ein Zugwind gestrichen wäre » (416), für Strophe 2 herangezogen werden könnte, so ist doch hier in Strophe 3 und 4 der Grundgedanke aller Briefe Lenaus aus der Zeit der Lotte-Liebschaft so klar ausgedrückt, dass kein Zweifel obwalten kann und Sophie selbst das Lied in einer Anmerkung ihres Exemplars der Lenauschen Gedichte als an Lotte gerichtet bezeichnet. Das Gefühl : « Ich werde diesem Madchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, dass ich anderen keines abgeben kann » (70) — « Diese Freude am Unglück habe ich noch jetzt, daher meine Furcht, jene himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften » (72) — « Ich liebe das Madchen unendlich, aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen » (79) — « Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben rasch und

glücklich zu erfassen, mein Innerstes ist tief verletzt » (87) — dieses Gefühl hat in *Ohne Wunsch* seine ergreifendste poetische Gestaltung gefunden :

Meine Freuden starben mir
In der Brust, bestürmt, gespalten,
An den Bahren könnten wir
Nur mit Grauen Hochzeit halten.

Ein zu trüber Lebensgang
Führte mich an steile Ränder,
Kind, mir würde um dich bang,
Flieh, es krachen die Geländer!

Der Resignierte ist bezeichnenderweise das Gedicht in einer Handschrift überschrieben.

Vor Jahresende dichtete Lenau noch drei Abschiedslieder an Lotte, die alle nacheinander in der zweiten Auflage (1834) erschienen. Den « göttlichen Blick », den Klemm an Lotte rühmt (1), die « tiefen blauen Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen », die Lenau selbst an ihr hervorhebt (70), konnten erst Sophies « ganze Fulle des Gottlichen » strahlende Augen (262) aus des Dichters Erinnerung verdrangen.

Bis nach Wien verfolgte ihn der *tiefe Seelenblick* Lottes, ein *unergründlich Wonnemeer*, in das er scheidend all sein Gluck still versenkt : **Scheideblick** (142). Dies Gedicht, das viel inniger und empfindungsvoller ist als *Scheiden*, entlockte Lenau noch am 14. Juni 1841 beim musikalischen Vortrage Tranen. « Niemals sah ich ihn so ergriffen », berichtet E. Niendorf (S. 48).

Nur eine Variation von *Scheideblick* ist **Lebewohl an Eugenie** (115), dem wieder der *seelentiefe* Blick Lottes zu

(1) Schurz, I. 137.

grunde liegt, und in dem Eugenie nur ein Deckname für Lotte ist :

Lebewohl! kein räuberisch Geschicke
Meinem Herzen rauben kann,
Wie in deinem seelentiefen Blicke
Auf mein Glück der Himmel sann.
Stund und Welle rauschten nieder,
Und wir sehen uns nicht wieder!

Mit dem Schlussgedichte **Aus!** (144) begräbt Lenau die Liebschaft endgültig in Poesie und Wirklichkeit. Noch einmal greift er das Leitmotiv des ihn verfolgenden Unglücks auf :

Ob jeder Freude seh ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht,

und schliesst im Dammern eines neuen, verhängnisvollen Liebestraumes mit den tragisch ergreifenden Versen :

Hab aus den Augen mir gewaschen
Mit Tränen scharf den letzten Traum.

XXX

Gelegentliches.

September–Dezember 1833.

An Fraulein Charlotte von Bauer. — An Wilhelm Kirchhoff. — Frl. von Hanersdorff ins Album. — Zeiger. — Der Potentluchtling. — Bestattung. — Frage. — Schwärmer. — Frau von Reinbeck.

Der ausserst fruchtbare Herbst und Winter des Jahres 1833 zeitigte noch manche vermischte Gedichte, meistens Gelegenheitsverse. Die Widmung **An Fräulein Charlotte von Bauer** (159) schrieb Lenau in ein Exemplar seiner Gedichte, das er am 6. September Emilien Reinbeck sandte, mit der Bitte um Überreichung an die genannte Dame. « Ich konnte mir das Vergnugen nicht versagen, der verehrten Dame ein Zeichen meiner Ergebenheit zu senden » (158). Frl. Charlotte von Bawr (nicht Bauer), Tochter eines russischen Generals, eine treffliche Klavierspielerin sowie begabte Malerin, war Hofdame bei der Konigin Katharina von Wurttemberg und eine intime Freundin des Hartmann-Reinbeckschen Hauses. Lenau erwahnt sie sehr oft in seinem Briefwechsel, nennt sie « die gewandte Hofdame », die « alte liebenswürdige », die « liebe, flusternde Freundin » und schreibt über ihren im Jahre 1841 erfolgten Tod an Emilie : « Sie war ein lieber und lebendiger Bestandteil unseres Hauses, es ist betrübt, sehr betrubt, dass der trauliche Kreis anbruchig geworden ist, und wenn ich wieder am Sonntagstische meines vaterlichen Freundes sitze, werde ich nur mit grosser Wehmut auf die Stelle hinblicken können, wo die Verewigte zu sitzen

pflegte » (745). Wir erklären uns, dass Lenau die Hofdame mit einem so ausführlichen Widmungsgedichte, das eine treffliche Selbstcharakteristik bildet, beehrte, wenn wir in den *Aufzeichnungen* (1) von Emiliens Schwester Mariette Zöppritz lesen, dass Frl. von Bawr der Verfasserin als « ein Wesen höherer Art » erschien. « Ihre grosse und doch so zarte Gestalt, ihre edlen, feinen Züge, der Ausdruck des reinsten Wohlwollens und dazu in früherer Zeit die weisse Kleidung, der fremde Dialekt gaben ihrer Erscheinung etwas Aussergewöhnliches, und gründete in meinem jugendlichen Herzen eine Verehrung, die in späteren Jahren, da ich ihren ganzen Wert recht erkennen lernte, immer fester wurzelte ».

Auch einem sonst von ihm nicht genannten Wilhelm Kirchhoff widmete Lenau ein Exemplar seiner Gedichte, in das er zwei Verse, ein Wortspiel auf den Namen, hineinschrieb : **An Wilhelm Kirchhoff** (485).

Bereits erwähnt haben wir die Albumverse, die Lenau Anfang September Frl. von Hünersdorff übergab. Sie bilden, mit geringfügigen Änderungen, die fünfte Strophe des Gedichtes *An einen Jugendfreund*. Frankl (S. 130) veröffentlichte sie, als in den Gesamtausgaben fehlend, unter dem verschriebenen Titel *An Frl. Maria von Hennersdorff*, den die neueren Ausgaben beibehielten. Die richtige Überschrift ist **Frl. von Hünersdorff ins Album** (485).

Lenaus Brief aus Wien vom 17. Oktober an Mayer bringt die Prosafassung des Gelegenheitsgedichtes **Zeiger** (512). « Meine Schwester hat nicht weit zu ihrer sechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder sind sehr gewachsen. Namentlich die Buben. Der kleinere (Pepi) ist ganz in die Natur des grössern (Toni) gewachsen, wie dieser vor zwei Jahren war, so, dass ich die Kerle verwechselte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder sind recht eigentlich unsre Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken.

(1) Lithographiertes Manuskript im Besitze der Familie Zöppritz, Stuttgart

Abendschatten und Kinder, je länger sie werden, desto tiefer neigt sich unsre Sonne » (145) :

Kinderwuchs und Abendschatten
Zeigt dem Wandrer auf dem Steige
Abgemähter Blumenmatten,
Wie sich ihm die Sonne neige.

Wieder lehrt ein Vergleich, dass das Gedicht vor der Fassung in Prosa fertig war, also gleich nach der Ankunft in Wien, in den Tagen vom 13. bis zum 17. Oktober, entstanden ist.

Gute Gesundheit, Gleichmut der Seele, Heiterkeit sogar melden und atmen die Briefe Lenaus an die Schwaben aus dem letzten Vierteljahr 1833. Auch in Wien wurde der inzwischen so berühmt gewordene Dichter mit Huldigungen überschüttet, ein Kreis begeisterter Verehrer bildete sich um ihn. Zu den Wiener Literaten, die ihn « ehrend empfingen » (145), gehörte auch Max Löwenthal. Er lud ihn in sein Haus, wo er im Umgange mit der « gepriesenen Unwiderstehlichen » (175) glückliche Stunden genoss. Zunächst, etwa bis zum Jahresende, herrschte jedoch noch Lotte in seiner Seele, deren Bild er « heimlich und selig » mit nach Wien trug, und dessen Glanz durch die Erzählungen im Schurzeschen Familienkreise wieder neu aufgefrischt wurde. In froher Schaffensfreude beginnt er auch im November die Arbeit am *Faust* und bringt noch im Jahre 1833 vier Szenen fertig.

Vier Gedichte legte Lenau den Briefen an Georg und Emilie Reinbeck vom 11. November bei, worunter **Der Polenflüchtling** (84) an erster Stelle steht. « Ihrem Wunsche gemäss schick ich Ihnen hier einige Gedichte meiner neusten Arbeit » (147), schreibt er der Freundin und gleichen Datums ihrem Gatten : « Das Polengedicht wäre vielleicht fürs Morgenblatt recht » (148). Die Antwort Emiliens verzeichnet Schurz in seinem Exemplar : « Wie schön und ergreifend ist der Polenflüchtling, der bald das Morgenblatt schmücken wird ». Am

30. November meldet sie Kerner, sie habe schöne Gedichte von Lenau erhalten, worunter das bedeutendste *Der Polenflüchtling* sei (1).

Die Anregung zum Gedichte mag von Boloz Antoniewicz ausgegangen sein, der im Sommer 1833 wieder nach Wien gekommen war. Ob eine Begegnung mit Lenau stattgefunden, steht allerdings nicht fest. « Grüsse mir meinen Boloz », schreibt Niembsch am 8. Juli Schurz. « Mich hat es sehr gefreut, dass er in Wien ist. Wenn ich ihn nur noch antreffe! » (126). Auch der Pole Mattuszinski hatte ihm um diese Zeit geschrieben (148). Eine Veranlassung mag auch in einem ganz äusseren Umstande liegen. Für die zweite Auflage der Gedichte plante Lenau nämlich einen besonderen Abschnitt *Polenlieder*. Die bisherigen Polengedichte, *Abschied von Galizien*, *In der Schenke*, *Der Maskenball*, sind in der ersten Ausgabe in den Abteilungen *Bilder aus dem Leben* und *Vermischte Gedichte* untergebracht. Die zweite Auflage stellt sie als *Polenlieder* zusammen, und *Der Polenflüchtling* bildet hier eine erwünschte Ausfüllung. Reinbeck übergab das Gedicht dem Morgenblatt, wo es am 16. Dezember erschien.

Auch einen Heldenjüngling besingt Lenau in dem Gelegenheitsgedicht **Bestattung** (145), das er dem Briefe an Georg Reinbeck vom 11. November als Werk seiner « jüngsten Feder » beilegte. Glücklicher als der Polenheld, der still grollet,

Dass noch sein Herz nicht brechen will,

ist der als Held gefallene schöne Jüngling, dem in seiner letzten Stunde Sieg und Ruhm die heisse Todeswunde fächeln. Herrlich und neu fand Emilie die Vergleichung des Heldenjünglings mit dem Frühling, was Schurz in sein Exemplar aus einem Briefe Emiliens an Lenau einträgt. An Kerner sandte Emilie am

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 419.

30. November eine Abschrift mit der Bemerkung, dies scheine ihr das schönste von den kleineren am 11. November erhaltenen Gedichten zu sein (1). Es gefiel ihr somit besser als die Liebesgedichte *Waldgang* und *Scheiden*.

Mit der so oft bei Lenau wiederkehrenden Klage über die Empfindungslosigkeit der Natur, die er auch im Gedichte *Aus!* wiederholt :

> Das Menschenherz hat keine Stimme
> Im finstern Rate der Natur,

sowie mit der Lotte-Dichtung überhaupt lässt sich das Sinngedicht **Frage** (125) in Verbindung bringen, das übrigens auch gleichzeitig in der zweiten Auflage erschien.

In Ermangelung jedes anderen Anhaltspunktes als den des ersten Druckes dürften auch die Verse **Schwärmer** (130) hier einzureihen sein, über deren Veranlassung bisher nichts bekannt geworden.

In geschickter Liebhaberarbeit malte Emilie Reinbeck Bilder nach Lenaus Gedichten, zunächst zwei Bilder nach der *Waldkapelle* und darauf eins nach dem Gedichte *Nach Süden*. Am 12. Juli 1833 rühmt Lenau in einem Briefe an Schurz den « unaussprechlichen » Zauber des warmen Kolorits; er kann nicht ohne süssen Herzschlag vor diesen Bildern, die sein Zimmer in Stuttgart schmücken, stehen (128). Das Gemälde *Lilla* nahm Lenau mit nach Wien, und es bildet dort den angenehmen Zauber, der ihn gerne in seinem Zimmer verweilen und arbeiten macht (145). Am 11. November ermuntert er seine Freundin eifrig zu weiterer Arbeit (147) und am 1. Dezember versteigt er sich so hoch im Lobe ihres Talentes, dass er es als den schönsten Erfolg seiner Poesie bezeichnet, dass Emilie einige seiner Gedichte würdig befunden habe, ihren Pinsel zu beschäftigen (150). Das Gedicht **Frau von Reinbeck** (178),

---

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 449.

das diesen Umständen seine Entstehung verdankt, ist wohl mit Rücksicht auf die Verse :

> Hast mich gewiegt in Frühlingstraum,
> Trotz Schnee und strenger Winterszeit
>
> (Vs 5 f.)

in den Winter zu versetzen. Die angeführten Briefstellen deuten auf den des Jahres 1833 hin und die Beschreibung des Bildes auf die *Lilla*, die Lenau in seinem Arbeitszimmer in Wien aufgehängt hatte und so gern seinen Besuchern zeigte (145, 177).

* * *

Wie Emilie Reinbeck « Sonne, Lieb und Trost » (Vs 24) in Lenaus Leben gebracht, ist genugsam hervorgehoben worden und die tiefe Anhänglichkeit und Hingebung, welche diese Treueste aller Treuen ihm bezeugt, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Viel weniger geltend gemacht ist, was Lenau ihr gewesen. Auf das Drängen ihrer Eltern [1] hatte sie fünfzehn Jahre vor Lenaus Bekanntschaft einem ungeliebten Manne die Hand gereicht. Die ausserlich glücklich scheinende Ehe an der Seite eines seelenguten, jedoch etwas oberflächlichen und eitlen Mannes, der 28 Jahre älter war als sie, litt nicht nur an der Nichterfüllung ihres sehnlichen Wunsches nach Kindern. « Sonne und Trost » brachte erst Lenau in ihr dumpfes, unbefriedigtes Leben. Zunächst gab er ihr neuen Mut zur Betätigung ihrer lange vernachlässigten Kunst und somit einen Lebensinhalt. Die Anerkennung, lebendige Anregung und zielbewusste Förderung ihres weit über das Dilettantenhafte hinausragenden Talentes erfuhr sie erst durch Lenau. Die Sonne, die ihr Dasein erleuchtete, war die hohe Wertschätzung ihrer Persönlichkeit, die stete Huldigung, die ihr der berühmte

---

[1] Siehe Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 58.

Dichter entgegenbrachte. Die unablässige Fürsorge für das seelische und leibliche Gedeihen des um acht Jahre jüngeren Niembsch ward ihr neben ihrer Kunst zum Lebensberuf, und sie gesteht selbst, dass ihr ungestilltes Muttergefühl hierin eine gewisse Befriedigung fand. Viel Leid brachten ihr allerdings die düsteren Stimmungen und oft rücksichtslosen Launen ihres Lieblings und das Gefühl ihrer Ohnmacht, ihn zu retten.

* * *

In diesem Winter beabsichtigte Lenau, das vor der Amerikareise begonnene Trauerspiel, *Barbara Radziwill*, zu vollenden. Am 11. November meldet er Georg Reinbeck, die Tragodie sei jetzt durch eine Rhapsodie *Faust* « suspendiert »: er habe grosse Freude an dieser Arbeit, die bald fertig sein werde. Mit besonderer Lust arbeitete er die Gestalt des Mephistopheles aus, wie er am 27. November Kerner und am 10. Dezember dem Grafen Alexander schreibt. Er erwahnt im Briefe an Kerner nur die « Szene im Seziersaal » (*Der Besuch*), doch weiss Schurz (I, 240), dass er vor Jahresende noch *Die Verschreibung*, *Der Tanz* und *Das arme Pfafflein* vollendete. Auf den Mephistopheles lagert er nur seinen « Höllenstoff » ab (149, 151), er lacht selbst über das, was er dem Teufel aus dem Herzen schreibt. Innere Seelenbekenntnisse legt er seinem Faust in den Mund. Zum Thema der Unempfindlichkeit, der Grausamkeit der Natur gesellt sich das ihrer Undurchdringlichkeit, ihres unheimlichen Schweigens (1):

> Sie spricht kein Wort auf alle meine Fragen,
> Gleichgultig meinem Fluchen und Verzagen,
> Stosst sie mich weiter durch des Lebens Nächte.
>
> (Vs 152-154).

---

1) Ich führe den Wortlaut der ersten Auflage (Stuttgart, Cotta 1836) an. Die Verszahl ist zum bequemeren Auffinden durch den Leser die der letzten Fassung von 1840.

Schweigsam verstockt ist alle Kreatur,
Sie weiset und verschlingt der Wahrheit Spur.
(Vs 261 f.)

Unbefriedigt bleibt der Flammenwunsch des Herzens :

Warum doch muss in meiner Seele brennen
Die unlöschbare Sehnsucht nach Erkennen!
Nichts ist die Wissenschaft; doch wo ist Rettung
Aus meiner Zweifel peinlicher Verkettung?
(Vs 187-190)

Sein tiefster Schmerz ist :

Die unglücklichste, ewig hoffnungslose,
Die Liebe für die Wahrheit...
(Vs 359 f.)

Ein Quell, aus welchem Lenaus angeborene Melancholie stets neue Nahrung schöpfte, war das ihm so unheimliche Schweigen über die Frage nach dem Woher, Wohin und Wozu des Lebens. Max Löwenthal bezeugt « seine *fast wilde* Sehnsucht nach Lösung der unlöslichen Ratsel » (1). Wie viel ergreifender noch dichtet er vom brennenden Wissensdurst und der « antwortlosen Totenstille » (Vs 277) der Natur in der endgültigen Fassung des *Faust!*

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 99.

XXXI

Lyrik in Verbindung mit dem Faust.

1834.

Der Schmetterling. — Lied eines Schmiedes. — Meeresstille. — Sturmesmythe. — Zwei Polen. — Niagara. — Verschiedene Deutung. — An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage. — Der Laudachsee. — Das Lied vom armen Finken. — Zuflucht. — Einsamkeit.

Die Arbeit am *Faust* beherrscht das ganze Jahr 1834. Die Dichtung wurde vor Jahresende grösstenteils fertig, und die Mehrzahl der lyrischen Gedichte dieser Zeit weisen einen Zusammenhang mit dem *Faust* auf. Ende Januar 1834 trifft Lenau wieder in Stuttgart ein, später, als Graf Alexander von Württemberg und Emilie Reinbeck, denen er die Rückkehr vor Weihnachten versprochen, es gehofft. Um Weihnachten nahm Lenau auch förmlichen Abschied von seinen Wiener Bekannten, blieb jedoch noch einen vollen Monat. Was ihn in Wien zurückhielt, war die eben gemachte Bekanntschaft mit Sophie Löwenthal.

Im ersten Briefe aus Stuttgart vom 9. Februar 1834 an Schurz, meldet er die Vollendung von zwei weiteren Faustszenen, « Faust im Gebirge » und « Mephistopheles in einer Residenz ». Mit ersterer ist nicht, wie bisher angenommen wurde, die Szene *Der Morgengang*, sondern *Der Abendgang* gemeint, mit letzterer *Die Lektion*. Als lyrisches Stück löst sich

im Gesange *Der Abendgang* des Dichters zweite Anrede an die Wolke (1) aus, die « prophetisch » sein Schicksal voraussagt :

O Wolke dort im Untergang!
Ich segne dir dein Wandelspiel.
Von dem ein Trost ins Herz mir fiel,
So hoffnungsfroh, so sehnsuchtsbang :
Du, Wolke, zeigest meinem Blick
Vielleicht prophetisch mein Geschick.
Erst hast du hell und klar geblüht,
Vom Sonnenstrahle überglüht ; —
Dann wardst du schwarz, es liess der Schein
Versunkner Sonne dich allein ; —
Und nun zerfliesset und vergeht
Dein Bild, vom Abendhauch verweht!
Mir ist ein Trost die Hoffnung nur,
Dass einst, im kühlen Abendhauch,
Vergehn wird meine Seele auch,
Ein finstres Traumbild der Natur.

(Vs 2126-2141.)

Derselbe Faustische Gesang bringt, in der schönen Schilderung der im Abendscheine ruhenden Alpenlandschaft, ein frühzeitiges Frühlingsgedicht Lenaus :

Tiefschweigend ruhn die Alpenwiesenhänge,
Die Blume schliesst den Tau in ihren Schoss.
Und freut sich still an ihrem Frühlingslos ;
Die Vögel sinnen schweigend auf Gesänge.
Fern unten tönt im Tal ein leiser Bronnen,
Als träumte dem Gebirg von einem Quell ;
Es glüht im Abendscheine purpurhell
Der Wald, verloren in sprachlose Wonnen.

(1) Vgl. das Gedicht *An die Wolke*.

Wie freudesinnend steht die Lämmerherde,
Vergessend nun das frische Alpenkraut;
Still hält der lichte Wolkenzug und schaut
Herunter nach der schönen Frühlingserde.
Nur manchesmal die blühenden Gestalten
Der Bäume selig rauschend sich verneigen,
Ein Windhauch, überschwellend, bricht das Schweigen,
Wie Wonneseufzer nimmer festzuhalten.

(Vs 2030-2045.)

Die episodenhafte Szene *Die Lektion* leitet mit ihrer scharfen politischen Satire auf österreichische Zustände, namentlich auf die Zensur, Lenaus polemische Dichtung ein.

Im Briefe an Schurz vom 28. März 1834 (154) führt der Dichter die bis dahin entstandenen Faustszenen an [1], an erster Stelle das Einleitungsgedicht **Der Schmetterling** (256), das er in der zweiten Auflage des *Faust* (1840) fortliess, weil er es in die Neueren Gedichte (1838), in die Abteilung *Gestalten*, aufgenommen. Das in seinem Gedächtnisse ruhende innere Bild, das vielleicht zu dem Vergleiche Fausts mit einem Schmetterlinge den Anlass gab, malt er seiner Freundin Emilie in einem Briefe aus Heidelberg vom 8. Juni 1832 : « Als ich aus Stuttgart fortfuhr, war die erste Erscheinung, welche mir auffiel, ein wunderschöner Schmetterling, der lange, lange unsern Wagen verfolgte, so dass der Kutscher selbst sich darüber verstaunte. War es nicht ein mich begleitender Gedanke meiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hatte? Mir wurde ordentlich schwer ums Herz, als diese liebe Begleitung verschwand, denn ich hatte mir fest eingebildet, der Schmetterling

[1] *Der Schmetterling* (Prolog zur ersten Auflage 1836), *Der Besuch*, *Die Verschreibung*, *Der Tanz*, *Das arme Pfäfflein* (als « niederländischer Anhang » bezeichnet), *Der Morgengang* (« Faust im Gebirge nach seinem ersten Morde »), *Die Lektion*, *Die Schmiede*.

sei ein Emiliengedanke, der nun von mir scheide » (101). In dieser Stelle hat die Erscheinung des Schmetterlings bereits dichterische Form angenommen, die schöpferische Stimmung war jedoch nicht stark genug oder die Reise liess es an der nötigen Sammlung fehlen, um die Entstehung eines Gedichtes zu ermöglichen. Den ersten Keim fand Lenau in der Natur, ein zweiter gesellte sich später hinzu. Lenau las während seiner Anwesenheit in Stuttgart H. Mayers. Ende 1833 entstandenes, kleines Bodenseebildchen *Am Seegestade* [1], das ihn an das anderthalb Jahr vorher in der Natur gefundene Motiv erinnerte :

O Schmetterling, hinaus dem Wind
Folgst du ins blaue Meer;
Hinaus trägt er dich sanft und lind,
Doch auch zum Ufer her?

Nach Mayers eigenem Geständnis [2] erweiterte Lenau das Liedchen zu dem grösseren Gedichte *Der Schmetterling*, indem er mit den zwei ihm bisher durch die Natur und durch Mayer gegebenen lyrischen Keimen noch zwei andere vereinigte : den dazwischen liegenden Keim der Amerikareise und den des ihn eben beschäftigenden Faustthemas. So musste das ursprünglich lyrische Motiv in epische Form gekleidet werden. Die dichterische Ausgestaltung ist eine ganz andere geworden als die im Briefe an Emilie angedeutete. Die drei zuletzt hinzugekommenen Keime wiesen den Dichter auf einen anderen Weg ; einer hätte dazu genügt. Es ist nicht der poetischere Weg, den Lenau hier eingeschlagen hat. In der angeführten Prosastelle, deren poetische Ausführung ein besseres Gedicht abgegeben hätte, ist der Schmetterling Symbol, im Gedichte ist er Allegorie. Mühsam ist diese aufgebaut. Wir können hier das scharfe Urteil bewundern, das Lenau als ein unerlässliches Erfordernis des

---

[1] *Mayers Gedichte*, S. 127.

[2] Mayer, *L. Uhland*, II. 265.

wahren Dichters hinstellt. Der « verständige Parallelismus », den Lenau aus der Naturdichtung verbannt, ist hier streng durchgeführt. Er hat mehrere Gedichte geschrieben, in denen neben die Natur der Mensch gestellt und die Parallele ausgeführt wird. Auf diese passt natürlich nicht seine Theorie der Naturdichtung (1).

Der Herausgeber der Lenauschen Werke in der Sammlung des Bibliographischen Instituts (2) weist in der Einleitung zum *Savonarola* darauf hin, dass dem *Schmetterling* eine Idee zu grunde liege, die sich in einer Predigt Savonarolas vom 17. Februar 1496 finde. Die Übereinstimmung ist allerdings merkwürdig genug : « Da ist es mir », sagt Savonarola, « ergangen wie dem Schmetterling, der sich die Flügel verbrennt aus Sehnsucht nach dem Licht... Ich habe mich auf ein wogendes Meer begeben, wo widrige Winde mich von allen Seiten umstürmen. Ich sehne mich nach dem Hafen zurück und finde den Weg nicht. Ich möchte mich ausruhen und finde keine Statte. » Der Gedanke zum *Savonarola* kam Lenau jedoch erst im Jahre 1836, und so waltet hier vielleicht nur ein Zufall ob.

An den *Schmetterling* reiht sich das andere Faustlied, das Lenau in seine Lyrik aufgenommen hat, nämlich das **Lied eines Schmiedes** 526. Es ist kein eigentliches Handwerkslied, sondern ein frommer Segensspruch, den der brave, gottesfürchtige Schmied Faust, beim Beschlagen seines Pferdes, mit auf den Weg gibt. Der Auftritt *Die Schmiede* war auch fertig am 28. März, laut Lenaus Brief von diesem Tage an Schurz. Ein Vergleich der Briefe an Schurz vom 9. Februar und vom 28. März belehrt uns, dass beide Faustgedichte zwischen diesen Daten entstanden sein müssen.

Wichtig für die Chronologie der Gedichte im Frühjahr 1834 ist der Brief an Schurz vom 7. Mai, in dem Lenau als « einzige

(1) Eingehend vergleicht das Mayersche Gedicht mit dem Lenauschen R. M. Werner in *Lyrik und Lyriker*. Hamburg, L. Voss, 1900. S. 353 ff.

(2) Ältere Ausgabe, II, 185, o. J.

Ausbeute seiner letzten Zeit » ausser den Faustszenen « Atlantika, Niagara, ein paar Erotika » erwähnt (159). Die Atlantika sind die Gedichte *Meeresstille* und *Sturmesmythe*, die Niagaralieder *Niagara* und *Verschiedene Deutung*, die Erotika *Wandel der Sehnsucht* und *Stumme Liebe*. Das Zurückgehen Lenaus auf amerikanische Reiseeindrücke und namentlich auf die Poesie des Meeres erklärt sich durch die damalige Vorarbeit an den Reise- und Meeresszenen im *Faust*. So weist das Gedicht **Meeresstille** (275) (Sturm mit seinen Donnerschlägen) eine merkwürdige Übereinstimmung auf mit den Versen **2610-2622** aus *Faust*, die den Gegensatz zwischen dem stillen und dem bewegten Meere ausmalen, wie die auch hier wieder heranzuziehende Stelle aus dem Briefe an Schurz vom 16. Oktober [1]. In der Faustszene *Die Reise* spricht Mephistopheles :

Der Sturm ist weniger bedenklich mir.
Wenn's heult und brüllt, wenn alles wankt und kracht,
Ein kriegrisch Wesen bald in dir erwacht,
Das dem Tumult und allen Todesschlägen
Mannstrotzig und frohlockend zieht entgegen.
Bedenklich aber ist das stille Meer;
Dagegen hält dein Trotz und Stolz sich schwer.
Wenn Welle ruht und jedes Luftgeflüster,
Wenn Meer und Himmel schweigend sich umschlingen
Und fromm, fast wie betende Geschwister,
Das könnte, sorg ich, meinen Faust bezwingen,
Da fürcht ich Schwärmerei an meinem Faust,
Hat auch der Sturm vergebens ihn gezaust...

So kann auch in *Meeresstille* der « Sturm mit seinen Donnerschlagen » dem Dichter nicht so das « tiefste Herz bewegen » wie die « tiefe Meeresruh ». Schwärmerei ergreift ihn, die Seele hört « ihr eigen Träumen klingen », sie erweicht und

[1] Siehe S. 278 dieses Werkes.

löst sich, so dass sie « das Geheimnis heil'gen Bundes » bald preisgegeben hatte. Deutlich spielt Lenau hier auf das Verhältnis zu Sophie Löwenthal an, das vor der Welt ein Geheimnis bleiben sollte. « *Süssen* Bundes » steht in der Handschrift. Erst später [1] lernt Lenau, in Sophie die « Fülle alles Göttlichen » sehen und ihren Bund als einen heiligen betrachten.

Auf die eben aus dem *Faust* angeführte Stelle folgen die Verse :

> Indessen ist die Nacht hereingebrochen,
> Die Wogen brausend an die Klippen pochen,
> Von Winden wird die Felsenbucht durchpfiffen,
> Die Wetterwolken kurt und lauter kommen,
>
> Vs 2623-2626

die auf das Atlantikum **Sturmesmythe** (250) hinweisen. Der Erstdruck in der Wiener Zeitschrift am 30. September 1834 bestätigt die aus dem Briefe an Schurz vom 7. Mai geschöpfte Vermutung und entkräftet einen Gegenbeweis, den man aus der Tatsache holen konnte, dass laut Briefen Lenaus vom 21. Oktober 1834 an Mariette Zoppritz und Emilie Reinbeck die Faustszene *Die Reise* erst Ende Oktober fertig war. Schurz (I, 212) meint, der Langeneilandstrand bei New-York sei wohl die ursprüngliche Wiege der *Sturmesmythe*. Für diese Ansicht spreche, schreibt Multinger S. 57 , der lokale Hintergrund. « Am Meeresstrand sah Lenau wohl, wie am Abend sich plötzlich ein schweres Frühlingsgewitter, wie sie in jener Gegend besonders häufig vorkommen, über das Meer lagerte und es aufwühlte ». Gewiss hat Lenau den Keim zum Gedicht in Amerika empfangen. Das Naturbild ist hier, Lenaus Theorie entgegen, Selbstzweck. Das hindert es nicht, eins der grossartigsten Naturbilder zu sein, die er geschaffen, und eins der herrlichsten Meereslieder der Weltliteratur. Wenn auf eins seiner Gedichte, so trifft auf dieses Lenaus Wort zu, es erscheine

---

[1] Der Erstdruck erfolgte 1838 in den *Neuen Gedichten*.

ihm als Kennzeichen eines Dichters, wenn er Mythen und Legenden erfinde, die so tiefsinnig oder naiv oder gewaltig seien, als hätte sie ein Volk — dieser grösste aller Poeten — erfunden (1). R. M. Werner (2) zieht aus der Tatsache, dass hier die Natur Selbstzweck ist, die Vermutung, das Gedicht sei vor *Meeresstille* (Stille! — jedes Lüftchen schweigt) und vor *Wandrer und Wind* entstanden, weil in diesen Gedichten, Lenaus Theorie entsprechend, die Natur nur Mittel zur Darstellung einer poetischen Idee sei. Der Brief, in dem Lenau den Unterschied zwischen der Naturerscheinung als Zweck und als Mittel feststellt, datiert vom 28. Juni 1834, ist folglich nach den erwähnten Gedichten geschrieben. Er sagt darin übrigens selbst : « Ich weiss recht gut, dass ich selbst gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, die Ansicht ist richtig » (165). Späterhin verstösst er übrigens noch öfters dagegen, ich möchte fast sagen, in richtigem poetischen Instinkt, denn welches von beiden : die Natur als Selbstzweck oder als Mittel zur Darstellung einer poetischen Idee das poetischere sei, ist grundsätzlich nicht auszumachen. Dies schmälert übrigens in nichts die Bedeutung der theoretischen und praktischen Neuerung Lenaus.

Bei seinem diesmaligen Aufenthalte in Schwaben verkehrte Lenau wieder häufig mit dem polnischen Flüchtling Joh. Mattuszinski (155). Dieser Verkehr mag mitbestimmend auf die Entstehung des Zwiegesprachs **Zwei Polen** (245) gewirkt haben. Das Gedicht trägt den Doppelcharakter eines Polen- und Seeliedes. Es deckt sich mit dem Begriffe *Atlantika*. An die Seegedichte und an die Meeresszenen im *Faust* schliesst sich dies kernige, wuchtige Polenlied eng an. Wieder malt es den Gegensatz zwischen dem stillen und dem stürmischen Meere aus. Eine neue Schilderung der Meeresstille bringen die Verse 65-72.

(1) Frankl, S. 42.
(2) *Lyrik und Lyriker*, S. 362.

Auf das Meer flüchtet der Polenheld Bodeslaw wie Faust, um seinen Schmerz zu betäuben :

Hier leb ich mit den Wellen
Und mit den freien Winden
Und seh dahin die Tage,
Die hoffnungslosen, schwinden
(Vs 57-60)

ruft er aus wie Faust :

Ich will nun fort, hinaus ins Meer!
Das ist so einsam, wild und leer,
Das blüht nicht auf, das welkt nicht ab,
Ein ungeschmücktes, ew'ges Grab.
Dort zwischen Wogen, zwischen Winden
Soll mir der kleine Kummer schwinden.
Vs 2471-2476.

Diese Faustverse beschliessen in der ersten Ausgabe den Gesang *Der Abendgang*. Des « einsamen, wilden und leeren » Meeres ist auch in dem Polenliede gedacht (Vs 17 f., 68 ff.), ferner kehrt der Vergleich des Meeres mit einem Grabe wieder (Vs 79 f.).

Sieben Jahre hat sich Bodeslaw nach dem Falle Warschaus (8 September 1831) auf der See herumgetrieben (Vs 34 f.). Diese Sieben ist jedoch eine poetische Zahl, weil der Erstdruck des Gedichtes bereits im Jahre 1835, in Lenaus Frühlingsalmanach für 1836, erfolgte.

In den Niagaraliedern, die Lenau am 7. Mai nach den Seegedichten als neuentstanden anführt, sieht die Kritik durchgängig nur kalte Gleichnisse, frostige Allegorien über die Gedanken : Gegenwart und Zukunft, Ich und All [1]. Demgegenüber hebt

---

[1] L. a. Reynaud : « Le Niagara lui-même a beau enfler la voix, il n'obtient qu'une banale allégorie et quelques réflexions philosophiques superflues comme réponse. Ce n'était vraiment pas la peine d'aller si loin pour ramasser ces fleurs-là. . C'était la banqueroute totale » (S. 330).

Mulfinger (S. 55 f.) die sehr genaue Naturbeobachtung hervor, zunächst in dem Gedichte **Niagara** (272). Er bemerkt, wie anschaulich und naturwahr Lenau das sanfte Gewoge des Stromes, das den Abgrund nicht ahnen lässt, geschildert, ferner das dumpfe Getöse, das schon in einer Entfernung von drei Meilen den Sturz andeutet, die kleineren Wasserfälle, die eine Meile vom Fall ihren Anfang nehmen, den lauten Wogenschall, der bewirkt, dass man den Fall, den man in grosser Entfernung hört, in der Nähe nicht vernimmt. Nur die vier Verse der Schlussstrophe:

Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet

bringen das Gleichnis, das eigentlich erst durch die zwei letzten Verse sinnfällig wird. Nicht frostig und gesucht erscheint mir die Allegorie, sondern sinnig und ungekünstelt, ja ergreifend, wenn man an die Leidenschaft, an das Schicksal (1) denkt, das bereits seine Netze um den Dichter geschlungen, dessen schwere Folgen und schauriges Ende er nicht ahnte.

Auch das andere Niagaragedicht, **Verschiedene Deutung** (271), beruht, schreibt Mulfinger, auf einer Naturerscheinung, « die sich darbietet, wenn man die hölzerne Brücke hinabsteigt, wo die Sonne auf den feinen Wasserstaub scheint, in den die Wassermassen durch das Herabfallen zerstoben sind, und den prachtigen Regenbogen bildet, worin ein jeder Tropfen

Einsam, ein armes Ich,

des Bogens Farbenharmonie widerstrahlt ».

Wir stellen dieses Gedicht nach *Niagara*, weil es in einer Handschrift und im Erstdruck letzterem folgt. Auch zeigen eine

(1) *Schicksal* steht im Erstdruck anstatt *Sturz* Vs 30. (Wiener Zeitschrift 1837, Nr 76.)

Handschrift und der Erstdruck, dass der Dichter sich die beiden Abteilungen von *Verschiedene Deutung* als zwei verschiedene Stimmen deutete. Die beste Erläuterung bringt eine Handschrift, welche den ersten Teil mit *Pantheist*, den zweiten mit *Individualist* überschreibt.

Die so lebhaft empfangenen inneren Bilder ruhen im Gedächtnisse des Dichters bis sie nach längerer Zeit durch irgend eine Gedankenverbindung in fruchtbarer Stimmung wiedergegeben werden. Diese Verknüpfung bilden die Dichtung der Meereslieder und die Arbeit am *Faust*. Eben durch die gleichzeitige Faustdichtung erklärt sich die allegorische Färbung der Niagaralieder. Lenaus Theorie der Naturdichtung ist hier wieder in auffällig deutlicher Weise in die poetische Praxis umgesetzt.

Ausser den mit diesen lyrischen Gedichten gleichzeitigen Faustszenen, *Der Abendgang*, *Die Lektion*, *Die Schmiede*, dichtete Lenau am 26. und 27. März eine vierte, *Der nächtliche Zug*. Er sandte sie am 28. März an Schurz mit der Bemerkung, er habe sie gestern und vorgestern geschrieben. Alle Leser müssen die grosse Freude teilen, die Uhland daran hatte, als Lenau sie ihm, gerade in der Johannisnacht, vorlas (1851). Auch hier erscheint wieder die Naturschilderung mit Betrachtung und Gleichnissen durchsetzt. Zwei herrliche Schilderungen heben sich ab, die der Johannisprozession Vs 1678-1666 und die des im Frühlingshauch erwachenden Waldes, die ein prächtiges Seitenstück zum Gedichte *Frühlingsblick* bildet:

Am Himmel schwere dunkle Wolken hangen [1])
Und harrend schon zum Walde niederlauschen.
Tiefnacht; doch weht ein süsses Frühlingsbangen
Im Wald, ein warmes, seelenvolles Rauschen.

---

(1) Vgl. das spätere Gedicht *Der schwere Abend*:

Die dunkeln Wolken hingen
Herab so bang und schwer.

Die blütentrunknen Lüfte schwinden, schwellen,
Und hörbar rieseln alle Lebensquellen (1).
O Nachtigall, du teure, rufe, singe!
Dein Wonnelied ein jedes Blatt durchdringe!
Du willst des Frühlings flüchtige Gestalten
Auch nachts in Lieb und Sehnsucht wach erhalten,
Dass sie, solang die holden Stunden säumen,
Vom Glücke nichts verschlafen und verträumen.

(Vs. 1609-1620.)

Es ist dies Lenaus zweites Frühlingsgedicht des Jahres 1834, das sich an das genannte aus dem Jahre 1833 anlehnt.

Lenaus lyrische Dichtung stockt in den Monaten Mai, Juni und Juli. Seine Arbeit gilt ausschliesslich dem *Faust*. Bis Ende Juni hielt ihn auch die Herausgabe der zweiten Auflage seiner Gedichte in Atem. Im Juli beschäftigte er sich mit der Druckberichtigung der Gedichte Kerners, ein heikler und überflüssiger Dienst, den er allen seinen Freunden erwies, und wozu er sich stets anbot.

Der lange schwäbische Aufenthalt des Jahres 1834 vom Februar bis August ging erst am 6. August zu Ende. An diesem Tage trat Lenau von Esslingen aus die Heimreise an, in Gesellschaft Emiliens und ihres Gatten, die ihn bis ins Salzkammergut begleiteten (2). Am 14. August sandte der Dichter von Salzburg aus an die « ungeheuer gebildete » (99) älteste Schwester Emiliens, Julie von Hartmann (3), die sinnige Huldigung **An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage** (485), die in der Handschrift mit « Salzburg, 14. August 1834 » datiert ist.

---

(1) Vgl. *Waldlied* V:

Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen.

(2) Vgl. G. Reinbeck, *Reiseplaudereien*, Stuttgart, 1837. I, 215 ff.

(3) Geboren am 14. August 1795 in Stuttgart, gestorben daselbst unvermählt am 23. Februar 1869.

Am 19. August besuchten die Reisenden den Laudachsee bei Gmunden. Lenau war wieder glückselig bei seinem lieben, alten Freunde Schleifer, bei dem er früher, im August 1830, im Juli 1831, im Oktober 1833, so herrliche Tage verlebt. Der « schönsten Stunden »,

Die mir das Erdenleben durfte schenken,
(Vs 3)

gedenkt er in dem Bruchstucke **Der Laudachsee** (1836). Die eine schöne Stunde, die er besonders hervorhebt (Vs 20 f.), ist vielleicht die Feier seines neunundzwanzigsten Geburtstages, die am 13. August 1830 am Laudachsee stattfand und durch den Gesang der Semmin verklart wurde, der so vielfachen Widerhall in den zerrissenen Felsen jenseits des Sees weckte.

Komm du auch, meine Freundin Phantasie,
Erweck mir Echos Geisterchöre.
(Vs 10 f.)

Besonders teuer war dem Dichter dieser See

im stillen Felsentale,
Von Schilf und Wald die Ufer rings umsäumt,
(Vs 6 f.)

der ihm den ausseren Rahmen zu den Schilfliedern gegeben. Wiederhören möchte der Dichter,

Was damals wie aus schönern Welten mir erklang
Und in die tiefste Seele drang,
Vs 14 f.

begraben auch in des Sees Gruft

Und ihrer Dunkelheit vertrauen meine Leiden.
(Vs 17)

So hofft auch Faust, dass ihm auf dem ewigen Grabe des Meeres sein Kummer schwinden werde.

Am 31. August trennten sich die Freunde, Reinbecks fuhren in die Heimat, Lenau eilte nach Steiermark, wo ihn, in Neuberg, der Schwager Schurz erwartete. Auf der Reise dorthin erfasste ihn ein Vorgefühl des in Wien auf ihn lauernden Schicksals, es drängte sich ihm der Vergleich auf zwischen der in schwindelnder Tiefe brausenden, eng von Felsen eingeklemmten Salzach und einem Leben, das sich ganz « zusammendrängt in eine tiefe, heftige Leidenschaft » (172). Gewohnt, die Landschaft stets in einem seelischen Zustande zu sehen, erscheint ihm eine enge Schlucht in den sogenannten *Öfen* auf dem Wege von Golling nach Werfen, ein durch die Felsen hinunterklaffender Riss, wie eine « tiefe, finstre, ewige Wunde » (172). Wenn er während seines kurzen Neuberger Aufenthaltes, vom 5. bis zum 11. September, seinem Schwager über die noch immer brennende Wunde klagte, die ihm Berta geschlagen, so liegt diesem sentimentalen Ergusse dieselbe Ahnung der « tiefen, heftigen Leidenschaft » zu grunde, die ihn bald erfassen sollte.

Diesem Neuberger Aufenthalte, meint Schurz (I, 273 f.), verdankt **Das Lied vom armen Finken** (555 seine Entstehung. Es soll angeregt worden sein durch ein Gespräch mit dem dortigen Kassierer des kaiserlichen Eisenwerkes, den Schurz einen feinen, klugen, alten Herrn, einen leidenschaftlichen und durchtriebenen Vogelfänger nennt, welcher für Lenau, der in seiner Jugend dem Vogelfange leidenschaftlich obgelegen, ein « wahrer Fund » gewesen. Gleichen Gefallen fand er noch zehn Jahre später, bei einer seiner Reisen nach Stuttgart, an einem Postillon, der sich als einen « passionierten und erfahrenen Vogelfänger » zu erkennen gab und seine « vogelstellerischen Sympathien erregte (819). Ein prächtiges Tierschutzlied ist hier dem Dichter gelungen. Rührend wie hier äussert sich seine Tierliebe auch in Briefen an Emilie Reinbeck und Sophie Löwenthal aus dem Dezember 1836, in denen er

eine kindlich-naive Freude über ein in seiner Stube in Wien frei herumfliegendes Rotkehlchen ausdrückt (268. 595). Die letzte, eine politische Anspielung enthaltende Strophe :

Doch wird's dann wieder heller
Nach trüben Winternissen,
Wenn einst dem Vogelsteller
Sein altes Garn zerrissen,

mag spätere Zutat sein, denn sie fehlt im Erstdruck in der Zeitschrift *Phönix* (19. März 1836). Sie erinnert an die Faustszene *Die Lektion*.

Eilig hatte es Lenau, nach Wien zu kommen. Die Sehnsucht nach seiner Schwester, meint Schurz (I, 273), « und vielleicht auch noch nach sonst Jemand liess ihn nicht länger rasten », trotzdem er wusste, dass er in Wien das « etwas düstre, klösterliche » Quartier im Schwarzspanierhause allein beziehen musste, weil die Schwester noch auf dem Lande weilte. Auch fühlte der in Stuttgart Verwöhnte sich dort nicht behaglich, die Poesie wollte nicht kommen, wiederum, wie einstens in Heidelberg, flüchtete er sich in ein ernsthaftes Studium, versenkte sich eifrig in die philosophischen Schriften Herbarts (175). Freudig ergriff er eine Einladung des Schwagers auf eine Gemsenjagd in Steiermark, die trotz ihrer kurzen Dauer (27. September bis 4. Oktober) ungemein fruchtbar für die Dichtung werden sollte. Dort schrieb er die Faustszenen *Das Lied* und *Der Abschied* und ausserdem, wie er am 5. Oktober seiner Stuttgarter Freundin mitteilt, ein kleines lyrisches Gedicht (177).

Dieses Gedicht **Zuflucht** (511; [illegible] Wild) sandte er, als das seiner « letzten Muse », am 21. Oktober Marietten Zoppritz (180). Auf der Jagd war Lenau so glücklich, wenigstens Gemsen zu sehen und sogar auf einen Gemsbock zu schiessen. Dieser war aber sehr entfernt und in voller Flucht, so dass er dem herrlichen Wild vergebens nachschoss (177). Das Gedicht schildert nun, wie das verwundete Wild zur tiefsten Stelle, zur

geheimsten Quelle des Waldes flüchtet, dort Linderung für seine Wunde suchend. Die gleichzeitige Dichtung des Faustischen Monologes am Grabe der Mutter brachte den Dichter auf den Vergleich des wunden Tieres mit einem leidgequälten Menschen, der im Mutterherzen Trost für seine Leiden sucht :

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Bevor Faust sich auf die Meerfahrt begibt, will er zum letzten Male das heimatliche Tal, das Grab der Mutter sehn und bricht am Grabe in eine erschütternde Klage aus, die in herrlichen Versen den Gefühlsinhalt von *Zuflucht* entfaltet und vertieft.

An einen Trauernden ist das Gedicht in der Handschrift im Briefe an Mariette Zöppritz überschrieben. Emma Niendorf (S. 133) will wissen, dass es ursprünglich *An einen jungen Freund* betitelt war, dass Lenau es in Kerners Gartenhaus geschrieben, dass es Kerners Sohn Theobald gewidmet war. « Es sollte diesem gleichsam eine Mitgabe auf die Universität, in das bewegte Leben hinaus, sein : zugleich eine Huldigung für die Hausfrau ; ein Denkmal für *zwei* Mütter : für die von Lenau und für das Rickele » (Kerners Gattin). Das Gedicht ist in Steiermark, nicht in Kerners Gartenhaus geschrieben, es eignet sich auch gar nicht als Mitgabe an einen Jüngling auf die Universität, in das bewegte Leben. Jedoch beweist die erste Fassung im Briefe und im Erstdruck (Morgenblatt, 1835, Nr 10), dass es ursprünglich einem Freunde galt, der seine Mutter verloren.

In Anlehnung an dasselbe beschliesst Betty Paoli ihr Gedicht *Rückblick* mit den Versen :

O könnt ich unvermisst und einsam sterben,
Ein wundes Reh im tiefen Waldesgrund!

Gleich lauten ihre Tagebuchverse :

Das wunde Reh flieht hin zum dunkeln Waldessee,
Still zu verbluten dort: — mein Herz, sei du das Reh! [1]

Im Herbste 1834 sah L. A. Frankl zum ersten Male Lenau im silbernen Kaffeehause. Auf die Frage, wie es ihm auf der Gemsenjagd ergangen, antwortete der Dichter mit Versen, welche die neueren Ausgaben in der Nachlese unter der Überschrift **Einsamkeit** (188 [2]) bringen :

O Einsamkeit! wie trink ich gerne
Aus deiner frischen Waldzisterne!

---

[1] *Betty Paoli*. Gedichte, S. 13, 33.

[2] Von CASTLE, *Impromptu* betitelt.

XXXII

Erste Gedichte an Sophie Löwenthal.

Februar-April 1834.

Wandel der Sehnsucht. — Stumme Liebe.

Die « paar Erotika », die Lenau im Briefe an Schurz vom 7. Mai an letzter Stelle als « Ausbeute seiner letzten Zeit » erwähnt, können keine anderen als *Wandel der Sehnsucht* und *Stumme Liebe* sein, weil sie noch in der Ausgabe von 1834 erschienen, deren Druck bereits mit dem Monate Mai begann. In **Wandel der Sehnsucht** (22) gibt der Dichter das « Geheimnis heiligen Bundes », das er in *Meeresstille* « im Schutz geschlossnen Mundes fester an sich drückt », preis. Das Gedicht bringt das klare Gestandnis einer neuen Liebe, die kurz nach der « langen Fahrt » und der Landung des Dichters erfolgte :

> Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
> Jede Freude dir zu Füssen sank,
> Und mir ist im Herzen nur geblieben
> Grenzenloses, hoffnungsloses Lieben.

Allerdings zwingt der Ausdruck « grenzenloses, hoffnungsloses

Lieben » nicht an sich allein das Gedicht auf Sophie Löwenthal zu beziehen, wenn es sich auch zur Überfülle in den Zetteln Lenaus an Sophie nachweisen lasst (1). Wen fand jedoch Lenau nach seiner Amerikafahrt? Doch nicht Lotte, die er nicht wiedersah, sondern Sophie. Die entscheidende Wichtigkeit, die diese Bekanntschaft für sein Leben haben wird, ist hier ebenso klar vorempfunden wie ausgedrückt. Von « heftigen Empfindungen » redet er zu Schurz im Briefe vom 28. Marz 1834 (154) und am 7. Mai gibt er als Ursache eines Unwohlseins « Gemütsbewegungen » an, die er « soviel möglich massigen » will (159). Mit gleichen Wendungen verrat er spater Emilien in Briefen aus Wien einen Seelenzustand, über dessen Urheberin er sorgfältig bemüht ist, die Freundin im Dunkeln zu lassen.

Den Wandel der Sehnsucht von der Heimat nach dem Meere, um dort einsam mit dem Bilde der Geliebten zu verkehren, konnte doch nicht ein in der Wirklichkeit wie in der Poesie begrabenes Verhaltnis, sondern nur die neue « hoffnungslose » Liebe bewirken. Hoffnungslos im vollen Sinne des Wortes war auch nur die Liebe zu Sophie, weil sie bereits einem anderen gehörte. Keine Parallele findet das Gedicht in den Lotte-Dichtungen, während es sich dem Motive nach den

---

(1) Der Ausdruck « ich liebe dich *grenzenlos* » findet sich wörtlich in den Briefen an Sophie aus dem April und vom 22. Oktober 1836, vom 24. Mai 1840, vom 12. und 14. Mai 1841 (Briefe Nr 243, 262, 496, 534, 536) ; haufig sind ähnliche Ausdrücke wie *ungemessen* (243), *krankhaft* (422), *namenlos* (540), *über alles* (557), *unbedingt* (555) ; ähnliche Wendungen wie : « Ich bin dein bis ins Äusserste meines Lebens, dann hinaus und bis in's Innerste meines Wesens » (488) erforderten ein Aussinnen des ganzen Briefwechsels. — Zu der Bezeichnung *hoffnungslos* waren die vielen Stellen anzuführen, in denen Lenau über das Unglück seiner Liebe klagt, über die Qual, dass Sophie nie sein werden kann, und vielfache Äusserungen wie z. B. : « das stachelvolle Dickicht ohne Ausgang (504) ; jene « Aufgeben aller Hoffnung für die Zukunft » (508).

beiden Sophiegedichten *Wunsch* sehr nahe stellt, besonders dem zweiten :

Fort möcht ich reisen
Weit, weit in die See,
O meine Geliebte,
Mit dir allein !

Ein merkwürdiges Seitenstück hat auch der Wunsch des Liebenden :

Möchte immer auf den wilden Meeren
Einsam nur mit deinem Bild verkehren !
(Vs 19 f.),

in der Mordszene des *Faust*, wo der Held in Betrachtung des von ihm gemalten Bildes der Maria ausruft :

Wie dieses sanfte, schöne Bild
Auf wildem Meeresgrunde ruht,
So ruht es ewig, klar und mild,
Auf meines Herzens wilder Flut,
(Vs 1868-1871)

wo er, nach Ermordung des Herzogs Hubert, nicht von dem Bilde lassen will :

Doch kann ich nicht zurück ihr Bildnis lassen,
(Vs 2001)

es mit « heisser Hast » ergreift, mit dem Teufel darum ringt, bis dieser es ihm entreisst und ins Meer hinabschleudert. In ähnlicher Weise stimmen die Verse des Gedichtes :

Doch, da fand ich dich, und — todesschwank
Jede Freude dir zu Füssen sank,
(Vs 13 f.

überein mit Fausts Worten an Maria in derselben Szene:

Wenn ihr mein glühend Herz verstosst,
Bleibt mir auch nicht der karge Trost,
. . . . . .
Dass ich auf meinem Trauerwege
Euch doch ein Opfer noch geweiht,
Entsagend, meine Seligkeit
Auf eure Schwelle niederlege.

(Vs 1890-1897.)

Die Faustische Mordszene war laut eines Briefes Lenaus an den Grafen Alexander von Württemberg (1837) vor dem Monate August fertig.

Ebenso enge Beziehungen wie *Wandel der Sehnsucht* hat **Stumme Liebe** zu *Faust*. Vergebens preist Fausts bettelhaft Geklimper:

Wie tief dies Auge mit der Schattenwimper
In süsse Einsamkeit das Herz entreisst
Und alle Welt umher vergessen heisst.

(Vs 1748-1750.

Beim Betrachten der wunderbaren Züge Marias überlässt er frei seine Seele

In tiefer Schönheit ihrem Untergang.

(Vs 1798.)

Hier schaut er sich das Herz todeswund (Vs 1804), des Wunsches Leidenschaft flammt auf, wird jedoch in Banden gehalten durch die Ehrfurcht vor so reiner Frauenschönheit (Vs 1823 f.). Er sieht das Ewige, das Himmlische an dieser Zauberfülle, und scheu schrickt der sündige Wunsch zusammen (Vs 1833 f.). Blickt er ihr ins Angesicht, so hat die Hölle ihre Macht an ihm verloren (Vs 1900-1903). Die gleiche Verherrlichung holder Macht wahrer Frauenschönheit (Vs 1807).

das gleiche Entsagen, das nur ein stilles « Verglühen und Vergehen » im « Wonneblick » der Geliebten wünscht, atmet das Gedicht. Es ist dieselbe Stimmung, die Faust ausdrückt, als er vor Maria auf die Kniee fällt (Vs 1912-1915). Die Szenen *Maria* und *Der Maler* arbeitete Lenau im Monate Mai aus [1].

Ein Hauptkennzeichen des Verhaltnisses zu Sophie ist die schon hier zu tage tretende Verschmelzung von Liebe und Religion, der sich vordrangende Mystizismus. Der Vergleich Sophies mit einer Madonna findet sich übrigens in einem Briefe an sie vom 6. August 1837 (604). Auch die Bezeichnung *stumme* Liebe passt auf ein Verhaltnis, das sich vor der Welt verbergen musste, was Lenau so oft in seinen Liebesbriefen beklagt.

Die beiden Gedichte *Wandel der Sehnsucht* und *Stumme Liebe* finden keine Erklarung, wenn man sie mit Prof. Castle auf Lotte bezieht, die vollste und klarste hingegen, wenn man sie für Sophie beansprucht: es stimmt dann jedes Wort. Vorzüglich veranschaulichen sie — wie auch die gleichklingenden Stellen im Faust, denen gerade eine starke Beweiskraft für unsere Ansicht innelieg — die Seelenstimmung Lenaus im Frühjahr 1834 nach der Bekanntschaft mit Sophie und in der Trennung von ihr und spiegeln die Gemütsbewegungen, von denen er selbst spricht, wider.

Auffallend muss es erscheinen, dass Castle einzelne der angeführten und ähnliche Stellen aus dem *Faust* und die Schlussstrophe des Gedichtes *Meeresstille*, wo der Dichter vom « Geheimnis heiligen Bundes » spricht, ausdrücklich auf Sophie bezieht [2] und ihr die nachweisbar vorher entstandenen Liebes-

---

[1] Schurz. I. 263. — Mayer. S. 124.

[2] Einleitung zu *Lenau und Löwenthal* LXIX. « Wort und Blick mussten in peinliche Hut genommen werden. » Siehe ferner S. XVII, XVIII, XX, LVI, LXVIII. Die angeführten Stellen sind aus den Szenen *Der Tanz*, der bereits 1833 fertig war, und aus *Maria*, *Der Maler*, *der Mord*, die im Mai und Juli 1834 geschrieben wurden.

gedichte abspricht [1]. Es liegt ein offenbarer Widerspruch darin, bestimmt im Frühling und Sommer 1834 entstandene Stellen aus dem *Faust* auf Sophie zu deuten und die erste Bekanntschaft mit ihr zu Ende desselben Jahres anzusetzen. Mit trefflichen Gründen ist bereits Reynaud (S. 112 f.) diesem Irrtum entgegengetreten, ich habe selbst einen gleichen Versuch gemacht [2] und die Schurzesche Datierung (I. 243) der ersten Bekanntschaft mit Sophie : Ende 1833, verteidigt. Zahlreiche, mannigfaltige Gründe sprechen dafür, dagegen nur eine Stelle im Briefe an Emilie Reinbeck vom 20. September 1834. Der Freundin, die Lenau stets bemüht war, über das Verhältnis zu Sophie zu täuschen, schreibt er : « Auf nächsten Mittwoch bin ich nach Penzing geladen, wo ich jene Unwiderstehliche im hellen Tageslichte werde zu sehen bekommen. Neulich war mir dies Glück nur im Dämmerlichte des Abends zu teil geworden » (I. 175). Bei dieser Unaufrichtigkeit verwickelt er sich in Widersprüche. Er bezeichnet an derselben Stelle das Löwenthalsche Haus als eines der ihm « befreundeten », Sophie scheint ihm « *noch immer* das interessanteste Glied dieser sehr zahlreichen Hausgenossenschaft » [3]. Deutet nicht schon allein der Ausdruck « jene gepriesene Unwiderstehliche », mit dem Lenau Sophie bezeichnet, ohne sie vorher genannt zu haben, darauf hin, dass er Emilien bereits von ihr erzählt ? Entscheidend ist das « noch immer ». Die Verstellung und ihre Ursache, die Furcht Emiliens Dreinreden und Eifersucht zu erwecken, tritt jedoch deutlich zu tage in den Worten : « Ich glaube, ich werde

---

(1) Ebd., S. XVI, auch *Zeitschrift für den deutschen Unterricht*, 24 Jahrg. 1. Heft S. 63.

(2) *Mélanges God. Kurth*, II. 391 f. Gegen Reynaud wendet sich Castle in *Lenau und Löwenthal*, S. XVI u. 586, gegen mich in einer Antwort auf meinen Aufsatz in der ebengenannten Zeitschrift, XXIV, 61-63.

(3) Castle bestreitet jeden Widerspruch im Briefe an Emilie und gibt die Erklärung : « Man merke wohl, Lenau hat Sophie nur *nicht gesehen* ; dass er mit ihr *nicht gesprochen* habe, behauptet er keineswegs : daher kann er sie auch ganz gut sogleich als ' das interessanteste Glied der sehr zahlreichen Hausgenossenschaft ' erkannt haben. »

bald wegbleiben. Es sind halt keine Hartmanns ». Auf eine offenbare Bemäntelung des wahren Sachverhaltes läuft auch die Stelle im Briefe an Emilie vom 21. Oktober hinaus : « Mit der Unwiderstehlichkeit ist's nicht so arg » (179). Wiederum muss Lenau in demselben Briefe seinen wahren Gemütszustand durchblicken lassen, indem er von « heftigen Gemütsbewegungen » spricht, die ihn immer häufiger heimsuchten. Nach dem Wortlaut der Briefe an Emilie blieb Sophie bis zum 21. Oktober Lenau gleichgültig. Am 8. November überreichte er ihr drei glühende Liebesgedichte, die in dem Wunsche gipfeln, die Geliebte *wild* und *warm* ans Herz zu drücken.

Den wahren Sachverhalt schildert ein gleichzeitiger Brief Lenaus an Schurz vom 22. September, der die Angaben des Schreibens an Emilie vollständig entkräftet. « Mittwoch hab ich in Penzing bei Max [1] gespeist. Er und sie sind mir sehr zugetan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf hab ich mit ihnen eine Partie nach Nussdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um zwölf Uhr. Das war nicht übel » (175). Am 17. September hat Lenau mit Sophie und ihrem Gatten in ihrem Hause gespeist. In der Meldung an Emilie erfolgt die Einladung genau eine Woche später. Am Vorabende des geplanten Ausfluges nach Nussdorf will Lenau « bald wegbleiben » aus einem Hause, das er sofort und ausschliesslich nach seiner Ankunft in Wien besucht, das von Menschen bewohnt ist, die recht gut und fein und ihm sehr zugetan sind. Auf den bereits von mir hervorgehobenen Widerspruch zwischen der Mitteilung an Emilie und der an Schurz geht Castle in seiner Entgegnung nicht ein.

Emilie, die so genau über Lenaus ausseres und inneres Leben

---

(1) *Max* bei Schurz, I, 275, *Löwenthal* statt *Max* bei Castle (Werke III, 287). Da mir die Einsicht in die Handschrift nicht gestattet wurde, kann ich nicht entscheiden, wer hier recht hat. Der Unterschied ist von sichtlicher Bedeutung, denn *Max* deutet auf eine bereits erfolgte grosse Vertraulichkeit hin.

unterrichtet war, hat sich gewiss gefragt, wem die Liebesgedichte *Wandel der Sehnsucht* und *Stumme Liebe* gelten mochten, und dabei mag ihr Lenau aus zarter Rücksicht und mannigfaltigen anderen Gründen jede Beziehung auf die Wirklichkeit ausgeredet haben. Das Geheimnis dieser Liebe hat er übrigens zwölf Jahre lang ihr gegenüber streng gehütet, und erst der Wahnsinn löste ihm am 16. Oktober 1844 die Zunge.

Die Dauer der Bekanntschaft gab er bei diesen Enthüllungen auf zwölf Jahre an und schrieb am 15. Oktober vor dem Wahnsinnsausbruch an Sophie : « Wir kennen uns seit zwölf Jahren » (872). Frühere Angaben stehen hiermit, Castles Meinung entgegen, nicht in Widerspruch. Wenn Lenau am 28. Januar 1838 an Sophie schreibt : « Seit drei Jahren steht mein Herz für dich in Flammen », so bezieht sich diese Äusserung ja offenbar nicht auf die Zeit des ersten Bekanntwerdens, sondern auf die des am 8. November 1834 erfolgten Liebesgeständnisses. So kann man auch das Bekenntnis vom 10. Mai 1838 : « Hier steht mein Unglück seit vier Jahren mir unverrückbar gegenüber », und vom 5. Juli 1839 : « In Ihnen hat es (das Göttliche) mir seit fünf Jahren still geleuchtet », auf die Zeit deuten, wo Lenau Sophie die Gedichte *Wunsch*, *Einsamkeit*, *Meine Furcht* übergab und sie dieselben als Zeichen der Gegenliebe annahm.

Eben die Tatsache, dass die genannten Gedichte die ersten waren, die der Dichter Sophie als ausdrückliche Liebeserklärungen überreichte, deutet einen Umstand, über welchen Castle erklärt nicht hinwegkommen zu können, den nämlich, dass Sophie weder *Wandel der Sehnsucht* noch *Stumme Liebe* jemals für sich beanspruchte. Unsere Darstellung wird übrigens ergeben, dass Sophie bei weitem nicht alle an sie gerichteten Liebesgedichte auf sich bezogen und in ihre Abschrift der Liebesbriefe Lenaus eingereiht hat.

Es lohnte sich nicht der Mühe, so lange bei dieser an sich nebensächlichen Frage stehen zu bleiben, wenn die Datierung Castles nicht, trotz Reynauds und meiner Einwendungen,

als feststehende Tatsache angenommen wäre und eine völlige Verwirrung hervorgerufen hätte. So dürfen z. B. neueste Herausgeber wie C. Schaeffer sich nicht mehr getrauen, eine Beziehung der Gedichte *Wandel der Sehnsucht* und *Stumme Liebe* festzustellen. Da bisher niemand folgerichtig wie Castle die Gedichte für Lotte zu beanspruchen wagt, so beginnt bereits das Suchen nach neuen Anlassen. Hierbei ist man auf den Einfall gekommen, als Gegenstand der « grenzenlosen, hoffnungslosen Liebe » die kaum den Kinderjahren entwachsene Gräfin Marie von Württemberg zu bezeichnen [1]. Allerdings hat später die Schwester des Grafen Alexander Sophies Eifersucht erweckt, allerdings hat Lenau ihr die ausseren Züge für die Königstochter Maria im *Faust* entlehnt, was er eben nicht so deutlich getan hatte, wenn die Liebe irgendwie in seinem Verkehre mit ihr mitgesprochen. Klar genug spricht übrigens Lenaus Äusserung zu Sophie : er betrachte ihr gegenüber die Gräfin Marie mit einem ganz ruhigen Vergnügen, denn selbst wenn er zu jedem einzelnen Zuge ihrer Liebenswürdigkeit die Vollendung hinzuphantasiere, so überstrahle Sophie in ihrer demütigen Hoheit die Marie tausend- und tausendmal (200).

Zu dem Schönsten, was Lenaus Dichtung hervorgebracht, gehören die im Monate Mai gedichteten Faustszenen *Maria* und *Der Maler*. Voll bestrickender Anmut sind namentlich die Verse, in denen der Dichter die Frauenschönheit preist, wozu ihm die Wirklichkeit in den Gestalten der Gräfin Marie und Sophie Löwenthals zwei glänzende Vorbilder bot, die sich in seiner Phantasie verschmolzen. In « stummer Wonnetrunkenheit » (Vs 1787) sitzt Faust vor der holden Königstochter, wie Lenau vor Sophie gesessen. Hier sollte er « schmerzlich inne werden » :

> **Der wahren Frauenschönheit holder Macht**
> **Kann widerstehen keine Macht auf Erden.**
>
> (Vs 1807 f.)

---

[1] A. Friedberger, *Die Schwermut in Lenaus Leben*, Inauguraldissertation, Greifswald 1912, S. 96.

Heftig ergreift ihn die Sehnsucht, « das süsse Urbild zu umarmen » :

Doch, wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen ;
Das ist dein Schönstes : dass in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Dass ein Gefühl sie fasst mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

Vs. 1823-1834.

So preist auch Don Juan als besonderen Reiz der Frauenschönheit den

Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt.

(*Don Juan*, Vs. 505 f.

Genau entspricht dieser Zug dem Lamartinschen « parfum de vie immortelle », den allein die Frau über das Menschenleben ausströmt :

Ce que la vie humaine a d'amer et de doux,
Ce qui la fait brûler, ce qui trahit en elle
Je ne sais quel parfum de vie immortelle,
C'est vous seules! (1)

(1) *Novissima Verba (Harmonies poétiques et religieuses)*. Paris, Hachette, 1882, S. 394.

Eine ähnliche Schilderung der Frauenschönheit in Lamartines « Harmonie » *L'Humanité* hat Lenau beim Gedichte *Die schöne Semin* vorgeschwebt, welcher der Himmel einen warmen Blick ins holde Auge senkt, der, sich in seinen Schimmer vertiefend, geblieben ist, und nimmer scheidet.

A la pourpre qui teint sa joue,
On dirait que l'aurore s'y joue,
Ou qu'elle a fixé pour toujours,
Au moment qui la voit éclore,
Un rayon glissant de l'aurore
Sur un marbre aux divins contours? (1)

Man vergleiche hiermit noch die Verse aus Lenaus Preislied auf Maria :

Wie diese sanftgehauchte Jugendglut,
Ein Traum von Rosen, auf den Wangen ruht,
Vom Morgenrot ein fernes Widerscheinen,
Das einst gestrahlt den Paradieseshainen.

(*Faust*, Vs 1755-1758.)

Wie die Königstochter Faust, dem Maler ihres Bildnisses, so hat Sophie es dem Dichter bereits angetan. Ehe er ihr in Wirklichkeit ein Gestandnis abgelegt, fleht er sie in der Dichtung um erbarmende Gegenliebe an :

O lächelt, holde Königstochter,
Herab voll Mitleid auf mein Weh,
Der ich vor euch, ein Unterjochter,
In meiner bittern Armut steh :
Wenn ihr mein glühend Herz verstosst,
Bleibt mir auch nicht der karge Trost,
Dass ich mit einem stolzen Leide
Von eurem lieben Antlitz scheide,

(1) *Harmonies poétiques et religieuses*, S. 189.

Dass ich auf meinem Trauerwege
Euch doch ein Opfer noch geweiht,
Entsagend, meine Seligkeit
Auf eure Schwelle niederlege :
Hab keine zu verlieren mehr,
Das drückt das Herz mir doppelt schwer.
Doch, blick ich wieder euch ins Angesicht,
So hat die Hölle, der ich zugeschworen,
Mit einmal ihre Macht an mir verloren,
Mir strahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
O nein! ich kann, ich will euch nicht entsagen,
Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!

(Vs 1886-1905.)

Bauend auf das « innige Bedauern », das die Prinzessin für Fausts Unglück, für sein « tiefes Trauern » bewegt, fällt der Liebende vor ihr auf die Kniee und fleht ungestumer :

Ach, nur ein leises Wort, ein Hauch, ein Blick,
— Und wär es nur ein mitleidsvoller Trug. —
Dass du mich liebst, es ist genug, genug,
Auf immer zu verwandeln mein Geschick.
Mag dann der Hölle tiefes Qualenmeer
Mit seinen Wogen rauschen um mich her,
Ich werde nicht darin zu Grunde gehn,
Mir wird aus deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
Verzweifelnd muss die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
Ans heil'ge Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab ich dich errungen!

(Vs 1912-1925.)

* * *

Sämtliche Gedichte, die in der zweiten Auflage des Jahres 1834 erschienen, haben wir bisher untersucht, ausserdem 14 Gedichte

der neuen Sammlung des Jahres 1838. Die « zweite, vermehrte Auflage » bildet einen stattlichen Band von 383 Seiten und bringt 45 Gedichte mehr als die erste. Die epische Dichtung ist durch das Nachtstück *Die Marionetten* erweitert.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Amerika eröffnete sich dem Dichter die Hoffnung auf eine zweite Auflage (128). Angaben über dieselbe macht er in vielen Briefen vom Juli 1833 bis Juni 1834 (1). Der Vertrag mit Cotta vom 29. April 1834 stellt die Stärke der Auflage auf 1200 Exemplare, das Honorar auf 1000 Gulden fest. Die Versendung erfolgte erst zur Herbstmesse, nicht, wie Lenau gehofft, zu Ostern. Der Druck dauerte von Anfang Mai bis Ende Juni 1834. Während einer kurzen Abwesenheit Lenaus aus Stuttgart besorgte Reinbeck die Korrektur. Dass Druckfehler stehen geblieben, bezeugt Lenau selbst (169).

Der Dichter unternahm auch eine vollständige Umwälzung in der äusseren Einteilung und in der inneren Einreihung. Die Abteilungen sind in beiden Ausgaben folgende :

1832	1834
	Erstes Buch. Lyrische Gedichte.
Bilder aus dem Leben	Lieder der Sehnsucht
Lieder der Sehnsucht	Lieder der Vergangenheit
Lieder der Vergangenheit	Frühling
Vermischte Gedichte	Herbst
Fantasieen	Fantasieen
Heidebilder	Haidebilder
Oden	Polenlieder
Klara Hebert	Oden
	Reiseblätter
	Vermischte Gedichte
	Atlantica
	Zweites Buch. Lyrisch epische Gedichte.
	Leben und Traum
	Klara Hebert
	Die Marionetten

(1) Werke III. 210. 214 f. 229. 234. 236 f. 245. 250. 254. 260. 263, 269. 274.

Die Gliederung der zweiten Auflage, die Lenau in allen späteren Ausgaben beibehielt, weist im Vergleiche mit der ersten Ausgabe einen bedeutenden Fortschritt auf. Die *Bilder aus dem Leben*, die in der eigentlichen Bedeutung des Wortes keine waren, verschwinden als solche und werden glücklich anderswo untergebracht. Frühlings- und Herbstlieder werden in besonderen Abschnitten vorgeführt, die politischen Gedichte als *Polenlieder* in ein besonderes Fach gebracht, neuentstandene Gedichte unter den sprechenden Überschriften *Reiseblätter* und *Atlantika* vorgelegt. Auch manche Gedichte des Kapitels *Vermischte Gedichte* finden eine passendere Einreihung, wie *Wanderung im Gebirge* unter *Reiseblätter*, *Der Maskenball* unter *Polenlieder*. Der neue Abschnitt *Leben und Traum* ergibt eine treffliche Einordnung für mehrere mehr oder weniger unschicklich untergebrachte Gedichte der ersten Sammlung und ist wie geschaffen für das neue Gedicht *Warnung im Traume*. Weniger glücklich ist die Einreihung von Liebesgedichten in die Folge *Vermischte Gedichte*; oder wollte Lenau die Beziehungen auf die Wirklichkeit verdecken, indem er die Lottegedichte auf verschiedene Gruppen verteilte? Einer sehr sorgfältigen Durchsicht ward der Text unterworfen. An 25 Gedichten brachte Lenau Textänderungen an, die fast sämtlich glückliche Verbesserungen sind.

XXXIII

Sophiegedichte.

2. Reihe. — Oktober-November 1834.

Einsamkeit. – Wunsch. — Meine Furcht. – Wunsch. — Heimatklang.

Sehr fruchtbar wie der Aufenthalt in Steiermark war die unmittelbar darauf folgende Zeit. Zunächst dichtet Lenau einen neuen Faustgesang, *Die Reise*, dessen Vollendung er am 21. Oktober Emilien Reinbeck und Marietten Zoppritz meldet. Den Zusammenhang der Szene mit früheren Gedichten haben wir dargelegt. Mephistopheles' Beschreibung der inneren Ausstattung des Schiffes birgt drei skizzenhafte Jahreszeitgedichte: ein Frühlingslied:

Du hörst allein die Weste
Melodisch säuseln durch die grünen Äste,
Du bist umwürzt von süssem Waldesduft,
Du hörst die Nachtigall, die ferne ruft.

(Vs 2515-2518

ein Herbstlied:

Du siehst am Felde schöne Schnitterinnen
Im Abendrote stehn — und Liebe sinnen;
Du hörst die Wachtel schlagen im Getreide,
Du siehst den Jäger still den Wald beschleichen,
Zugvögel wandernd durch die Lüfte streichen,
Die Herden kehren von der Alpenweide.

(Vs 2521-2526

ein Winterlied :

Die sturmverwehten Blätter rauschend fallen,
Dicht stöbert Schnee : nun starren alle Bäche,
Die erst geplätschert, auf gefrorner Fläche
Ziehn lust'ge Schlitten hin mit Peitschenknallen.

(Vs 2529-2532.

Die ersten Tage des Wiener Aufenthaltes vor der Gemsenjagd in Steiermark (11. bis 26. September) standen unter dem Zeichen einer Schwermut, « die nahe an Hypochondrie grenzt » (175). Trotz des herzlichen Empfangs bei Löwenthals, trotz der Lenau von Sophie erwiesenen Zuneigung schlagt die « Hypochondrie immer tiefere Wurzeln. Es hilft alles nichts. Der gewisse innere Riss wird immer tiefer und weiter » (175). Er unternimmt den Ausflug nach Steiermark, um sich einem « gewissen, schwermutigen Dahinbruten », seinem « fatalen Unmut » zu entreissen. Kaum ist er jedoch zur Rückreise nach Wien in den Wagen gestiegen, so fällt er auch wieder in den « alten Trübsinn » zurück (177). Den Hauptgrund dieser Stimmung verrat das Gedicht **Einsamkeit** (287) :

Wild verwachsne dunkle Fichten,
Leise klagt die Quelle fort;
Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten!

Gemeint ist das schmerzliche Verzichten im besonderen auf den Besitz Sophies, im allgemeinen auf ein frohes, glückliches Familienleben überhaupt. Dieser Mangel ward Lenau durch sein Alleinsein in den ersten Tagen des Wiener Aufenthaltes und durch den Verkehr in einem geselligen, heiteren Familienkreise wie der Lowenthalsche lebhaft fühlbar und schuf das Gefühl « der Leere und des Unbehagens », über welches er der Stuttgarter Freundin klagt (175).

Eine einsame, düstere Stelle ist der aussere Rahmen des Gedichtes wie in *Asyl*. Eine solche sah Lenau auf der Reise,

die bereits erwähnten Öfen, auf dem Wege von Golling nach Werfen. Eine ganz poetische Schilderung derselben in Prosa steht im Briefe vom 6. September 1834 an Emilie Reinbeck, und wir wissen, dass der Dichter an die Schilderung einer Schlucht den Vergleich knüpft von einem Leben, das sich in eine tiefe, heftige Leidenschaft zusammendrängt (172). Ein einsamer mit Fichten bepflanzter Berg in der nächsten Umgebung von Neuberg, wo Lenau oft lag, dem « einsamen, schwermütigen Rufe eines dort sich aufhaltenden Gimpels lauschend », erinnert Schurz (I, 274) lebhaft an die im Gedichte geschilderte Stelle.

Das erneute Geständnis « tiefer, hoffnungsloser Liebe » (Vs 16) macht die Beziehung des Gedichtes klar. Auch bezeichnet es Sophie (1) als ein ihr im November 1834 zugleich mit zwei anderen, *Wunsch* (Urwald...) und *Meine Furcht*, übergebenes. Später strich sie in ihrer Bemerkung *Einsamkeit* aus und setzte darüber *Neid der Sehnsucht*. Dadurch wollte sie einen Widerspruch ausgleichen zwischen diesem Vermerk und dem, womit sie das Gedicht *Einsamkeit* versieht, nämlich : « In Penzing an meinem Tische im Jahr 1836 ». Diese Notiz übernimmt Schurz in sein Exemplar, ändert jedoch die Jahreszahl 1836 in 1834. Sophies Datum kann nicht stimmen, weil die Verse bereits 1835, im Deutschen Musenalmanach für 1836, gedruckt wurden. Auch verdient die erste Niederschrift mehr Zutrauen als die viel spätere Berichtigung (2). Überdies schliesst sich das Gedicht zunächst an *Wandel der Sehnsucht* an. Der dortigen « hoffnungslosen Liebe » entspricht genau hier :

Herz, das ist der rechte Ort
Für dein schmerzliches Verzichten !

---

(1) Anmerkung in ihrem Exemplar der Gedichte zu den Versen *Wunsch* (Urwald...) : « Erstes Gedicht an mich, welches mir Niembsch mit *Meine Furcht* und *Einsamkeit* im November 1834 gab ».

(2) « Viel spätere », weil die Überschrift *Neid der Sehnsucht* eine viel ältere Hand verrät.

dem « schmerzlichen Vermissen » das « schmerzliche Verzichten », dem Schwund jeder Freude [1] das « heimliche Weinen », das die Handschrift ein « heisses » nennt, dem « grenzenlosen, hoffnungslosen Lieben » die Schlussverse :

Deine Liebe Gott versteht,
Deine tiefe, hoffnungslose!

Zwei Jahre später schreibt er Sophie, dass niemand seine Liebe kenne und verstehe als « *Gott*, du und ich » (257).

Am 21. Oktober meldet er Emilien Reinbeck : « Meine Gesundheit ist nicht gehörig, aber doch leidlich. Das beste Mittel ist, dass ich meine heftigen Gemütsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in [2] Gedichte entlade ». Diese Gedichte sind neben *Einsamkeit* die beiden Wunschgedichte *Wunsch* und *Meine Furcht*. Das eine Gedicht **Wunsch** (288) (Urwald...) datiert Sophie in einer Abschrift : « Wien, 8. November 1834 ». Diesbezüglich ist eine Stelle aus dem Schreiben an Sophie vom 22. Juni 1838 heranzuziehen : « Die Türe ist hinter dir geschlossen seit jenem 8. November » (350), aus welcher hervorgeht, dass Lenau die Annahme der Gedichte als Abschluss des Bündnisses zwischen ihm und Sophie betrachtete. Auf dieses Datum sind auch die von Castle für die Zeit der ersten Bekanntschaft beanspruchten Äusserungen Lenaus zurückzubeziehen. Sophie bemerkt zu dem Gedichte in ihrem Exemplar : « Erstes Gedicht an mich, welches mir Lenau im November 1834 gab ». Sophie sagt doch hier nur, dass *Wunsch* das erste Gedicht sei, das Lenau ihr überreicht,

---

(1) ... todesschwank
Jede Freude dir zu Füssen sank.
(*Nord der Sehnsucht*, Vs 13.)

(2) *in* nicht *im*, wie Schlossar (S. 67) und Castle (Werke III, 295) drucken.

zugleich mit dem früher geschriebenen *Einsamkeit* und mit dem gleichzeitig verfassten *Meine Furcht*. Die zwei ersten durch die Neigung zu ihr hervorgerufenen Gedichte waren bereits in der zweiten Auflage erschienen.

Der dem Gedichte zu grunde liegende Wunsch des Alleinwohnens mit der Geliebten in einem Walde, auf einer Insel, in einer Hütte kehrt später öfters im Briefwechsel mit Sophie wieder. So schreibt Lenau ihr am 26. Juli 1836 : « Wie unrecht du mir immer tust, wenn du meinen Gedanken vom Blockhaus nicht glauben willst, das war mir zwar immer gewiss, hier aber (1) wird es mir sonnenklar, denn mir geht hier gar nichts ab als du, und mit dir möchte ich mein Leben beschliessen zwischen diesen Felsen » (250) ; am 9. Dezember 1836 : « Wären wir nicht glücklicher, wenn wir unten im sichern Tale unser Feld bestellen könnten und unsere Kinder pflegen? » (270) : am 18. Juni 1837 : « Wär ich hingegen einmal mit dir in einem Walde ganz ungestört, ich würde die Natur verstehn und lieben wie nie zuvor » (307) ; am 8. August 1837 : « Heute spazierten wir abends mit Reinbecks und kamen an einem Minimum von *Hütte* vorüber. Reinbeck bemerkte, wie genügsam der Mensch doch sein könne, in solcher Hütte wohnen zu können. O! rief ich aus, unter gewissen Umständen möcht ich gleich da drin wohnen! Ich fühlte, als es heraus war, dass ich's mit einer verräterischen Lebhaftigkeit gesagt hatte » (350) ; am 23. August 1837 : « Wär ich ein Hufschmied und du mein Weib, und ich wüsste doch, dass ich nicht umsonst gelebt » (374) ; auf einem datumlosen Zettel : « Könnt ich nur dich herausfangen aus dem Schwarm und mit dir leben wie der Graf Albert mit seiner Helene im Waldschloss » (407) . Die bezeichnendste Stelle ist jedoch ein undatiertes Blatt vielleicht aus dem Jahre 1837 : « Als ich heute abend in unserm lieben Winkel zwischen Schrank und Ofen lag mit geschlossnen Augen, hatte ich eine angenehme

(1) In Reichenau bei Wien.

Einbildung, die sich mir zur lebhaftesten Täuschung steigerte. Ich war mit dir weit weg im Gebirg in einer dichtverwachsenen Schlucht. Ich hatte dir aus Moos einen recht weichen Sitz bereitet. Ich sass an dir in einem langen, langen seligen Kusse » (288) :

Ich legte Moosgebreite
Weich unter ihren Schritt,
Und meine Liebe streute
Ich unter ihren Tritt.

(Vs 9-12.)

Wir sehen, wie Lenau in seinen Gedichten die Gedanken, Gefühle und Bilder, welche die Briefe und Zettel an Sophie beherrschen, vorwegnimmt. Von Anfang an weist die Sophiedichtung ein merkwürdiges Vorausahnen alles Kommenden auf. Die ganze Gedanken- und Gefühlswelt der *Liebesklänge* spiegelt sich in den Liebeszetteln wider, die Verhältnisse lassen sich sämtlich als erlebt erweisen. Häufig lässt sich eine wortgetreue Übereinstimmung feststellen, die jedoch nur mit grosser Vorsicht für die Datierung der Gedichte verwandt werden kann. Die Parallelstellen, wie ähnlich sie auch sein mögen, beweisen an und für sich wenig für eine gleichzeitige Entstehung, der poetische Ausdruck gleicher Motive geht dem prosaischen voraus oder folgt ihm nach. Gleichzeitigkeit findet allerdings auch statt. Zum Glück besitzen wir für die Chronologie der *Liebesklänge* vielfach andere Anhaltspunkte als den Zusammenklang mit dem Briefwechsel.

Am 8. November übergab Lenau Sophie ausser *Einsamkeit* und *Wunsch* das Gedicht **Meine Furcht** (290). Er trotzt wie Faust allen Naturmächten, nur vor einer Stimme erzittert ihm, wie Faust vor Maria, das Herz,

Wenn die Geliebte spräche :
Ich liebe dich nicht mehr!

(Vs 19 f.)

Am 21. Oktober schreibt er Emilien, seine Abreise nach Stuttgart hänge von einer Entscheidung ab, der er täglich entgegensehe (179). Vielleicht ist es die, ob das erwartete « holde Liebeszeichen » (1) ihm zu teil werde oder nicht. Seitenstücke in Prosa zu dem Gedichte weist der spätere Briefwechsel wieder genug auf. So schreibt Niembsch im Februar 1837 Sophie : « Das Ungewisse, Zitternde meines Glückes haben mir deine letzten Zeilen wieder recht vors Auge gebracht. Ich konnte den ganzen Abend nichts denken als dich und die schreckende Möglichkeit, deinen Umgang zu verlieren. Die vielen Menschen kamen mir vor, als wären sie zusammengekommen, um mir recht schmerzlich zu zeigen, wie mir die ganze Welt so gar nichts wäre, müsste ich von dir scheiden... Die ganze Welt wird mir zu deinem Rahmen, und würde mir dein Anblick entrissen, so wäre mir der Rahmen leer und nichts » (284) ; am 28. Januar 1838 : « Wie wird doch all mein Trotz und Stolz so gar zu nichte, wenn die *Furcht* in mir erwacht, dass du mich weniger liebest. Dein Herz ist das Beste, was ich habe, und solche Gedanken lehren mich zittern » (457) ; am 5. März 1838 : « Mein ganzes Wesen befestigt sich in dir. Darum lief es mir heute abend so kalt über den Rücken bei deinem drohenden Lächeln. Aus diesem Besitze hinausgeschlagen zu werden, wäre die Vollendung eines ewigen Kummers für mich » (442).

Die drei Gedichte finden sich in Sophies Nachlass in Reinschrift auf halbem Briefbogen mit Goldschnitt, ein äusseres Zeichen der Überreichung. Das « heisse » Weinen der Handschrift von *Einsamkeit* (Vs 14) wird in der endgültigen Fassung zu einem « heimlichen », das « wilde » Umarmen der Handschrift von *Wunsch* (Vs 28) zu einem « festen ». So milderte Lenau später den unmittelbaren Gefühlsausdruck.

Die enge Verwandtschaft des zweiten Gedichtes **Wunsch** (291)

(1) *Ein.*, Vs 19.

(Fort möcht ich reisen) mit dem ersten, die neue Verwendung des Seemotivs, die es inhaltlich in die Umgebung der Seelieder und des *Faust* bringt, namentlich des im Oktober gedichteten Auftritts *Die Reise*, legen die Vermutung einer zusammentreffenden oder mindestens nicht weit getrennten Entstehungszeit nahe. Dies zweite Wunschgedicht ist nur eine Umschreibung des ersten. Dort ist es der Urwald, in dem der Dichter allein mit der Geliebten hausen, hier das Meer, auf dem er allein mit ihr fahren möchte. Der beiderseitige Bezug auf die Amerikareise sowie auf die amerikanischen Gedichte und auf den *Faust* stellt einen Zusammenhang zwischen den beiden *Liebesklängen* her. Eine Rückerinnerung an das Gedicht ist die Stelle im Briefe an Sophie vom 5. März 1838 : « Wäre ich mit dir allein auf einer öden Insel, ich würde mit dem gleichen Eifer arbeiten wie jetzt, du würdest mich ja hören. Du könntest mir alles ersetzen » (142). Wieder wird hier, diesmal in freiem Klopstockischem Silbenmass, der Gegensatz zwischen dem sturmgepeitschten und dem ruhigen Meere ausgemalt, wie noch kurz vorher in der Faustszene *Die Reise*. Das Gedicht ahmte M. Hartmann nach :

> Wie gerne mit dir auf einsamem Kahne
> Fortzög ich hinaus — wie gerne, wie gerne! —
> Allein auf leuchtendem Ozeane,
> Geleitet nur von dem Liebessterne!
>
> (*Intermezzo* XVIII, Schlussstrophe.) Werke I, 210.)

Dasselbe Motiv verwendet er im Gedichte *Im Kahn* (II, 468), auch den Gedanken von Lenaus erstem Wunschgedicht in *An L**** (I, 344).

Zum ersten und letzten Male bringt Lenau hier das Motiv der mittelalterlichen *merkaere* an, der « Dränger, Lauscher, der kalten Störer » oder der « Spaher », wie es in der Handschrift heisst. Wie oft beklagt sich der Dichter später über die « Störungen » seiner Liebe. So im Januar 1837 : « Wüssten die Menschen, wie glücklich wir sind in unsrer Liebe, so hatten

sie nicht den Mut, uns zu stören » (275) ; Ende April 1837 : « Der gestrige Abend war vielleicht der letzte schöne für die lange, lange Zeit von Störungen unserer nächsten Zukunft » (291) ; am 12. Juni 1837 mit Bezug auf Max Löwenthal : « Man spielt ein gefährliches Spiel, wenn man es wagt, ein Verhältnis, das man bisher geduldet und gewissermassen selbst veranlasst hat, zu stören, zu hemmen » (300). Auch andere Störer als der Gatte werden öfters erwähnt, so in Briefen vom 10. und 11. Juni 1837, am 12. Mai 1841, und Lenau freut sich, dass Sophies Liebe « aus allen Störungen ungeschwächt und sieghaft herausgekommen » (444).

Die drei Gedichte werden gnädig angenommen, das erste « holde Liebeszeichen » erteilt. Seelenverwandtschaft hat dabei eine grössere Rolle gespielt als die Sophie so oft zur Last gelegte Gefallsucht und Eitelkeit, wenn auch Lenau sie selbst dieser verzeihlichen, weiblichen Untugenden, die sie in minderem Masse als jedes Durchschnittsweib besass, anklagt. Manche Parallelstelle zu Lenaus Jugendbriefen könnte aus den ihrigen und ihrem Mädchentagebuche hervorgeholt werden. Mit dem jungen Lenau gemeinsam hat sie den Hang zum Grübeln und zur Schwärmerei, das altkluge und wandelbare Wesen, Anwandlungen stoischen Stolzes, und insbesondere die Neigung zur Melancholie. Wie Lenau beklagt sie ihre trüben Erfahrungen, ihre vergifteten Tage, ihre zerütteten Sinne, ihr zerrissenes und umnachtetes Innere (1) und hat mitunter ganz verzweifelte Stunden, in denen eine mächtige Todessehnsucht sie ergreift (2).

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. XLVI.

(2) « Ich bin 15 Jahre alt », schreibt sie, « ich habe gute, edle Eltern, liebe Geschwister, einen teuren Freund, ich lebe ein höchst angenehmes Leben, meine Zeit ist geteilt zwischen Arbeit und Ruhen, zwischen Wirtschaft und Kunst; Gott gab mir einen Geist, fähig zu denken, ein Herz, das Schöne und Gute zu lieben, ich geniesse den reinen, herrlichen Anblick der Natur ungetrübt, ich atme die erquickende Landluft, ich wohne mit einer Schwester, die mein zweites besseres Selbst ist, in der niedlichsten Zelle des Weltalls, ich habe keine grosse Sünde auf meinem Gewissen, und doch bin ich oft sehr unglücklich. Woher das kommt,

Auch sie hat eine unglückliche Jugendliebe dahin gebracht. Kaum neunzehnjährig reichte sie nach längerem Zaudern und ohne besondere Zuneigung einem ihr von den Eltern als gute Partie eindringlich empfohlenen jungen Manne die Hand.

Eine äusserlich glückliche Ehe, der bereits, ehe sie Lenau kennen lernte, zwei Kinder entsprossen, gab keine innere Befriedigung. Ein Satz aus einem ihrer Mädchenbriefe, « Aussen bin ich hell und heiter und innen voll Nacht » (1), passt auch auf ihren Seelenzustand zur Zeit der Bekanntschaft mit Lenau. Betäubung sucht sie in dem Streben nach sieghafter Geltung in den Gesellschaften, und ein hoher Triumpf muss es ihr gewesen sein, als der gefeierte, von ihr besonders hochgeschätzte Dichter ihr in berauschenden, leidenschaftlichen Versen seine Huldigung darbrachte und seine Liebe gestand.

Wir bedürfen nicht der wichtigen Zeugnisse hervorragender Zeitgenossen, wie Martensen (2) und Grun (3), um von ihrer ungewöhnlichen Begabung, ihrer Verstandesschärfe, ihrem hoch entwickelten Sinn für Natur, Poesie und Kunst überzeugt zu werden. Diese Eigenschaften leuchten klar genug schon allein aus ihrem Mädchentagebuche hervor, das überdies ein seltenes schriftstellerisches Talent verrät. In ihren Zügen wird nicht ein jeder sein Ideal weiblicher Schönheit verwirklicht finden,

---

weiss ich nicht; ich könnte stundenlang vor mich hinstarren, unempfindlich für alles, was um mich vorgeht, und weinen. Dann sehne ich mich ins Grab, denke mir den Schlummer in kühler Erde so wonnig, dass ich gleich hinabsteigen und allen Farbenglanz und alle Herrlichkeit der Erde für das finstre Kämmerchen geben möchte. » *Lenau und Lowenthal*, S. XXXVIII.

(1) Ebd. S. XLVI. — Innere « Leere und Unbehagen », wie bei Lenau, atmen ihre *Lesefrüchte* (1833-1837), drei Heftchen, in denen sie sich mit Vorliebe pessimistische Sätze, namentlich über die Ehe, von Karoline von Woltmann und F. Jacobi abschreibt.

(2) « Der klarste Verstand und ein tiefes Gefühl für wahre Poesie leuchteten aus ihrer Unterhaltung hervor ». Martensen, *Aus meinem Leben*. Deutsch von A. Michelsen. Heidelberg, 1883, I, 234.

(3) Grun (S. 79) bezeichnet sie als eine « anmutige, durch Bildung und Kunstsinn, dichterische Anlage und überaus klaren Verstand ausgezeichnete Frau ».

ein sehr einnehmendes, anmutiges Äussere, das besonders durch die Schönheit der Augen bestrickte, gab jedoch ihrem Wesen etwas süss Verwirrendes, Blendendes.

Lenaus Antwort auf Sophies Liebeszeichen ist das Gedicht **Heimatklang** (310). Dies kann man allerdings nur aus dem Zusatz zweier Schlussverse erkennen, die Sophie in ihrem Exemplar verzeichnet :

> Mir hat dies Lied ins tiefste Herz gesungen
> Dein Wort der Liebe, himmlische Sophie.

Dies Wort der Liebe hat bewirkt, dass die « wunderbare Heimatmelodie » (Vs 14), die jeder Seele,

> Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
> Zum Lebewohl süss schmerzlich nachgeklungen,

dem Dichter einmal « klar und voll geklungen » (Vs 13) ist. Bald wäre ihm in den « Schütterungen » (Vs 7) des Lebens der letzte Hauch dieser Melodie entflohen, nun kann er es wieder wagen, zu jenen Sphären zu streben, woher die holde Nachricht tönt. Sophies Geständnis der Gegenliebe bewirkt nicht, dass

> Das Blut in seinen Adern stürmisch wallt,
> Und seine ganze Flammenseele zückt
> Auf ihre schöne, reizende Gestalt,
>
> (*Faust*, Vs 1541 ff.)

sondern dass aus dem holden Liebeszeichen ein « ewig, grünes Eiland » aufersteht, dass die Hölle rückwärts weichen muss, dass ihn ein Gefühl aus seiner « Unschuld längst verlornen Tagen » fasst, dass ihm ein « wunderbares Hoffnungslicht » strahlt [1]. « Die süsse Heimat seiner Seele » nennt Lenau Sophie in einem Briefe vom 11. Juni 1837 (299). Mehr wollte sie ihm nicht sein, mehr verlangte er nicht von ihr.

---

[1] *Faust*, Vs 1830, 1903, 1920 f.

Vorzüglich erläutert Fr. Dingelstedt das Gedicht, indem er ausführt, wie kein deutscher Dichter den Ton einer innerlich wunden, ihres Zieles bei sich selbst kaum klaren Sehnsucht besser getroffen habe als Lenau. « Es ist, wie er selbst in einem seiner besten Lieder gesagt, als ob seine Seele nach jenem Tone suchte, der bei ihrer Trennung von der allgemeinen Weltseele als Stimme der ewigen Heimat ihr nachklang. » Jedes Lied Lenaus, meint Dingelstedt, sei ein Versuch, eine Frage, ein Ausruf voll Wehmut und Verzweiflung, dass diese Einheit sich immer noch nicht habe erfüllen wollen. Lenaus Leid sei ein angestammtes, seine Wunde eine naturliche, erbliche, dies alles ganz im Gegensatz zu Heine [1].

Lenaus Heimatklang, wovon des Morgenlandes susse Poesie ein Nachhall (Vs 9 f.), ist Schuberts Klage, « die uns noch aus den alten Mysterien heraufton » [2]. Die alteste Geschichte, meint der Naturphilosoph, sagt uns nur dunkle Worte von dem ursprunglichen Verhaltnis des Menschen zur Natur. In den Mysterien und der heiligen Weihe jener Volker, welche dem Urvolk der Welt noch am nachsten verwandt gewesen, vernimmt die Seele einige halbverstandliche Tone, welche tief aus der Natur unseres Wesens gekommen, dieses tief erschuttern, und wir fuhlen bald von den Klagetonen des ersten Menschengeschlechts und der Natur unser Herz zerschnitten, bald den Geist von einer hohen Naturandacht bewegt, und von dem Wehen einer ewigen Begeisterung durchdrungen. Aus dem Tempel der Isis, von den redenden Saulen der Thot, in den Gesangen der egyptischen Priester werden wir jenen dunklen Laut vernehmen » [3].

Gleich in der ersten Zeit ihres Bundes war, so schreibt

---

[1] Fr. Dingelstedt, *Die Poesie in Osterreich*. Aus dem *Frankfurter Telegraf* 1837 (3. Quartal, Nr 46-48, 4. Quartal, Nr 22, 23, 25, 26) neu herausgegeben von K. Glossy im *Grillparzer-Jahrbuch* IX, 301.

[2] *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, 1808, S. 74.

[3] Ebd., 1808, S. 57 f.

später Lenau selbst an Sophie, der Gedanke, ihn zu heilen von seinen « trostlos nächtlichen Grübeleien », der herrschende in ihrer Seele (285). Nicht nur fast alle Frauen, die der Dichter kennen lernte, auch Freunde haben bis an sein Lebensende den gleichen vergeblichen Versuch gemacht. Immer rührte diese Absicht Lenau tief, und wer sich in sein Herz schleichen wollte, brauchte nur davon zu reden.

Kurz nach dem verhängnisvollsten Tage seines Lebens, dem 8. November 1834, riefen dringende Verlagsgeschäfte Lenau nach Stuttgart. Er hatte Eile, den *Faust*, den er am 19. Oktober bei Löwenthals, in einem Kreise von Dichtern, unter denen Grillparzer sich befand, vorgelesen, unter die Presse zu bringen. Der Druck wurde um ein Jahr verschoben, weil die Versendung vor der Ostermesse nicht möglich war. So entschloss Lenau sich zu einer weiteren Arbeit an der Dichtung, die ihn während seines Stuttgarter Aufenthaltes stark in Anspruch nahm. Bis zum 8. Dezember hatte er bereits an vierhundert Verse gemacht (1821. Es waren die Szenen *Der Morgengang*, *Der Jugendfreund* und wahrscheinlich *Der See*. *Der Morgengang* ist ein Nachklang des Ausfluges nach Steiermark. Mit dem « Flammenwunsch im Herzen »,

Der Schöpfung ihr Geheimnis abzufodern,

(Vs 16)

irrt Faust im Gebirge umher, vergeblich Pflanzen, Steine, Insekten um dies Geheimnis befragend. Der Glockenklang aus dem Tale mahnt ihn nur daran, dass

Des Glaubens letzter Faden reisst.

(Vs 39.)

Hoch erhaben steht der Gesang über einer blossen Nachahmung

der Alpenjägerszene im *Manfred*, als welche er durchgängig nach Reynauds [1] Vorgang bezeichnet wird.

Wie Sophie will der Jugendfreund Isenburg Faust von seinem « finsteren Wesen » heilen :

> Wie sehn ich mich, o dass er käme!
> Dass ich ihn schliess in meine Arme,
> Und ihn entreisse seinem Harme,
>
> . . . . . .
>
> Ihr werdet sehn, mir wird's gelingen,
> Die Freude wieder in sein Herz zu bringen.
>
> (Vs 607-614.)

Wirklich kehrte zu dieser Zeit die Freude wieder in des Dichters Herz ein und mit ihr die starke Schaffenslust. « Man wundert sich hier », schreibt er am 29. November Max Lowenthal, « über mein aufgeheitertes Wesen und, wie man sagt, gutes Aussehen. Das erstere, und darum vielleicht mittelbar auch das letztere dank ich euch, ihr lieben Freunde! Ihr habt mir wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlassnen Klosterwand gehangen, einen frischen heitern Firnis gegeben, so, dass jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich langst für immer erloschen wahnte » (ist .

> Musst wieder dich erheben,

trostet Isenburg.

> Und freuen dich am schönen Leben.
>
> . . . . . .
>
> O Freund, du kennst die Liebe nicht,
> Sie soll dir bringen Trost und Licht.

---

[1] Reynaud, S. 186. Es stimmt schon gar nicht, wie Reynaud behauptet, dass Manfred wie Faust den Bergesgipfel besteigt, um das Geheimnis der Schopfung zu ergrunden. Manfred sucht nur Ruhe vor seinen Gewissensbissen, und weil die Natur ihm diese nicht gewährt, so fleht er um den Tod. Er will in den Abgrund hineinspringen, während Faust unfreiwillig stürzt. Das Motiv des Gemsenjägers brauchte Lenau, der eben von der Gemsenjagd kam, sich wirklich nicht bei Byron zu holen.

Ist an der Welt dein Herz erkrankt,
Und wenn dein guter Glaube wankt,
Blick einem Weibe, das dich liebt,
Ins Auge, und dein Gram zerstiebt,
Die Welt wird sich dir freundlich zeigen,
Es werden all die Stimmen schweigen,
Die dich zum Abgrund lockend riefen,
Du blickst in heitre Gottestiefen.

(Vs 654-667.)

Deutlicher noch spiegeln die Verse :

Du hast das Leben mir gerettet,
Ich rette dir den Lebensfrieden,
So ist dein Glück und meins entschieden,
Wir sind auf ewig festverkettet.
Wie freundlich mir die Zukunft glänzet!

(Vs 716-720)

das kurz zurückliegende Liebesgeständnis ab. Erst dieses setzte den Dichter in den Stand, eine seit langem klaffende Lücke in seinem *Faust* auszufüllen.

In einem späteren Gedichte an Sophie, *Heloise*, erscheint Sophie als klagende Nonne, und so mag auch der Gedanke, Faust als Verführer eines durch ein Gelübde gebundenen Weibes einzuführen (*Der See*), vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit dem Liebeserlebnis sein. Der Gesang *Der See* hebt an mit einem der schönsten Seegedichte Lenaus :

An Klostermauern, alten, einsam düstern,
Ist weit ein stiller See hinausgegossen;
Am Saume Bins und Weide heimlich flüstern,
Und sanftgewiegte Wasserblumen sprossen.
Hell scheint der Mond, es spielen, leisen Bebens,
Die Strahlen lieblich auf dem tiefen See,
Wie über den Geheimnissen des Lebens,
Und seiner Tiefe ungeahntem Weh,
Die Kinderseelen lieblich zitternd spielen,
Die rein und klar vom Himmel niederfielen.

(Vs 1681-1690.)

Im Briefe vom 8. Dezember an Schurz, vor dem er auch sein Herzensgeheimnis verwahrte, schiebt Lenau seine gute Stimmung, seinen « trefflichen Appetit » und die Schaffensfreude auf die Reise von Wien nach Stuttgart, die ihn sehr erfrischt und gestärkt habe (182). « Flink » ging ihm allerdings, wie er Schurz schreibt, « die Arbeit von der Hand », denn im Dezember vollendete er noch den ersten Teil, *Mischka an der Theiss*, der ungarischen Romanze *Mischka*. Man merkt den Versen an, dass sie in leichter, froher, ja übermütiger Arbeitslust geschrieben. Sie bilden eine der verhältnismässig seltenen ganz gegenstandlichen Dichtungen Lenaus. In seinem Glucke geht die Erinnerung zurück auf die glücklichste Zeit seiner Jugend, auf die herrliche Gegend von Tokay mit ihren poetischen Fischern, Husaren und Zigeunern, die so urgewaltig die Geige streichen. In noch packenderer Weise, als er hier die Wirkung des Zigeunerspiels schildert, hatte er ein Jahr vorher im unvergleichlichen Mephistowalzer des *Faust* (Vs 826-875) die unwiderstehliche Macht der Musik in kongenialer Dichtung ausgemalt. Nicolaus Niembsch *Hungarus* konnte Lenau wirklich nach diesem so echt ungarischem Gedichte den übermütigsten Brief unterzeichnen, den er je geschrieben, den vom 24. Dezember an Kerner (184).

XXXIV

Gelegenheitsdichtung des Jahres 1835.

Januar-August.

Unberufen. — Mein Türkenkopf. — An Luise. — An die medisierenden Damen. — Schlaflose Nacht. — An die Biologen. — Der Jäger.

Bereits am 8. Dezember 1834 hatte Lenau seinem Schwager baldige Rückkehr nach Wien verheissen, am 20. Dezember wollte er abreisen. Die Verhandlungen bezüglich eines neuen literarischen Unternehmens, das seines *Frühlingsalmanaches*, veranlassten ihn zum Bleiben. Seine Absicht, am 2. Januar abzureisen, ward vereitelt durch sein altes Übel des Seitenstechens, das ihn sehr heftig in der Neujahrsnacht befiel, die Abreise Ende Januar durch den eben begonnenen Druck des Frühlingsalmanaches, dessen Korrektur er selbst besorgen wollte, weil die Manuskripte zum Teil undeutlich geschrieben. Vorbei war es wieder mit der guten Laune und der Schaffensfreude. Er sitzt, wie er am 13. Februar Sophie schreibt, fast den ganzen Tag allein auf seinem Zimmer, liest, redigiert, korrigiert, raucht, ärgert sich und dichtet gar nichts. Die paar Faustszenen [1]) und die ungarische Romanze sind sein « Umundauf ». Seit sechs Wochen hat er keine Zeile gedichtet. Jeder Schriftleiter eines literarischen Blattes müsste eine Frau haben wie sie, schmeichelt er. « Das wäre aber nicht genug, er müsste

---

[1]) Wohl *Der Teufel* und *Die Warnung*, die noch im Frühlingsalmanach 1835 erschienen.

zugleich unter dem Pantoffel stehn oder vielmehr liegen » (189). Dieser Wunsch ward ihm erfüllt. Die Herrschaft über ihn tritt Sophie schon gleich in den ersten Briefen, die sie ihm schreibt, an, erlaubt sich kleine Unfreundlichkeiten und spitze Worte, hat für seine ästhetischen Betrachtungen über ihre Blumenmalerei nur Spott (195). Dass trotzdem der Funke auch bei ihr gezündet, zeigt ihre schon jetzt hervorbrechende Eifersucht auf die Grafin Marie. Offenbar passt es ihr nicht, dass Lenau so lange in Stuttgart bleibt. Sie bestimmt ihren Gatten, den Dichter zum Einwohnen in ihrer Familie einzuladen, was er vorläufig ablehnt, indem er sich auf seine Unertraglichkeit und seine Furcht, zur Last zu fallen, beruft (196). Ihn halt es jetzt nicht langer und, ohne die Korrektur des Frühlingsalmanaches beendet zu haben, eilt er am 20. Marz nach Wien.

Auf der Heimreise war er in seinem Gemüte « recht ruhig, heiter und voll gesegneter Gedanken ». Auch ein paar Entwurfe zu lyrischen Gedichten gingen ihm auf (201). Manchen Wahn vernichtete die Tatsache, dass er beim ersten Wiedersehen Sophie guter Hoffnung traf. Er fühlt ein dringendes Bedurfnis, allein zu sein; es ekelt ihn vor aller Gesellschaft. Er will sich in die Einsamkeit zurückziehen, damit diese sichte und ordne, was die Gesellschaft an allerlei Material in seinem Innern aufgehauft, damit Zusammenhang und Überblick in sein Leben komme. Wiederum, wie in der traurigen Heidelberger Zeit, sucht er geistigen Frieden und Trost im Umgange mit einem ruhigen, klaren Geiste, namlich Herbart. Mit dem Dichten ist es nichts; er hofft, dass es auf dem Lande wieder gehen werde (202).

Um diese Zeit las Lenau in den *Blattern für Literatur, Kunst und Kritik* (1835, Nr 7) einen Aufsatz *Kritik und Kritiker* von Bauernfeld, den er in die Verse **Unberufen** (206) umsetzte. « Wie oft », schreibt Bauernfeld, « muss der Tadler irgendeiner Sache hören : ' Mach es besser, wenn du kannst ! ' Ein andermal heisst es : ' Dem Manne traut ! Der versteht die Sache, er ist vom Fach '. — So sprechen die Leute, wenn es sich darum handelt,

einen Stiefel oder einen Rock zu machen. Sie meinen der Schuster und der Schneider verstünden das am besten. Aber wie man ein Gedicht machen soll, das glaubt ein jeder zu verstehen. Da ist jeder Tadel erlaubt, erwünscht, willkommen. Die Maler und Musiker haben es besser. An die Werke dieser Künstler wagt sich der Unverstand nicht so leicht, weil ihre Beurteilung gewisse Kenntnisse der Technik voraussetzt, deren Mangel sich nicht wohl verbergen lässt. Aber die Poesie ist leider keine Kunst, wie Malerei und Musik. Der Dichter gibt seine Gedanken und Gefühle in Worten. Aber die ganze Welt denkt, fühlt, spricht und schreibt. Darum glaubt auch jeder einzelne den Dichter übersehen und beurteilen zu können » (1). — Über « kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitsklatscherei » der kritischen Journale sowie über die « Publizität », welche « als Viehmagd die Himmelsfrüchte der Poesie in den Sautrog der Rezensenten » schüttet, beklagt sich Lenau in Briefen an Max und Sophie Löwenthal aus dem Februar (189, 190).

Die stolze Überhebung :

> Dieser Pöbel fasst es nie,
> Dass er über Poesie,
> Als die höchste Kunst von allen,
> Hat kein Urteil hinzulallen,
>
> (Vs 17-20)

erscheint in einem späteren Ausspruche Lenaus vom 13. Oktober 1844 zu dem bekannten Irrtume zugespitzt, dass nur der Dichter über Dichtkunst urteilen könne. « Nur der Dichter, behauptete er, könne den Dichter in seinen Werken ganz geniessen, erfassen », berichtet Emma Niendorf (S. 222). Schlagend erwiderte sie : Lenau verstehe doch Beethoven so gut wie einer, ohne Tonsetzer zu sein, was der Dichter zuge-

(1) Siehe auch *Bauernfelds* gesammelte Aufsätze in Auswahl hrsg. von Stefan Hock in *Schriften des Literarischen Vereins in Wien*, Bd IV (1905), S. 182 f.

stand. Man begreift leicht, weshalb Lenau die stolzen Verse, die eine so tiefe Verachtung des Publikums bezeugen, nicht drucken liess. Sie erschienen erst im Nachlass.

Am 2. Mai sendet er G. Schwab, dem er sich wahrend seines Stuttgarter Aufenthaltes wieder genahert hatte, in einem Zuge die für den Deutschen Musenalmanach 1836 bestimmten Gedichte, namlich : *Mischka*, *Die Sennin*, *Einsamkeit* (Wild verwachsne...), *Wunsch* (Urwald...), *Meine Furcht*, *Heimatklang*, *Zeiger* und *Mein Türkenkopf*. « Hier übersende ich Dir meinen Beitrag für den Musenalmanach mit einem schönen Gruss an Chamisso und der Bitte, diese Gedichte alle, und in der Ordnung, wie ich sie gelegt, aufzunehmen » (206).

Die aussere Veranlassung zum Gedichte **Mein Türkenkopf** (327) war eine Meldung Emiliens, dass sie ihrem Freunde Tabak angeschafft habe. Er antwortet darauf am 27. April 1835 : « Ihre freundliche Sorgfalt in betreff des Knasters hat mich gerührt. Es ist schon von Ihnen und hochst weise, dass Sie mich mit Tabak bekranzen. Ein solcher narkotischer Kranz, in welchem süsse Krafte des Vergessens schlummern, passt für meine Stirne trefflich. Dieser Rauch ist Nebel, der vom Lethe kommt, darum schlurf ich ihn so gerne ein. Bewahren Sie mir nur den köstlichen Kranz Varinasknaster. Zu Herbst will ich mir ihn schmecken lassen » (204). Seinem Rauchfreunde dem Geheimen Rat A. von Hartmann sandte er das Gedicht in einem Briefe vom 18. Juni mit den Begleitworten : « Zu diesem Briefe habe ich mir meine Pfeife mit Knaster gestopft. Von den zwei Pfunden, die ich in Stuttgart kaufte und an der Grenze mit 9 fl. C. M. vermautete, ist noch ein kleines, heiliges Restchen da, und ich rauche es jetzt in Ihrer Gesellschaft. Die liebe Emilie hat auch Knaster für mich angeschafft und mich mit dieser Nachricht zu folgendem Gedichte begeistert, das ich *Ihnen* schicke und erst bei Ihrem Nachmittagspfeifchen zu lesen bitte » (211). Das Gedicht ist geschrieben zwischen dem 27. April und dem 2. Mai, an dem Lenau es der poetischen Sendung an Schwab beilegte. Folglich irren sich sowohl Schurz (I, 304),

der es in den Hütteldorfer Aufenthalt versetzt, wie Sophie, die in ihrem Exemplar das Datum : Johannisgasse 1836, beifügt. Vielfach wird von Lenau selbst und von seinen Bekannten seine Vorliebe für das Rauchen bestätigt. Die Pfeife nannte er die Schwester der Muse und gestand, er vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne die Pfeife im Mund; nur beim Rauchen kämen ihm die Gedanken [1] :

Und wenn dein blauer Wolkenzug
Die Stirne mir umsponnen,
Umkreist mich gern der rasche Flug
Von dichterischen Wonnen.

(Vs 17-20.)

Die Briefe sind voll des Lobes über das köstliche Kraut [2]. Zahlreich sind auch die Zeugnisse der Zeitgenossen [3]. Das Gedicht gab Anlass zu einem witzigen Epigramm, *Des Dichters Vorliebe*, von Grillparzer [4], zu einer Satire von Saphir [5] und zu einer ironischen Erläuterung von A. Stein [6].

Sobald das hässliche Aprilwetter sich zum klaren Frühling durchgeschlagen, zog Lenau sich am 9. Mai aufs Land zurück und wohnte bis Ende Juni in Hütteldorf bei Wien. In den ersten Tagen des Landaufenthaltes schrieb er die herrliche poetische Grabrede **An Luise** (315), auf den am 8. Mai erfolgten Tod von Luise Sommaruga, der Tochter des Justizrates Freiherrn von Sommaruga, die ihn so oft durch ihr Spiel Beethovens entzückt hatte. Er schreibt Emilien : « Auch eine andere Freundin, Luise Sommaruga, ein 21 jähriges Mädchen,

---

[1] E. Niendorf, S. 104.

[2] Nr 135, 147, 189, 211, 606, 697.

[3] Bauernfeld, Werke IV, 103; Martensen *Aus meinem Leben*, I. 241; Mayer, S. 173; Frankl, S. 6.

[4] Grillparzer, Werke II, 150.

[5] *Der Humorist*, 1842, Nr 219.

[6] A. Stein, Gedichte. Wien 1843, S. 185.

ist gestorben. Ich habe einige elegische Verse an sie gedichtet » (220). Das Gedicht ist ein Vorklang zu der poetischen Verherrlichung Beethovens in *Beethovens Büste*. Das Löwenthalsche Haus war Lenau besonders lieb, weil er dort so oft den seiner Dichtung verwandten Tönen lauschen konnte, den Tönen des Geistes :

dem seliges Verderben
Das Erdenleben sich entlauscht,
In dessen Lied viel süsses Sterben
Und Harmonie des Todes rauscht.
(Vs 29-32.)

Hörte er diese Töne, schreibt er am 27. April Emilien, so schaffte er sich im Tumulte einer zahlreichen Gesellschaft eine Einsamkeit, war gesellschaftlich emanzipiert und mit dem grossen Geist allein (201) :

Sein Herz, von Sehnsuchtsqual zerklüftet,
Zieht dich hinab in seinen Brand,
Und deine trunkne Seele lüftet
Der Erdenhülle leichtes Band.
(Vs 33-36.)

Das Bild der Beethovenspielerin ist auch das des andachtigen, berauschten Zuhorers Lenau :

Ich schau dein Angesicht, dein bleiches,
Das tiefe Schwermut überzieht,
Ich schau dein Aug, dein dunkles, weiches,
Wie es in andre Welten sieht.
(Vs 17-20.)

Zu den Versen :

Doch denk ich hier im Waldesdämmern
(Vs 3),

Du bist mir nah im Waldesgrunde (1)
(Vs 13),

---

1) *Erstdruck* : « Ich seh dich hier im Waldesgrunde »

ist die Mitteilung an Georg Reinbeck heranzuziehen, das Zimmer in Hütteldorf habe Aussicht auf einen schönen Park, der sich unmittelbar in die herrlichsten Wälder verliere (207).

Von Castelli um einen Beitrag angegangen für den 14. Jahrgang (1836) seines Almanachs *Huldigung der Frauen*, sandte Lenau ihm um diese Zeit das satirische Gedicht **An die medisierenden Damen** (489). Diesbezüglich schreibt er später Sophie : « Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit Ihrer Erlaucht (1) will ich mir die Freiheit nehmen, derselben mein Gedicht vorzulesen, das in Castellis Almanach steht » 224). Die Vorlesung begründet er dadurch, dass diese Dame, über die manche ungünstige Zeugnisse in Lenaus Briefen und Gesprächen mit Max Löwenthal fallen, « wieder ein gutes Stück Arbeit gesponnen, gestrickt, genestelt und geknüpft. Ich habe viel zu hören bekommen ». Lenau nahm das Gedicht nicht auf, es erschien auch nicht im Nachlass. Frankl druckte es wieder ab in der ersten Auflage seines Werkes *Zur Biographie N. Lenaus* (S. 91 ff.) mit der Einleitung : « Das folgende Gedicht ist vom Dichter selbst in die Sammlung seiner Gedichte nicht aufgenommen worden, und dem Herausgeber des Nachlasses wahrscheinlich unbekannt geblieben, verdient aber wegen seiner der Richtung des Dichters sonst fremden Weise, die ihn doch wieder in seinen Eigentümlichkeiten erkennen lässt, aufbewahrt zu werden ». In einem Briefe an Emilie Reinbeck aus Hütteldorf betont Lenau seine Naturveranlagung zur Schweigsamkeit gegenüber der in Gesellschaften üblichen Redseligkeit (212).

Für den Faust war der Hütteldorfer Aufenthalt im Frühling 1835 nicht minder einträglich als der Lenz des vorigen Jahres in Neustädtle. Laut des Briefes vom 18. Juni an G. A. von Hartmann entstanden in Hütteldorf die Seeszenen *Der Traum* und Der *Sturm*. Den äusseren Rahmen bilden wieder

---

(1) Gräfin Helene Festetics, Gattin des Grafen Alexander von Württemberg.

einerseits das stille, andrerseits das sturmbewegte Meer, wie zuletzt im Wunschgedichte (Fort möcht ich ..) an Sophie. Zwei neue Schilderungen der Meeresstille bringt der Gesang *Der Traum*, die eine (Vs 2657-2666) geht fast ganz in Vergleichen auf, rein lyrisch ist die zweite :

> Das Meer ist still, nicht eine Welle ruft,
> Und lauschend stehn geblieben ist die Luft;
> So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
> Und schier den Tau vom Himmel niedertropfen,
> Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen,
> Und schier das Trauerlied der Zeit verhallen.
>
> (Vs 2803-2808.)

Nachdem Faust nun so weit gekommen, sich Gott gleich zu stellen und seine « Kreaturschaft » zu verfluchen, ist er, wie der Dichter selbst dem Geheimrat Hartmann schreibt, « nicht mehr zu retten aus den Klauen Mefistels. Er hat ihn schon » (211).

In der Zeit, wo die Sehnsucht seines Herzens dem Dichter zum Kerne der Schöpfung wird [1], gewinnt das Motiv des Gedichtes *Die Seejungfrauen* in der Faustischen Sturmszene (Vs 2851-2860) den empfindungsvollsten Ausdruck.

Der Zusammenhang der Faustischen Traumszene mit dem Gedichte **Schlaflose Nacht** (320) sowie der Erstdruck dieser Verse in Lenaus Frühlingsalmanach für 1836 weisen auf die Entstehung im Jahre 1835. Die Prosafassung hat Roustan entdeckt in einem Notizbuche Lenaus im Besitze der Familie Schurz in Wien, über welches er keine weiteren Angaben macht, und worin ich keine Einsicht erhalten konnte. So muss ich die französische Übertragung Roustans (S. 237) ins Deutsche zurückübersetzen : « Wer weiss », soll Lenau schreiben, « wohin die Stürme der Einbildungskraft ihn (d. h. den Schlaf) drängen. Das Boot des Schlafes verlässt leichtbefrachtet das

---

[1] Vgl das Gedicht *Heimatklang*.

Gestade des Lebens und führt uns vielleicht an verhasste Küsten, — das dem Schlaf vorangehende Gefühl gleicht dem Eindruck einer Abreise — der Traum nähert uns Feinden, an die wir nicht denken mögen, um den Stachel nicht tiefer ins Herz zu senken ». Roustan erwähnt das Gedicht im Zusammenhange mit dem Fragment *Traum* und deutet (S. 236) an, dass es im Winter 1837-1838 entstanden, eine Meinung, die der Erstdruck widerlegt. Auch Sophie Löwenthal und Schurz irren sich in der Datierung, wenn sie in ihren Exemplaren die Verse mit der Anmerkung versehen : « In der Johannisgasse 1838 ». Es liegt hier eine Verwechslung mit dem späteren Gedichte *Traumgewalten* vor.

« Mit dem Dichten ging's die letzte Zeit ziemlich », bekennt Lenau am 19. Juni Emilien (212). Sehr wahrscheinlich ist es, dass er bis zum 28. Juni, dem Tage, wo er einen Ausflug ins Hochschwabgebiet antrat, weiter am *Faust* arbeitete und etwa die auf die Seegesänge folgende Szene *Görg* in Angriff nahm. Vielleicht ist sie in diesen Tagen oder doch nach der Rückkehr von der Reise, Ende Juli oder Anfang August, vollendet, denn am 15. August war laut des Briefes von diesem Tage an Mayer Fausts Tod schon erfolgt (218). Auch meldet der Dichter am 10. Juli seinem Freunde Auersperg (A. Grün), dass er bereits einige Faustische Szenen weiter gemacht habe (215) ; einbegriffen sind hier die Auftritte aus dem Seeleben.

Wohlgefallen findet Faust an dem « starken » Görg :

> Ein voller Mann ! er steht so fest,
> Ob Gott ihn und Natur verlässt,
>
> (Vs 3253 f.)

er erschlagt den « Jammerbalg Reue » (Vs 3231), er entsagt dem Glauben :

> Ein Herz hat Ruh, das nie geglaubt,
>
> (Vs 3148)

und der Hoffnung :

> Der Seligste von allen ist,
> Wer schon als Kind die Augen schliesst,
>
> (Vs 3168 f.)

der Teufel hat ihn schon. An Sophie dachte wohl der Dichter beim Wunsche des Matrosen Kurt, der Liebe Ewigkeit zu verleihen, mit seinem « schönen, süssen Kinde » :

> Zusammenzuschmelzen zu einem Sterne,
> Der freudestrahlend durch die Himmelsweiten
> Hinraste tanzend alle Ewigkeiten!
>
> (Vs 3265-3267.

Seine « Wallfahrt » nach Obersteiermark galt der « Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen ». Ihm ist es auf der Reise « unaussprechlich wohl zu Mut ». Nichts kann ihm jedoch, selbst der Himmel nicht, Penzing ersetzen, Sophies Sommeraufenthalt (216). Trotz der gehobenen Stimmung sieht es « mit dem Dichten übel aus ». Alle Geistestätigkeit auf dieser Reise, die am 28. Juni anhob und am 15. Juli endete, ist eine mehr empfangende als gestaltende (214). Eine Menge Entwürfe fahren ihm auf, doch kommt es zu keiner Ausführung, die Gedanken rollen ihm gleich wieder ab, wie das Steingerölle zu seinen Füssen (216).

Kurz nach der Rückkehr von der Reise dichtete Lenau, vielleicht in Hütteldorf, wohin er wieder zurückgekehrt, *Fausts Tod*. « Der Schluss », schreibt er Emilien, « hat eine Wendung genommen, die Sie überraschen wird » (221). Die spiritualistische Schlusswendung der pantheistisch-skeptischen Dichtung ist Vorbote eines Umschwunges, den nun auch Lenaus Lyrik nahm.

Sie zeigt sich zunächst in dem Gedicht **An die Biologen** (309), das am 17. Oktober 1835 in der Wiener Zeitschrift

im Erstdruck erschien. Lenau spottet aller Wissenschaft, die sich anmasst, für sich allein das Rätsel des Daseins :

die Kunde
Vom tiefen Lebensgrunde,

zu lösen. Der Einfluss Sophie Löwenthals auf diese Wendung war nur unmittelbar, mittelbar ermüdete die viel gläubigere und frömmere Stuttgarter Freundin nie, in religiösem Sinne auf Lenau einzuwirken. Ihr schreibt er bereits am 27. April 1835 den bezeichnenden Satz : « Leben Sie wohl, Freundin meines Herzens, und wenn ihr schöner Glaube wahr ist, wie ich selbst glaube, Freundin meiner Ewigkeit » (204). Am 23. Mai beichtet er ihr von einer Garungsperiode, die durchaus nicht allein eine poetische sei. « Das wogt und treibt und braust in meinem Innern durch- und übereinander, ich weiss nicht, was daraus wird » (209). Der entscheidende Einfluss ist dem Studium Herbarts zuzuschreiben, das Lenau im September 1834 begann (175), im Oktober fortsetzte (177), und zu welchem er im Frühjahr 1835 zurückkehrte (202). Ein Grundsatz der Herbartschen Lehre ist eben, dass das streng exakte Wissen, rein als solches, eine Weltanschauung nicht begründet.

Das Gedicht *An die Biologen* bildet den Beitrag Lenaus zu *Schillers Album, Eigentum des Denkmals Schillers in Stuttgart.* Von Reinbeck zu diesem Beitrag aufgefordert, schrieb er am 11. März 1835 Schurz : « Das Album wird sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Kompliment machen. Ich weiss auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen » (197). Am 19. Juni meldet er Reinbeck : « Für Schillers Album hab ich noch nichts; will aber meiner Muse schon das Kinn streicheln, dass sie was hergibt » (215). Am 15. Oktober hatte die Muse noch nichts hergegeben. « Wenn ich nur etwas für das Album hätte », erklärt er Reinbeck. « Wähle irgend etwas aus meinen Versen oder lass Emilie wählen. Neulich fand ich folgendes in einem

uralten Stammbuch [1], wenn du willst, so nimm es, ein tiefer Sinn liegt darin verborgen :

> Wer stirbt, bevor er stirbt,
> Der stirbt nicht, wann er stirbt » (222).

Noch im Juli des Jahres 1836 wusste er immer nichts und wollte lieber ganz wegbleiben, wenn er zum Eiweiss des Albums oder « Albumens » nicht etwas Dotter liefern könne (383). Schliesslich gab Lenau für das Album nun das bereits gedruckte [2] *An die Biologen*. Ein Irrtum von Schurz (I, 315) ist, dass das Gedicht *Gutenberg* Lenaus Beitrag zum Album sei. Die magere Abspeisung hat keinen Grund in einer Missachtung oder Abneigung gegen Schiller. Eifrig kümmerte sich Lenau in Wien um Sammlung von Beiträgen für das Album und von Geld für das Stuttgarter Schiller-Denkmal. — Bemerkenswert ist, dass das Gedicht sich auch in den von Kaltenbrunner im Jahre 1847 herausgegebenen Gedichten Schleifers (S. 405) findet, der wohl eine Abschrift davon genommen, die der Herausgeber als geistiges Eigentum Schleifers angesehen. Eine Antwort Schleifers auf die Verse veröffentlicht der neueste Herausgeber seiner Werke [3].

Ganz kurz nach der Rückkehr von Steiermark muss das Gedicht **Der Jäger** (525) entstanden sein. Deutlich offenbart es den Charakter der Gelegenheitsdichtung und schliesst sich eng zwei Stellen aus Lenaus Reisebriefen an. Am 10. Juli schreibt er Schurz : « Mein Feldmann [4] ist sehr brav. Beson-

---

[1] J. W. Zinckref, *Der Teutschen Scharpfsinnige kluge Sprüch*.. 1 Auflage, Strassburg, 1626.

[2] Wiener Zeitschrift, 1835, Nr 125, 17. Oktober.

[3] M. L. Schleifers sämtliche Werke hrsg. von Dr H. Badstuber. Wien, C. Konegen, 1911, S. 417.

[4] Lenaus Jagdhund.

ders hat er sich auf der Schneealpe ausgezeichnet durch fleissiges Suchen » (214) :

Der Hund will mir was liefern
Noch heute vor's Gewehr,
Der kleine Todeskuppler
Sucht überall umher.
(Vs 5-9.)

Am 11. Juli meldet er übereinstimmend Max Löwenthal : « Auch mein Feldmann war, ohne seine Penzinger Fidel, fidel. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune springt » (216). Über den Ankauf des « schönen Jagdhundes » sowie über seinen bevorstehenden Tod benachrichtigt er Emilie (202, 220). Das pessimistische Gedicht :

Umsonst! ist nichts zu finden,
Mein Waldmann, als Verdruss,
(Vs 9 f.)

sticht scharf ab von den später gereiften, frommen, innigen, auf dieser Reise im Keime empfangenen Gedichten.

Reynaud (1) sieht in dem Gedichte ein politisches Lied, besonders der Schlussstrophe halber :

Und schiess ich morgen nimmer,
Weil krank ich oder tot,
So wird ein andrer schiessen,
Dem's Weidmannsheil sich bot.

Eher neige ich zu einer rein literarischen Deutung. Am 15. August schreibt Lenau Emilien, er sei wirklich angewidert von dem literarischen Skandal in Deutschland (220), und am 15. Oktober an dieselbe : « Ich habe auch von dem Übermute

(1) *Thèse auxiliaire*, Nr 201. Er versetzt das Gedicht in das Jahr 1838.

meiner Gegner Anlass und Stachel genommen, mich zu wappnen mit allem Rüstzeug der Theorie, und ich werde seiner Zeit mit diesen dünkeldummen oder geradezu schlechten Kerlen einen Kampf eröffnen auf Leben und Tod. — Mag auch das Talent dieser Menschen, mich zu insultieren, gross sein; mein Talent, sie zu verachten, ist auf alle Falle grösser. Mithin können sie mich im Gange meiner Produktionen nicht stören, mithin wären sie es an sich auch gar nicht wert, dass man sich mit ihnen abgebe; aber das deutsche Volk ist es wert, dass man sein Scherflein beitrage um ihm die freie Aussicht in die Regionen der Kunst herzustellen » (221) :

Will nicht die Flint ausschiessen
Missmütig in die Luft,
(Vs 13 f.

Auf Morgen will ich sparen
Den Schuss. . . . . .
(Vs 17 f.)

Ursache dieses Missmuts, dieser Kampfstimmung, die das Gedicht so deutlich atmet, war die schlechte Aufnahme des Lenauschen *Frühlingsalmanaches* durch die Kritik und insbesondere des darin enthaltenen Faustfragments. « Der Almanach freut mich nicht mehr », schreibt Lenau Mayer am 15. August, « man hat ihn und namentlich meinen Faust angespien. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergallt mir die Lust, den Leuten etwas vorzusetzen » (218). An demselben Tage erfahrt der Geheimrat Hartmann : « Da bin ich z. B. in Steiermark, und es schreibt mir ein ebenso ungeschickter als bereitwilliger Freund einen Brief, worin ich die Menzelsche Rezension [1] zu lesen kriege. Man ist auch in

(1) *Literaturblatt* des *Morgenblattes* 1835, 10. Juli, Nr 70. Hier wird das Faustfragment als eine fast pedantische, sklavische Nachahmung des Goetheschen, als eine unfruchtbare Künstelei bezeichnet. An allen Szenen übt Menzel Kritik, nur die *In der Schmiede* lässt er gelten. Obschon er auch den Goetheschen Faust verurteilt,

den Bergen nicht sicher vor feindlichen Anfällen » (219). Wenn Lenau nun auch hinzufügt : « aber man ist sicher vor jeder nachteiligen Wirkung derselben auf die Stimmung des Gemüts », so zeigt der ebenfalls am 15. August geschriebene Brief an Emilie, wie sehr « die Lieblosigkeit, mit der mein Almanach von den Rezensenten aufgenommen worden » ihn missstimmte und sogar auf den Gedanken brachte, sich « von der Sphäre der belletristischen Öffentlichkeit wegzubegeben und in jene der Wissenschaft (1) zurückzugehen ». Er hat überhaupt die Freude an der Bekanntmachung seiner Arbeiten ziemlich verloren, vollends den Redakteur eines Almanachs, einen literarischen Tafeldecker, abzugeben, ist ihm bei einem so unartigen Volk von Gästen nicht mehr angenehm (220).

Besondere Umstände steigerten Lenaus Unmut : leidige Geldsorgen und die Befürchtung, dass Cotta, durch die bösen Rezensionen verstimmt, die Verlagsnahme des *Faust* ablehnen würde. Auch das Erscheinen eines zweiten Jahrganges des Frühlingsalmanachs war in Frage gestellt. Trotz seiner materiellen Not schrieb Lenau an den Verleger Brodhag, er wolle

---

findet er jedoch alles bei Goethe besser. Entweder musste Lenau sich ganz an Goethe anschmiegen und das Gedicht als « Supplement » zum Goetheschen herausgeben oder etwas ganz Neues geben. — Ein ganz anderes Urteil fällte derselbe Menzel über den fertigen Faust, als er sah, dass dieser eine der Goetheschen entgegengesetzte Richtung hatte, und er schreibt diese in den *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* seinem persönlichen Einflusse auf Lenau zu. Der nur um fünf Szenen erweiterte neue Faust erscheint Menzel in den wesentlichsten Punkten originell, zwingt zur Anerkennung des hier waltenden eignen, schönen und kräftigen Geistes. Nachdem er fast jeder einzelnen Szene Lob gespendet, hebt Menzel besonders den glücklichen Schluss hervor, der von grosser psychologischer Wahrheit und ganz im Geiste des Gedichtes sei (*Literaturblatt*, 1836, 8. Juni, Nr 88). — Auch die *Literarische Zeitung*, hrsg. von Büchner und Brandes (1835, 22. Juli) meint, das Faustfragment sei ohne sonderliche Originalität und Neuheit in der Erfindung. Auf die scharfe Verurteilung von Gutzkow, die auch nur das Faustfragment in Betracht zieht, kommen wir noch zurück.

(1) Die Wissenschaft der Ästhetik als Vorbereitung zu einem Lehrstuhl an der Theresianischen Ritterakademie in Wien.

nicht auf dem Vertrag bestehen, wenn Brodhag durch den Almanach Schaden habe. Nicht minder edelmütig sandte der Verleger ihm das Honorar im voraus, wodurch ihm Mitte November die Reise nach Schwaben ermöglicht wurde, die eben die Herausgabe des *Faust* und des Almanachs zum Zwecke hatte.

XXXV

Wandlung.

Alpengedichte des Jahres 1835.

Oktober-Dezember.

Weib und Kind. — Der Steyrertanz. — Auf dem Hochberg.

Von dem Ende August erfolgten Abschlusse des *Faust* bis zum 15. Oktober 1835 dichtete Lenau nichts, wie er an diesem Tage G. Reinbeck schreibt (222). Neue Arbeitslust gab ihm das gesicherte Erscheinen eines zweiten Jahrganges des Frühlingsalmanaches, zu dessen persönlicher Leitung der Verleger Brodhag ihn nach Stuttgart lud, und der nun seine Hauptsorge ward. Nach Stuttgart brachte Lenau, wie Emilie Reinbeck am 8. Dezember Kerner meldet, « wieder sehr schöne neue Gedichte mit » [1], die folglich noch vor der Abreise, von Mitte Oktober bis Mitte November, geschrieben sind.

Zu den Gedichten, die der frommen Emilie so gut gefielen, gehören wahrscheinlich die von tiefer Glaubensinnigkeit durchdrungenen poetischen Früchte des Ausfluges in Steiermark. Als « später gereifte » Früchte dieser Pilgerfahrt zur « Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen » (216), bezeichnet Schurz (I, 307, 312) die Gedichte *Weib und Kind* und *Der Steyrertanz;* hinzu kommt ein von mir in Stuttgart aufgefundenes, *Auf dem Hochberg*.

---

[1] *Schlossar*, S. 14.

Das innige, fromme Gedicht **Weib und Kind** (252) führt Schurz (I, 307) auf ein Erlebnis der Reise zurück. « Es war, glaub ich, auf der langgestreckten stillen Hochstrasse zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Täler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem ' Kalberl ' begegnete ». An einem schwülen Sommerabend trifft der Dichter im Gebirge ein armes Bauernweib, das ihn mit dem christlichen Grusse « Gelobt sei Jesus Christus » begrüsst.

« In Ewigkeit! » so dankt ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruss auf dunklen Wegen.

(Vs 11 f.)

Die Frau und das ihr folgende, ein zögerndes Kalblein heimlockende Madchen rühren tief die Seele des Dichters und zeigen ihm den Weg der Wahrheit :

Lang blickt ich ihnen nach, bis sie verschwunden.
Und dass ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab ich auf jenem Berge tief empfunden.

Vs 21-24.)

Manchen Berührungspunkt mit diesem Gedichte bietet die Dichtung in Prosa *Wie ich Christ wurde*, die uns Frankl (S. 55 f.) übermittelt. Auf die Frage, wie er « von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergedrängt worden sei? », habe Lenau nach einer bedeutungsvollen Pause erzählt, wie folgt (1) : « Ich ritt einmal über eine Heide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Heide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt.

(1) Frankl versetzt die Erzählung in die Zeit nach dem Erscheinen des *Savonarola*, in den Winter 1837.

Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem alles starr machenden Winterozeane. Endlich musste er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der weiten Welt, und tief traurig. So war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseits desselben in einem Dorfe war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige, und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es hell heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Tun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen. Ich stieg vom Pferde, band es an einen Baum und schritt leise, um die Bewohner nicht zu stören, zum Fenster. Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich halb erschrocken, liessen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben herabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören, die sie sprachen, aber ich konnte sehen, dass Kinder und Eltern warm und selig bewegt waren, und ich fühlte mit ihnen, und die Tränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, dass die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei, und dass die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntnis für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam; eine heitere, selige Stimmung goss sich, wie Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele, und so bin ich Christ geworden! »

Eine kluge Erläuterung dieser Dichtung gibt Grün (S. 55 f.). Die scharf gefasste Frage wird nicht gleich scharf beantwortet, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüte, nicht unmittelbar, sondern auf einem Umwege, mittelst eines Bildes. Die erzählten äusseren Erlebnisse können nur als eine Symbolisierung innerer Durchgangsperioden gelten und nur als

solcher kann man ihnen geschichtliche Wahrheit und Bedeutung zugestehen. Allerdings enthält die Erzahlung ein beiläufiges Glaubensbekenntnis, aber zugleich auch das Geständnis, dass dieses mehr auf dem überwallenden Gefühle als auf fester Überzeugung beruhe. Lenau ist vom Christentume angezogen, gefesselt; aber erst das Gefuhl hat gesiegt, die Überzeugung ist von dem darnach ringenden Verstande noch nicht gewonnen. — Die letzten Satze erläutern die Dichtung in Versen (*Weib und Kind*) ebenso trefflich wie die in Prosa.

Sie passen auch auf einen Bericht Lenaus an Max Löwenthal, der zeitlich gerade in die Mitte fällt zwischen dem Gedichte und dem Frankl Erzahlten. Am Weihnachtstage des Jahres 1836 besuchte der Dichter die Mitternachtsmesse und ging dann einsam in seine entfernte Vorstadtwohnung. « Dieser Gang war einer der wichtigsten Momente seines Lebens; er war in diesem Augenblick von Religion so sehr durchdrungen, so von der Idee des Christentums erfüllt, gewissermassen so in dasselbe hineinblickend, wie weder fruher noch seitdem jemals » (1).

Vielsagend und echt kennzeichnend für den wandelbaren Stimmungsmenschen Lenau ist der Schluss dieses Berichtes. « So konnte », schliesst Grün seinen Kommentar, « jenes Glaubensbekenntnis keine lange Dauer versprechen ».

In ein Jagerhaus führt uns Lenau auch in seinem dem vorigen so eng verwandten Gedichte **Der Steyrertanz** [255], den er in erhabener Weise auszulegen weiss. Nicht das Weihnachtsfest, sondern eine Hochzeit wird in der Jagerhütte gefeiert. Dieser Hochzeit, dem Tanz gewinnt er jedoch eine ähnliche symbolische Deutung ab wie der Weihnachtsfeier in der Erzahlung *Wie ich Christ geworden*. Auch der Steyrertanz ist für ihn ein Leuchten der Erkenntnis, der Zuversicht auf ein ewiges Leben. Auf dieser Wanderung ins Hochgebirge hat er

(1) Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 42.

Gedanken gepflückt, die « Blumen Gottes » sind und ihm freudig duften werden durchs ganze Leben (Vs 29-32). Von einer echt christlichen ist seine Auffassung des ewigen Lebens jedoch noch weit entfernt, sie beruht nur auf dem Gefühl, dass das Beste in uns den Tod überlebt :

Wohl bin ich nur ein Ton
Im schönen Liede Gottes;
Doch wie das schöne Lied
Wird nimmermehr verklingen,
So wird der Ton im Liede
Auch nimmer gehn verloren,
Nicht brechen sich am Grabe :
Und was im Erdenleben
Mit ihm zusammenklang,
Wird einst mit ihm erklingen
Zu freudigen Akkorden
Im Strom des ew'gen Liedes. (1)

(Vs 149-161.)

Das Zwiegespräch der Freunde, des skeptischen Heinrich und des gläubigen Robert, ist ein Seitenstück zu dem der beiden *Zweifler*. Sogar ein wörtlicher Anklang kehrt wieder :

Denn glauben kann ich nimmermehr (*Die Zweifler*, Vs 91)	Das glaub ich nimmermehr (*Der Steyrertanz*, Vs 127),

der Dialog führt jedoch zu einem entgegengesetzten Ergebnis. Erst in der Zeit, wo der Ewigkeitsgedanke des Dichters Fühlen beherrschte, ward ein Keim fruchtbar, der bereits in einem Briefe an Mayer vom 28. Januar 1832 liegt : « Also meine

(1) Vgl. *Betty Paolis* Tagebuchverse, Nr 28.

Verklingen wird mein Sein, als einz'ler Laut, verwehen; —
Als Ton von Gottes Lied wird's ewig fortbestehen.

(Gedichte, S. 27.)

steirischen Ländler möchtest Du hören? ja, die sind wahrhaftig schön! Hörst Du einen wahren Steirerländler, so hörst Du mitten aus dem Getümmel der irdischen Freude die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraustönen, der Sehnsucht nach dem Heimatlichen, Göttlichen. Ja, gewiss liegt ein gewisses göttliches Heimweh in diesen Gebirgsmelodien » (85). Ganz ähnlich äusserte der Dichter sich später zu Frankl (S. 47). Aus diesem Keime entstand auch das Gedicht *Heimatklang*.

Zu Lenaus Mitteilung bemerkt Mayer (S. 37) : « Wenn hier Niembsch der Steyrer Ländler gedenkt, so werden seine Leser sich gern an eine seiner späteren schönsten Idyllen, den *Steyrertanz* erinnern, der uns aus der graziosesten Schilderung der Tanzbewegungen in die ihm so gern wiederkehrenden Gedanken von Tod und Unsterblichkeit einführt. Seine Freunde aber werden sich ins Gedächtnis zurückrufen, wie meisterhaft er solche Ländler und andere Musiken auch mit dem Munde zu pfeifen, wie er auch mit dem Hauche der Lippen köstlich zu phantasieren wusste. »

Klar leuchtet die Liebe zu Sophie Löwenthal in dem Gedichte durch. Auf diese zugespitzt sind die Verse :

Und flammend blickt sein Auge
Der Liebsten in das Auge,
Unsterblichkeitsgewiss :
« Wir haben uns auf ewig! » —
Die Blicke dieser Beiden
Sind mir gewisse Bürgschaft
Für mein unsterblich Leben.
Was sich geliebt auf Erden,
Muss dort sich wiederfinden.

(Vs 118-126.)

Diesen Versen waren die vielen späteren Äusserungen Lenaus über das « heilige », « göttliche » Auge der Geliebten gegenüberzustellen, in dem er die « ganze Fülle des Göttlichen » erblickt, das uns wie in einer prophetischen Hieroglyphe den

Stoff zeigt, aus welchem einst unser ewiger Leib gemacht sein wird (262). Auch das Bild :

Als wollt er sich umzirken
Rings um und um mit Liebe,

(Vs 91 f.)

kehrt wieder in einem Liebeszettel vom 15. Mai 1841. « Es ist rings um uns herum alles zugewachsen, eine recht dichte und wilde Paradiesesheeke, heilig, still und sicher » (358), und wie oft wiederholt Lenau in den Liebesbriefen das Bekenntnis :

Du schliessest mir den Kreis
Von allen meinen Freuden!

(Vs 94 f.)

und das andere :

Wir haben uns auf ewig!

Der Erstdruck des Gedichtes im Frühlingsalmanach für 1836 bestärkt die Vermutung von Schurz (I, 312), dass es auf den Ausflug in Steiermark zurückgeht. Den Steyrertanz sah Lenau zum erstenmal am 7. September 1834, bei seiner vorjährigen Reise in Steiermark.

In den Briefen aus Steiermark vom Juli 1835 erwähnt Lenau mehrmals seine Absicht, den *Hochschwab* zu besteigen. Über die Ausführung erfahrt Emilie Reinbeck am 15. August : « An sieben Stunden dauerte das Ansteigen, welches mir aber durch die herrliche Luft und Aussicht, durch den Anblick vieler Gemsen, die mir im Klettern mit bestem Beispiel vorangingen und deren ich 135 zählte, und durch die Gesellschaft zweier Jäger zu einem höchst ergötzlichen Spaziergang gemacht wurde » (220). Auf diese Besteigung beziehen sich folgende

Verse, die ich in den nachgelassenen Papieren von Emilie Reinbeck in Stuttgart vorfand :

Auf dem Hochberg (12. Juli) (1).

An Agnes.

Die Gletscher glühen in dem goldnen Lichte
Und röthlich glanzt die Felsenwand,
Um diese Gipfel wehen Traumgesichte,
Aus frühen Tagen mir bekannt.

Im Purpurmeer seh ich den Nachen treiben :
Die Sonne spiegelt sich im weiten See.
Am fernen Kloster zähl ich alle Scheiben,
Im Herzen wird mirs wohl und weh.

Es locken Thaler hinter Felsenthoren,
Ein Sehnen fasst mich im Gemüth,
Nach Glück, besessen — nie — und nie verloren,
Verwelkt und niemals doch erblüht!

Den Blick lass in die blaue Ferne tauchen
— Dort ist es nicht, nur Trug und Pein!
Da unten wo die stillen Hütten rauchen,
Da muss es oder nirgend seyn!

Auf Alpenhöhe mit Dir, Seelenschwester,
Im Abendschein ich schweigend stand,
Nicht reden konnt' ich, drückte fest und fester
Nur Deine liebe, treue Hand.

---

(1) Das Datum stimmt nicht mit den Briefen überein. Allerdings wollte Lenau am 12. Juli den Hochschwab besteigen, wurde jedoch durch Regenwetter abgehalten und konnte erst an einem der folgenden Tage die Besteigung antreten.

Die Glocken riefen zum Gebet die Müden,
Und aller Zauber der Natur
Kam über uns mit seinem tiefen Frieden,
Doch blieb auch eine Wehmuthspur.

Wann stehen wir wie jezt so eng verbunden
Wohl wieder in dem Abendstrahl,
Wann bringen späte Jahre solche Stunden,
Verein im grünen Alpenthal?

Bald wird der Abschied mir die Brust zerschneiden,
Vom Vaterland, vom Vaterhaus.
Getrennt von Dir, muss Herzensfrost ich leiden,
Zur Fremde treibt es mich hinaus.

Du bist mir mehr als meine Heimatschwelle,
Dein Herz ist mir ein Heilgenschrein,
Mir wie dem müden Pilgrim die Kapelle;
Ich legte Wonn' und Schmerz hinein!

Wir werden oft uns, einst gewiss ach! trennen,
Vereint doch seyn in Lieb, Gebet.
Wir werden wieder sehen uns, erkennen:
Ein Trost ist dies, der fest besteht.

Wäre Lenau, meint Schurz (I, 311), nicht so bald nach Wien zurückgekehrt, wir hätten uns wohl einer eben so köstlichen Beschreibung dieser Besteigung zu erfreuen wie jener des Traunsteins am 9. Juli 1831 (62). Ein glücklicher Zufall hat uns Besseres als eine Schilderung in Prosa des Aufstiegs aufbewahrt. Auffallende Anklänge bietet das Gedicht an die beiden vorigen. Zunächst kehrt der Gedanke aus *Weib und Kind*

wieder, dass das Glück nur in einem stillen, bescheidenen, sich an Gott und die Natur anschmiegenden Leben zu finden :

> Den Blick lass in die blaue Ferne tauchen
> — Dort ist es nicht, nur Trug und Pein!
> Da unten wo die stillen Hütten rauchen,
> Da muss es oder nirgend sein!

Das Glück in der stillen Hütte hatte der Dichter vielleicht beim Waldhüter in der « Höll » am Fusse des Berges, wo er freundliche Aufnahme gefunden, beobachten können [1]. Wir werden wieder an das Hüttenideal, an den « Gedanken vom Blockhaus » erinnert, den er Sophie mehrfach vorspiegelte.

Lenaus Begleiterin beim Aufstieg soll nach Schurz das « hübsche Waldhütertochterlein » gewesen sein, von dem der Dichter im Berichte an Emilie schweigt. In ihr werden wir jedoch gewiss nicht die « Seelenschwester » erkennen wollen, die dem Dichter « mehr als die Heimatschwelle », deren Herz ihm ein « Heiligenschrein » ist. Zweifellos ist hiermit Sophie Löwenthal gemeint, die eine Erdichtung ihm auf dem Gipfel des Berges beigesellte, wie er sie in Wirklichkeit so oft in der Trennung herbeisehnte. In ihr Herz, das ihm « wie dem muden Pilgrim die Kapelle », legt er « Wonn und Schmerz hinein », von ihr getrennt, muss er den in den Briefen an sie so oft geklagten « Herzensfrost » leiden. Wie herrlich die erdichtete Stunde mit ihr auf dem Gipfel des Berges, umgeben von Glockenklang, von allem Zauber der Natur und ihrem über sie kommenden tiefen Frieden auch ist, so bleibt doch eine « Wehmutspur », die, dass die Liebenden sich nie werden ganz angehören können.

Der Strophe 8 erwähnte Abschied vom « Vaterland, vom Vaterhaus » ist die Reise nach Schwaben, und wir wissen, was

---

[1] Schurz, I, 311.

den Dichter « zur Fremde hinaustrieb ». Über den Bezug auf Sophie darf die Überschrift *An Agnes* nicht wegtäuschen. Eine Agnes, Agnes von Galatin, die jüngere Schwester der Emma von Suckow (E. Niendorf), lernte Lenau erst im Jahre 1840 kennen. Der Deckname *Agnes* hat ein Seitenstück in *Eugenie* für Lotte.

Stärker noch als dem Gedicht *Der Steyrertanz* ist diesem der Glaube an ewiges Leben der Liebe eingeprägt :

> Wir werden oft uns, einst gewiss ach! trennen,
> Vereint doch sein in Lieb, Gebet.
> Wir werden wieder sehen uns, erkennen :
> Ein Trost ist dies, der fest besteht.

Weil es für diese Liebe keine Erfüllung auf Erden gibt, muss sie in der Ewigkeit, im Himmel gestillt werden. Von diesem Gefühle aus entwickelt der Liebende später, vom Ende des Jahres 1836 an und besonders in den Liebesklängen in Prosa des Jahres 1837, seine mystische Liebestheorie. « Wenn ich dich liebe, steh ich bei Gott, denn er ist in dir » (284). Gott ist in Sophie, weil doch nur er, « ein persönlicher, liebender » Gott, unmöglich die « starren herzlosen Naturkräfte » ein Wesen wie Sophie schaffen konnten. Dieses Bewusstsein dringt ihm tief ins Herz und ist der « feste und geweihte Boden », auf dem seine Liebe steht (285). In ihr geht er unter wie in Gott zur Zeit des Gebets (259). Er kann nicht an Gott denken, ohne an Sophie zu denken (255). In ihrem Umgang hat er mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden als in allem Forschen und Betrachten der Welt (262). Fest glaubt er, dass dieser Liebe eine Ewigkeit vorbehalten ist, wo sie sich frei und ganz wird ausbreiten können, wo sie gilt in ihrem ewigen Recht (281). Diese Liebe wurzelt durch sein Herz hindurch in Gott, der ihn und Sophie halten wird (116). Stets will er bei Gott und seiner Sophie bleiben, die ihn zu Gott geführt hat. Seine Liebe hängt durchaus mit seiner Religion zusammen, er

kann die eine nicht aufgeben ohne die andere (452). Sophie ist das, worin er fühlt, dass ein lebendiger Gott ihn liebt (500). Immer grösser und ernster wird diese Liebe. Sie ist nicht mehr in ihm, sondern er ist in ihr. Sie ist sein Gott. Gottes starke Hand drückt ihn so fest an Sophie, dass er seufzen muss und ringen mit erdrückender Wonne (534). In der Ewigkeit wird ihr Auge sein Licht sein, ihre Luft sein Atem, ihr Wort sein Trank, ihr Kuss seine Speise, ihr Herz sein Lager, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr (298). Dort wird er mit ihr zu Füssen Gottes sitzen und sie festhalten (454) :

Sie träumte süss, ich liess es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach von Jenseitswiedersehen,
Denn was den Reiz des Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,
Ist solcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt.

(*Don Juan*, Vs 501-506.)

Es ist möglich, dass Emilie Reinbeck, die das Gedicht aufbewahrte, der Meinung gewesen, es sei an sie gerichtet. Eine « Seelenschwester » war ja auch sie dem Dichter, und die Vereinigung in Liebe und *Gebet* entspricht brieflichen Äusserungen Lenaus an sie.

Die Rückwendung zur geoffenbarten Religion, die sich so deutlich in diesen Alpengedichten kundgibt, hat ihren dichterischen Ausgangspunkt in der letzten Faustszene, namentlich in den sechs letzten Versen, die eine so deutliche Verurteilung des Pantheismus ausdrücken.

Ein scharfer Gegner des pantheistischen Monismus war Herbart. Seine Naturphilosophie beruht auf dem Grundsatze der Zweckmässigkeit, die nur durch die Annahme einer höheren Intelligenz erklärt werden könne, seine Religionsphilosophie auf dem Gedanken des allgemeinen menschlichen Bedürfnisses nach Religion. Das ethische Motiv zur Religion liegt in dem religiösen

Bedürfnis, während ihre allgemein objektive Grundlage, wodurch ihre Wahrheit die Bestätigung erhält, durch die teleologische Naturbetrachtung gebildet wird. Diese führt im Gegensatz zum strengen Pantheismus und Atheismus zum strengen Theismus. Keine Lehre der Welt vermag es, den Menschen vor Leiden, Übertretungen und vor innerem Verderben zu sichern. Selbsterlösung gibt es für den Erdenbürger, der ein Fremdling auf dieser Erde ist, nicht. Der Mensch kann sich nicht selbst helfen; er braucht höhere Hülfe (Werke II, 57). In jedem nur etwas zartfühlenden und nicht ganz roh aufgewachsenen Menschen erzeugt das allgemeine Religionsbedürfnis die religiöse Gesinnung (I, 247). Aus einem Bedürfnis des Lebens verwandelt sich die Religion in ein Bedürfnis des Herzens (IV, 611). Ganz unentbehrlich ist sie zunächst den Leidenden, die sie tröstet, den geistig Kranken und Zerrütteten, die sie heilt, den Verirrten, die sie zurechtweist, den Sündern, die sie bessert und beruhigt (II, 57 ff.). Jeden Menschen wirft jedoch die Unruhe des Lebens hin und her; aus dieser krankhaften Unruhe kann nur die Religion retten, die auch den Gesunden notwendig (II, 60 ff.). Dem Zeitlichen setzt sie das Ewige entgegen. So schneidet sie die Sorgen ab, zeigt eine höhere Ordnung der Dinge (II, 57), « erhebt das Gemüt in einen höhern Gedankenkreis. Sie gewährt Feierstunden, in welchen der Arbeiter sich erholt; sie beschäftigt und erheitert. Hier trifft sie zusammen mit den schönen Künsten, die von jeher dem Aufschauen zum Höheren ihre edelsten Erzeugnisse widmeten » (I, 159).

Ganz besonderen Nachdruck legt Herbart auf den Begriff der göttlichen Vorsehung. « Man redet Worte ohne allen Sinn, wenn man von Gott spricht, ohne ihn sogleich in demselben Augenblicke zu denken als den Heiligen, dessen Wille zur Einsicht stimmt; als den Erhabenen, dessen Macht sich am Sternenhimmel und in dem Wurm offenbart; als den Gütigen, welchen das Christentum schildert; als den Gerechten, der schon in den mosaischen Gesetzen erkannt wird; als den Vergelter, vor welchem der Sünder sich fürchtet, so lange ihm nicht Gnade

verkündigt wird. Hier, und sonst nirgends, ist der Sitz der Religion » (II, 304 f.). Versucht man diese göttlichen Eigenschaften aus der Idee von Gott herauszunehmen, so bleibt nichts übrig als ein nackter, gleichgültiger, theoretischer Begriff, wo nicht offenbare Schwarmerei (I, 158 f.). « Es muss der Begriff von Gott als dem Vater der Menschen festgehalten werden. Ein *bloss theoretischer Begriff ist ohne Wert. Eine blosse Idee ohne Trost* » (IV, 614).

Auch in der Natur sieht Herbart überall den Finger Gottes. Um von der Philosophie aus zu den religiosen Begriffen zu gelangen, muss man von der Naturbetrachtung ausgehen und sich Schritt für Schritt zu dem Übernatürlichen, Gottlichen erheben. « Über alle reale Lebenskraft in den Elementen geht hinaus die bloss ideale, künstlerische Einheit der lebenden Wesen; ihre Schonheit und Zweckmassigkeit. Diese existiert nur für den Beschauer; sie weiset aber denselben hinauf zu dem höchsten der Künstler, der durch die erhabenste Weisheit die Bildungsfähigkeit der Elemente benutzend, ihr zuerst und allein einen *Wert* erteilte. Ohne religiose Betrachtungen kann die Naturforschung zwar wohl angefangen, aber nicht vollendet werden; und die letztere wird zu allen Zeiten die Stütze der Religion sein und bleiben, wahrend alles, was auf schwarmerischen innern Anschauungen beruht, sich samt diesen Schwarmereien selbst zum Spielwerk für die wandelbaren Meinungen hergeben wird » (VI, 392 f.).

Auf das heftigste bekampt Herbart den Spinozismus, dem Lenau bisher angehangen. Spinoza erklart *zuviel* und folglich *nichts;* nirgends ist er in die Eigentümlichkeit der Natur eingedrungen (III, 200). Der Leichtfertigkeit, Dreistigkeit, theologischer Anmassung u. s. w. zeiht Herbart Spinoza vielfach. Nach gehoriger Prüfung findet sich, dass seine Grundlage — das absolute Werden — ein « Unding » ist, « das selbst für ein Hirngespinst zu schlecht » (III, 155).

Als « seinen » Herbart (202) bezeichnet der Dichter den Philosophen, dessen Schriften ihn « den ganzen Tag beschaf-

tigen » (173). « Ich finde immer einen gewissen intellektuellen Frieden und Trost im Umgange dieses ruhigen, klaren Geistes » (202). Herbart befreite ihn zeitweilig von den brandenden Wogen des Zweifels und eröffnete ihm den Blick in die Inseln der Seligen.

Die Wandlung Lenaus berührt auch Sophie in einem Schreiben an Schurz [1]. Sie setzt ihren Anfang in die Zeit, wo Faust « sein letztes Wort gesprochen », bezeichnet sie als Heimkehr zum Kinderglauben und schreibt sie einem « geringfügigen Umstande » zu, einem « stümperhaften Gedichte » von ihr an Lenau, in dem sie « tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch ihn zu heilen » aussprach. Zu entschuldigen ist diese Überhebung dadurch, dass Sophie hier nur wiederholt, was der Dichter selbst ihr am 23. Februar 1837 mit Anspielung auf ihr Gedicht schreibt : « Diesem Liede verdanke ich meinen Savonarola. Wer weiss, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne dich » (285). Der Ausspruch gehört zu den zahllosen überschwenglichen Liebeshuldigungen Lenaus.

---

(1) Schurz, II, 340 f.

XXXVI

Lyrik der Savonarolazeit.

1. Teil. — 1836.

Das Wiedersehen. — Der Seelenkranke. — An den Tod. — Kruzifix. — Der Schmerz. — Scheu. — Täuschung. — Der ewige Jude. — Der traurige Mönch. — Einklang. — Das Wetter hat geschlagen. — Herbstlied.
Hypochonders Mondlied. Während eines Gewitterregens.

In Stuttgart, zu Ende des Jahres 1835, ging es « gar nicht mit dem Dichten ». Auch « regte sich wieder der Hypochonder », zu dem ein trübsinniger Brief von Sophie beitrug (226). Am 29 Januar 1836 reiste Lenau nach Wien ab. « Was ihn (in Stuttgart) aufhielt », meint Castle (1), « kommen wir nur vermuten; wie er die Zeit verlebte, was in ihm vorging, ist uns völlig unbekannt ». Sieben Briefe Lenaus aus der Zeit dieses schwäbischen Aufenthaltes (Ende November bis Ende Januar) berichten genau über sein ausseres und inneres Leben, über die Gründe des längeren Bleibens, über seine Beschäftigungen, seinen Verkehr, seine Lektüre. Die Sehnsucht nach Sophie, der Wunsch, den Geburtstag seiner Schwester Therese (5. Februar) in Wien mitzufeiern, die Hoffnung auf einen Lehrstuhl an der Theresianischen Ritterakademie in Wien drängten zur Abreise, ehe die Stuttgarter Geschäfte, die Korrektur des Faust und des Frühlingsalmanaches für 1836, beendigt waren.

Zwei erschütternde Nachrichten trafen Lenau bei seiner

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. LVII.

Ankunft in Wien am 4. Februar : der Tod seines ältesten Jugendfreundes Fr. Kleyle und die Schande seiner Schwester Magdalena, die als Verbrecherin mit Kerker bestraft worden war. Zu nichte ward auch die Hoffnung auf eine Anstellung an der Ritterakademie, die ihn leidiger Geldsorgen enthoben und ihm eine grössere gesellschaftliche Geltung verschafft hätte. Stolz und stoisch will er sich gegen das Unglück aufrichten : es soll ihn nicht hinunterkriegen, schreibt er an Emilie (250). Eilig greift sein Erhaltungstrieb nach dem Heilmittel der Kunst. Die Erschütterungen seiner Stimmung beruhigen sich im Dichten, das ihm, wie er am 22. Februar Emilien berichtet, jetzt besonders von statten geht (251). Übereinstimmend teilt er Georg Reinbeck mit, das Schreibbuch seiner lieben Freundinnen fülle sich von Tag zu Tag (252).

Seine nächste Sorge gilt dem Frühlingsalmanach, dessentwegen er sich an Auersperg und Grillparzer um Beiträge wendet. Jedoch hat er indessen selbst so viel gemacht, dass er in Ermangelung seiner Freunde die Lücke füllen kann (252). Zunächst ist hier das Gedicht **Das Wiedersehen** (278) einzusetzen, das noch im zweiten Jahrgange des Frühlingsalmanachs (1836) erschien und den Tod Kleyles beklagt. « Ich habe halb und halb im Sinn », schreibt Lenau am 22. Februar Emilien, « nächstens wieder einmal nach Ungarn zu reisen. Ein kleiner Ausflug nach Pressburg, wo der Landtag noch beisammen ist, wäre keine üble Zerstreuung. Auch ist dort eben wegen des zahlreich versammelten Adels jetzt gewiss ein Zusammenfluss der besten Zigeuner. Es zieht mich an, die langentbehrten heimatlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufrischen. Auch habe ich dort einen Freund, namens Keiller, Dr medicinae, dem ich gerne noch ein paar Stunden meines Lebens schenken möchte. Man muss eilen, seine Freunde noch einmal zu sehen » (253). Was die Wirklichkeit ihm nicht vergönnte, malt Lenau in der Dichtung aus. Freund Keiller hatte ihn, wie Schurz (I, 304) meldet, Ende Juni 1835 besucht und die Erinnerung an die Jugendjahre wiedergeweckt. Mit dem « heimat-

lichen Tal » (Vs 1) hat der Dichter folglich nicht die Gegend von Tockay, sondern die von Pressburg gemeint, wie auch der Vs 43 f. erwähnte verstorbene Freund nicht Kövesdy, sondern der eben verschiedene Kleyle ist. « Er war mein ältester Jugendfreund », eröffnet Lenau Emilien, « mit ihm ist viel Rechtschaffenheit und Seelengüte von dieser Welt gegangen. Sie, meine Freunde, haben ihn nur erst kennen gelernt, um seinen Tod zu betrauern » (250).

Lenaus Brief aus Wien an Emilie vom 14. März bringt die Gedichte *Kruzifix*, *An den Tod* und *Der Seelenkranke*. Das Sonett **Der Seelenkranke** (500) ist in zwei Handschriften: 19. Februar 1836 datiert, und auch Sophie bemerkt in ihrem Exemplare: « 19. Februar 1836 im Schwarzspanierhause ». Den verzweifelten Schmerzensschrei des Seelenkranken:

> Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde,
> Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
> Ich fühl ihr rastlos immer tiefres Nagen,
> Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde,

der im Briefe an Emilie *An meine Mutter*, in einer Handschrift *Todeswunsch* überschrieben, entlockten dem Dichter die Schicksalsschläge, die ihn zu Anfang des Jahres 1836 trafen. Zu diesen gesellte sich eine Spannung im Verhältnis zu Sophie Löwenthal, die vielleicht der Hauptgrund seiner aufgeregten, finsteren Stimmung ist. « Von der sehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenaus zu jener Zeit », meint Schurz (I, 323), « gibt das damals entstandene, ebenso schöne als schmerzvolle Gedicht an seine verstorbene Mutter das sprechendste Zeugnis ». Die « leicht verletzbare Stimmung », die Schurz bemerkt, deutet schon auf ein Liebesleid hin, auch die Äusserungen zu Emilie Reinbeck im Briefe vom 5. Februar. « Hätte ich nicht einen eisernen Panzer um mein Herz geschlagen, es wäre längst gebrochen. Sie wissen noch nicht alles, was mich im Leben getroffen hat. Aber ich bin hart

und stolz genug, das Unglück zu verachten. Wäre ich es nicht, ich müsste Tag und Nacht heulen wie ein misshandelter Hund » (230). Offenbar spielt auf des Dichters unglückliche Liebe der Satz an, Emilie wisse noch nicht alles, was ihn im Leben getroffen. Mindestens ein kühler Empfang von seiten Sophies, der ihm auch später öfters zu teil ward, gerade wenn er den wärmsten erwartete, trug wohl zur Heftigkeit seiner Klage bei. Jedenfalls ist die unglückliche Liebe die Wunde, die er tief im Herzen trägt. Er *muss* sie stumm bis an sein Ende tragen, schreibt er zunächst in vier Handschriften des Gedichtes; in einer fünften streicht er das *muss* und ersetzt es durch *will*, nachdem er Sophies im April an ihn ergangenes Wort : « Freudig kämpfen und entsagen » (242) zu dem seinigen gemacht. Auch der Trotz, den er seinem Unglücke entgegensetzt : « mein Widerstand ist nicht der eines ruhigen Weisen, sondern hat viel Trotziges an sich » (250), weist auf eine innere Quelle des Leidens hin und wird beleuchtet durch eine Bemerkung Lenaus in einem Zettel an Sophie aus dem April : sie nenne es Hohn, wenn er seinen brennenden Schmerz, zumal in Gesellschaft, verberge. In demselben Zettel bezeichnet er übrigens seine Liebe als seine Wunde (245).

Sichtlich haben die Verse Heinrich Leuthold vorgeschwebt bei seinem Sonett *An die Grossmutter*, dessen zwei letzte Strophen lauten :

Einst liebtest du mich; o lass dich bewegen,
Gib *einmal* noch in stiller Abendstunde
Mir des Gebetes frommen Kindessegen!

Doch, ach! zu tief ist meines Herzens Wunde;
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen,
Und du — liegst längst verscharrt im kühlen Grunde! (1)

(1) H. Leuthold, Gedichte, Frauenfeld, Huber 1906. 5. Auflage, S 150.

Hell beleuchten die Verse **An den Tod** (323) das vorige Sonett. Die Furcht, dass « der Liebe Brand verlodert » (Vs 3), ist die Hauptquelle der Todessehnsucht, in der beide Gedichte gipfeln. Lieber sofort sterben als mit « der Asche der Gefühle » (Vs 8) vorliebnehmen mussen. Sonderlich bestatigt das Gedicht die Annahme, dass neben dem Tode Kleyles, der Schande der Schwester ein drittes Unglück damals den Dichter traf, nämlich eine, wenn auch bald wieder beigelegte, Entfremdung von Sophie. Zugleich mit dem *Seelenkranken* teilte Lenau die Verse im Briefe vom 14. Marz der Stuttgarter Freundin mit. Sophie bemerkt dazu : « Im Jahre 1836 nach dem Format des Blattes, auf dem es steht, zu schliessen ». In ihrer Erinnerung blieb dieses erste Zerwürfnis, dem bald so viele folgten, nicht haften.

E. Geibel hat das Gedicht nachgeahmt in *Drei Bitten* [1] :

> Zum dritten, wenn das letzte Lied verhallt,
> Und wenn der Quell der Liebe leiser wallt,
> Dass dann der Tod mich schnell mit sanfter Hand
> Hinüberführ in jenes bess're Land,
> Wo ewig ungetrübt die Liebe quillt
> Und wo das Lied als einz'ge Sprache gilt.

Am 21. Februar schrieb Lenau das Gedicht **Kruzifix** (510), das er in einer Handschrift datiert. Er sandte es auch Emilien im Briefe vom 14. Marz und bemerkte dazu, es sei am 21. Februar geschrieben. In einem Briefe von Anfang Marz an Lenau äusserte Emilie sich apologetisch über ein Christusbild an einer Felswand, wohl auf ein Gesprach mit dem Freunde über dieses Kruzifix zurückgreifend. Darauf antwortet Lenau : « Ihr Brief und namentlich die feine, gemütvolle Art, wie Sie

---

[1] E. Geibels, Gesammelte Werke Stuttgart, Cotta, 3. Auflage, 1893, I, 25.

das Kruzifix an Ihrer Felswand verteidigen, hat mir grosse Freude gemacht. Ich gebe mich überwunden. Ihr Gefühl hat meine ästhetische Grille zum Schweigen gebracht. Das ist wieder ein schöner Zug Ihrer schönen Seele, dieses Bedauern des Kreuzbildes, wenn es auf der Strasse oder dem Felde so preisgegeben dasteht. Ich möchte Sie küssen für dieses Gefühl. Es ist merkwürdig, dass wir beide uns zugleich mit dem Kreuze beschäftigten » (255). Diese lange Vorbemerkung bringt keine Aufklärung über die Entstehung. Die erste Strophe :

Hält ein (1) Mensch die Blicke himmelwärts,
Und die Arme liebend ausgebreitet,
Um die Welt zu drücken an sein Herz,
Hat er sich zur Kreuzigung bereitet,

legt die Vermutung nahe, dass die Gestalt eines Märtyrers dem Dichter vorgeschwebt hat. Der Brief vom 14. März an Georg Reinbeck bringt die erste Kunde von der Arbeit an zwei grösseren epischen Gedichten : *Huss* und *Hutten*. An den böhmischen Reformator, der standhaft den Feuertod erlitt, mag Lenau gedacht haben. Als die « höchste Liebe » bezeichnet er das « göttliche Kind » in einem späteren Schreiben vom 9. Dezember dieses Jahres an Sophie 270). Wollte er ihr dies erhabenste Beispiel wahrer Liebe entgegenhalten?

Fast gleichzeitig mit den beiden vorigen zweistrophigen Gedichten erschien in der Wiener Zeitschrift (20. Juni 1837), unter der Überschrift *Wahrheit im Schmerze*, der Achtzeiler **Der Schmerz** (330), für den wir keine anderen Anhaltspunkte als den Erstdruck und die Tatsache haben, dass er sich in Form und Inhalt den Erzeugnissen dieser Zeit anschliesst.

Letzteres gilt auch für das gleich kurze Gedicht **Scheu** (310), das in den Neueren Gedichten auf *Kruzifix* folgt. Ich kann mich

(1) *ein* statt *der* in drei Handschriften und im Erstdruck.

nicht der Meinung von Ida Klein (1) anschliessen, dass die Verse sich auf Lenaus Jugendfreund Braun von Braunthal beziehen, der im März 1837 seine Gattin verlor und zugleich eine schwere Krankheit zu bestehen hatte. Bis in den Anfang des Jahres 1837 dauerte das freundschaftliche Verhältnis zu diesem Schriftsteller nicht an. Ein Brief Lenaus vom 5. Dezember 1836 an Grün (394) lässt eine wohlverdiente Verachtung des Jugendfreundes durchblicken, die sich mit der Tatsache, dass er ihn kurz darauf besungen haben soll, nicht vereinbaren lässt. Gelegentlich eines Ehrenhandels mit A. Grün nannte Lenau, im Oktober 1837, Braun von Braunthal einen « Hund, der sein eigenes Gespeie auffrisst » (2). Eingehend begründet er seine Verachtung in einem Gespräche mit Max Löwenthal vom 17. Januar 1839 (3) und aussert sie noch einmal in einem Briefe an Sophie Löwenthal vom 7. September 1840.

Sichtlich beeinflusst von Lenaus Gedicht ist G. Herwegs Sonett Nr XXIII :

> Sei mir gesegnet, frommes Volk der Alten,
> Dem unglückselig sein hiess : selig sein,
> Das jedes Haus, in das der Blitz schlug ein,
> Für ein dem Zeus geweihetes gehalten !
>
> Du fühltest wohl, des Himmels heimlich Walten
> Enthüll' sich den Geschlagenen allein,
> Und da leucht' erst der Wahrheit voller Schein,
> Wo sich das Herz, der Wolke gleich, gespalten. (4)

Auf denselben Gedanken, der den Versen *Scheu* zu grunde liegt, ist das Gedicht **Täuschung** (516) zugespitzt :

> Trotz allem Freundeswort' und Mitgefühlsgeberden,
> Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.
>
> (Vs 28 f.)

---

(1) *Kritische Studien*. Prag, Calve, 1891, II, 306.

(2) *Aus Bauernfelds Tagebüchern* (*Grillparzer Jahrbuch*, V, 80).

(3) *Lenau und Löwenthal*, S 72.

(4) *Gedichte eines Lebendigen*, Zürich u. Winterthur 1842, 5. Auflage, S. 155.

Die hier geschilderte stürmische Nacht ist dieselbe, die Lenau in einem Briefe vom 15. August 1835 an Emilie Reinbeck beschreibt, mit der Bemerkung, er werde diese Nacht noch einmal in einem Gedichte ausmalen. Die Übereinstimmungen sind mitunter wörtlich : « Die Blitze gossen sich wie Ströme auf die steilen, grauen Kalkfelsen herab. Der Donner, der Sturmwind, der sich in den Klippen wie in einer Riesentuba verfing und nicht brauste, sondern eigentlich klang, das Rauschen des Wassers, und das von Zeit zu Zeit ertönende Geschrei einer Eule, das alles drang die ganze Nacht auf mich ein und erhielt mich in der Spannung eines schauerlichen Entzückens » (220) :

Das Käuzlein traurig ruft in öder Felsenritze
Und grüsst mit seinem Lied des Himmels wilde Blitze.

. . . . . .

Verfangen in der Schlucht, die lauten Winde rasen,
Die zu der Wolkenschlacht die Riesentuba blasen.

Mit Stimmen mannigfalt hör ich den Giessbach klingen,
Wie Donner, Kauz und Wind scheint er zugleich zu singen.

(Vs 1 f., 9-12.)

Die Betrachtungen, die Lenau an diese stürmische Nacht knüpft, beruhen auf Schuberts *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften* (1. Aufl. 1808). Eine Zeit seligen Friedens und paradiesischer Freuden, meint Schubert, war jene urgeschichtliche, wo der Mensch sich im innigsten Einklange, in tiefer Harmonie mit der ganzen äusseren Natur befand. Übertreten ward dieser alte Bund des Menschen mit der Natur, zerstört die lebendige Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen (S. 7 ff.). Dies eben beklagt Lenau :

Einsame Klagen sind's, weiss keine von der andern,
Wenn sie zusammen auch im wilden Chore wandern.

Drum ist die Erde ja ums Paradies betrogen,
Dass ihre Luft ertönt von dunklen Monologen.

(Vs 19-22.)

In aller Naturwissenschaft will Schubert nun den ewigen Bund, die Beziehung des Einzelnen auf das Ganze wiederfinden, und « wenn sich hierdurch », so beschliesst er seine erste Vorlesung, « auf einen Moment der allgemeine Sinn und Geist der Natur vor der Seele verklärt, möge das Gemüt lernen, dass die Kräfte des Einzelnen nur für das Ganze, nur in Harmonie mit diesem sind, und dass es das höchste Ziel, der höchste Beruf des Lebens sei, dass das Einzelne sich selber und sein ganzes Streben dem allgemeinen heiligen Werke des Guten und Wahren zum Opfer bringe » (S. 23) :

Wenn alle Klagen einst in diesen Erdengründen,
Was jede heimlich meint, einander sich verstünden :

Dann wäre ja zurück das Paradies gewonnen,
In einen Freudenschrei das Klaggewirr zerronnen.

Vs. 23-26.

Das tief pessimistische Gedicht, das so finster über das Leid aller Kreatur klagt, versetzt Reynaud [1] zu früh in den August oder September 1835. Schurz bemerkt in seinem Exemplar der Gedichte : « 1836 oder 1837 ». Der Erstdruck in der Wiener Zeitschrift (30. November 1837) erlaubt nicht, dem Jahre 1837 den Vorzug zu geben. *Täuschung* gehört in die Zeit « permanenter Verstimmung », in der, wie der Dichter im Juni 1836 Emilien schreibt, « widerliche Vorfälle in meinen Privatverhältnissen, noch widerlichere in meinen öffentlichen, verbunden mit körperlichen Störungen dahin zusammengewirkt, mich in einen Zustand dumpfen Verdrusses zu setzen » (382).

Einen tiefen Eindruck machte die Schlusswendung, der Gedanke, dass jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden bleibt,

---

[1] *Thèse auxiliaire* Nr 191.

auf Moritz von Hartmann, der in seinem *Intermezzo* (XXVI), Lenaus *Täuschung* zusammenfassend, singt :

So muss ich auch durch die Natur
Daran erinnert werden,
Dass ich mit meinem Schmerze nur
Ein Eremit auf Erden,

und später im Gedichte *Herbst* das Bild wieder aufgreift :

Sitz am Kamin und starre in die Flammen!
Des Herzens Eremit wird gleich erwachen. (1)

Eine zweite poetische Schilderung der erwähnten stürmischen Nacht flocht Lenau in **Der ewige Jude** (228) ein, der offenbar auf das Erlebnis zurückgeht, das Lenau Emilien im Briefe vom 15. August 1835 berichtet. Alle Bestandteile desselben : das Jägerhaus, die Gemsen, das öde, von hohen Bergen eingeschlossene Felsental, das Gewitter, die schluchtverfangenen Sturmwinde finden sich im Gedichte wieder. Andere Motive liegen weiter zurück, wie der Vergleich von kahlen Felsenrissen mit Trümmern ausgetobter Leidenschaften (Vs 10 ff.), den ein Brief an Emilie vom 6. September 1834 bringt : « Ungeheure Felsen liegen umher, als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grollender Geist Luft machte, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden » (172). *Der ewige Jude* verbindet den gläubigen Zug der älteren Früchte des Ausflugs in Steiermark mit dem pessimistischen von *Täuschung*. Den inneren Zusammenhang dieser Reiseerinnerungen andeutend, kehrt der Gedanke aus *Weib und*

(1) Hartmann, Werke I, 217 f., 296.

Kind und *Auf dem Hochberg* wieder, dass das Glück nur in der Bescheidenheit zu finden :

> Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet :
> Ein Herz, das Lieb und Sorge dicht umhegen,
> Ist glücklich ; und ein Herz auf stolzen Wegen,
> Auf Irrfahrt grosser Wünsche — herb verschmachtet.
>
> (Vs 61-64.)

Reich ist das Gedicht an erlebten Versen, die unmittelbar aus Lenaus düsterer Seelenstimmung fliessen :

> « Dahin, dahin des Lebens helle Stunden !
> Mir nachtet's, Tal, wie dir ! ich wollt ich wäre
> Versunken, eh mein Licht versank, im Meere ! »
> Ich rief's und liess aufbluten meine Wunden.
>
> (Vs 21-24.)

Es ist das Thema des Gedichtes *An den Tod*, das Lenau hier in auffallendem Gleichklang wieder aufgreift.

Dem Innersten entquillt auch der Vergleich :

> Und heft'ger regnet's : von erwachten Winden
> Ward Wolk an Wolke brausend zugetragen ;
> *Wie zu des Herzens jungsten Tranen, Klagen*
> *Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden*
>
> Vs 25-28)

sowie die Wehklagen, die der Dichter seinem Helden in den Mund legt, namentlich die Verse :

> Ich bin. . . . . .
> Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt
>
> (Vs 163)

und :

> . . . . . Nur ich von Allen
> Kann unglückselig nie die Ruhe finden !
>
> (Vs 157 f.)

Von « Todeswünschen » (Vs 40) ist die Lyrik des Jahres 1836

durchdrungen, der Dichter « liess aufbluten seine Wunden » (Vs 24). Der Geliebten ruft er zu :

Wach auf, blüh auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süsses Quälen! Hoffen! Sehnen!
(Vs 15 f.

Dem Verlodern des Liebesbrandes, der Asche der Gefühle im Gedichte *An den Tod* entsprechen hier die « Trümmer ausgetobter Leidenschaften » (Vs 14).

Vom Monate April dieses Jahres datiert der erste Liebeszettel an Sophie. Sie missversteht und betrübt den Liebenden. Als « brennenden Schmerz » fühlt er oft diese Liebe. Dann sehnt er sich fort von der Geliebten, von der ganzen Welt, in den Tod, und ausdrücklich bemerkt er, dass er dieser Sehnsucht « in den letzten Tagen recht nachhing » (245). So erklärt es sich vielleicht, dass Lenau in ein ursprünglich wohl nur als Reiseschilderung gedachtes Gedicht die Gestalt des ewigen Juden einführte. Das der einheitlichen Komposition so fühlbar ermangelnde Gedicht, das überdies an Weitschweifigkeit leidet, ist gewiss nicht aus einem Gusse. Es mag sein, dass die Reisebeschreibung, die ganz im Sinne derjenigen aus dem Jahre 1835 gehalten ist, früher entstanden als die Vision des ewigen Juden. Auch Reynaud [1] vermutet eine gleichartige Entstehung. Seiner Meinung, dass die endgültige Überarbeitung Ende August oder Anfang September 1838 erfolgt sei, widerspricht der Erstdruck in der Wiener Zeitschrift vom 3. Dezember 1836.

Wie der ewige Jude muss auch der Reiter in der Ballade **Der traurige Mönch** (249) « nur den Tod sinnen » (Vs 64), nachdem

Der grosse und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht,
(Vs 49-53)

(1) *Thèse auxiliaire*, Nr 132.

ihn durchschauert. Es ist wieder der « tiefe Schmerz », der « trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgebärden ein Eremit auf Erden bleibt ». Von Mitleid mit dem traurigen Mönche wird der Reiter übermannt (Vs 48), er weint über ihn (Vs 54), und als der Mönch auf seine flehende Bitte endlich

Das Ungeheure sagen will :
Ruft er entsetzt : « Sei still! sei still! »

(Vs 59 f.)

Von nun an winkt dem Reiter der Mönch aus jedem Strauche.

Und alle Blätter klagen,
Die ganze Luft ist wund und weh.

(Vs 70 f.)

Die Anregung zu dieser Ballade gab der Schwede Hagberg im Oktober 1835. Nach dem Berichte von Frankl (S. 41) kam er an einem Abende Lenaus Aufforderung nach, schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen. Schurz (I, 329) und Grün (S. 24) bestätigen die Angabe von Frankl. Es ist ein Irrtum Sophies, wenn sie in ihrem Exemplare bemerkt : « nach einer Erzählung von Martensen ». Sie irrt sich auch wohl in ihrer Bemerkung über die Entstehungszeit : « In Penzing, glaube ich, im Kleyleischen Hause in der Schmidgasse ». Dort wohnte Lenau im Sommer 1837, während aller Wahrscheinlichkeit nach die Bearbeitung im ersten Halbjahre 1836 erfolgte. Offenbar ist der innere Zusammenhang mit den Gedichten dieser Zeit, die sämtlich das Motiv des Schmerzes so stark in den Vordergrund rücken.

Wir wissen vom trubseligen Briefe, den Lenau im Juni an Emilie schrieb. Diesem steht ein nicht minder missmutiger Zettel an Sophie aus derselben Zeit zur Seite. Es betrübt ihn, dass Sophie ihn immer wieder fühlen lässt, wie grossmütig sie sich darüber hinwegsetzt, dass er ihr zu alt ist. Sie hat sein Herz

zurückgeschüchtert, und fortan wird er sein Gefühl verschliessen in seine herbstliche Einsamkeit (246) (1).

Zu der Spannung mit Sophie Löwenthal gesellte sich eine mit A. Grün, die plötzlich eine eben sehr zutraulich und intim gewordene Freundschaft verschüttete. Wenn Lenau im Berichte an Emilie über dieses Zerwürfnis (581) den Satz fallen lässt, er wolle das Herz nicht behandeln wie einen Hund, den man mit Püffen dressiert, so liegt hierin wohl ein Seitenstich auf die Geliebte. Der 17. Juni dieses Jahres eröffnete die « widerlichen Vorfälle » im öffentlichen Leben des Dichters, die endlosen Plackereien von seiten der Polizeioberdirektion wegen Zensurvergehen.

Als Motto zu *Der traurige Mönch* erschienen im Erstdruck (im « Album zum Besten der Verunglückten in Pest und Ofen » herausgegeben von Fr. Witthauer) die Verse **Einklang** (2), die uns sagen, dass die Ballade um Mitternacht entstand, und dass ihre zwölf Strophen den zwölf Glockenschlägen entsprachen. Irrtümlich bringt Schurz (3) das Motto in Verbindung mit dem Gedichte *Am Sarge eines Schwermütigen*.

Wahrscheinlich schrieb Lenau auch im Juni den mit allen diesen Schmerzgedichten zusammenhängenden, in keine Ausgabe aufgenommenen Vierzeiler **Das Wetter hat geschlagen** (4) :

Das Wetter hat geschlagen
Der Erde bis ins Herz,
Und leichter kann ich tragen
Im Sturme meinen Schmerz.

---

(1) Die Rückseite dieses Zettels siehe *Lenau und Lowenthal*, S. 593) bringt einen Vermerk, der als der Keim des dramatischen Bruchstückes *Helena* anzusehen ist, das folglich am wahrscheinlichsten in dieses Jahr zu versetzen ist. Die Liebe zu Sophie beeinflusste die Wahl des Stoffes, und bezeichnend ist u. a. der Vers :

Die Liebe ist das älteste Recht auf Erden.
(Vs 61.)

(2) Nachlass, 1851. Nicht in der Ausgabe des Insel-Verlags.

(3) Schurz, II, 60 (Fussnote).

(4) Erstdruck in *Lenau und Löwenthal*, S. 593.

Er erinnert an das Gedicht *Scheu*, auch an Vs 61 f. des *Savonarola :*

Der Himmel mit den Lenzgewittern
Der Erde wohl zum Herzen drang

und findet sich auf der Rückseite des erwähnten Zettels an Sophie, der auch die Notiz zu *Helena* bringt.

Ausser in den Sophiegedichten dieses Jahres, die wir im folgenden Abschnitt zusammenfassend betrachten, kehrt das die ganze Lyrik dieser Zeit beherrschende Motiv des Schmerzes wieder in **Herbstlied** (525) (Ja, ja, ihr lauten Raben). Sophie datiert es falsch in ihrem Exemplar mit : « In Penzing in unserm Garten im Herbst 1838 in der Schmiedgasse ». Der Erstdruck erfolgte ein Jahr vorher, und sogar die Aufnahme in die Neueren Gedichte hatte Sophie vor dieser Zeitbestimmung warnen müssen. Am 29. Oktober 1836 schreibt ihr Lenau : « Auch standst du immer in deinem schwarzen Anzug vor mir, und ich wünschte fast, du trügest ihn für mich. Doch nein. Ich will mein Bündel noch eine Strecke tragen, muss ich auch damit an deinem Grabe vorbei. Vorbei nicht, aber vielleicht bis hin. Ich weiss es nicht » (263). Das Bild des Bündeltragens stammt wahrscheinlich aus dem kurz vorher geschriebenen Gedichte :

Auch mir ist Herbst, und leiser
Trag ich den Berg hinab
Mein Bündel dürre Reiser,
Die mir das Leben gab.

(Vs 13 ff.)

Wie im Gedichte so klagt Lenau auch in den Zetteln von Ende Oktober den Freuden des Zusammenseins mit Sophie nach sowie über seine Einsamkeit und über die traurigen Gedanken, denen er nachhangt. Am 23. Oktober scheiden die Liebenden in Penzing voneinander, in die Entfernung der Wohnungen in Wien kann Lenau sich nicht finden. Vorüber, stöhnt er, ist die schöne Zeit, vorüber die schönen, vielleicht nie wiederkehrenden Abende in Penzing. Das heitere Wetter des 25. Oktober tut

ihm fast weh, weil er nicht mehr bei ihr ist, am 27. erwacht er mit dem Gefühle ihrer unmittelbaren Gegenwart, glaubt sie in seinen Armen zu halten, und es währte lange, « bis ich wieder wusste, wo und dass ich *allein war* » (264) :

Ich wandre hin und stiere
In diese trübe Ruh,
Ich bin allein und friere
Und hör euch Raben zu.

(Vs 9-12.

Das Lied liegt handschriftlich in einer Reinschrift vor, die Lenau Sophie überreichte.

Frei von der herben Wehmut der Gedichte des Jahres 1837 ist nur **Hypochonders Mondlied** (535), das der Dichter, laut einer gütigen Mitteilung der Cottaschen Buchhandlung an mich, seinem Verleger am 25. September mit der Bemerkung sandte : « Beiliegend folgt das bewusste Mondlied fürs Morgenblatt ». Dort erschien es bereits am 6. Oktober. Ausnahmsweise können wir hier nur einen kurzen Abstand zwischen Abfassung und Erstdruck annehmen. Wahrscheinlich fällt die Entstehung in den September, während der kurzen Reise, die Niembsch in Gesellschaft des Grafen Alexander von Württemberg nach Schwaben unternahm. Die Reise entriss den Dichter, wenn auch nur auf kurze Zeit, der dumpfen Schwüle der Leidenschaft, seine Gesundheit erfuhr die wohltätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft (591), auch bot sich ihm reichliche Gelegenheit zur Naturbetrachtung. Das Lied, das sich in Gegensatz zur deutschen sentimentalen Monddichtung stellt, bildet eine reiche Fundgrube für die Sagenkunde vom Mond. Wieder datiert Sophie es falsch : « In der Johannisgasse », wo Lenau erst seit dem November 1837 wohnte.

Gepaart geht diese Lyrik des Jahres 1836 mit der Arbeit am *Savonarola*. « Meine poetische Aufgabe », schreibt Lenau am 29. April Emilien Reinbeck, « ist eine grosse epische Trilogie : Huss. Savonarola. Hutten. Ich mache den Anfang mit dem

zweiten. Geben Sie mir Ihren freundlichen Segen zu dieser Arbeit. Sie macht mir viel Freude » (581). Bereits am 14. Juni kündigt er Martensen, den er im Marz kennen gelernt, und gleichzeitig Emilien die Vollendung von sechs Romanzen an (582, 584). Allem Anscheine nach sind diese sechs Romanzen die sechs ersten des Epos. Von der siebenten an stiess der Dichter auf die Schwierigkeit, Savonarola predigend einzuführen, auf eine dramatische Ader, die er zunächst für unvereinbar mit der epischen Form des Gedichtes hielt. Verwandte Motive mit der Lyrik der Zeit haben wir bereits angemerkt, ein weiteres sind die Gewitterbeschreibungen [1], ähnlich denen in *Tauschung* und *Der ewige Jude*. Am 30. Juli schrieb Lenau unter dem Titel **Während eines Gewitterregens** [2] in das Fremdenbuch des Gasthauses Wassnix bei Reichenau den Vierzeiler :

Der Himmel badet voll Erbarmen
Die Wurzel jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den Müden, Armen
Herabgebeugt die Füsse wusch.

Die Verse bilden mit einigen Abweichungen die vierte Strophe des ersten Gesanges des *Savonarola* und sind nachtraglich in das Epos aufgenommen.

Lenaus Wandlung kundigt sich in der Lyrik (1836) nur in den Gedichten *Kruzifix* und *Der ewige Jude* an. Desto heller leuchtet sie bereits aus den sechs ersten Gesangen des *Savonarola* hervor.

Mein Geist in schlummerlosen Nächten
Durch diese Welt zu Gott sich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Fleht ich zu Jesu heiss und bang.

(Vs 141-144.

---

(1) Vs 2, 7, 11, 17 f., 21, 51 f., 59, 146 f., 153. Zweimal Vs 10 f., 153 wird ein blitzgetroffener Baum erwähnt, wie der blitzgetroffene Ham im Gedichte *Scheu*.

(2) Erstdruck in Werke hrsg. von Grun. Stuttgart, Cotta, 1880, unter *Lyrische Nachlese*. Wie das vorige nicht in der Ausgabe des Insel-Verlags.

Die Schrift des Herrn, die Bibel, ist ein « Wald voll Balsamkühle und ewig grün »,

> Wohin aus banger Lebensschwüle
> Gekränkte Wandrer flüchten gern.
>
> (Vs 41-44.)

Von vornherein ist der Dichter bestrebt, den Duft religiöser Anschauung durch das Ganze zu erhalten, dass er nirgends verfliege (582). Dieser Duft setzt freilich einen « religiös organisierten Geruch » voraus. Es kann den Eifer des Verfassers nicht schwächen, dass dieser Geruch so selten ist (584), dass nur wenige Leser dem « ganz innerlichen » Gedichte (582) Verständnis entgegenbringen werden.

Die Bekanntschaft des jungen dänischen Theologen Hans Lassen Martensen, die Lenau Ende März 1836 machte, wirkte nur bestärkend auf die seit anderthalb Jahren erfolgte Rückwendung zur geoffenbarten Religion. Ein Gespräch mit Martensen war ihm ein wahres Vernunftbad. Nie hatte er einen so spekulativen Kopf gefunden, kaum einen Menschen, dessen ganzes Leben so unverrückbar aufs Ideale gerichtet, mit der kindlichsten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigte (581). Vortrefflich fand er, was Martensen ihm sagte von der positiven Religion als einer absoluten Voraussetzung und von der Begründung alles Lebensorganismus durch diese Voraussetzung (584). Dasselbe hatte er schon bei Herbart gelesen, und was er im Briefe vom 14. Juli 1836 an Martensen über das Böse in der Welt und die Unterordnung der einzelnen Organe zum grossen Werke des Geistes schreibt, lehnt sich eng an Herbarts Lehre an.

XXXVII

Sophiegedichte.

3. Reihe. — 1836.

Tod und Trennung. — Jugend und Liebe. — Frage. — Neid der Sehnsucht. — Meine Rose. — Der schwere Abend. — Mit einem Edelmardermuff.

Den Spuren der Entfremdung von Sophie Löwenthal im ersten Halbjahre 1836 sind wir bereits nachgegangen. Deutlicher als in den allgemeinen Schmerzgedichten zeigt sich dieser Riss in Gedichten, die einen mehr oder weniger unmittelbaren Bezug auf Sophie aufweisen. Sophie selbst deutet die Spannung an, wenn sie die Verse **Tod und Trennung** 517 mit der Bemerkung versieht: » Während eines Zerwurfnisses mit Sophie «. Die Möglichkeit eines Bruches mit der Geliebten bringt den Dichter auf eine Berichtigung des Gedankens: » Todbetten Heissgeliebter sind das Furchtbarste « 126. Wie furchtbar sie sind, führen die drei ersten Strophen aus, es gibt jedoch etwas Schrecklicheres als den Tod, das ist die Trennung zweier Herzen:

Doch ein Anblick tiefrer Trauer,
Bänger als des Sterbens Schauer,
Wär es, könnt ein Aug es fassen,
Wie zwei Herzen sich verlassen.

Der Erstdruck in der Wiener Zeitschrift vom 8. Juni 1837 verbietet, das Gedicht auf ein späteres Zerwürfnis, das vom Oktober 1837, zu beziehen.

Diesen Irrtum begeht Reynaud [1] bezüglich des Sonetts **Jugend und Liebe** (297). Richtig weist er auf eine Liebesenttäuschung als Anlass hin, die er in den Oktober 1837 versetzt. Wieder belehrt uns der Erstdruck im Österreichischen Musenalmanach für 1837, dass das Gedicht früher entstanden. Von der Sendung desselben, nebst dem Sonette *Frage*, an den Herausgeber des Almanachs, Braun von Braunthal, benachrichtigt Lenau am 5. Dezember 1836 A. Grün. Braun von Braunthal hat Lenau « entsetzlich zum Beitritt geschraubt », indem er behauptete, an seiner Weigerung müsse das Unternehmen scheitern. Da Braun sich auch nicht als Herausgeber nennen wollte, liess Niembsch sich bewegen, ihm einen kleinen Beitrag zu geben, um nicht den gehässigen Schein auf sich zu ziehen, als hätte er ein vaterländisches Institut hintertrieben (894). Im Motive ist das Sonett mit den Gedichten *Tod und Trennung*, *An den Tod* und stellenweise mit *Der ewige Jude* verwandt. Es erwähnt das Erkalten eines Herzens, das geliebt (Vs 6), die leichte Flucht der Liebe (Vs 10), den « herben Tod des Schönen » (Vs 12). An diesen

Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen
(Vs 14),

immer sucht es, « noch den Traum zu halten » (Vs 7), sich an den Trost zu klammern, das Erkalten sei nur ein stiller gewordenes Empfinden (Vs 8), im « treuen Wahne » zu beharren, das Schöne bliebe ihm noch (Vs 13). *Treuer Wahn* war das Sonett im Erstdruck überschrieben.

Das Erkalten Sophies deutet der Liebende in dem Sonette **Frage** (297) (Bist du...), das in einer Handschrift *Nachwirkung* überschrieben, als eine Schuld. Wie der verschwommene und beklommene Eindruck, den ein böser Traum beim Erwachen hinterlässt, kann eine hienieden begangene Schuld uns folgen

[1] *Thèse auxiliaire*, Nr 170.

ins Jenseits, dort nachwirken als eine dunkle Klage und der Seele ihren Frieden stören. Wenn auch der Dichter das Sonett erst am 16. Januar 1837 Emilien Reinbeck mitteilte, so bezeugt doch die frühere Sendung an Braun von Braunthal, dass es im Jahre 1836 entstanden. Die späte Übergabe an Emilie kann auch nicht als ein Anhaltspunkt gelten für eine Entstehung zu Ende des Jahres 1836.

Bessere Stimmung brachte der Sommer, den Lenau in Sophies Nähe, in Penzing im gräflich Christalniggschen Hause zubrachte. Ende Juli reiste er wieder ins Hochgebirge nach Reichenau und schrieb in dem kurzen einwochigen Aufenthalte dort täglich Liebeszettel an Sophie. Sie unterscheiden sich merklich von den früheren aus dem April und Juni. Jede Spur von Missverständnis ist verschwunden. Im Glorienscheine der reinsten Verklärung erscheint ihm die ferne Geliebte. Sie ist ihm die « wunderbare Vereinigung, die lebendige Fülle alles Wahren und Schonen », das ihn warm und unmittelbar anweht in ihrer Nähe. Seine Schuld an sie ist unermesslich wie die Welt, die einst verlorene, die sie seinem Herzen wiedergeschenkt (249).

Heftige Sehnsucht nach der Geliebten durchbebt fast jede Zeile dieser Zettel wie die Verse **Neid der Sehnsucht** (289), die Sophie in einer Abschrift 1836 datiert. Das Gedicht scheint während einer Trennung von Sophie geschrieben zu sein :

Und ich muss trauern,
Denn nimmer strahlt mir
Dein Aug, o Geliebte!
(Vs 8-10.)

Nun bist du ferne,
Vs 34.

« Nie war mir die Trennung von dir so schwer gefallen », schreibt Lenau am 24. Juli (248 ; am 25. : « Einsam bin ich hier, ganz einsam. Aber ich vermisse in meiner Einsamkeit nur

dich. Nur du bist mir unersetzlich » (249); am 26. : « Wenn du nur da wärst, liebe Sophie!... mir geht hier gar nichts ab als du » (250); am 27. : « Es ist mir doch jeder Tag aus dem Leben gestohlen, den ich ohne dich verlebe » (251); am 28. : « Wenn die Abendstunde kommt, dann genügt mir nichts mehr, und ich möchte nur bei dir sein » (252). — Auch die Verherrlichung des Auges der Geliebten, auf welche das Gedicht gestimmt ist, findet sich bereits in den Bekenntnissen aus Reichenau, so im Zettel vom 24. Juli abends, wo der Dichter der Morgenstunden mit Sophie gedenkt, « von Zeit zu Zeit angestrahlt von deinem Blicke » (248), und in dem vom 27., der knapp das Grundmotiv ausspricht : « So schön hat noch kein Sterblicher Verse gemacht, dass sie einen Blick von dir ersetzen könnten » (251). Eine Fülle von Lobpreisungen des Auges der Geliebten bringen die Schreiben aus folgender Zeit bis in das Jahr 1842 hinein, von denen eins der bezeichnendsten Sophie zugleich als Übung im Lateinischen dienen sollte : « Vellem esse tecum incarceratus, o dulcissima, solus et solummodo tantum lucis in carcerem venire, quantum sufficeret ad videndum oculos tuos, in quibus totum mundum omnesque ejus delicias conspicerem refulgenter » (568).

Das in den Schlussversen ausgedrückte Neidgefühl :

Und bitter beneiden
Muss jeden Stein ich,
Und jede Blume,
Beneiden die kalten
Menschen und Sterne,
An die du vergeudest
Die süssen Blicke

kehrt auch in späteren Liebesbriefen wieder : « Ich beneide alle, die in deinem Zimmer liegen und schlafen, jeden Stuhl beneid ich, der an deinem Bett steht oder auf den du dein Kleid geworfen hast, ich beneide die Luft in deinem Zimmer, die deinen Hauch aufnimmt » (271). — « Ich beneide die Taglöhner

in eurem Garten, die dich täglich sehn und grüssen können » (325). — « Wer weiss, wer jetzt an meiner langentbehrten Quelle sitzt, ... wer weiss, welcher Wicht dabei sitzt und ihrer nicht froh werdend sein Bier trinkt » (559).

In Reichenau arbeitete Lenau, wie er Sophie mitteilt, weiter am Savonarola. Einem Briefe an Max Löwenthal vom 11. August ist zu entnehmen, dass er dort die 15. und 19. Romanze schrieb. Es tritt also wieder dieselbe sprunghafte Arbeitsweise wie beim Faust ein.

Den Monat August brachte der Dichter wieder bei Sophie in Penzing zu. Das Gedicht **Meine Rose** (294) ist vom Verfasser in der Handschrift August 1836 datiert. Es bezieht sich auf ein Unwohlsein Sophies, dessen Lenau am 10. August gedenkt : « Ist sie nicht krank? Das ist der Gedanke, der einzige, dessen ich fähig bin, seit ich dich im Vorüberfahren an deinem Fenster stehen sah. Als du so müde und schwach zusammenbrachest auf deinen Sofa und mich mit einem Blicke tiefsten Leidens ansahst, ward mir im Herzen, als ob mein ganzer Himmel zusammenbräche, ich fühlte mich im Innersten geschlagen und gebeugt. Es zog mich heftig, zu deinen Füssen zu sinken, da sagtest du, ich solle gehen, und ich ging » (255). Schurz überliefert uns in seinem Exemplar eine Bemerkung von Sophie, die in ihrem Exemplar fehlt, aus dem die Seiten 99 bis 110 herausgenommen sind (1) : « In Penzing 1836 im August. Niembsch sagte mir, es war bei einem Gang im Garten. » Der innere Anlass war das schmerzliche Zusammenbrechen Sophies, der äussere das Begiessen einer Rose gelegentlich eines Spazierganges im Garten des Löwenthalschen Landhauses.

Wenige Tage später sind die berühmten Verse **Der schwere Abend** (286) geschrieben. Sophie datiert sie in der Handschrift « Penzing, August 1836 » und übereinstim-

(1) Die fehlenden Seiten enthalten die **Liebesklänge** : *Wunsch, An den Wind, An die Entfernte, Meine Rose, An *, Kommen und Scheiden, Liebesfrühling, Frage nicht.*

mend in ihrem Exemplar : « In Penzing im Kristallniggischen Hause im August 1836 ». Die gewohnten Spaziergänge im Löwenthalschen Garten in Penzing erwähnt Lenau bereits in einem Zettel aus Reichenau : « Bald ist die Stunde unseres gewohnten Spaziergangs. Denk an mich, wenn du an unsre Bank kommst. Dieses Brett möchte ich einst zu meinem Sarge haben » (247). Ein Tag galt ihm als beschlossen, wenn er im Garten von ihr ging (262). Ein Regen freut ihn, weil er dem Garten für den nächsten Sommer mehr Schatten gibt (275). Träume versetzen ihn in diesen Garten (312). Oft sitzt er lange allein darin, Sophies gedenkend (300). Ungeduldig erwartet er sie öfters dort, immer nach ihr umblickend, alle die gewohnten Wege versuchend (304). Von ganz ähnlichen Gefühlen wie die im Gedichte ausgedrückten ward Lenau im September in Stuttgart heimgesucht : « Ich denke immer nur an dich und an den Tod. Mir ist oft sehr ernstlich zu Mute, als ob meine Zeit abgelaufen sei. Ich kann nicht dichten, ich kann mich an nichts freuen, nichts hoffen, ich kann nur an dich denken und an den Tod » (256). Auch könnten noch die zahllosen Stellen herangezogen werden, in denen der Dichter selbst seine Liebe als eine *unglückliche* bezeichnet.

Das Gedicht bietet die genaueste Kennzeichnung der Liebe zu Sophie, die als eine « traurige, bange, schwere, heisse und stumme, trübe und sternlose, zu Tränen nur gemachte » bezeichnet wird. Brachten die Gedichte an Lotte und, wenn auch in minderem Masse, die an Berta dem Dichter eine wirkliche dichterische Befreiung, so gab er nach seinem eigenen Zeugnis mit « jedem Gedicht » an Sophie « ein Stück Leben dahin », « opferte seinem Dichterstreben sein Herzblut » (327). Wie wenig Befreiung die Dichtung ihm hier bot, sagt er selbst : « Ich möchte meine Schriften mit Füssen treten, wenn sie sich einbilden wollen, mich darüber zu trösten, dass du nicht mein bist » (155). Als Lenau am 13. März 1832 an Mayer schrieb, er wolle sein Herz durch und durch in Schmerz « mazerieren » in Sehnsucht nach den Geliebten, er wolle sich selbst ans Kreuz

schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gäbe, da ahnte er nicht, in welch beispielloser Vollgiltigkeit sich diese Worte an ihm bewahrheiten sollten. Die Melancholie verband sich bei ihm mit dem Willen zum Schmerz. Dieser ist die treibende Kraft in seinem Leben und Dichten, gewiss nicht als bewusste Absichtlichkeit, sondern als dunkler Drang, der ihm sagte, dass er des Schmerzes als Quelle seiner dunklen Poesie bedurfte Ein helles Licht auf seine Dichtung wirft sein Ausspruch zu Karl Beck : « Nimm mir meine Krankheit und du nimmst mir meine Poesie » [1]. Der Schmerz war sein Erbteil, seine Lebenserfahrung, sein Lebenselement; er wurde auch sein Lebenszweck. Er betrieb ihn wie einen Beruf und entwickelte eine unvergleichliche Fertigkeit in der Pflege desselben, er schwelgte darin bis zur Verzückung. Den glanzendsten Beweis dafür liefern die Briefe an Sophie, einen viel einleuchtenderen noch als die Gedichte; sie sind ein Hohelied auf die Wollust des Schmerzes. « Es ist mir doch sehr wohl dabei, so heimlich für dich zu bluten. O du liebes, gewaltiges Weib! » beichtet er (564) und : « Wenn ich bei Nacht erwache, so greift meine Seele gleich nach ihrem Schmerze wie die Mutter nach ihrem Kinde » (665). Er gesteht Sophie, dass er ein Melancholiker sei, dass der Kompass seiner Seele immer wieder zurückzittere nach dem Schmerze, dass alle Religion und Liebe ihm vielleicht nicht weiter helfen konnen, als diesen Schmerz zu verklaren (260). In Sophie, die immer sein Herz hammern horen musste, dass es zu zerspringen drohte (276), fand er die Frau, die er fur seine Selbstzerfleischung und für seine Poesie brauchte. Es war ihm eine Lust, sich auf den ungestümsten Wogen der Leidenschaft herumtreiben zu lassen (666), sein Ungluck war ihm sein Liebstes, weil es von ihr kam, und er betrachtete es gern im verklarenden Lichte eines allgemeinen Verhangnisses (455). « *Der Dichter muss unglücklich sein* », bekennt er am 7. Oktober 1837 seinem

---

(1) *Pester Lloyd*, 1863, N° 226.

Freunde Max. « Das Organ, welches er besitzt, ist antizipiert, es gehört einem anderen Leben an, worin es erst seine volle Entfaltung findet, daher die Disharmonie mit dem jetzigen und der Schmerz darüber » (1). Von diesem Standpunkte aus erscheint eine Brandmarkung der Liebschaft ebenso müssig wie eine Verherrlichung derselben. Wie trefflich passt auf sie Feuchterslebens Ausspruch über den Dichter J. Mayrhofer : « Wie hätte sie (die Liebe) im Leben *dieses* Dichters anders erscheinen können, als in Gestalt des Schmerzes? » (2)

Aufschlussreich ist die Handschrift des Gedichtes, ein in die Zettel an Sophie eingereihtes kleines Blattchen, mit Bleistift ohne irgend welche Streichung geschrieben, die kleinen, zierlichen Schriftzüge leicht auf das Papier hingeworfen, eine Dichtung im Stegreif und in einem Zuge verratend, die Überschrift nachträglich in Tinte hinzugefügt. So dichtete Lenau die Perle seiner *Liebesklänge*, in der jedes Wort als die Frucht einer lange überlegten, fein gemeisselten, ausgereiften künstlerischen Arbeit erscheint.

Lenaus Zusammensein mit Sophie in Penzing wurde Anfang September unterbrochen durch eine kurze Reise nach Schwaben, die den alleinigen Zweck hatte, dem damals in Wien weilenden Grafen Alexander von Württemberg bei einem Säbelzweikampf mit einem gewissen Leutnant Lebret, dem Liebhaber der Gräfin Helene, in Ulm als Zeuge zu dienen. Lenau kam bis nach Stuttgart und brachte einige Tage bei der Familie Reinbeck zu. Anfang Oktober war er wieder in Penzing, wie die mit dem 4. Oktober anhebenden Briefchen an Sophie erweisen, blieb dort bis gegen Ende Oktober und bezog dann wieder seine Wohnung in der Stadt bei Schurz.

Die Liebesbriefe an Sophie nehmen um diese Zeit eine

---

(1) Tagebuch von Max Lowenthal, Nr 11.

(2) E. v. Feuchtersleben, Ausgewählte Werke, S. 346.

mystische Färbung an. Gott, Sophie und er müssen recht fest zusammenhalten und ihre Liebe, die weinende Waise, schützend in ihre Mitte nehmen. Der Liebende träumt sich in eine Welt, wo diese Liebe gilt in ihrem ewigen Rechte (257). Aber auch auf Erden muss alles zu Schanden werden, was gegen sie ankämpft. Sophie ist seine Offenbarung, er dankt ihr seine Versöhnung hier und seinen Frieden dort (259). Martensen ward nach Kerner sein Lehrer in der Mystik. In Erwartung des Werkes, das der Dane über die Mystik vorbereitete, las er zu dieser Zeit das klassische Werk von Görres, das ihm eine neue Kräftigung der Anschauungen brachte, die Martensen ihm vorgetragen. In der Liebe gibt es nur *einen* Teufel, den hat er abgetan. Vor gewissen Gedankenreihen hat er jetzt einen Abscheu, dass er gewaltsam absprange, wenn sie sich einstellen wollten (260). Sie stellen sich ein, und dann ist von dem gewaltsamen Abspringen nichts zu bemerken: » Es wäre fast eine Versündigung an deiner Seele, wenn mir dein körperlicher Besitz unentbehrlich wäre; und doch ist dein Leib so schön und seelenvoll in jedem Teile, dass ich wieder meinen muss, ich hätte deine Seele noch mehr inne, wenn auch dein Leib mir zufallen durfte « (261). Alle Mystik half jedoch nur dazu, den Schmerz zu verklären. Dieser übertönt die Freudenklänge, wie laut mitunter diese auch erklingen.

Die Prosa der sechszehn Zettel an Sophie aus dem letzten Vierteljahr 1836 reicht zum Ausdruck der Liebesempfindungen aus. Die dichterische Arbeit gilt ausschliesslich dem Savonarola. Der Dichter wagt sich nun an die schwierige Arbeit, die klaffende Lücke auszufüllen, an die Ausarbeitung der Predigten. » Das unvermeidliche Dogmatisieren in vierfüssigen doppeltgereimten Jamben « ging ihm, wie er am 5. Dezember Auersperg mitteilt, trotz seiner Schwierigkeit leidlich von statten (594). Hiermit sind wohl die Reden Savonarolas (Romanze 7 und 9) und die Antwort Marianos (Romanze 8) gemeint. Auch die zehnte Romanze, *Der Tod Lorenzos*, war, wie aus einem Briefe Schur-

zens vom 4. Dezember an Mayer hervorgeht, zu dieser Zeit fertig [1].

« Die Geschichte des reformatorischen Märtyrers », schreibt Sophie, « war ein würdiger Rahmen für des Dichters neuerwachte Liebe zu einem persönlichen Gott, und in die Weihnachtspredigt legte er sein Glaubensbekenntnis :

> **Dann kehrt zu seinem Heiligtume**
> **Das sturmverschlagne Herz — und glaubt ;**
> **Dann richtet die geknickte Blume**
> **Der Liebe auf ihr müdes Haupt.**
>
> (*Savonarola*, Vs 489-492.)

Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Es war seine Weihnachtszeit » [2]. Merkwürdig stimmt die Erinnerung Sophies überein mit Lenaus bereits angeführtem, M. Löwenthal gemachtem Geständnis, er sei von Religion so sehr durchdrungen, so von der Idee des Christentums erfüllt gewesen, gewissermassen so in dasselbe hineinblickend, wie weder früher noch seitdem jemals [3].

Ein beredtes Zeugnis für dies Geständnis legen die um das Jahresende gedichteten Romanzen des Savonarola ab. Nicht Savonarolasche sondern Lenausche Gedanken werden hier vorgetragen. Apologetisch und polemisch tritt er für das zur Zeit so hart und allseitig angefochtene Christentum ein. Er verteidigt es, wie Herbart, gegen die Naturphilosophie und den Pantheismus, gegen die Hegelsche Philosophie, gegen die Evangelienkritik von Strauss, gegen den Sensualismus Heines und der Antike.

---

[1] « Niembsch ist gegenwartig höchst wacker und springt von einer Savonarolaschen Romanze auf die andere wie ein Eichhörnchen. Zumal die letzte fertig gewordene, *Lorenzos Tod*, comme il faut zum Kussen. Mir zittert die Hand schon freudig dem *ganzen* Savonarola zum Willkomm entgegen. » Original in Mayers Nachlass auf der Kgl Landesbibliothek in Stuttgart.

[2] Schurz, II, 341 ; auch *Lenau und Lowenthal*, S 612.

[3] Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 42.

Er verherrlicht das Christentum als die Religion des Schmerzes, die Schmerz und Tod verklärt, geweiht und geheiligt. Andere Weltanschauungen als die christliche, die :

> **Haben nichts für deine Klagen,**
> **Kein Strahl versöhnt die schwarze Kluft,**
> **Sie haben nichts für dein Verzagen,**
> **Und schaudernd sinkst du in die Gruft!**
>
> (*Savonarola*, Vs 1109-1112.)

Alle Bestandteile und Gedanken der Lenauschen Schutzrede finden wir bei Herbart wieder, namentlich den, dass allein die Religion dem trostbedurftigen Menschen den erhabenen Punkt bietet, von dem wahre Trostung ausgehen kann und wirklich ausgeht, unter der Bedingung jedoch, dass die religiosen Vorstellungen nicht theoretisch bleiben, sondern innerlich angeeignet werden. Ganz gleich sagt Lenau :

> **Das alles aber ist verloren,**
> **Wenn's nicht in euch lebendig lebt.**
>
> (Vs 1137 f.)

Auch die Stelle uber das *Gebet* (Vs 1160-1172) geht auf Herbartsche Anschauung zuruck. Als das grosste aller Übel bezeichnet Herbart die Herrschaft einer bestimmten Klasse oder Kaste in der religiosen Gemeinde; gerade das Edelste, die Religion, verwandelt sich, wenn es verzerrt wird, in das Abscheulichste und Verderblichste (II, 59, 69, 307). Dies ist einer der Grundgedanken des Savonarola, der in der 7. und 9. Romanze ausführliche Behandlung erfahrt. Auf Grund seiner Abneigung gegen die Priesterherrschaft erweist sich Herbart in seiner Lehre von der Religion als ein entschiedener Anhanger des Protestantismus. Des katholischen Dichters Bekehrung zur positiven Religion ist ganz protestantisch gefarbt. Ketzer sind die Helden, die er für die Dichtung ins Auge fasst, vielmehr Verfechter des freien Gedankens als des Glaubens, der Savona-

rola ist eine Rechtfertigung der Reformation, zu der nicht, wie fast allgemein behauptet, Sophie Löwenthal den « mächtigsten Anstoss » gegeben, sondern Herbart und Martensen, wenn Lenau auch in den Liebesergüssen die Geliebte öfters als die Urheberin des Savonarola preist.

Starken Nachklang findet in den zu Jahresende 1836 gedichteten Gesängen des Savonarola die Schmerzdichtung dieses Jahres überhaupt. Mariano will den « heiligen Schmerz » in Ruhe lullen (Vs 982), verschleiern die Wunde,

Die durch das Herz der Menschheit brennt.

(Vs 994.)

Unser tiefstes Fühlen ist der Schmerz, unser innerster Gedanke der Tod (Vs 1123 f.), nur das Christentum lehrt uns, dass sie der schwarze Untergrund zu der Blütenwelt der Liebe sind (Vs 1131 f.). Zu trosten wusste die Antike den Schmerz nicht, sie konnte nur mild an ihm vorüberführen (Vs 1501 ff.). Einen starken lyrischen Einschlag zeigen sogar diese dogmatischen Gesange; hervorzuheben ist die Parallele zwischen der « stillen kühlen Nacht, der Zeit des Mitleids und der Güte » und der « langstvergangnen Nacht, die einst auf Judäa niedersank » (Vs 477-536), ferner die Verse über das Gebet (1161-1176).

Mit dem Vergleiche von Sophies Angesicht mit einem stillen Liede Gottes, mit dem Ausdruck « unaussprechlicher » Liebe schliessen die Liebesergusse des Jahres 1836 (273). In so glücklicher Stimmung, wie zu Ende des Jahres 1836, feierte Lenau kein Weihnachtsfest mehr :

O Weihnacht! Weihnacht! höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht,
Sie hüllt in ihren heil'gen Schleier
Das seligste Geheimnis dicht.

(*Savonarola*, Vs 529-532.)

Sein Weihnachtsgeschenk an Sophie begleitete er mit den sinnigen Versen **Mit einem Edelmardermuff** (491), in denen er mit den « blumenschöpferischen Handen » (Vs 7) auf Sophies Kunst der Blumenmalerei anspielt, die er, in einem Briefe an sie vom 14. Dezember 1834, so beredt und geistreich verteidigt, und zu welcher er sie so warm ermuntert.

XXXVIII

Lyrik der Savonarolazeit.

2. Teil. — 1. Halbjahr 1837.

Freundschaft. — Auf eine goldene Hochzeit. — An den Frühling. — Auf meinen ausgebälgten Geier I. — Zweierlei Vögel. — An einen Tadler. — Einem Theaterdichter. — Albumblatt.

Lenaus lyrische Muse verstummt fast völlig in der ersten Hälfte des Jahres 1837. Savonarola, « der geistliche Herr », nimmt ihn ganz in Anspruch. « Die Schwierigkeiten der Ausführung sind oft unglaublich », kündet er am 16. Januar Emilien. « Doch es freut mich, Dinge poetisch durchzusetzen, an deren poetischer Darstellbarkeit wohl die meisten Menschen a priori verzweifeln » (596). Gleichzeitig berichtet er, die Arbeit stünde jetzt im letzten Drittel des Ganzen. Etwa siebzehn Gesänge waren folglich bis Mitte Januar fertig, was eine sehr fruchtbare Arbeit im Monate Dezember voraussetzt. In dieser findet Lenaus Gläubigkeit stets kräftigere Nahrung. Es gereicht ihm zum besonderen Vergnügen, mit diesem Werke gegen den herrschenden Geschmack des Tages anzukämpfen. Dieser Geschmack, erfährt Emilie, sei ein schlechter Bastard der französischen Revolution. Die höchsten Interessen der Menschheit würden noch immer durch die trübe Brille der französischen Enzyklopädisten betrachtet, eine Brille, die durch den Blutdampf der Guillotine und der Napoleonischen Schlachten nicht durchsichtiger geworden sei, als da sie noch auf Voltaires Nase gesessen (596).

Auch das Selbstbewusstsein schwoll bei der Dichtung des Savonarola. Hier fühlte Lenau sich erst recht als der wahre Dichter, der, wie er zu Martensen äusserte, dem unwahren zeitlichen Bewusstsein der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewusstsein entgegensetzen, richtende und freimachende Worte

in seine Zeit hineinsprechen müsse (1). Kerner wird am 23. Januar mit der Nachricht erfreut, dass « der alte Dämon, das pantheistische Luder », dahingeschickt sei, von wannen er gekommen, d. h. « zum Teufel ». Der Dichter hat in seinem Herzen scharfe Musterung gehalten, viel Gesindel daraus fortgejagt und es umgeschaffen zur Herberge für gute, freundliche Gäste, wie Kerner sie liebte und hegte. Als Menschheitsideal schwebt ihm der mittelalterliche Mystiker vor mit dem « glühenden, durchsichtigen Herzen » (397). Dementsprechend erreicht die Mystik in der Liebe zu Sophie im Anfange dieses Jahres ihren Höhepunkt (2). Es ist die Zeit, wo der Liebende tief zu empfinden glaubt, dass seine Liebe eine Übung für die Ewigkeit ist, dass die Liebe überhaupt nicht bloss da ist zur Fortpflanzung der Gattung, sondern gewiss und hauptsächlich fürs ewige Leben der Individuen. Das Zeichen soll verabredet werden, dass die Liebenden sich im Jenseits geben wollen, um sich wiederzufinden (289). In einer Nacht, in der er mit schönen seligen Gedanken an Sophie erwacht, wird es ihm auf einmal sonnenklar, was « Gott mit unsrer Liebe will. Sie ist ein Teil seiner eignen Liebe. Ich werde dir das einmal erklaren. Jetzt kann ich nicht, es ist zuviel » (290).

Solchen Gefühlen entsprechen die gleichzeitigen Verse :

> *Der* Bund allein wird lange dauern :
> Wenn froh in Gottes Angesicht
> Zwei Herzen aneinander schauern ;
> Der überwährt das Sternenlicht.

Sie bilden die sechste Strophe der fünften Romanze *Die Novizen* des Savonarola und zugleich die Schlussverse eines eigenen Gedichts, das Lenau in der Handschrift « Wien, 24. Marz 1837 » datiert und **Freundschaft** überschreibt. Es entspricht genau den Versen 257-280 des Savonarola. Einen Freundschaftsbund, wie er hier geschildert, schlossen Savonarola und der Novize Domenico, ging Lenau mit Martensen ein,

(1) Schurz, I, 360.

(2) Vgl. S. 424 f. dieses Werkes.

Am wahrscheinlichsten sind die Verse nachträglich in den Savonarola eingeschoben; sehr leicht lösen sie sich aus dem Epos los. Castle [1] fasst sie als eine Antwort auf einen Brief Martensens auf, den Lenau in einem Zettel an Sophie aus dem Februar 1837 (284) erwähnt.

Das « Bündnis guter Herzen » feiert Lenau auch in dem Gelegenheitsgedicht **Auf eine goldene Hochzeit** (322), von dem uns Sophie in ihrem Exemplar mitteilt, es sei an die Eltern Sommaruga gerichtet, zur Feier ihrer silbernen Hochzeit. Tatsächlich findet sich das Wort *silbern* in der Überschrift der Handschrift. Die Handschrift belehrt uns auch, dass das Gedicht als Epilog zu dieser Hochzeit gedacht ist. Diesen Charakter verraten deutlich eine Einleitungsstrophe und zwei Schlussstrophen, die in der endgültigen Fassung fehlen. Diesen Epilog sprach, wie uns wieder Sophie belehrt, die Schauspielerin Julie Rettich bei Sophies Eltern in der Annagasse. Einer freundlichen Mitteilung der Familie Sommaruga verdanke ich die Datierung des Gedichtes. Die Hochzeit fand statt am 7. April 1837. Ein « Bündnis guter Herzen » (Vs 29), ein « Asyl vor winterlichem Leide » (Vs 12), eine « warme Quelle » (Vs 28), eine von der Liebe geschützte Oase (Vs 27) fand der Dichter in der Familie Löwenthal. Dort sammelte die Seele im stillen einen ganzen Schatz von Liebe, schreibt er später an Sophie (441). Sie konnte ihr Lob aus den Versen heraushören [2].

---

[1] Castle, *N. Lenaus Savonarola* (*Euphorion*, III, 87).

[2] Irrtümlich ist das Gedicht auf die silberne Hochzeit von Sophies Eltern bezogen worden. Diese fand statt am 21. April 1833. Auf sie dichtete Max Löwenthal ein Karmen (Wien, gedruckt bei den Edlen von Ghelenschen Erben), in dem sich folgende Verse auf Sophie vorfinden :

Und der Tochter holde Jugend
Froh errötend vor Euch stehet,
Um die Stirne Hauch der Jugend,
Hauch bescheid'ner Anmut wehet,
Himmelslicht im Auge wach.
Ja, ihr habt sie mir gegeben
Diese Treue, diese Milde,
Dass sie schmücke mir das Leben,
Gattin nach der Mutter Bilde,
Und sie hält, was sie versprach.

Lenaus Quelle ist eine Stelle aus Schuberts *Geschichte der Seele* (S. 738). « Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte sich vor Zeiten der Menschenfleiss an der nun ganz von Eis umschlossenen Ostküste von Grönland, mitten in die Wildnis des Winters hinein, das Klima eines warmeren Landes erschaffen. Ein Kloster, von Garten umgeben, war an dem Fuss eines erloschenen Vulkanes erbaut, da wo dem verödeten Grunde bestandig ein Strom und Dampfe des heissen Gewässers entstiegen. Durch die Küche wie durch die Fussboden und Wande der Zellen, durch die Hofe wie durch die Garten, war der wärmende Quell hindurchgeleitet und verbreitet, und sein Aushauch gab mitten in dieser Heimat des Winters den Baumen und Gemüsen einer gemassigten Zone ihr Gedeihen; machte selbst in der Zeit der Polarnacht den lebendigen Bewohnern den Aufenthalt im ewigen Eislande behaglich. »

Ein Frühlingslied des Jahres 1837, das eine südlandische Lenznacht schildert, bringt der *Savonarola* :

Die Frühlingslufte flüstern, scherzen
Und halten in den Lauben dicht
Gluhwurmer, ihre schwanken Kerzen,
Versteckten Rosen ins Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimnis bald,
Das susse Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Im Busche singen Nachtgallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbeflimmert schallen,
Die Wolk am Himmel lustig zieht.

Vs 2585-2596.)

Auf den Frühling des Jahres 1837 freute sich der Dichter nicht, weil er für die Wunsche der Liebe ein Winter war (289), weil er ihm diesmal wie ein schoner Rauber nahte (291). Er zerstörte die reiche, innere Welt des winterlichen Zusam-

menlebens. « Was helfen mir die Blüten und Vögel, wenn ich dich nicht küssen kann » (291). Das Klagelied über den verspäteten Lenz, das sich durch reine Naturschilderung auszeichnet, **An den Frühling** (346), gehört am wahrscheinlichsten in das Frühjahr 1837. Reynaud ([1]) versetzt es in das Jahr 1838 und bringt es in Verbindung mit dem erst Ende Juli 1838 entstandenen Gedichte *An den Ischler Himmel*, das sich nicht auf einen verregneten Frühling, sondern auf einen regennassen Sommer bezieht. Das gleichbetitelte Frühlingsgedicht des Jahres 1838 unterscheidet übrigens der Dichter selbst von dem des Jahres 1837, indem er in der Überschrift die Jahreszahl hinzufügt.

Im Mai zog Lenau nach Penzing « ganz in die Nähe seiner Freundin, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hause in der Schmidgasse » ([2]). Dort brachte er den Savonarola mindestens zu einem vorläufigen Abschluss, wie wir aus einem Briefe Schurzens an Mayer vom 8. Juni erfahren ([3]).

« Penzing, Juni 1837 » ist in der Handschrift der erste Teil des Gedichtes **Auf meinen ausgebälgten Geier** (238) datiert. Hinfällig wird hierdurch Sophies Bemerkung : « In der Johannisgasse als Zimmermieter bei Löwenthals ». Dort wohnte Lenau erst vom November 1837 ab. Allerdings meldet Frankl (S. 43), auf der Kommode in dieser Wohnung habe ein ausgebalgter Geier gestanden, und Schurz (I, 372) berichtet, dass ein solcher dort auf einem Hangekasten gethront. Den Zimmerschmuck muss Lenau also von Penzing in seine Stadtwohnung hinübergebracht haben.

Zur Erklärung des Gedichtes ist zunachst der am 19. Mai 1837 erfolgte Tod der altesten zwölfjährigen Tochter von Schurz heranzuziehen, die nach 23tagigem Leiden am Nervenfieber starb. Niembsch, sonst kein Freund vom allmählig Sterben-

---

(1) *Thèse secondaire*, Nr 214.
(2) Schurz, I, 344.
(3) Mayer, S. 157.

sehen, besuchte sie taglich. Mit vorgeschlagenen Händen warf er sich über die Leiche hin, so heftig weinend und schluchzend, berichtet Schurz (I, 344), wie die alte Magd in ihrem langen Leben noch keinen Mann je hatte weinen sehen, ja gar nicht gedacht hätte, dass einer weinen könnte :

Mehr als ein blut'ger Tod macht es mein Herz erbeben,
Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn übers Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

(Vs 41-44.)

Die « Weinenden am Sarg » (Vs. 21) sind die Verwandten des Dichters. Er trostet sie mit dem Gedanken der Unsterblichkeit, den ihn der ausgebalgte Geier gelehrt. Es lebt noch der Geist, der ihm einst die Schwingen gab, den konnte der Jager Tod nicht treffen, das blutdurstige Kreischen des Raubvogels ist für die Seele ein susser Klang, der Geist, der ihn so heiss nach Blut schmachten liess, ist zugleich der starke Geist der Volkerschlachten, es ist das Leben, das der Seele ihren Kerker, den Leib, aufsprengt; aus einem Becher trinken Leben und Tod. Auch ein Mensch, dem wie dem Dichter « ein Gluck zunichte ward » (Vs 27), findet Trost in dem Gedanken, dass der Tod nur ein vorubergehender Zustand, ein unbetrachtlicher Zerfall in der allgemeinen Lebensentwickelung ist. So trostete er gleichzeitig Sophie mit dem Gedanken, dass ihr Gluck unantastbar, unnahbar jeder Macht auf Erden sei (500), und dass die Ewigkeit als sicher und bleibend gestalten werde, was hier unsicher und flüchtig (298).

Reynaud (S. 366) führt das Gedicht auf Hegels Philosophie zurück. Auffallend ist namentlich die Übereinstimmung mit Hegels Auffassung vom Tode. Der Tod, lehrt Hegel, ist « das Aufheben des Einzelnen und damit das Hervorgehen der Gattung, des Geistes... Über diesem Tode der Natur, aus dieser toten Hulle geht eine schönere Natur, geht der Geist hervor ».

den Hegel « ewig und unsterblich » nennt. « Das Ziel der Natur ist, sich selbst zu töten, und ihre Rinde des Unmittelbaren, Sinnlichen zu durchbrechen, sich als Phönix zu verbrennen, um aus dieser Äusserlichkeit verjüngt als Geist hervorzutreten » (1). Reynaud geht zu weit, wenn er das Gedicht als ein hegelianisches Glaubensbekenntnis auffasst. Aus den Gesprächen mit Max Löwenthal ist zu ersehen, dass der Dichter erst im Jahre 1840 das Studium Hegels begann. Zu einem entschiedenen Anhänger der Hegelschen Philosophie ward er im Spätjahre 1841, bis dahin bezeichnet er sich selbst als einen der heftigsten Gegner Hegels (2), dessen Lehre ihm verdächtig, weil sie für die Naturkunde nichts und auch nichts für die Poesie war (3).

Auch ist es gar nicht notwendig, Hegel zur Erklärung heranzuziehen; Schubert reicht hierzu vollkommen aus. Den Grundgedanken, dass der Tod Beginn eines neuen Lebens, dass das höchste Leben dem Tode am nächsten ist, drückt Schubert folgendermassen aus :

« Es ist ein ewiges Naturgesetz, das so klar da liegt, dass es sich dem Geist des Menschen zuerst aufdringen müssen, dass die vergängliche Form der Dinge untergeht, wenn ein neues, höheres Streben in ihnen erwacht, und dass nicht die Zeit, nicht die Aussenwelt, sondern die Psyche selber ihre Hülle zerstört, wenn die Schwingen eines neuen, freieren Daseins sich in ihr entfalten. Ich habe in dem ersten Teil meiner schon angeführten Schrift (4), da wo ich von einem scheinbaren Streben der Dinge nach ihrer eignen Vernichtung gehandelt, in vielen Beispielen gezeigt, dass gerade in der Glut der seligsten

(1) Hegel, Naturphilosophie, Zweiter Teil, Werke VII, 692-695.

(2) *Lenau und Löwenthal*, 157, 217, 231.

(3) Nendorf, S. 130.

(4) *Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens*. Leipzig, Reclam, 1806-1821, 2. Bd. Abschnitt 1. Gleiche Gedanken entwickelt Schubert noch in seiner *Symbolik des Traumes* Bamberg bei C. Fr. Kunz, 2. Auflage 1821, S. 39 f.

und am meisten erstrebten Augenblicke des Daseins, dieses sich selber auflöset und zerstört. Es welkt die Blume sogleich, wenn der höchste Augenblick des Blühens vorüber ist, und das bunte Insekt sucht in der einen Stunde der Liebe zugleich die seines Todes, und empfängt in dem Tempel der Hochzeit selber sein Grab. Ja es sind bei dem Menschen gerade die seligsten und geistigsten Augenblicke des Lebens für dieses selber die zerstörendsten, und wir finden öfters in dem höchsten und heiligsten Streben unsres Wesens einen seligen Untergang. Die erhabensten und göttlichsten Blüten in der Geschichte unsres Geschlechts sind am schnellsten vergangen, am schnellsten von dem Andrange ihrer Zeit, oder vielmehr von ihrem eignen Streben zerstört worden, obwohl das Werk selber, das sie getan, für alle Zeiten getan ist. So wird, wenn die Wesen mit allen Kräften gerungen, dass sie den Geist einer höheren Vollendung ergreifen mochten, der Genuss selber der Tod, und nur das Streben nach jenem höchsten Moment hat das Leben aufrecht erhalten. Jedoch ist jenes Streben nicht vergeblich gewesen, und eben die Glut jener zerstorenden Augenblicke, für die bisherige Form des Daseins zu erhaben, erzeugt den Keim eines neuen höheren Lebens in der Asche des untergegangenen vorigen, und das Vergangliche wird (beruhrt und verzehrt von dem Ewigen) aus diesem von neuem wieder verjüngt. Auf diese Weise wird uns eine der künftigen Vorlesungen in vielen Tatsachen, die aus der Natur selber geschöpft sind, zeigen, wie gerade in den höchsten Augenblicken des jetzigen Daseins der Dinge die Anlagen zu einem kunftigen hoheren erzeugt werden, und oft in diesen selber, oder bald nachher sichtbar werden. Aus diesem Grunde sind jene hochsten Augenblicke zerstörend, weil ein neuaufgehendes hoheres Streben das alte verdrangt, weil von nun an die Empfanglichkeit für die Einflüsse des jetzigen Daseins sich vermindert »[4].

---

[4] *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*, 1808, S. 69 ff.

Der Gedanke der ewigen Wiedergeburt des Lebens durch den Tod findet verwandten, kräftigeren Ausdruck im *Nachtgesang* der *Albigenser* :

> **Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,**
> **Vorspringt und ein Menschenbild zerreisst,**
> **Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,**
> **Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.**
>
> (*Albigenser*, Vs 111-114.)

Zugleich ein Nachklang aus dem Savonarola, in seiner Verwendung des Bildes vom Geier (1) wie in seiner Schilderung der Pest, und ein Vorspiel zu den blutigen Schlachtgesängen der Albigenser ist dies Geierlied.

Am Vorabend seiner Abreise nach Stuttgart schrieb Lenau ein mit dem Datum 17. Juni 1837 versehenes Stammbuchblatt, das die Prosafassung des Gedichtes **Zweierlei Vögel** (371) bildet. « Die Reflexion ist ein *Strichvogel*, der von Ast zu Ast hüpft, und höchstens in die Nachbarlande wandert, sein liebster Wahlspruch bleibt immer : bleib im Land und nähre dich redlich. Dieser bornierte Vogel hält den *Zugvogel*, die Spekulation, für einen Narrn, dass er sich von der Ahnung übers Meer tragen lasst. Bist du ein Strichvogel, so picke deine Nuss auf deinem Zweiglein in Frieden, mache dich aber nicht lustig über den Vogel höherer Gattung » (598) (2). Von der unten mitgeteilten Fassung unterscheidet sich diese durch einen engeren wörtlichen Anschluss an das Gedicht. Lenau verteidigt die spekulative Philosophie, wohl eher im mystischen Sinne der

---

(1) *Savonarola*, Vs 1702, 2427 f.

2) Eine andere Fassung, wahrscheinlich der Prosaentwurf, lautet : « Die Reflexion ist ein Strichvogel der im Lande bleibt oder höchstens in die Nachbarprovinz wandert; die Spekulation ein Zugvogel, den die Ahnung übers Meer trägt.

Der Strichvogel weiss von einer solchen Ahnung nichts und will nichts wissen, und er pfeift gerne ein Spottlied über den armen *Narrn*, den Zugvogel.

Das « bleibe im Lande und nähre dich redlich » ist auch der Wahlspruch der Reflexionisten. (*Lenau und Löwenthal*, S. 521.)

Neuplatoniker und Schellings als im rationalistischen Sinne Hegels. Geschrieben im Augenblicke einer neuen Reise nach Schwaben, mag das Gedicht auch eine Antwort sein auf Vorstellungen, wie Grillparzer sie in seinem *Nachruf* an Lenau andeutet :

Bestimmt, ein blühend grüner Ast zu sein
An deines Vaterlandes Künstlerbaume,
Fandst du's zu eng in dem beengten Raume,
Und, selbst als Baum zu gelten, lud's dich ein.

Also entrückt der vaterländ'schen Erde,
Verpflanztest du, was so versprechend schien,
Hin, wo im Treibhaus am geheizten Herde
Und unter Glas sie bleiche Pflanzen ziehn.

Auch Lenaus Beschäftigung mit der Philosophie nennt Grillparzer « Torenweisheit alt und neue », die Lenau « rasch in seines Ruhmes schwellend Kleid aufnahm », « Taumelsäfte », in denen er sich den Tod trank. Gleicher Ansicht war Bauernfeld. Lenaus Lieblingslektüre, berichtet er, « war übrigens mehr eine philosophisch-theologische als historische oder poetische. Ich zweifle beinahe, ob er Shakespeare und Goethe genau und in allen ihren Werken kannte. Zu *Savonarola* machte er wohl ziemlich ausführliche historische Studien, aber auch theologische, die ihn überwältigten, so dass ihm die geschichtlichen Gestalten in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt, wie im Hohlspiegel, vors Auge traten. Er wurde ernstlich böse, als ich ihn vor der gefährlichen Mystik und insbesondere vor dem Umgang mit einem schwedischen Theologen warnte, mit welchem er sich in die Irrgänge der Scholastik zu vertiefen liebte. ' Das verstehst du nicht ' — brauste er auf — ' dafür bist du zu leichtsinnig! ' — ' Und du, lieber Freund, etwas zu schwerfällig, um das helle Leben der Medizeer naturgetreu zu schildern. Du hast nur deine Symbole im Kopfe, dir fehlt der eigentliche historische Blick und Sinn, wie er zum Beispiel unserem Freunde Auersperg innewohnt '. — Lenau sah mich gross an. ' Du magst recht haben, Bruder ', sagte er

nach einigem Nachdenken, ‘ aber ein jeder Vogel singt nach seinem Schnabel’ » (1).

Strichvogel Reflexion,
Zugvogel Poesie,
Singt jeder andern Ton,
Und andre Melodie.

Auf die Einwendungen :

Es wagt um Fabeltand
Ein Narr nur weiter sich
(Vs 10 f.),

Die Sehnsucht ist Betrug,
Hier picke deinen Kern
(Vs 15)

antwortet der Dichter mit wörtlicher Wiederholung seiner Entgegnung zu Bauernfeld, und mit einer Bezeichnung, die vorzüglich auf letzteren passt :

Du *Flattrer*, meinen Flug
Und Zug *verstehst du nicht.*

Eine beredte Selbstverteidigung auch zunächst gegen Bauernfeld bilden die Verse **An einen Tadler** (499). Das « vergnügte Blut » (Vs 7) kennzeichnet den Lustspieldichter, auch Frankl (S. 40) deutet das Gedicht auf ihn. Lenau, bemerkt Bauernfeld (2), duldete keinen Einspruch gegen irgend eine seiner Schöpfungen, verteidigte seine poetischen Kinder, auch die minder geratenen, wie die Löwin ihr Junges. Naturanlage und Neigung zogen Bauernfeld mehr zu dem lebenskräftigen Auersperg als zu dem grübelnden Lenau (3). An Einsprüchen

(1) Bauernfeld, *Aus Alt- und Neu-Wien*. Werke IV, 101 f.
(2) Bauernfeld, Werke IV, 103.
(3) Ebd., S. 100.

gegen den schwermütigen Charakter der Lenauschen Poesie, gegen seine « melancholischen Lyraklänge », wie er die Dichtungen nennt, hat Bauernfeld es gewiss nicht fehlen lassen, während Lenau ihm hingegen seine « Leichtfertigkeit und Frivolitat » vorwarf [1].

Im Jahre 1837 erschien Fr. Halms Schauspiel *Griseldis* im Druck. Von seiner ersten Aufführung am 30. Dezember 1835 im Burgtheater an hatte es einen Triumpfzug uber die deutschen Hofbühnen angetreten. « Es gab Enthusiasten », schreibt Fr. Dingelstedt in einem bereits erwahnten Aufsatze [2], « welche, bestochen durch das moderne Kolorit der Halmschen Diktion, diese über Schillers weit hinaussetzten ; ihnen werden die Augen aufgegangen sein, wenn sie durch die Ohren sich betoren liessen ». Erganzend bemerkt Dingelstedt, dass die aussere Form schon im Drucke merklich abbluhe gegen den lebendigen Vortrag, dass die Mangel und Lucken im gedruckten Gewande des Stuckes durchscheinender geworden als in seinem theatralischen Aufputz. Das der psychologischen Wahrheit, der drastischen Kraft, der scharfen Charakteristik entbehrende Stuck sei ganz fur eine sentimentale, nervenkranke Zeit berechnet, die hoher Reizmittel und Spannungen bedurfe [3]. Das Ruhrselige der *Griseldis* hebt auch Lenau in seinem Epigramm **Einem Theaterdichter** (505) hervor :

Ob der Schwarm in Tranen steh
Über all dem Breites,

und schliesst sich damit eng an das Urteil von J. Seidli z Jeitteles an, der in seinem Lenau gewidmeten, zu Anfang 1837 erschienenen Werke uber die Poesie in Österreich die *Griseldis* als das « tranenüberstromende Auge der Romantik bezeichnete und auch das « Breite » und « nicht Gescheite » des Lenauschen

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 367.

[2] *Die Poesie in Österreich*, seine S. 393 dieses Werkes.

[3] *Grillparzer-Jahrbuch*, IX. 344.

Epigramms eingehend begründet (1). Gleich ablehnend verhielt sich Grillparzer (2). Lenaus Angriff gegen Halm hinderte nicht, dass sich seit dem Jahre 1838 ein reger, freundschaftlicher Verkehr mit dem « recht lieben, treuherzigen Menschen » (3) entwickelte, den Lenau jedoch als Dichter nie hochschätzen lernte. Mit harten Urteilen über den *Camoens* und den *Sohn der Wildnis* hielt er dem Verfasser selbst gegenüber nicht zurück (4). An Halms dramatische Werke anknüpfend spricht er sein schärfstes Wort über das zeitgenössische Drama überhaupt : es sei gar nichts damit, es schwebe wie ein Gespenst, mit blossem Scheinleib über die Bretter (5). So tröstete er sich über das Misslingen seiner hartnäckig wiederholten Versuche, ein Drama zu schaffen.

Für die polemische Dichtung hatte sich Lenau durch den Savonarola geschult. Ein in sich abgeschlossenes polemisches Gedicht bringt die dreiundzwanzigste Romanze des Epos : *Die Tortur*, welche der Dichter mit den Versen einleitet :

Viel Frevel gibt's, wer kann's verneinen?
Viel Greuel lebt im Sonnenlicht;
Doch jämmerlichern gibt es keinen,
Als Schurken sitzend zu Gericht.
Ein Wandrer trägt auf Waldeswegen
Ein Schwert zu seinem Schutz; da raubt
Rücklings ein Strauchdieb ihm den Degen
Und spaltet ihm damit das Haupt.
Gesetz! wie gleichst du solchem Stahle!
Gericht, wie manchmal bist du gleich
Dem Räuber, der im dunklen Tale
Dem Wandrer schlägt den Todesstreich!

(*Savonarola*, Vs 3281-3292.)

---

(1) J. Seidlitz Deckname für *J. Jeitteles*, *Die Poesie und die Poeten in Österreich im Jahre 1836*. Verlag von J. M. Gebhardt, Grimma, 1837. I, 98.

(2) *Studien zur deutschen Literatur*. Werke XIV, 135.

(3) *Lenau und Löwenthal*, S. 85.

(4) Ebd., S. 112, 222, 232.

(5) *Lenau und Löwenthal*, S. 222.

Die 29. Strophe der Romanze *Die Entscheidung* (*Savonarola*, Vs 1925-1929) verdankt wahrscheinlich ihren Ursprung einem selbständigen **Albumblatt** (192), das Prof. Castle in der Ausgabe des Insel-Verlags zuerst veröffentlicht und den Gedichten einreiht :

> Bedenk, wenn Undank herb dich kränket,
> Dass dankbar bis zum letzten Hauch
> Der Mensch nur dann der Huld gedenket,
> Wenn Wohltat ihn gebessert auch.

Genaues über den Fortgang der Arbeit am Savonarola erfahren wir aus den Briefen des ersten Halbjahres 1837 nicht. Den Abschluss meldet Schurz an Mayer (S. 157) in einem Briefe vom 8. Juni. In Stuttgart, wo Lenau am 25. Juni eintraf, begann er sofort die Durchsicht der Dichtung, säuberte, feilte, bürstete seinem geistlichen Herrn noch ein wenig die Kutte (601), ja sprengte glücklicherweise einige der Felsen, die historisch hineinragten in den Strom seiner Poesie (602). So erstreckte sich die Arbeit am Epos vielleicht bis zum Beginn des Druckes, Anfang August. Der Stuttgarter Aufenthalt vom 25. Juni bis zum 10. September zeitigte eine neue Blute der Sophiedichtung.

XXXIX

Sophiegedichte.

4. Reihe. — Juni-August 1837.

Traurige Wege. — An den Wind. — An die Entfernte. — O dass die Erd! — An.

Die nächste Dichtung Lenaus wendet sich wieder der Liebe zu. In Penzing macht sich der drückende Zwang des Verhältnisses zu Sophie wieder geltend, trotz des Zusammenlebens, eben wegen dieses Zusammenwohnens mit ihr. Die bevorstehende, durch die Herausgabe des Savonarola und der dritten Auflage der Gedichte (1837) gebotene Reise nach Stuttgart wirft ihre Schatten voraus. Sophie ist sehr traurig darüber (299), und der einzige Trost Lenaus ist, dass er werde zeigen können, wie er in der Ferne mit ihr lebt (304). Max Löwenthal scheint die Abreise sehr zu wünschen, er gibt mitunter « ein wenig üble Laune » zu fühlen. « Er ist wohl überzeugt, dass wir nicht zu weit gehn; aber es wurmt ihn, dass du mir mehr bist, dass ich dir mehr bin als er. Zurücksetzung schmerzt an sich, wenn auch kein tieferes Interesse dabei verletzt ist, wie hier offenbar » (300). Die Furcht einer Hemmung des Bundes durch den Gatten taucht in Lenaus Seele auf. Sie gerät in eine krankhafte Spannung durch den plötzlichen Wechsel der Stimmungen von der höchsten Freude zur tiefsten Düsterkeit. Er hat Augenblicke, in welchen er vergehen möchte vor Schmerz über sein und der Geliebten Los, andere, wo ihm beider Unglück teuer ist. « Unsere Liebe », bekennt er am 14. Juni, « ist einmal gewissermassen eine unglückliche, und wir wollen unverdrossen

und mutig die stille heimliche Tragödie, in der niemand spielt und zuschaut als unsere blutenden Herzen, bis an unser Ende fortführen » (502) und am 15. : « Dein letztes Briefchen spricht traurig. Peinlich ist auch mir, was dir so ist. Ich will darüber nicht schreiben und meine Seele in das stachelvolle Dickicht ohne Ausgang hineinstürzen » (504). Was er nicht schreibt, dichtet er in **Traurige Wege** (286), einem Liede, das ganz aus den Stimmungen und Gefühlen dieser Zeit herausgewachsen ist. Es folgt im Drucke unmittelbar auf *Der schwere Abend*, und dies ist wohl künstlerische Absicht. Hier wie dort hangen die grauen oder dunklen Wolken hernieder, gehen die Liebenden schweigsam, traurig im Garten oder durch den Wald, Todesgedanken in der Seele. *Traurige Wege* fesselt durch die Ausmalung von Gegensatzen, die um so gefälliger wirken, als sie dem vorangehenden Gedichte fehlen. Das Nebenmotiv :

> Unsre Liebe schwieg und sann,
> Wie mit jedem Schlag der Wellen
> Zeit und Gluck voruberrann

Vs 14-16

findet sich auch im Zettel an Sophie vom 10. Juni : « Glaubst du, mir liegt nichts an der Neige unsrer Zeit? Ich mochte jeden Augenblick festhalten und streicheln und bitten, dass er nicht so schnell an unsrem Gluck vorubereile » (298).

Am 18. Juni trat Lenau die Reise nach Stuttgart an. Es machte einen tiefen, unvergesslichen Eindruck auf ihn, dass Sophie beim Fortfahren des Wagens mit ihren Kindern auf ihn wartete, ihm zartlich grusste, bis er sie aus den Augen verlor, und eine Strecke dem Wagen nacheilte. « Mir war », schreibt er ihr am 18. im Kaffeehaus zu Linz, « als deine liebe Gestalt immer weiter zurückblieb, *ob ich meinem Glück entflöhe*, das mir vergebens nachstrebte » (507). In Briefen aus Stuttgart vom Juni, Juli und August kommt er auf den « unvergänglichen Eindruck » dieser Abschiedsszene zurück, die er in dem Gedichte **An den Wind** (295) festgehalten. Dies Bild

kann er « bis zu visionärer Deutlichkeit » in sich zurückrufen (307), es verlässt ihn nicht (308). Am 21. Juni, in München, sieht er Sophie wieder mit ihren Kindern bei der Schmiedgasse (310), am 30., in Stuttgart, schwebt ihm das Bild wieder lebendig vor, und er bittet Sophie, das Kleid nie wegzugeben, welches sie anhatte, als sie mit ihren lieben Kindern auf ihn wartete. Er hat sich die Farbe gemerkt, « es war grünlicht » (320), am 7. Juli wünscht er sich eine Handvoll von dem Staub, den sie trat, als sie bei Penzing seinem Wagen nachging (327), am 8. August sieht er Sophie wieder recht klar und schön, wie sie mit den Kindern seinem Wagen folgte (339). Sogar in einem der Freundschaftsbriefe an Sophie, die der Gatte mitlesen konnte, kann Lenau nicht umhin seine Freude auszudrücken, dass er sie und die lieben Kinder an der Schmiedgasse noch einmal gesehen (602). Bereits während der Reise oder kurz nach Lenaus Ankunft in Stuttgart muss das Gedicht verfasst sein.

Schon in einem Zettel vom 24. Juni aus Ulm klagt Lenau über das Peinigende des Gedankens, dass eine Strecke von achtzig Meilen sich zwischen Sophie und ihm « breitlümmele » und sie auseinander halte (313). Den Gedanken greift er wieder auf am 27. : « Ich darf mir die Strecke Erde gar nicht vorstellen, die zwischen uns liegt, so wird mir bang. Die absolute Unmöglichkeit, sich in einer Stunde zu sehn, hat etwas Grauenhaftes. Und wie lang kann eine *Stunde* werden ! So aber brauch ich fünf Tage wenigstens. Stuttgart liegt ekelhaft von Wien weg » (316). Wird man hierbei schon gleich an die « vielen, weiten Meilen » des Gedichtes **An die Entfernte I** (295) erinnert, so folgt unmittelbar, in demselben Zettel, die Umschreibung des genannten Liedes in Prosa : « In unserm Garten [4] blühen sehr schöne Rosen. Ich könnte dir unmöglich

---

(4) Es ist der Reinbeck'sche Garten in Stuttgart gemeint, der noch erhalten ist (Friedrichstrasse 16).

eine blühende bringen. Zwei Liebende sollten nie so weit getrennt sein, dass sie sich nicht eine Rose frisch und blühend bringen können » (516). Ein Zettel vom 29. Juni meldet weiter : « Der Abend war heute sehr hübsch im Garten. Die Rosen blühn da herrlich. Nichts aber mahnt mich so mächtig und schmerzlich an dich wie Blumen. Ich bin ihrer jetzt mehr empfänglich als jemals. Du malst sie ja » (519).

Zu **An die Entfernte II** bemerkt Schurz in seinem Exemplar : « In Ischl ». Demnach fiele der zweite Teil des Liedes in den Juli oder Anfang August des Jahres 1838. Nichts berechtigt zu dieser Annahme. Es steht ihr viel mehr entgegen, dass Lenau in Ischl mit Sophie lebte und folglich keinen Anlass zu einem Sehnsuchtsgedichte wie dieses hatte, zu klagen, dass er seinen Himmel geraumt, einen Blick verloren, einen Hauch versaumt, zu dem Wunsche, die Geliebte umarmen zu dürfen. Seitenstücke zu dem Gedichte sind übrigens gerade in den Liebesklangen in Prosa aus dem diesmaligen Stuttgarter Aufenthalte zahlreich vorhanden. So zu Strophe zwei :

O, dass ich, ein Tor, ein Tor,
Meinen Himmel räumte!
Dass ich einen Blick verlor,
Einen Hauch versäumte!

der Zettel vom 7. Juli : « Wie lange hab ich nicht mehr in dein Auge geblickt! O diese Versaumnis kann nur nie wieder gut gemacht werden » (527) ; vom 20. Juli : « Jeder Ton schien mich zu verklagen, dass ich dich verlassen habe. Schon über vier Wochen weg von dir... » (540) ; vom 21. Juli : « Diesen Augenblick hor ich die Turmuhr schlagen und mir wieder zehn Stunden vorzahlen unwiederbringlichen Verlusts » (541) ; vom 17. August : « Mein Lebenselement ist einmal dort, wo du bist, o du Kern der ganzen Welt und alle Sehnsucht meines Herzens » (568) ; vom 26. August : « Was helfen diese Kritze-

leien, wenn ich dich nicht sehn kann? » (377) ; vom 6. September : « O ein Wort aus deinem süssen Munde ist mir mehr als alles Geschriebne der Erde. Könnt ich nur schon bei dir sein » (388).

Es ist nicht ausgeschlossen, dass dieser zweite Teil, der, wie schön er auch an sich ist, doch die mächtige poetische Wirkung des ersten abschwächt, — wie auch schon die letzte Strophe des ersten Teiles — später gedichtet ist. Jedenfalls fällt jedoch die Entstehung in den Stuttgarter Aufenthalt vom 24. Juni bis zum 10. September. Erklärlich ist, dass man vor der Veröffentlichung der Briefe an Sophie das Gedicht auf Lotte Gmelin bezog, die sich so hübsch als das « liebe Mädchen » ausnahm, für das der Dichter in der « fremden Ferne », d. h. in Amerika, eine Rose pflückte, obgleich der winterliche Aufenthalt in Amerika, der späte Druck im Jahre 1838 und auch der sonstige Inhalt des Gedichtes Bedenken hätten erregen sollen. Bereits im Jahre 1891 wies R. M. Werner (1) darauf hin, dass in dem gerade in Frankls Buch *Lenau und Sophie Löwenthal* veröffentlichten Zettel vom 27. Juni 1837 der Keim des Gedichtes liege. Unverantwortlich ist, dass trotzdem die Entstehung in Amerika und die Beziehung auf Lotte Gmelin weiterhin behauptet wurde, namentlich von Ernst (S. 93) und Reynaud (2). An die « vielen weiten Meilen » (I, Vs 6) dachte Sophie, als sie ihrem Vater Kleyle in einem unveröffentlichten Briefe schrieb : « Der Raum ist das einzige wahre Unglück der Liebe, die gedehnten starren Meilen, die zwischen denen liegen, die doch allein zusammengehören ».

Die Warnung an Liebende, sich nicht weit von einander zu wagen, wiederholt M. von Hartmann in einem gleichbetitelten Gedichte (II, 456).

Während des diesjährigen Aufenthaltes in Stuttgart (25. Juni

(1) *National-Zeitung*, 1891, Nr 483.
(2) *Thèse auxiliaire*, Nr 165.

bis 10. September) stiess Lenau auch den Stossseufzer **O dass die Erd!** aus :

> **O dass die Erd, die zwischen dir und mir**
> **Sich dehnt, einstürzen möchte, dass dieser Baum,**
> **An dem ich weinend steh, und jener Ort,**
> **Wo du vielleicht in Tränen stehst,**
> **Zusammenrückten und die Schmachtenden beglückten !**

Prof. Castle, der diese Verse zuerst veröffentlicht (1), reiht sie in den Oktober 1837 ein, was unmöglich, weil Lenau zu der Zeit wieder in Wien war. Den äusseren Anlass, der ihm dort fehlte, bot die Stuttgarter Trennung zur Genüge. Tatsächlich finden sich in den Zetteln aus Stuttgart, neben den bereits angeführten, noch manche Stellen, die über die weite Entfernung seufzen, ausser den fast in jedem Schreiben wiederkehrenden Klagen über die Trennung. « Herz, liebes Herz, wo neunzig Meilen zwischen uns liegen » (345), ruft Lenau Ende Juli aus, « die verdammte Ferne » (347). « Wenn ich an die neunzig Meilen denke, graust mir », klagt er Anfang September (388). Schon am 25. Juli treibt es ihn « mit aller Gewalt heimwarts » (347), und am 28. macht er « ernsthafte Anstalten » zur Abreise (349). Mit dem Vers :

> **Wo du vielleicht in Tränen stehst,**

ist der Satz vom 10. Juli zu vergleichen : « Dieses schreibe ich, während du vielleicht auch an mich denkst und traurig bist » (350). Das Gedichtchen stammt wohl aus dem Juli.

Anfang Juli beschaftigt Lenau ausser dem Savonarola die Durchsicht seiner Gedichte für die dritte Auflage. Manches findet er drin zu feilen, schreibt er Sophie am 17. Juli (357). In der Tat feilte Lenau bei dieser Ausgabe mehr als bei den

---

(1) *Lenau und Lowenthal*, S. 511, Werke IV, 119.

vorigen. Lästiges Warten auf den verreisten Cotta, das seine Trennung von Sophie in die Länge zieht, verstimmt ihn sehr. Mit dem Dichten im Juli geht es schlecht (337). Im August ist seine « Plackerei endlos » (372). Es wimmelt ihm im Kopf vor lauter Buchstaben; er sieht zugleich die Gedichte, den Savonarola, Schwabs Gedichte und Auerspergs *Letzten Ritter* durch, verbessert die Gedichte Mayers in der Handschrift, macht historische Studien zum geplanten Epos über den Hussitenkrieg.

Es bedarf eines äusseren Anstosses, um ihm in diesem Monat ein Gedicht zu entlocken. Bereits im Juli hatte ihn ein « kurzer, trockener » Brief Sophies (345) so aufgeregt, dass er alle seine Arbeiten, die er doch nur als « blutige Fetzen eines schlechten Verbandes » (357) ansieht, liegen lassen und abreisen wollte. Am 18. August erhält er wieder einen Brief von Sophie, in dem er nur Verstimmung und schmerzliche Spannung findet, der ihm das Glück der Sehnsucht verkümmert, weil er meint, es sei der Geliebten unmöglich, « den Zustand innersten Einverständnisses festzuhalten, wenn es an den äussern Zeichen fehlt » (369). Diese « Ohnmachtigkeit » der Liebe Sophies ist ihm störend.

Aus dieser Stimmung heraus dichtet er am 20. August, 11 Uhr, wie die Handschrift angibt, das ergreifende Klagelied **An*** (285) :

Ach wärst du mein, es wär ein schönes Leben!

dem er in der Handschrift die Worte beifügt : « Du wünschest mir in deinem Brief, ich soll fortan vergnügt leben? Meinst du, ich lebe vergnügt? ohne dich? O meine Sophie! mein Alles! » (371). Schon am 9. August hatte er in gleichem Seelendrang ausgerufen : « Mein Schmerz um dich ist absolut, da gibt's keinen Trost, das ist hin, du bist nicht mein Weib, das ist eine recht tiefe, ehrliche Wunde, die blutet fort, solang noch ein Blut in mir geht » (360). Und es folgt unmittelbar ein Satz, der einen hellen Lichtstrahl auf das Verhältnis wirft : « Ein untröstlicher Kummer ist aber deiner und meiner Natur angemessen, wir

mussten darein verfallen. O ich sehe den Leidenszug an deinem Munde. Lass uns leiden, lass uns aber lieben, ewig ».

Die endgültige Fassung bedeutet eine Milderung und Verklärung gegenüber der ersten. In dieser nannte Lenau das Verhältnis ein *Kampfen* (statt *Entsagen*, Vs 2) und die Leichen seiner Lieben *Freudenbilder* (statt *gelinder Gram*, Vs 7) im Vergleiche zum Schmerze, dass er die Geliebte nie besitzen werde. Wenn Sophie in ihrem Exemplar zu dem Gedichte bemerkt : « Weisst du an wen! 'An meinen Stern', sagte er, als er es mir gab », so verwechselt sie diese Verse mit dem gleichlautenden *An* (O wag es nicht), deren Handschrift sie mit derselben Glosse versieht. Ein Vers von Byron im Gedichte *To a lady* in *Hours of idleness* :

If thou wert mine, had all been hush'd

wird allgemein angeführt, um Lenau als Nachahmer Byrons zu stempeln. Tatsachlich haben die beiden Gedichte nichts mit einander zu tun.

Am 7. September war Lenau mit seinen Arbeiten fertig, die dritte Auflage der Gedichte und der Savonarola waren gedruckt; am 10. September reist er von Stuttgart ab, halt sich in München beim « philosophischen Zauberer », Fr. von Baader auf, der ihn gerade wie Martensen zur philosophisch-theologischen Dichtung anfeuert, und trifft am 19. abends in Wien ein.

* * *

Die dritte Auflage der Gedichte erschien zugleich mit dem Savonarola zur Herbstmesse 1837. Die, wie bereits erwahnt, sehr sorgsame Korrektur, bei welcher der Dichter namentlich auch die Unmenge der Apostrophen der zweiten Auflage tilgte, die Grun wieder einführte, dauerte von Ende Juli bis zum 4. September. Die Ausgabe blieb unvermehrt; vielmehr strich

Lenau seine Übersetzung *Abschied aus Galazien* und die sieben Jugendgedichte : *Abendbild N° 3, König und Dichter, An Seneca, In der Nacht, Trias harmonica, An Mathilde, An die Hoffnung*. Die Abteilung *Lieder der Vergangenheit* erhielt die Überschrift *Erinnerung*. Einteilung und Rangordnung der Gedichte blieben dieselben.

Die seit 1834 entstandenen neuen lyrischen Gedichte behielt Lenau zurück, bis sie im Laufe des folgenden Jahres zu einem Bande angewachsen.

XI.

Ausklänge der Savonarolastimmung.

September-Oktober 1837.

Der Salzburger Kirchhof. — Nachhall. — Die Asketen. — Der Hagestolz. — Herbstlied. — Stimme des Windes. — Stimme des Regens. — Stimme der Glocken. — Stimme des Kindes. — Doppelheimweh.

Auf der Heimreise nach Wien machte Lenau am 13. September in München die Bekanntschaft des Theosophen F. X. von Baader, auf den Martensen seine Aufmerksamkeit gelenkt. Wie Herbart die Vereinigung der protestantischen Theologie mit der Philosophie, so strebte Baader die Verschmelzung der katholischen Gottesgelehrtheit mit der Philosophie an. Im Gemeinsamen der christlichen Weltanschauung und namentlich in dem Grundsatze von der Notwendigkeit und vom Bedürfnis der Religion stimmte er (Werke VIII, 135 f.; IX, 361-370) mit Herbart überein. Gleich Herbart tritt er scharf dem Spinozismus und Pantheismus entgegen, dessen « grässlicher Gott oder Ungott », gleichviel in Zorn oder Liebe seine Kreatur wieder aufspeise (III, 285). Eigentlich sei es der Teufel, der im Paradiese zuerst den Pantheismus gelehrt (V, 273), der « Jude Spinoza » habe denselben aus einem bereits verdorbenen Kabbalismus geschöpft, in der Hegelschen Philosophie habe die Lehre vom « indifferenten Grundbrei oder Urschleim » (XIII, 232), so Gott wolle, ihre « letzte Auflage » erhalten (X, 84). « Was wäre Gott der gesamten Menschheit, wenn sie Ihn nicht als Vater in ihrem Herzen erkennete » (XI, 64).

Lenaus Ausspruch, dass Baader « ein grosser und gewaltiger Denker » sei (595), deckt sich mit der Meinung der Zeitgenossen. Sogar ein jungdeutsches Blatt [1] pries ihn als einen « Haupt- und Grundphilosophen », als « einen der ersten Heroen unserer geistigen Macht, eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen unsres gerade in solcher Art so reichen Vaterlandes ». Baader erschien dem Dichter als ein philosophischer Zauberer, dessen Geistesblitze sich zu einem beständigen Wetterleuchten steigerten (606). Gleich bei der ersten Zusammenkunft packte Lenau ihn beim Kopf und gab ihm einen tüchtigen Kuss ob seines Ausspruchs : « Das Dichten ist eine grosse Sache. Dichten Sie fort im guten Geiste. Gott selbst ist ja ein Dichter. Die Wahrheit kann er uns nicht preisgeben. Da gibt er uns seine Gebilde » [2]. Baader äusserte seine Überzeugung, dass Lenau seinem Lieblingswunsche gewachsen sei, endlich einmal einen Dichter zu finden, der im stande wäre, seine « spekulativen Ideen zu inkarnieren » (606). Lenau, meinte Baader noch, sei in seinem Faust tiefer gegangen als alle anderen Dichter, besonders weil er den Teufel nicht als den Geist dargestellt habe, der bloss verneint, sondern als positiv [3]. Gerade arbeitete Baader an einer Abhandlung über das « Wechselverhältnis der Sophia, des Logos und des Satans », die er bald darauf als Sendschreiben an Lenau diesem schickte [4]. Unter steter Berufung auf Jakob Böhme und die mittelalterliche Philosophie überhaupt wendet er sich hier gegen die moderne Philosophie, die einerseits die Heimlichkeiten in natürlichen und übernatür-

---

[1] *Mitternachtzeitung*, 1836, Nr 75 76.

[2] Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 12. Vgl. auch den Brief an Emilie Reinbeck vom 16 September 1837 (Nr 606).

[3] Tagebuch von M. Löwenthal, Nr 5.

[4] In den Werken (IX, 157-288 zu Vorlesungen ausgearbeitet unter dem Titel : *Über mehrere in der Philosophie noch geltende unphilosophische Begriffe oder Vorstellungen mit Berücksichtigung älterer Philosopheme, besonders des Philosophus Teutonicus, aus einem Sendschreiben an Herrn Niembsch von Strehlenau, genannt Lenau.*

lichen Dingen als ganz unerforschbar darstelle, andrerseits allen Glauben an jene Mysterien als vernunftwidrig ausrede.

Als das erste Erfordernis zur *wahren* Kunst stellt Baader das religiöse oder mit Gott versöhnte Gemüt hin (IV, 169). Jeder wahrhafte Dichter und Künstler ist ein Seher (IV, 138). Alle höhere Kunst ist religiösen Ursprungs und hat somit oder soll haben religiösen Zweck (I, 121). Unter den Aufgaben des Künstlers bezeichnet Baader namentlich die, *das Gefühl der Wehmut über ein verlorenes Paradies* zu erwecken und uns ein Vorbild einer künftigen, unauflöslichen Wiedervereinigung der Dreiheit des Guten, Schönen und Angenehmen zu geben und somit die Hoffnung eines wiedergewinnbaren Paradieses in uns zu beleben (II, 431). In mehreren Gedichten, die kurz nach der Bekanntschaft mit Baader geschrieben, erscheint wieder das Motiv des verlorenen Paradieses (1), die Klage, die auch Schuberts Schriften durchtönt, und die Lenau wahrscheinlich bei Platon wiederfand, als er im Sommer 1836 diesen Philosophen « fleissig » las (249). Was ist diese Sehnsucht und Wehmut nach dem verlorenen Paradies anders als Platons *philosophischer Trieb*, als die *platonische Liebe*, das Heimweh der Seele nach ihrem überirdischen Ursprung, nach dem göttlichen Leben, das ihr dereinst zu teil wurde?

Auf der Heimreise nach Wien besuchte Lenau den Salzburger Kirchhof, vielmehr die beiden Kirchhofe von S^t^ Peter und S^t^ Sebastian, « im Interesse », meldet er Emilien, « meines sehr lieben und werten Freundes Liesching » (306), des Stuttgarter Buchhandlers. Bei diesem Besuche empfing er das Sonett **Der Salzburger Kirchhof** (298), das er wohl kurz darauf ausarbeitete. Er selbst ist

> Der fremde Wandrer, kommend aus der Ferne
> (Vs 9),

der angezogen durch die Schonheit des Ortes, hier gerne weilt,

(1) Siehe hierüber Baaders Werke, II, 271, XII, 181.

trotzdem ihm hier « kein Glück vermodert » (Vs 10). Die verschiedenen Fassungen der Schlussstrophe kennzeichnen Lenaus Entwickelungsgang von 1837 bis 1844. Positiv gläubig lautet die Fassung der Handschrift :

Sie schlafen tief und sanft in ihren Armen,
Bis sie zu neuem Leben einst erwarmen,
Wenn die Posaunen sie vor Gott entboten!

In den Ausgaben von 1838 bis 1843 tritt an die Stelle der *Posaunen* des jüngsten Gerichtes der allgemeinere *Morgenruf* :

Wann sie der Morgenruf vor Gott entboten.

Ganz pantheistisch lautet die Fassung der letzten Ausgabe von 1844 :

Die Blumen winken's, ihre stillen Boten.

Hiermit zu vergleichen ist das spinozistische Gedicht *An einen Greis*.

Eine poetische Frucht der Heimreise mag auch das Sonett **Nachhall** (299) sein : der Zusammenhang mit dem vorhergehenden ist jedenfalls offenbar. Der Friedhof mag Lenau an seinen verstorbenen Freund Fr. Kleyle erinnert haben, dem er diesen wehmütigen Nachruf widmet :

Mehr als des Menschen Tod will mich's erfassen,
Wenn ihn bereits nach wenig Tagesneigen
Hier, dort noch einer nennt — bis alle schweigen.

(Vs 12-14.)

Sophie bemerkt in ihrem Exemplar, das Gedicht sei « durch Mikschiks Tod veranlasst ». Dies ist unmöglich, weil der Pianist Eduard Mikschik, Bräutigam von Sophies Schwester Johanna, am 3. Oktober 1838 starb und Lenau bereits am 11. September den letzten (21[ten]) Bogen Korrektur der neueren

Gedichte, worin das Sonett (S. 158, Bogen 10) erschien, absandte. Auch der Erstdruck in Witthauers Album (1838) widerspricht der Datierung Sophies. Ein Trauergedicht auf Mikschik, *Im Vorfrühling*, ist vorhanden. Entwürfe dazu bringt das Einschreibbüchel vom Jahre 1838 [1].

Gleich nach seiner Ankunft in Wien am 19. September eilte Lenau nach Penzing in die Schmiedgasse zu Sophie und blieb dort bis Mitte Oktober. Das in den Ausgaben auf *Nachhall* folgende Sonett **Die Asketen** (299) datiert Sophie « Penzing, 28ten September, 1837 ». Damit mag es seine Richtigkeit haben. In einem Zettel vom 22. September mahnt Lenau Sophie, die « Verlassenheit und den brennenden Durst » (599) zu verschmerzen. Asketische Entsagung atmet auch das Schreiben vom 24. September. Sophies hohe Meinung von ihm ist ihm ein dringendes Gebot, sich « ernstlich zu veredeln ». Der grösste Lohn für alles, was er noch erstreben mag, blüht ihm in ihrer schonen Seele. Sie ist ihm ein rettender und versohnender Engel geworden, auch ein strafender. Überall, wo er Gottes starke Hand fühlt, spürt er auch ihre liebe Hand, und er kann oft beide nicht voneinander unterscheiden (600). Ein Zettel vom 28. September, dem Tage der Entstehung des Gedichtes, rügt Auersperg, weil ihm der geistige Halt, die geistige Heimat fehle, und weil er vor den Stimmen des Ernstes ins Fleisch flüchte, « dieses schlechte, verwesliche Asyl » (601). Ebenso bezeichnend ist der Ausspruch vom 7. Oktober : « Deine Schwelle ist die letzte, an der ich was begehre » (605).

Es ist eine schone Zeit, dies dreiwochentliche Zusammensein mit Sophie in Penzing, eine seltene Gemutsruhe, eine innere Zufriedenheit, ein inniges, vom Gedanken der Entsagung verklartes Gluck atmen die vier Liebeszettel aus dieser Zeit. In einem Briefe an Schurz vom 8. November 1844 gesteht Sophie, dass sie und Lenau gewohnt waren, ihr Gluck jenseits

---

[1] *Lenau und Lowenthal*, S. 528–540.

des Grabes zu suchen, dass Niembsch als Asket lebte, seit sie sich liebten, dass dieses Bekämpfen des sinnlichen Triebes grossen Teil an der Verstimmung seiner Nerven gehabt haben mag (1). Es war für Lenau ein schweres Opfer : « O Weib! ich möchte weinen, wenn ich denke, wie ich so zerfalle, ohne dass wir uns ganz umarmen durften », beichtet er ihr bereits am 7. August 1837 (558). Das Glück der Entsagung war von kurzer Dauer, ein « wildes Tier aus der Wüste » naht sich bald dem « friedlichen Hause seiner Liebe » und schreit nach ihm (452). Oft tut sich uns in der Folge der « schwarze Rand des Abgrunds » (452) auf, in den die Leidenschaft den mitunter wild Rasenden werfen konnte.

Über den hier verherrlichten Asketismus spottet er in einem Briefe an J. Kerner vom 15. November 1831. Damals fand er, dass in diesem « Abzapfen der Menschlichkeit » etwas « Feiges » liege (75). Sophie erzog ihn zu dem Gedanken der Entsagung. Er lag in ihrer Natur begründet, nicht in der Lenaus. « Zum Aszeten hab ich verflucht wenig Talent », bekennt er in dem erwähnten Briefe an Kerner. Er hat seinen Feind gefangen genommen, *nie* ihn erschlagen. Er achtete es auch als männlicher, sein aufrührerisches, schlimmes Fleisch zu bändigen als sein sieches, zahmes Aszetenfleisch (75). Schwärmerei und Leidenschaft waren gleich starke Hebel in seinem Verhältnis zu Sophie, während bei ihr erstere obwaltete. Ihre anästhesische Natur (2) hat gewiss keinen schweren Kampf mit den Sinnen zu bestehen gehabt, während Lenau sich nach ihrem eigenen Geständnis in diesem Kampfe aufrieb. Der anfängliche Spott

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 328.

(2) In ihren *Lesefrüchten* lehnt sie sich mit Karoline von Woltmann gegen die Verpflichtung der Ehe auf, « Kinder zu erzeugen ». Nach der Geburt ihres dritten Kindes, Arthur (1835), hat sie bei ihrem Gatten den Verzicht auf diese Verpflichtung durchgesetzt, am 8 November 1844 schreibt sie Schurz, Niembsch habe als starker und gesunder Mann ein Bedürfnis gehabt, « *welches einem Weibe unbekannt bleibt als solches* ». (*Lenau und Löwenthal*, S. 328.)

über den Asketismus geht beim Ende seiner Laufbahn in leidenschaftlichen Hass über. Die Mahnung Diegos im *Don Juan* :

> Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
> Gebeut : willst du dein Erdenlos bestehen,
> Musst du geschlossnen Auges und verzichtend
> An manchem Paradies vorübergehn
>
> (Vs 57-60),

weist er, mit seinem Helden sprechend, spottisch, schroff zurück und legt diesem genug leidenschaftliche Ausfälle in den Mund :

> O finstrer Wahnsinn! blutendes Entsagen,
> Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen
>
> (Vs 145 f.),

oder :

> Verrücktres hat die Erde nie getreten,
> Als Stoiker und darbende Asketen.
>
> (Vs 847 f. Vgl. *Die Albigenser* Vs 1363-66).

Was die Asketen vom « lauten Freudenmarkt » zurückhält, ist das Gefühl « Wir sind gefallen » (Vs 9). Baader weist alle Lehren ab, welche den Fall des Menschen nicht anerkennen wollen (VIII, 46 f.). Mit Lenaus damaligem Begriff vom Asketen deckt sich seiner vom Menschen als Mikrotheos, als Bild Gottes in der Welt und für die Welt. Durch den Fall des Menschen, durch seine Abkehr von Gott und Zukehr zur Welt sei eine Entstellung und Verdüsterung des Gottesspiegels in ihm eingetreten (VIII, 226).

Ein Asket ist auch **Der Hagestolz** (528), der sich « vor allzu heissem Wunsch » (Vs 15) mit dem Gedanken an den Tod verschanzt. Die « 13. Oktober 1837 » datierte Handschrift ist überschrieben : *Der pantheistische Junggeselle*. Ursprünglich ist das Lied also aus einer bestimmten Reflexion heraus gedichtet und wandte sich satirisch gegen den Pantheismus, den Niembsch

gerade um diese Zeit an Rückert tadelte [1]. Der Pantheist wird in der endgültigen Fassung neben dem Rauch der Pfeife und dem Totenschädel zum « dritten Kameraden » (Vs 19), der « wildkalt » [2] in ihm spricht von Pan, « dem grossen Unbekannten » (Vs 28). Als Lenau dem Liede den Charakter eines Rollengedichtes entnahm, fügte er die in der Handschrift fehlende Strophe ein :

Den Rauch betrachtend, Rad an Rad,
Und dort den bleichen Knochen,
Hat noch ein dritter Kamerad
Wildkalt in mir gesprochen.

(Vs 17-20.

Die handschriftliche Fassung weist die Spur einer eben eingetretenen Spannung mit Sophie auf. Die Verse 49-50 :

Das Lebensglück ist nicht geglückt,
Die Menschen mir's zertraten

lauten in der Handschrift :

Das Liebesglück ist nicht geglückt,
Schicksale mir's zertraten.

Auch der « allzu heisse Wunsch » deutet auf Sophie hin.

[1] Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 14.

[2] Diese Bezeichnung sowie die Schilderung Pans überhaupt entspricht der Schubertschen : « Der Pantheisten Gott kennt kein Erbarmen... Nicht schnell tötet der Pan seine Opfer, sondern ofters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten .. Doch dieses Nachtgespenst des allverschlingenden Gottes verschwindet, sobald die Seele es näher und scharfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lacherlicher zusammengedichtet als jene phantastischen Gestalten, welche zum teil Fisch und Frosch, zum teil Vogel sind und Jungfrau » (*Geschichte der Seele*, S. 350). — Ähnlich, bemerkt Lenau in den *Entwürfen*, weht es dem Menschen aus dem Abgrunde des Pantheismus zu. Den Pantheisten lässt er sagen : « Was ich denke, ist so garstig, dass ich fromm bin und wünsche, dass es nur *einmal* gedacht wird. » Weshalb dies garstig ist, setzt er ebenda auseinander. (Lenau und Löwenthal, S. 322, 328, 342.

Die Erwähnung der « öden Stube » (Vs 2) verleitet Reynaud ([1]) und die nachfolgenden Erläuterer, das Gedicht in die Zeit des Aufenthaltes bei Max Löwenthal in der Johannisgasse, vom 25. Oktober 1837 bis zum 21. Mai 1838, zu versetzen. Dort bewohnte Lenau in der Tat ein Zimmer, das Schurz (I, 372) als lichtarm bezeichnet, das Lenau selbst ein dunkles (600), odes (449), trauriges ([2]), einsam düsteres ([3]) nennt. Überdies weiss Schurz (I, 372), dass neben dem ausgebalgten Geier ein Totenschadel in diesem Zimmer stand, was der Dichter selbst bestatigt :

> Du toter Geier stehst noch immer wild und edel,
> Und neben dich gestellt hab ich den bleichen Schädel
>
> (*Auf meinen ausgebalgten Geier*, II, Vs 1 f

In dieser « düsteren, kleinen Stube » besuchte ihn im Winter (1837-1838) Frankl und erzahlt (S. 44), dass Lenau ihm an jenem dusteren Wintermorgen den Eindruck eines mittelalterlichen, asketischen Monches in einsam dunkler Zelle machte. Dass das Zimmer teilweise an seinem murrischen Unbehagen schuld sei, schreibt Lenau Emilien (600). Irreführend genug war folglich die « ode Stube », wie auch die Bemerkung des Dichters zu Max Lowenthal am 26. Januar 1838, das Herz des Hagestolzen sei ohne Hulle dem Froste des Alters preisgegeben, wahrend Kinder das Herz einwickelten, erwarmten und verjungten ([4]). Die Motive der oden Stube und der Trost spendenden Zigarre verwendet M. von Hartmann im Gedichte *Junggesellenstube* (I, 167).

Ein **Herbstlied** (519) (Rings trauern die Entlaubten) schliesst sich an die beiden Herbstgedichte *Das durre Blatt* und *Vorwurf*

---

[1] *Thèse* [illegible], Nr 205.
[2] Vs 49 des Gedichtes *Am Rhein*.
[3] Vs 2 des Gedichtes *Beethovens Büste*.
[4] Tagebuch von Max Löwenthal, Nr 57.

an, die wir in die Liebesgedichte an Sophie einreihen. Die Handschrift im Nachlasse Sophies befindet sich auf der Rückseite derjenigen des Sonettes *Stimme des Windes*, und Sophie datiert sie « 18. Oktober 1837 in Penzing ». Genauer noch bemerkt sie in ihrem Exemplar : « Penzing in unserem Garten in der Schmiedgasse im Jahr 1837 den 18. Oktober ». Auch ohne diese bestimmten Angaben würde der offenbare Einklang mit den eben genannten Herbstgedichten zu dieser Datierung führen. Das « dürre Blatt » hat die Buche des Penzinger Gartens den Winden hingeworfen. Der immergrünen Eiche zieht der Dichter die Buche vor, als Sinnbild seiner « Seele Trauer » (Vs 13), und weil sie, wie er, sich « den Winterschauer so zu Herzen nimmt » (Vs 15 f.). Die Spannung mit Sophie wirft ein eigentümliches Licht auf die letzte Strophe. Den « Winterschauer » nahm der Dichter sich so zu Herzen, dass er am 20. Oktober der Geliebten bekennt : « Sophie! ich könnte in diesem Augenblick das Traurigste tun » (409). Ein liebloses Wort von ihr konnte ihn in den « tobendsten Schmerz jagen » (450).

Sehr fruchtbar in der Sonettendichtung waren die letzten Oktobertage. Seit Ende Oktober wohnte Lenau bei Max Löwenthal in der Stadt, wo er auch, wie er der Stuttgarter Freundin meldet, « mit Kost und Bedienung trefflich versorgt war » (909). Bisher unbekannte Aufschlüsse über Leben, Denken und Dichten dieser Zeit bringt das Tagebuch von Max Löwenthal. So äusserte Lenau am 18. Oktober : « Ein wachendes Kind ist schon etwas sehr Tiefes, eines das schläft, angenehm träumt und in diesem Traume spricht, ist vollends etwas höchst Ergreifendes. Dieser Ton klingt wie der aus einer schönen verlornen Welt. Etwas Verwandtes ist der Herdenglockenton, der auf dem Hochgebirge durch weite, feierliche Stille der Natur dringt. Ich möchte diese beiden Erscheinungen in ein Sonett bringen, aber ich fürchte es nicht zu treffen. Es gibt Gedanken so zarter Art, dass jedes Wort für sie zu plump und schwerfällig erscheint » (1).

1) Tagebuch von Max Löwenthal, N. 19.

— « Wir wissen nicht », sagt Schubert, « welcher tiefe Reiz über der ersten Kindheit ruhet. Sei es, dass ein Nachklang jenes unbekannten Traumes, aus welchem wir kamen, oder dass jener Abglanz des Göttlichen sie verherrlicht, welcher am reinsten über dem Stillen und Kindlichen schwebet. » [1]. In der Seele des Kindes, schlummert das « Ahnden eines höheren, unsichtbaren Geisterreiches, das neugierige Forschen darnach, verbunden mit den Unruhen der Furcht oder des hoffenden Sehnens » [2]. — Auch Baader fragt sich : « Warum zieht uns das geschlechtslose Kind so sehr an und weckt uns die Erinnerung oder den Wunsch des paradiesischen Zustandes der äusseren Natur? » (II, 271).

Lenaus so gleichlautende Äusserung lehrt uns, dass die Anregung zu den vier Sonetten **Stimme des Windes** (501), **Stimme des Regens** (501), **Stimme der Glocken** (502), **Stimme des Kindes** (505), die der Dichter in der Handschrift 25. Oktober 1837 datiert, von dem Gedanken an ein schlafendes Kind ausgegangen, der umgekehrt in der Dichtung als Ausgangspunkt des Sonettenzyklus erscheint. Dem Plane folgte unmittelbar die Ausführung. Ein Schreiben an Sophie vom 20. Oktober : « Nach einer guten Weile entliess ich mein kleines Auditorium und machte noch ein Sonett » (508), meldet, dass die Arbeit bereits begonnen. Das schlafende Kind besang der Dichter in *Stimme des Kindes*, den Herdenglockenton in *Stimme der Glocken*. Die *Stimme des Regens* und die *Stimme des Windes* bildeten eine so bald erfolgte Ergänzung, dass Lenau die vier Sonette am 25. Oktober Sophie überreichen konnte. Er überschrieb sie in der Handschrift mit den Worten : *Zur Versöhnung und Begrüssung in der Stadt*, zur *Versöhnung* nach einem im Oktober stattgefundenen Zerwürfnis mit Sophie, auf das wir noch zurückkommen, zur *Begrüssung* in der Stadt, infolge von Lenaus Übersiedelung in das Löwenthalsche Haus.

---

[1] *Ansichten von der Nachtseite der Natur*, 1. Auflage, S. 303.

[2] *Geschichte der Seele*, S. 34.

in der Johannisgasse. « Diese vier Sonette », bemerkt Sophie in ihrem Exemplar, « machte Niembsch im Spätherbst 1837 in meines Vaters Hause », d. h. in Penzing. Am 30. Oktober sandte der Dichter sie Emilien Reinbeck, mit dem Vermerk : « Hier folgen vier Sonette. Eine meiner jüngsten Produktionen » (607).

Derselbe Brief bringt das bemerkenswerte Geständnis : « Dass die Poesie den profanen Schmutz wieder abwaschen müsse, den ihr Göthe durch fünfzig Jahre mit klassischer Hand gründlich einzureiben bemüht war; dass die Freiheitsgedanken, wie sie jetzt gesungen werden, nichts seien als ein konventioneller Trödel; dass eine Zeit kommen werde, wo das jetzt für Unsinn Geltende sich als Tiefsinn erweisen soll : davon haben nur wenige eine Ahnung. Die Morgenstrahlen einer wahrhaft geweihten Kunst werden immer nur die Bergesgipfel empfangen, in den Schluchten aber werden sie nie popular werden, weil die Sonne in die letztern erst hinabscheint, wann der Morgen bereits vorüber ist ». Sein Missfallen an Rückerts Dichtung begründete er dadurch, dass dieser ein Jenseits weder kenne noch Sehnsucht darnach empfinde, sich in der Gegenwart vollkommen befriedigt fühle (1). In Goethes 1836 erschienenen Gesprächen mit Eckermann fühlte er den Mangel des « intuitiven und spekulativen Charakters » (2). Zu Grunde liegen Anschauungen Baaders, der die « profane » Poesie der

---

(1) Tagebuch von Max Lowenthal, Nr 14.

(2) Ebd. Nr 28. Vgl. auch ebenda Nr 97. « Auf die Bemerkung », berichtet Frankl (S. 63), « dass Eckermann Goethen im Schlafrocke, im Negligé seines Herzens gezeigt und trotz aller Bewunderung für Goethe ihm geschadet habe, erwiderte Lenau :

« Eckermann und Goethe,
Blaserohr und Flöte. »

M. Koch nimmt den Ausspruch in Lenaus Lyrik (I. 357) auf. Noch eine ungedruckte Aeusserung Lenaus über Goethes Gespräche mit Eckermann findet sich in einem Berichte des Koadjutors J. L. Jockell an Schurz : « Sie können sich nicht denken, wie mir vor den gedruckten goethischen Nachtisch-Rülpsern ekelt, die Eckermann in seinen dickleibigen Büchern der Welt aufschliesst, sagte er mir einmal bei Neuner mit der Queue in der Hand. » (Ergänzung zu *Schurz*, II, 197 f.)

Zeit in Bausch und Bogen verurteilte, weil die neueren Literaten alle gründlich über die « mystische Dimension » hinweggingen (1), und der namentlich schlecht auf Goethe zu sprechen war (2).

In bewusstem und gewolltem Gegensatz zu dieser profanen Poesie dichtet Lenau in den *Stimmen* von einer schönen, verlorenen Welt, vom Heimweh nach dem entschwundenen Paradiese der Kindesunschuld und des Friedens, von Glockentönen, Segenssprüchen, Engelchören u. s. w. Die innere, subjektive Stimmung, aus welcher diese Friedensdichtung erwuchs, verrät der nach einer neuen Versöhnung mit Sophie geschriebene Zettel vom 21. Oktober : « Deine Worte von heut abend sind wie Balsam in mein Herz geflossen. Ja, du liebes, edles, süsses Weib, unser gemeinsames Leiden soll uns heilig sein. Ich schmähe diese Stunden nicht, und ich bereue nicht, dich gefunden zu haben. Solche Stunden besturmen das Herz zugleich mit einem Übermass von Lust und Leid, dass das verwirrte nicht weiss, ob es bluten soll oder lachen, und verzweifeln mochte in seinem Himmel ; aber sie sind die besten meines Lebens. — Hatt ich dich nicht gefunden, so hatt ich auch nie erfahren, was es heisst, von einem Weibe geliebt zu werden, die es wert ist, dass mir mein Unglück das Liebste ist, was ich habe. Ich habe mir nie ein Glück getraumt, wogegen ich dieses Unglück vertauschen mochte. Ein Blick in deine Seele ist nicht zu teuer erkauft mit dem schmerzlichsten, bis an meinen Tod fortgekampften Entsagen » (10). Dem Satze : « unser gemeinsames Leiden soll uns heilig sein » entspricht der Vergleich :

> Und Erd und Himmel haben keine Scheide,
> In eins gefallen sind die nebelgrauen,
> Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen,
> Und Mein und Dein vergessen traurig beide.
>
> *Stimme des Regens* Vs 5-8 f.

(1) Tagebuch von M. Lowenthal, Nr 5.

(2) Baader Werke, II, 504, III, 307, 310, IV, 252, VII, 201, VIII, 158, 261, X, 117, XII, 408.

Die « erste Paradiesesfruhe », die Lenau im Schlussvers von *Stimme der Glocken* erwähnt, schildert Schubert ausführlich in den *Ansichten* (S. 303 f.). Die Stelle schliesst sich unmittelbar an die eben erwähnte über das schlafende Kind an [1].

Zu dem Ausklang des schönen Sonettenzyklus, dem Gedanken, dass das schlafende Kind ein tieferes Heimweh erwecke als des Baumes Rauschen im stillen Wald, der Regen auf der stillen Heide, die fernen Glocken im Gebirg [2], wären die vielen Zeugnisse von Lenaus Bekannten und von ihm selbst über seine Kinderliebe und seine Sehnsucht nach Weib und Kind anzuführen. Die schwäbischen Freunde entzückte er durch seine Artigkeiten gegen die Kinder, seine Briefe sind voll von kindlich-naiven Zügen und lieben Erinnerungen an Kinder. Max Löwenthal beneidete er um die seinigen und ausserte u. a., einen « konkreten » Buben wie dessen Sohn Artur müsse man haben, alles andere sei nur glänzendes Elend, so ein Produkt wie Artur sei mehr als jedes Trauerspiel und Epos und genüge, um das Glück des Menschen zu sichern. Er klagte,

---

[1] « Wir finden uns da, wo wir aus jenem Traum erwachen, wie in der Morgenröte eines beständigen Frühlingstages, dessen heitres Grün keine Spur eines schon vorübergegangnen Herbstes unterbricht. Am klaren Quell des Lebens, in welchem sich der ewige Himmel noch in der ersten Reinheit abspiegelt, unter Blumen erwachen wir. Noch strebt der Sinn nicht über den Saum der nahen Hügel hinaus, wir suchen und erkennen in der Natur nur die Blüten, und das Leben erscheint uns noch, unter dem Bild der spielenden, unschuldigen Lämmer. Da berührt ein früher aufblühendes Gemüt der erste Strahl jenes Sehnens, das uns von der Wiege bis zum Grabe führt, und unbewusst der unendlichen Ferne, die uns von dem ewigen Quell des Lichtes trennt, breiten sich die kindlichen Arme aus, das nahe Geglaubte zu umfassen. Doch schon die ersten Schritte sind ein Irrtum, und wir eilen von dem einsamen Hügel der kindlichen Träume, auf dem wir die ersten aufgehenden Strahlen empfingen, hinabwärts, in das tiefe Gewühl des Lebens, wo uns neue Dämmerung umfangt. »

[2] Vgl. Hamerlings Gedicht *Das Paradies*. Unmittelbareren Einfluss Lenaus weist Hamerlings Gedicht *Sag nichts den Leuten* auf, mit seiner fast wörtlichen Entlehnung der zwei letzten Verse aus *Zuflucht* (Armes Wild...). (*Hamerlings Werke*, Volksausgabe, hrsg. von M. M. Rabenlechner, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. 2. Auflage, o. J. Bd. III, S. 218, 316).

dass Sophies Kinder nicht seine Kinder seien, eröffnete Emma Niendorf (S. 128), er könnte auch Kinder haben, aber die, welche er geliebt, habe er nicht heiraten können. Als bedauerlichste Folge der Lähmung, die ihn am 29. September 1844 traf, erachtete er den Verzicht auf häusliches Glück und auf Kinder, die er sich so lang und so sehr gewünscht [1].

Deutlicher noch als in den *Stimmen* ragt die Spekulation in die Dichtung hinein im Sonette **Doppelheimweh** (505): Die beiden Welten, die himmlische wie die irdische, halten uns gefangen, kommen wir an den Rand des Grabes, so erfasst uns das Doppelheimweh: nach Erdenlust und Leid, nach himmlischer Morgenluft. Die Sehnsucht nach dem Jenseits, das « Himmelsheimweh », das Lenau bei Goethe und Rückert vermisste, betont er in einem Gespräche mit Max Löwenthal vom 7. Oktober 1837 als den Grundcharakter des Dichters überhaupt, dessen Organ « antizipiert » sei, einem anderen Leben angehöre, worin es erst seine volle Entfaltung finden solle [2]. Savonarola auf dem Scheiterhaufen lauscht

nach dem Heimatliede,
Das tröstend ihm herüberweht.

(Vs 3791 f.)

Eine heftige Sehnsucht nach dem anderen Leben erfasste den Dichter am 20. Oktober: « Sophie! ich könnte in diesem Augenblicke das Traurigste tun... Ich möchte gleich sterben jetzt. Mir ist ganz so zu Mut, als wär ich reif dazu. In mir ist ein Aufruhr... Ein Anlauf, ein rasender, um hinüberzuspringen, und am tiefen schwarzen Graben wieder umkehren, und wieder ein Anlauf und wieder umkehren » (409):

Zwiefaches Heimweh hält das Herz befangen,
Wenn wir am Rand des steilen Abgrunds stehn
Und in die Grabesnacht hinuntersehn,
Mit trüben Augen, todeshohlen Wangen

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 209, 234, 290, 313, 434, 445, 543.
(2) Tagebuch von M. Löwenthal, Nr 11.

Die Schlussverse :

> Vielleicht ist unser unerforschtes Ich
> Vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich,
> In dem sich wunderbar zwei Welten schneiden

erklart eine Stelle aus Schuberts *Geschichte der Seele* (S. 42) : « Der Mensch ist ein Gebirge an der Grenze zweier Welten: sein Fuss stehet in der einen, der Gipfel raget hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannigfaltigkeit und die Erquickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblicket, und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In diesem Tempel der Höhe beginnet die Feier eines Sabbathes, der nie aufhört; es ist hier ein Bleiben, eine Ruhe der Herrlichkeit des Gottes, noch diesseits des Grabes... So werden sich uns denn in der Natur des Menschen beide Welten : die des Endlichen und jene des Ewigen abspiegeln. »

Ausnahmsweise liess Lenau den Sonettenkranz *Stimmen* sofort nach der Entstehung in der Wiener Zeitschrift, 2. November 1837, im Druck erscheinen. Am 18. November erfolgte ebenda der Erstdruck von *Doppelheimweh*.

Während er an diesen Sonetten arbeitete, ging Lenau der Gedanke zu dem optimistischen Trostgedichte **Der gute Gesell** (2111) auf. « Es ist ein Geist in der Natur », ausserte er am 3. November zu M. Lowenthal, « welcher unabhängig von dem Moralgesetze und gewissermassen hinter dem Rücken des Gewissens dem Menschen angenehme Empfindungen zu verschaffen sucht. Manifestationen dieser Naturtendenz sind z. B. die Freude und Zufriedenheit bei dem tiefsten Elende, der Schlaf des zum Tode verurteilten Verbrechers. Ich bemühe mich schon seit einigen Tagen, diese Wahrnehmung in der konkreten Bildung eines Gedichtes darzustellen » [1]. *Eine*

[1] Tagebuch von M. Lowenthal, Nr 26.

wörtliche Übereinstimmung bietet das Gespräch mit dem Liede, das milde Schaffen des guten Gesellen « hinter dem Rücken des Gewissens » (Vs 77 f.). Die Freude und Zufriedenheit bei dem tiefsten Elende und den Schlaf des zum Tode Verurteilten schildert die Dichtung, wieder gibt Lenau im Gespräch den Inhalt des bereits fertigen grösseren Teiles des Gedichtes an. Eine frühe Briefstelle vom 11. November 1831 bringt bereits das Vs 71-78 verarbeitete Motiv des Schlafes als des guten Gesellen, als des « heimlich stillen Freundes der Menschen, der den armen Wanderer beschleicht und ihm die Bürde seiner Müdigkeit, seiner Sorgen leise und heimlich davonträgt » (72).

Der gute Gesell, den Lenau so oft zurückgewiesen, fand freundliche Aufnahme in der Zeit, wo er sich mit Sophie ausgesöhnt und bei ihr wohnte. Das erste Behagen dieses Zusammenwohnens trug mit bei zur Schaffung der gehobenen Stimmung. Der Dichter stimmt ein Hoffnungslied an, das in scharfem Gegensatze zum Liede des Hagestolzen steht und gerade in der Schilderung des Familienglückes (Vs 43-55) am schönsten leuchtet. Wirklich « lupft » der gute Geselle ihm damals « die schwere Bürde » (Vs 63), « raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein » (Vs 64), « entwendet der Seele die bangen Zweifel, die verlorne Sehnsucht » (Vs 80 f.), singt ihm von Glaube, Hoffnung und Liebe (Vs 95 ff.). Wir wissen, wie zuversichtlich, schwärmerisch die gleichzeitigen schriftlichen Äusserungen an Sophie klingen. « Es soll auf Erden nichts Festeres geben als unsre Liebe », lautet der Zettel vom 29. Oktober. « In dieser Festigkeit behauptet sie ihre Rechtfertigung und Heiligung... Störung von aussen und hier und dort ein Verdruss von innen dürfen mir mein Gefühl nie wanken machen. Darunter kann mein Herz leiden, aber nicht meine Liebe. Diese ist tiefer als mein Herz. Sie wurzelt durch mein Herz hindurch in Gott, der uns halten wird » (116). Den guten Gesellen hat Lenau oft « undankbar fortgewiesen », wenn er

ihn « heilsam bestehlen », « freundlich beschenken » wollte (Vs 84-86) :

> Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
> Und immer seltner ward er und seltner.
>
> (Vs 87 f.)

Ein Gleiches tun die Menschen des gleichzeitigen Sophiegedichtes *An eine Freundin*, die dem guten Geiste, der ihnen Segen ins Haus brachte, einst etwas zuleide sagten und ihn auf immer verscheuchten. Sie « rufen und klagen » wie der Dichter selbst :

> Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
> O komm zurück und verzeih den Undank,
> Du lieber, milder, guter Gesell !
>
> (Vs 89-91.)

Wie in den *Asketen* und in den *Stimmen* klingt hier wieder das Leitmotiv des verlorenen Paradieses an (Vs 3, 11-25). Die « weithin tönende Klage » (Vs 16) ist dieselbe die Schuberts, auch Baaders Schriften durchdringt. Durch seinen Fall, meint Baader, hat der Mensch die Natur zur Witwe gemacht (II, 79, XII, 108). « Durch alle Schönheiten der Natur hindurch vernimmt der Mensch, bald leiser, bald lauter, jene melancholische Wehklage derselben über den Witwenschleier, den sie aus Schuld des Menschen tragen muss » (II, 120). Lenaus guter Gesell ist Schuberts « Geist der Ordnung und Verschönerung, welcher auch in seinem halbgelungnen Bestreben *die Erinnerung an ein Paradies* ausspricht, aus welchem der Mensch entsprossen, und dessen er bei allen seinen Irren und Mühefahrten nicht vergessen kann... Es war keine Menschennatur so arm und verodet, welche nicht etwa einmal in ihrem Leben dieses Mittonen ihres ganzen Wesens mit den Klangen einer oberen und ewigen Harmonie empfunden hatte [1] ».

---

[1] *Geschichte der Seele*, S. 336.

In einem späteren Briefe an Sophie vom 30. September 1838 spielt Lenau auf das Gedicht an und führt in minder glücklicher Seelenstimmung aus, dass neben dem guten Gesellen noch ein schlechter, schadenfroher Kerl durch die Menschenwelt gehe, der ihnen beiden auch erschienen sei (466). Es ist wohl diese Anspielung auf das Gedicht, die Sophie zu der Bemerkung in ihrem Exemplar verleitete : « In Ischl im Jahre 1838 im Steiningerischen Hause », wo Niembsch im Monate Juli verweilte, nachdem der Erstdruck bereits in *Witthauers Album zum Besten der Verunglückten in Pest und Ofen* erfolgt war. Der Brief vom 30. September führt die Kehrseite des Trostliedes in ganz persönlichem Bezuge aus : « Dass gerade Max zuerst es war, der mich dir zuführte, dass der verstorbene Fritz (Kleyle) mich nicht in euer Haus gebracht, dass Max eben ein Dichter ist und so viel Interesse an mir gefunden hat, als nötig war, um sich über manche Bedenklichkeit hinwegzusetzen und durch schonende Duldung unser Unglück recht gedeihen zu lassen — das alles ist jener arge Kerl » (466).

Die Dichtung stockt in den zwei letzten Monaten des Jahres 1837. Mit einiger Übertreibung schreibt Niembsch am 16. Januar 1838 an Emilie Reinbeck, dass er seit dem Oktober « nicht eine Zeile » gedichtet habe (459). Hingegen, erfahren wir aus demselben Briefe, bereitete er sich für künftige Arbeiten vor durch historische Studien auf der Hofbibliothek, beschäftigte sich mit dem Studium des Spanischen und Provenzalischen. Huss und die Hussiten zeigten sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug für ein grösseres Gedicht, und Lenau schlug aus dem Stoffe nur die *Johannes Ziska* betitelten Bilder aus dem Hussitenkriege heraus, deren Vollendung sich noch bis in das Jahr 1842 hinzog. Dagegen fand er einen anderen Stoff, den der Albigenser, der ihm alles zu bieten schien, was er brauchte, und an dem er wenigstens zwei Jahre Arbeit voraussah. Körperliches Kränkeln, Appetit- und Schlaflosigkeit plagten ihn den Winter hindurch. Hatte er

einen festen und ausdauernden Körper, äusserte er zu Max Löwenthal, so würde er zehnmal mehr und besseres machen [1]. Auch meinte er, dass alles, was er bisher geleistet, nichts sei, dass das Wahre erst kommen müsse [2].

---

[1] Tagebuch von Max Lowenthal, Nr 69.

[2] Ebenda Nr 24.

XLI

Sophiegedichte.

5. Reihe. — Oktober 1837.

Der Fingerhut. — Poetisches Votum. — Das dürre Blatt. — Vorwurf. — An eine Freundin. — An *.

Wie willkommen Lenaus Rückkehr in Wien am 19. September auch Sophies Gatten war, zeigt das schöne Zeugnis, das er am Vorabende seiner Ankunft dem Dichter ausstellt [1]. Bis Anfang November wohnte Niembsch wieder in Penzing, anfangs Oktober zog er nach Kierling zu seiner Schwester und blieb dort bis zu Ende des Monates. Froh wie Kinder waren im September Lenau und Sophie, — wie Kinder, die in einer Wüste spielen oder auf Gräbern — und ihr Los vergessen [299]. Von Seligkeit strömen die Zettel aus dem September über. Vom unausschöpfbaren Meere seiner Liebe dichtet Lenau vielleicht um diese Zeit in den launigen Gelegenheitsversen **Der Fingerhut** [301], die ein unverkennbares Talent für humoristische Auffassung und Darstellung zeigen, das die stete Pflege des Schmerzes bei ihm unterdrückt hat. Castle versetzt den poetischen Liebeszettel [296] in den Juni 1837. Sein angekündigter Kommentar im 6. Bande der Werke wird uns wohl über den Grund belehren und vielleicht meine Datierung berichtigen.

---

[1] Tagebuch von M. Löwenthal, N. 2.

Ein zweites Scherzgedicht, das wir etwas gewaltsam hier einreihen, weil es sich nicht an Sophie, sondern an ihre Mutter wendet, schrieb Lenau am 11. Oktober. Wie Schiller im Weinberghäuschen zu Loschwitz weiss Lenau einem ärgerlichen prosaischen Erlebnisse im Kleylischen Hause zu Penzing eine poetisch-komische Seite abzugewinnen in **Poetisches Votum** (492) *an die verehrte Frau Hofratin v. Kleyle, über den herzklaglichen Unfall, welcher sich in deroselben berühmten Speisekammer ereignet hat, in der Nacht vom 10. auf 11. Oktober, im Jahre diesmal des Unheils 1837, zu Penzing in der Schmiedgasse.*

Zu schmerzlicher Liebesdichtung gab bald die Wirklichkeit neuen Anlass. Über einen der schönsten Tage seines Lebens, einen « festlichen, unvergesslichen Tag », an dem jeder Winkel seines Herzens beleuchtet, an dem das « ganze Herz in seliger Wehmut zuckte vom Morgen bis in die Nacht », jubelt das Schreiben vom 7. Oktober (505). Ein ganz anderes Bild zeigt das nachstfolgende vom 8. Oktober. Diesen Tag, der auch ein schöner war, beschloss die wandelbare Sophie mit einer Unfreundlichkeit, schnitt beim Gang zum Abendessen kalt und fast trotzig ab und trieb den Mutwillen so weit, ihren Anbeter katzenartiger Falschheit zu bezichtigen. Heftig baumt er sich gegen diese Demütigung auf. « Ich hoffe, du sagtest es zum letztenmal, denn das ist ein Punkt, worin ich keinen Spass verstehe » (506). Die Spannung war von kurzer Dauer, der Zettel vom 21. Oktober bezeugt eine vollstandige Versöhnung, welche der Sonettenkranz *Stimmen* krönte. Wie belanglos an sich und schnell beigelegt der Liebeszwist auch war, so eröffnete er doch wieder wie der ernstere des Jahres 1836 den Quell von Lenaus melancholischer Liebesdichtung. Vier Gedichte verdanken ihm ihre Entstehung, die unmittelbar den Sonetten *Stimmen* vorangehen.

Am sichersten ist der Zusammenhang dieses Verdrusses mit dem Gedichte **Das dürre Blatt** (536), das Sophie selbst darauf bezieht, wenn sie in ihrem Exemplar schreibt : « In

Penzing an Sophie während eines Zerwürfnisses durch ein zum Fenster hereinfliegendes dürres Blatt veranlasst im Jahr 1837 ». Die Kälte Sophies, « recht kalt warst du heute », klagt der Dichter am 8. Oktober, erscheint ihm gleich als der Tod der Liebe :

Der toten Liebe Worte flehn,
Dass ich auch sie vernichte;
Wie festgehaltne Lügner stehn
Sie mir im Angesichte.

(Vs 13-16.)

Auch Sophie glaubte gleich an den Tod der Liebe, wenn Misshelligkeiten wie die damaligen eintraten. « Lass dich nicht beirren », schreibt Lenau am 14. Oktober, « und glaube nicht gleich an den Tod meiner Liebe, den du nicht erleben wirst » (466).

Bis in die jüngste Zeit sind die Verse von Koch, Ernst, Reynaud u. a. auf Berta bezogen worden. Welche Folgen ein solcher Irrtum haben kann, zeigt Reynauds (S. 271 Erläuterung : « Il faut bien que la poésie vive, et, si elle a besoin de vieux restes de douleur pour s'en repaître, on les lui conservera pieusement ». M. von Hartmann ahnte das Gedicht im Epilog seines *Intermezzo* (I. 222) nach, sowie J. N. Vogl in *Das letzte Blatt* [1].

Über Wandelbarkeit und Erkalten der Liebesglut klagt Lenau auch in dem Gedichte **Vorwurf** (525). Der sich entlaubende Wald und der Wanderzug der Vögel (Vs 2 u. 4) deuten auf den Oktober hin. Kaum bedurfen wir der Bemerkung von Schurz in seinem Exemplar, dass die Verse an Sophie gerichtet. Sophies Kälte ist auch im ersten der beiden Zettel vom 20. Oktober erwähnt, wo der Liebende klagt, dass sie ihn immer so fremd Lenau nenne (508). Die irrtümliche Datierung

[1] Joh. Nep. Vogl, *Lyrische Gedichte, Balladen und Erzählungen*. Wien, C. Konegen 1902, S. 37.

Reynauds : Oktober 1836 ([1]), hängt mit der irrigen Auffassung zusammen, Lenau klage sich selber der Wandelbarkeit und des Erkaltens der Leidenschaft an. Ganz fern lag ihm ein solches Gefühl.

An Sophie ist in der Handschrift, die sich in Reinschrift im Nachlasse Sophies findet, das Gedicht **An eine Freundin** (544) überschrieben. Der Dichter mahnt sie, sich vor « fremdem und rauhem » Begegnen zu hüten, wie im Zettel vom 8. Oktober ; « übermütig » fügt die Handschrift noch hinzu, was dem in demselben Schreiben Sophie vorgeworfenem « Mutwillen » entspricht. Prof. Castle ([2]) reiht das Gedicht in den Oktober 1838 ein, was unmöglich ist, weil es bereits in den *Neueren Gedichten* 1838 erschien, deren letzten Korrekturbogen Lenau, wie bereits erwähnt, am 11. September dieses Jahres absandte. Wieder bleibt kein anderer Anhaltspunkt übrig als das Zerwürfnis des Monates Oktober 1837. An aufklärenden Erläuterungen ist übrigens in den gleichzeitigen Mitteilungen an die Geliebte kein Mangel. Sophie quält den Liebenden, wie es in einem Zettel vom 20. Oktober heisst, mit Redensarten von « einem Hoberstehn, Herabziehn und dergleichen », und Lenau knüpft hieran die Bemerkung : « Ist dir die Schranke nicht genug, die uns ohnedies trennt, dass du mutwillig noch eine Scheidewand dazu baust? » (408). Bei den eigentümlichen Umständen, unter denen der Dichter bei der Familie Löwenthal wohnte, waren mitunter kleine Reibereien mit den Angehörigen Sophies, namentlich mit ihrem Vater Kleyle und mit ihrem Gatten, unvermeidbar, für die Lenau seine bekannte grosse Reizbarkeit noch besonders empfänglich machte. Er erwähnt solche im Zettel an Sophie vom 14. Oktober, und dabei ist es ihm immer das Schlimmste, wenn sie solche Störungen gleich auf ihr Verhältnis zu ihm bezieht und *alles aufgeben*

---

[1]) *[illegible]*, Nr 201.

([2]) *Lenau und Löwenthal*, S. 467. In Werke IV, 138 versetzt er es in den Monat Januar 1838, mit Fragezeichen.

möchte. Solche Dinge streichen nicht ohne Galle an ihm vorüber, und in der zarten Einkleidung einer Sage deutet er der Geliebten an, dass ein rauhes Wort dem Zusammensein mit ihr ein Ende machen könnte. Er selbst ist der gute, ernste Geist, der Segen ins Haus bringt, nach dem Wirt und Gäste sehnlich ausblicken, der einen Kranz fremder Blumen von verborgenen Wiesen bringt. Das Gedicht nimmt nicht allein Bezug auf Sophie, sondern auch auf das Lowenthalsche Haus, das der Dichter mit seiner Gegenwart erhellt. Im genannten Zettel deutet er übrigens auch auf einen gewissen « leichtfertigen Übermut » von Sophies Vater, dem Hofrate Kleyle, hin. « Wird diese Eigenschaft an mir geübt, dann hat sie sich an den unpassendsten Gegenstand von der Welt gewendet. Ich bin von Haus aus so gemacht, dass ich mir keine Geringschatzung gefallen lasse; in meiner jetzigen Lage wird mir eine solche doppelt unertraglich, denn es überschleicht mich dabei jedesmal das Gefühl, als erlaube man sich derglei chen gegen mich, weil man sich einer gewissen *toleranten Schonung* gegen mich bewusst ist. *Das* ist die Quelle meines atzenden Ärgers [1906]. Ein Bruch mit dem Hofiate von Kleyle erfolgte wirklich zwei Jahre spater, und Max Lowenthals Kommentar dazu erhellt den eben angeführten Brief. « Niemlsch », bemerkt Max u. a., hat « naturlich das volle vielleicht bisweilen überstromende Gefühl seiner ausserordentlichen Begabung, einen verzeihlichen Stolz... [1] ». Diesen Stolz gesteht Lenau auch Sophie im Zettel vom 8. Oktober ein : « Du hast mich oft des Stolzes geziehen, und ich kann ihn nicht leugnen. Auch meine Liebe, so breit sie sich auch in meinem Herzen gemacht hat, konnte ihn nicht verdrangen, sondern verband sich mit ihm schwesterlich » (404).

Fügen wir diesem Satze den unmittelbar vorangehenden hinzu, so ergibt sich die Umschreibung in Prosa des Gedichtes

---

[1] *Lenau und Lowenthal*, S. 99 f.

An* (295) (O wag es nicht...) : « Es erweckt mir eine peinliche Empfindung, wenn ich auch nur im Scherz meinen Charakter gegen dich verteidigen soll. Demütige mich nicht, auch nicht scherzend. Das ist eine Verletzung, welche immer Blut gibt, wenn sie noch so leise ritzt ; welche aber selbst von dir nicht geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte » (404) :

O wag es nicht, mit mir zu scherzen,
Zum Scherze schloss ich keinen Bund;
O spiele nicht mit meinem Herzen,
Weisst du noch nicht, wie sehr es wund?
. . . . . .
O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer.

Der Schluss wiederholt nur eindringlicher die im vorigen Gedichte gegebene Mahnung. Einen « gewissen, finstren Trotz » betont Lenau übrigens öfters in seinen Briefen. Er sei ihm so sehr eigen, schreibt er im Mai 1837, dass er imstande wäre, wenn Sophie ihn einmal ohne ein Zeichen der Liebe gehen liesse, sich sogleich in den Eilwagen zu werfen und ohne Abschied von ihr davonzufahren, sollte ihm auch auf jeder Station das Herz zehnmal brechen (295). Ein andermal drohte er nach Amerika zu gehen, den « armen Rest seines Lebens » in einem Waldversteck « einsam zu verbrummen » und nur mehr Straflieder an Sophie zu dichten (457). Alles, was von ihr kommt, nimmt er so hoch und ernsthaft und buchstablich, dass ihm ihre harmlosesten Neckereien wichtig und unheilverkündend vorkommen. Er versteht zu wenig Spass in der Liebe; er kann nicht mehr scherzen mit ihr; alles wird ihm gleich blutiger Ernst. Dass dieses steif, eckig und alt sei, wisse er sehr gut (443). Bei ruhiger Seele denkt er hinwieder, das liebe junge Weib habe auch ihren Mutwillen, und ihr Übermut, entspringend aus dem Bewusstsein ihrer Liebe und Gewalt, sollte ihn freuen statt verletzen, weil sie dadurch ein kindliches Vertrauen auf sein Herz ausspreche (444). Und all sein « Trotz und Stolz » wird ganz zunichte, wenn die Furcht in ihm

erwacht, dass sie ihn weniger liebe. Ihr Herz ist doch das Beste, was er hat, und solche Gedanken lehren ihn zittern (457). In keinem Augenblick ist er gegen sie erkaltet, darum wird er, wenn sie es gegen ihn scheint, manchmal zu krankender Heftigkeit hingerissen (444).

Dass Gedichte wie *An** und *An eine Freundin* ihre Wirkung auf Sophie nicht verfehlten, beweist ein ähnlicher Vorfall Ende September 1838, nachdem das Gedicht *An** bereits gedruckt war. Sophie regte sich mächtig auf über den Satz : « Zuweilen ist es mir vorgekommen, als schlummre eine Kraft in mir, die ich nur heraufzulassen brauchte, um mit einem Satze auf dem alten Boden der Freiheit zu stehen ; aber mir graut davor » (466). Was heisst diese Freiheit? frug sie. Die ausführliche Antwort Lenaus (467) bietet eine zweite Umschreibung des Gedichtes *An**, führt es sogar wörtlich an mit der Einleitung : « Das Nämliche sagt dir die Strophe :

O rüttle nicht den Stolz vom Schlummer.. ».

Dieser Brief vom 31. September 1838 vertieft das Verständnis des Gedichtes.

Sophie datiert es in einer Abschrift : « 21. September 1838 » und vermerkt hier das Wortspiel Lenaus : « Weisst du, an wen das ist? sagte Niembsch, als er es mir gab. ' An meinen Stern ' » [1]. Lenaus Äusserung gehört also zu diesem Gedichte *An**. Sophies Datierung kann nicht stimmen, weil das Lied bereits am 21. September 1838 gedruckt war. Für die Bemerkung von Schurz in seinem Exemplar : « Im Winter 1836 », der sich Prof. Castle anschliesst [2], ergäbe sich nur der beim Gedichte *Tod und Trennung* angeführte Anhaltspunkt, der viel schwächer scheint als die mitunter wörtlichen Übereinstimmungen, welche die Briefe aus dem Oktober 1837 aufweisen.

---

[1] Vgl. den [illegible] 12. [illegible] 18[illegible] [illegible] Stern [illegible] 643.

[2] Werke IV, 9

Die lyrische Fruchtbarkeit dieser Zeit gesteht der Dichter ein in einem Briefe an Emilie Reinbeck vom 30. Oktober. « Seit meiner Ankunft in Wien habe ich mehrere kleine Gedichte geschrieben » (607). Er nennt sie « kleine » in Gegensatz zum grossen, dem Hussitenepos, das er noch nicht angefangen. Zu grösseren Arbeiten habe er noch immer nicht den dazu notwendigen langen und tiefen Atem holen können. Und auf die Spannung mit Sophie anspielend schreibt er : « Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdusterungen in die Seele und verlegen mir eine freiere Respiration » (607). Auch Schurz (I, 349) bezeugt, dass sein Schwager damals oft sehr traurig und ziemlich schlaflos war.

Trotz mancher bangen Stunden, Stimmungen tiefster Niedergeschlagenheit, ja Gefühlen der Verzweiflung überwiegt die Freudigkeit in den Liebesergüssen an Sophie vom Jahresende 1837. Der Liebende hat einmal das Wagstück getan, sich mit Leib und Seele einem Weibe zu verkaufen, er bereut es nicht, weil er so gut bezahlt wird. « Rasend schön und lieb » ist Sophie. Oft leuchtet der ganze Himmel ihrer Seele über ihn (418), mit der ganzen Allmacht ihres Wesens wirkt sie auf ihn, beglückend, alles Erdenleid versöhnend. Je länger er sie kennt, desto reizender, tiefer, unerschöpflicher findet er sie (420). Diese Liebe ist wirklich reich an göttlichen Keimen, und in ihr gedeiht sein bestes Wesen (417), sie ist seine Rettung und sein Heil (421). Sophie ist und bleibt sein Süssestes, Liebstes, Bestes (429). Stunden unsagbarer Wonne, Stürme von Freuden dankt er ihr. Eine Stunde solchen Glückes, die er mit einer himmlischen Erscheinung vergleicht, wiegt tausendfach alles auf, was er gelitten (422). « Wenn ich dich auch nicht ganz haben durfte », jubelt er am 21. November, « so hatte ich doch mehr, als meine schönsten Träume jemals für möglich hielten. Wie reich bist du! wieviel kannst du geben, wenn du noch so viel zurückbehaltst! Und gabst du mir auch alles, so wär's doch nicht alles, ich fände immer neue, tiefere Hintergründe deines

zauberhaften Wesens » (422). Sehr freudig, ergreift ihn Sophies Wort : « Du bist mir verfallen ». « Es ist mir, als hätte mir der Himmel gesagt, ich sei ihm verfallen » (428).

Nicht Sophies Mutwillen, Trotz und Kalte bilden die Schattenseite zu dieser « himmlischen Erscheinung » (422), sondern des Liebenden oft ungestümes, unheilvolles Betragen, die zerstorende Heftigkeit seiner Seele, Ruckfälle in bose alte Stimmungen, plotzliche Aufschreie seiner heidnischen Zeit (452). Er macht sich Selbstvorwurfe, dass er sich eigentlich nie « recht ehrlich und fest » vorgenommen habe, jedes sinnliche Verlangen zurückzuweisen. Der halbe Wille ist nicht zum ganzen geworden, weil Sophie das kraftigste Mittel sich seiner mitunter ungestumen Leidenschaft zu wehren, namlich ihm ihre Verachtung deswegen zu zeigen, nicht anwende (450). Wenn sie auch im Dezember durch einen schwarz eingefassten Zettel an den schwarzen Abgrund gemahnt, in den die Leidenschaft den Liebenden werfen kann, so erlaubt sie ihm doch Kusse und Umarmungen und verschuldet somit die « ewig zerscheiternden Vorsatze, einmal ruhig zu sein » (450). Wenn der schwarz eingefasste Zettel auch zeitweilig bewirkte, dass seine Leidenschaft dem Liebenden als eine Verleugnung seines Heils, eine Anstrengung seiner Seele, ein giftiger Undank gegen seine Wohltaterin, ein Abfall von Gott erschien, wenn er sich auch vornahm, bei Gott und seiner Sophie zu bleiben, die ihn zu Gott gefuhrt, so trieb ihn doch, wie er in einem Atem gesteht, diese Liebe von einer Raserei zur anderen, von der zugellosesten Freude zum verzweifelten Unmut. « Warum? — Weil ich am Ziel der hochsten, so lang und heiss ersehnten Wonne immer wieder umkehren muss, weil die Sehnsucht nie gestillt wird, wird sie irr und wild und verkehrt sich in Verzweiflung. Weil ich dich so innig liebe, mag ich dir den Dorn der Reue nicht ins weiche Herz drucken, und meine Liebe, ewig mit sich selbst im Streite, ewig sich selbst verkurzend und qualend, zerwirft sich mit sich selbst und wird mir zur Pein, aus welcher

ich mir in unglückseligen Augenblicken Erlösung wünsche. Das ist die Geschichte meines Herzens. Könnte ich es zu einer Seelenruhe bringen, dass mir das Bewusstsein meines zärtlichen Opfers, meiner entsagenden Schonung für dich, zum Genuss würde, so wäre alles gewonnen. Aber noch ist mir das Opfer eine Qual, und ich kenne keinen Genuss als den einzigen, den ich stets wünschen und vor dem ich immer zittern muss » (432). Mit diesem Missklang schliesst der Gefühlsaustausch des Jahres 1837.

XLII

Gestalten.

1838.

Die drei Zigeuner. — Die nächtliche Fahrt. — Auf meinen ausgehängten Geier II. — Vision. — Husarenlieder. — Der Kurass.

Mit einer neuen Abteilung *Gestalten* führt sich die Ausgabe der *Neueren Gedichte* des Jahres 1838 ein. Der Abschnitt umfasst die im Jahre 1834 geschriebenen Gedichte *Der Schmetterling* und *Zwei Polen*, die 1835 verfassten *Weib und Kind* und *Der Steyrertanz*, *Der ewige Jude* und *Der traurige Mönch* aus dem Jahre 1836, *Der gute Gesell* und *Auf meinen ausgebälgten Geier I* aus dem Jahre 1837. Im Jahre 1838 kamen hinzu: *Heloise*, das in die Sophiedichtung gehört, ferner *Die nächtliche Fahrt*, *Die drei Zigeuner*, *Auf meinen ausgebälgten Geier II* und *Vision* [1].

Das von Friedrich Witthauer zum Besten der Verunglückten in Pest und Ofen herausgegebene Album, dessen Vorwort: Wien, den 25. Mai 1838 datiert ist, bringt im Erstdruck einige dieser *Gestalten*: *Der traurige Mönch*, *Auf meinen ausgebälgten Geier I*, *Der gute Gesell* und *Die drei Zigeuner*.

Über den äusseren Anlass zu dem berühmten Gedichte **Die drei Zigeuner** (250) war bisher nichts bekannt. Die erste Kunde bringt das ungedruckte Tagebuch von Max Lowenthal unterm 21. April 1838 (Nr 83). Der Dichter sah die Zigeuner auf dem Glacis in Wien herumspazieren, zerlumpt und hungrig,

[1]) In den *Neueren Gedichten* von 1838 bis 1843 ist auch hier noch *Mischka an der Theiss* aus dem Jahre 1834 untergebracht, das in der Auflage von 1844 zusammen mit *Mischka an der Marosch*, gedichtet 1842, als besondere grössere lyrisch-epische Dichtung erscheint.

redete sie auf Ungarisch an, nahm sie mit sich ins Bierhaus, versorgte sie mit Speise und Trank und liess sich von ihnen aufspielen. In dem unmittelbar folgenden Eintrag bemerkt Löwenthal, wie es Niembsch selbst nicht ganz an Zügen einer gewissen Zigeunernatur fehle, die dann und wann aufblitzten, und gibt als Beleg die in Nr 83 erzahlte Geschichte einer Gewalttat Lenaus, worüber der anwesende Freund Mikschik, vielleicht mit Anspielung auf das bereits fertige Gedicht ausruft : « Nun warst du wohl wieder einmal ganz Zigeuner ». Als solchen bezeichnet sich Lenau selbst in einem Schreiben an Sophie vom 5. Dezember 1837 : « Sehr schön sind die Worte deiner Genügsamkeit und ruhigen Ergebung, da kann ein Zigeuner viel lernen » (427) und in einem undatierten, jedoch gleichzeitigen Zettel : « Du könntest mich nicht zum Zigeuner machen, warst du nicht einer treuen Liebe so wert! » (426).

Die Ausgestaltung des Gedichtes ist poetische Fiktion : es war ein glücklicher dichterischer Gedanke, die Zigeuner in ihre Heimat zu versetzen. Bitterer Spott über dieses armselige Dasein, verbunden jedoch mit dem starken Gefühle der Überhebung über dasselbe, leuchtet aus dem Liede hervor. Es bildet zwar einen schroffen Gegensatz zum *guten Gesellen* ; es hiesse jedoch zu weit gehen, wenn man in einer poetischen Laune einen bereits vollendeten Umschwung in Lenaus Weltanschauung erblicken wollte. Immerhin bereitete sich eine Wandlung zu Anfang des Jahres 1838 vor, wie deutlich aus einem Briefe vom 24. April an Martensen hervorgeht, in dem Lenau schreibt : « Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens ; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düstern Affektes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das Unziemende solcher Gedanken, doch meine lebhafte Sensibilität lässt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem

Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht » (612).

Der Entschluss, den Albigenserstoff zu bearbeiten, deutet auch schon für sich allein auf eine Wendung hin. Er teilt ihn Emilien Reinbeck am 16. Januar, Martensen am 24. April mit. Reynaud (1) bringt *Die drei Zigeuner* in Verbindung mit der Legende von den Zigeunern und dem Kruzifix im dritten Gesang der Albigenser. Damals steckte der Dichter jedoch noch ganz in den ersten Vorstudien zum Epos, erst Anfang 1839 waren vier Gesänge vollendet (659).

In seinen allerdings poetisch ausgeschmückten Erinnerungen an Lenau bringt K. Beck aus dem Jahre 1843 eine interessante Ausserung des Dichters : « So recht wohl ist 's mir nur auf der Puszta geworden. Diese trostlose, unermessliche Einode mit ihren verrufenen Krautern, unheimlichen Weihern, brullenden Rohrdommeln und zauberhaften Luftspiegelungen ist mir über alle Beschreibung sympatisch. Da trauert die Natur innig und ungestört. Die Heide wurde von Gott in einer Anwandlung von nagender Reue in die Welt geworfen. Da konnt ich jahrelang hausen, das Leben verschlafen, verrauchen, vergeigen und es dreimal verachten. Scheint das ungeheuerlich? Sagen Sie, scheint das krankhaft? Meinetwegen! Nimm mir meine Krankheit und du nimmst mir meine Poesie » (2). Nach einer solchen Lobpreisung der Heide erscheint es auffallend, dass Lenau sie sonst nicht als Bildungselement nennt, neben dem Meere und dem Hochgebirge.

Aus dem Tagebuche von Max Lowenthal (N° 74) erfahren wir auch, dass **Die nächtliche Fahrt** (260) spatestens am 11. April fertig war. Max berichtet unter diesem Datum, dass der Schauspieler Lowe dem Dichter die Abschrift gewaltsam entführte, um die Ballade in Gesellschaften vorzutragen. Die Bemerkung von Sophie : « In der Johannisgasse in Wien im

(1) *These auxiliaire*, Nr 142.
(2) *Pester Lloyd* 1863, Nr 224.

Eckhaus, 3. Stock » stimmt mit der ihres Gatten überein. Das Gedicht ist nicht nur das beste Polenlied Lenaus, der letzte Ausläufer seiner Polendichtung, sondern sein vorzüglichstes politisches Gedicht überhaupt. Er hielt auch selbst grosse Stücke darauf, wie Schurz (II, 136) mitteilt. Er wählte es mit dem Gedichte *Der gute Gesell* und den *Waldliedern* zum Vortrag bei seinem einzigen öffentlichen Auftreten im November 1843 in einem Wiener Madchenpensionate. Die packende Schilderung der winterlichen Öde, Einsamkeit und Trauer hat nicht ihresgleichen in der zeitgenössischen Lyrik. Der Gedanke an das Gedicht verfolgte Lenau bis in den Wahnsinn hinein. Auf einem der noch ungedruckten Zettel aus dem Irrenhaus in Winnenden führt er es an.

Die Gestaltendichtung setzte Lenau in Stuttgart (25. Mai bis 13. Juli) fort. Am 21. Juni schreibt er Sophie, er habe einen zweiten Teil seines *Geiers* dem ersten hinzugedichtet. **Auf meinen ausgebälgten Geier II** (258) führt nur in anderen Gleichnissen den Gedanken des ersten Teiles weiter aus. Der Ganges treibt Leichen, die Opfer der Cholera. Geier, Raben, Störche haften zehrend an ihnen. Leichen und Vogel führt der Strom mit sich hin, Tod und Leben, ein erhebendes Schauspiel. Der Tod verwandelt sich in Leben. Der Siegesruf des Lebens verschlingt alle Klagen des Todes. Unsterblichkeitsgedanken schweben uber den Wassern. Wiederum irrt Sophie in der Datierung, wenn sie in ihrem Exemplar schreibt: » Auf dem Mehlmarkt im Casino «, wo Niembsch erst im Winter 1841 wohnte.

Veranlasst wurde dies zweite Geierlied durch das Lesen der Schriften von Peter Feddersen Stuhr, das Ferdinand Wolf in einem Berichte an Schurz (I, 353) und Lenau selbst in einer Mitteilung an Max Löwenthal vom 17. Januar 1839 für diese Zeit bezeugt [1]. Auf Stuhr [2] ist überhaupt die Verwen-

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 71.

[2] P. F. Stuhr, *Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker*. Berlin, Verlag von Veit u. Comp. 1836. 1. Teil, S. 106 f.

dung indischer Mythologie in Lenaus Lyrik zurückzuführen. Im Kapitel über die Religionsform der Heroenzeit schreibt Stuhr u. a. das zunächst hier in Betracht Kommende : « Milde, wie die Mondscheinnacht und wie die Gewässer des Himmels, die im kühlen Regen sich ergiessen, waltet der göttliche Geist in jenem ganzen Kreise des Lebens der der Vorstellung der Inder nach dem Wischnu eignet. Der Entwickelung im Werden entspricht aber zugleich auch das Vergehen der einzelnen, geschaffenen, gewordenen Dinge. Die Inder glauben, dass die Zeugung nur ein Vorhergehen der Zerstorung, und die Zerstorung ein Vorhergehen der Zeugung sei. In der Kraft des göttlichen Verlangens entfaltete sich in der Urschopfung das Leben ; aber auch aus der Kraft des Verlangens kam die Verzehrung und von daher Zerstorung und der Tod in die Welt. Siwas, der Zerstörer, heisst wohl der grosse Gott.... Doch, wie aus dem Tode neues Leben wieder aufblüht, aus der Zerstorung neue Schöpfungen hervorgehen, so wird auch Siwas verehrt als der Gott der lebendigen Zeugung ». Siwas, berichtet Stuhr weiter, tragt das Bild des befruchtenden Gangesstromes an seiner Stirn, und aus seinem Haupte lasst die Sage diesen Strom sich ergiessen. An diesem Strome, den er an der Quelle abholt und mit dem er hinabzieht als « lauschender Geselle » (Vs 7 f.), lasst der Dichter « Unsterblichkeitsgedanken » fliegen (Vs 36). Eine Beschreibung der Vs 12 erwahnten Messe von Hurdwar brachte das Werk von Skinner : *Excursions in India*, das Dr Steger ins Deutsche übersetzte. (Cassel, Fischer, 1837).

Lenaus Brief vom 21. Juni an Sophie bringt auch die Kunde, dass er eine « kleine Tirolerromanze » neu gedichtet. Diese ist das gleichfalls in die *Gestalten* eingereihte Gedicht **Vision** (264). Es ist aus einem ausseren Anlass hervorgegangen. Der Leipziger Buchhandler G. Wigand wandte sich im Jahre 1837 an Lenau mit der Bitte, einen Romanzenzyklus für die Abteilung « Tirol und Steiermark » des von ihm verlegten Prachtwerkes *Das malerische und romantische Deutschland* zu dichten. Für den Prosatext hatte der Buchhandler auf Lenaus Empfehlung

J. G. Seidl gewonnen, dem Lenau am 6. Juli 1838 schrieb : « Sie haben in Ihrem Briefe... mich aufgefordert, Ihnen meine Tirolerromanzen behufs einer Insertion in Ihren Prosatext zu übersenden. Leider habe ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die ist so ausgefallen, dass Sie dieselbe Ihrer Prosa nicht würden einreihen können. Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, so werde ich mit dem grössten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leisten » (626). Seidl ersah wohl hieraus, dass er die Hoffnung auf die dichterischen Beiträge Lenaus aufgeben müsse. Vorher hatte dieser schon Emilien Reinbeck mitgeteilt : « Mit dem Tirolertext sieht es bis jetzt schlecht aus » (609). Ihn hinderte bei dieser Arbeit das Verbot der österreichischen Regierung, Lieder oder Erinnerungen an die tirolische Volkserhebung vom Jahre 1809 zu veröffentlichen. Der Ausdruck « etwas Unverfängliches » erklärt sich durch dieses Verbot. Wie hätte Lenau gerade im Jahre 1838, in das fast sämtliche seiner Streitgedichte fallen, in dem er an den Albigensern arbeitete und noch einmal seine Stimme gegen die Unterdrückung der Polen erhob, etwas « Unverfängliches » schreiben, einen Romanzenkranz auf Tirol dichten können, ohne der Heldentaten dieses Volkes zu gedenken?

Die erste Fassung, wie eine Handschrift sie uns aufbewahrt, zeigt allerdings das Bestreben, dem konservativen Freunde etwas Brauchbares für sein Werk zu liefern. Sie lautet :

Der **Reiter.**

Ein Reiter sprengt in öder Nacht
Die Strasse fort, allein,
Der Waldstrom braust u. stürzt (1) mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

(1) Erste Fassung *flieht*, darüber *stürzt*... Lenaus Schreibweise ist im Druck beibehalten.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Röszlein, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rappen Mähn' u. Schweif.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Wandrer in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell fliegt der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Was er verlor, u. was er sucht,
Erreicht er nimmer doch.

Nur eine leise Anspielung in den Schlussversen lässt eine politische Tendenz ahnen. Die zweite Fassung, wie sie uns vorliegt, fügt zunächst eine Strophe ein, die den Reiter gleich anfangs ein „schmerzliches Gelachter" anschlagen lässt. „Was er verlor, und was er sucht" führen nun vier weitere Strophen aus. In wildem Zorn fliegt er vorbei an den Gräbern der Helden, seitwärtsgewandten finstern Blicks an dem Kruzifix, das das Unglück nicht vom Lande abzuwenden vermochte, bang und schwer ruft er dem Vaterlande das ewige Lebewohl zu und stürzt sich in das letzte Heldengrab hinein. Der Reiter ist „der Geist von Achtzehnhundertneun".

Eine Vorübung zu den wilden Schlachtgesängen der Albigenser sind die **Husarenlieder** [51], die Lenau im August in Ischl dichtete. Wenn er sie auch von seinen *Gestalten* ausschloss und in die *Vermischten Gedichte* einreihte, so bedarf doch unsere Einfügung kaum der Rechtfertigung. Die markigen, kraftvollen, ganz objektiven Gedichte schrieb Lenau, wie Schurz (I, 376) bemerkt, an den regnerischen Tagen in Ischl, morgens im Bette liegend. Dieselbe Bemerkung macht Sophie in ihrem Exemplar. Übrigens finden sich Entwürfe zu den Liedern, die in ausnahmsweiser Deutlichkeit und Vollständigkeit die Arbeit daran offenbaren, in dem Einschreibbüchel

des Jahres 1838 [1]. Ferner erwähnt Lenau sie in zwei Briefen an Sophie aus dem August 1838 : « Mit dem Dichten will es nicht mehr gehn. Meine Husaren sind auf und davon und kommen vielleicht nie wieder » (650) und : « Meine Husaren sind fort und kommen nicht wieder, trara! » (652). Der so überaus feinfühlige Melancholiker barg in seiner Seele eine starke Vorliebe für alles rein Instinktive, Ursprüngliche, Gewalttätige im Menschenleben und in der Natur. « Sanguinische Munterkeit und Fröhlichkeit », die gerade diese Gesange auszeichnen, und die so oft bei Lenau bezeugt sind, verdrängen öfters bei den Melancholikern den schwermütigen Tiefsinn, meint Schubert. Sie werfen jedoch ihre Strahlen meist nur auf die innere Welt der Gefühle und die Arbeiten des Geistes, ungleich seltner werden sie zur ausseren Tat [2].

Das eng verwandte Nachlassgedicht **Der Kürass** (511) war ursprünglich als ein weiteres Husarenlied gedacht, wie deutlich aus den Entwurfen in genannten Einschreibbüchel hervorgeht, das neben einzelnen Bruchstücken eine ganze altere Fassung bringt [3]. Eine endgültige Ausarbeitung weist jedoch keine Handschrift auf. Grosse Schwierigkeit bot dem Dichter die Schlussstrophe, die in einer zweiten Handschrift, derjenigen die Grün vorgelegen, noch unvollstandiger als in der ersten erscheint. Hat Lenau deshalb den köstlichen Schwank, das beste seiner Husarenlieder, liegen lassen, ohne es der letzten Feile und der Veroffentlichung zu würdigen? In einem Briefe vom 21. April 1851 aus der Zeit der Herausgabe des Nachlasses verteidigt Grün das Gedicht gegen den es unterschätzenden Frankl und versetzt es in die « beste Zeit » Lenaus. Der Schluss sei allerdings nicht befriedigend, habe auch dem Dichter selbst nicht behagt, man könne sich diesen Schluss jedoch

---

[1] *Lenau und Lowenthal*, S. 533-538.

[2] SCHUBERT, *Geschichte der Seele*, S. 485.

[3] *Lenau und Löwenthal*, S. 528, 531 ff., 538 f.

hinwegdenken und werde sich dann mit Idee und Ausführung versöhnen [4]. Eigentlich meint Grün wohl nur den Schlussvers:

Zählt der Jud die Dukaten schon

und will Frankl eher mit der ironischen Schilderung des Juden als mit der Form des Gedichtes aussöhnen. Möglich ist es auch, dass Lenau das Lied aus Rücksicht auf seine guten jüdischen Freunde zurückhielt.

[4] B. von Frankl-Hochwart, *Briefwechsel zwischen A. Grün und L. A. Frankl*. 1. Band der Sammlung: *Aus dem 19. Jahrhundert*. Briefe und Aufzeichnungen hsg. von K. E. Franzos. Berlin, 1897, S. 35.

XLIII

Gelegenheitsgedichte des Jahres 1838.

Traumgewalten. — Der offene Schrank. — Prolog. — Einem Greis. — Tränenpflege. — An eine Witwe. — Inneres Gericht. — Palliativ. — An ein schönes Mädchen. — Ahimaaz.

Zunächst sind es Träume, die im fruchtbarsten Jahre von Lenaus Lyrik den äusseren Anstoss zur Dichtung geben. Jeder Mensch, meint Schubert, beherbergt in seinem Innern einen « versteckten Poeten », der im Traume geschäftig ist [1]. Gleich Schubert [2], Kerner [3] und Baader [4] glaubte Lenau an die voraussagende Bedeutung der Träume, die vielfach eine erschütternde Wirkung bei ihm hervorbrachten [5]. M. Löwenthal erzählt in seinem unveröffentlichten Tagebuche (N° 53) den Traum in der Nacht des 16. Februar 1838, der das Gedicht **Traumgewalten** (507) hervorrief, das wie *Schlaflose Nacht*

---

[1] Schubert, *Die Symbolik des Traumes*, 1821, S. 5, 16, 99 ff.

[2] *Geschichte der Seele*, Kapitel 20, 26, 27, auch passim in den *Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens* und in *Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde*.

[3] *Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit*, *Die Seherin von Prevorst* (Sämtliche Werke hrsg. von W. Heichen. Kiel u. Leipzig, Lipsius und Tischer. I, 127 ff, VI, 121 ff.

[4] Werke XI, 417 (Anmerkung), XV, 253.

[5] Briefe Nr 72, 79, 91, 277, 280, 282. — « Träume sind nicht Schäume, wenn man sie recht bedenkt » (449).

den Zusammenhang mit der Faustischen Traumszene nicht verleugnet. Die « schlimmen Gaste » (Vs 14) bezeichnet Faust als « Hyänen der Nacht », als « Gespensterspuk », den er beim Erwachen aus seinem *Hause* hinauswirft (Vs 2829 f., 2833) :

Ich schlief, mein *Haus* war preisgegeben.

(Vs 46.)

Sophie bemerkt in ihrem Exemplar : « Durch einen wilden Traum veranlasst in der Johannisgasse 1838 ». Der Erstdruck in der Wiener Zeitschrift vom 22. Februar 1838 beweist, dass Lenau das Gedicht sofort nach der Anregung niederschrieb. Seiner Gewohnheit entgegen ist die sofortige Veroffentlichung des Gedichtes, die in diesem Falle funf Tage nach der Niederschrift erfolgte. Auch dem Freunde Kerner erzahlte Lenau den Traum. Kerner leitet den Abdruck des Gedichtes in seinem *Magikon* (IV, 2, s. 212 f. mit den Worten ein : « Einige Jahre fruher, als den edlen, vortrefflichen Dichter Lenau die traurige Katastrophe des Wahnsinns befiel, hatte er in einer Nacht einen sehr bangen und offenbar voraussagenden Traum, der ihn auch beangstigend ins wahre Leben begleitete. Er sprach von demselben oftmals zu mir und nannte ihn bedeutungsvoll, auch sprach er ihn in Versen aus ».

Die « schlimmen Gaste », (Vs 14), die « wilden Naturen » (Vs 18) sind die slowakischen Rastelbinder und Bettler, die dem Dichter einen nahen Tod prophezeien, weshalb auch der Traum so « tief erschutternd, unendlich traurig » (Vs 2) ist. Als ein « Prototyp der Bettlerblosse und des Bettlerschmutzes » bezeichnet sie W. Alexis. Ungern begegnet das Auge diesen Menschen mit « gelben Zigeunerzugen und Kohlenaugen (nur eines Murillo Pinsel kann diesen braungelben Schmutz wiedergeben). Man glaubt, man muss verhext werden. Sie sprechen in einer Sprache oder in unartikulierten Lauten, die kein Sprachkundiger in Wien versteht und doch versteht jeder, was

sie wollen, und kauft sich gern mit ein paar Kreuzern von ihrer näheren Bekanntschaft frei » [1]. Die Verse :

> Ich bin erwacht in banger Ermattung,
> Ich finde mein Tuch durchnässt am Kissen

schreibt M. von Hartmann nach :

> Mein Kissen war, als ich erwacht,
> Von Tränen nass und wund die Lider.
>
> (*An die Entfernte*. Werke II 456.)

Lombroso, der das Gedicht in das Jahr 1844 versetzt, nennt es ein « fürchterlich-chaotisches », das sich auf Lenaus Selbstmordversuch vom 13. Oktober 1844 beziehe : es sei der letzte Lichtstrahl in der Nacht, eine Frucht des Genius, dem es zum letzten Male gelungen sei, den Dämon des Wahnsinns niederzuschlagen. Das Gedicht sei eine erschrecklich wahre Schilderung der Halluzination, die Lenaus Selbstmordversuch voranging oder denselben begleitete. Der aufmerksame Leser vermöge den Mangel an Zusammenhang, das Fragmentarische der Gedanken und der Satze, das dem im Fieberwahnsinne Befangenen eigen sei, zu entdecken [2].

Auch die deutsche arztliche Wissenschaft hat sich um die Verse gekümmert. Van Vleuten sieht darin die Visionen eines Neurasthenikers. Besser weiss es Rahmer (S. 94 f.). Für ihn ist das Gedicht der Ausdruck einer Angstneurose, die typische (!) Schilderung eines Angstneurotikers, « der aus dem Schlafe mit furchtbarer Präkordialangst in die Höhe fährt ».

Am 16. April bemerkt Max Löwenthal in seinem Tagebuch : « Niembsch dichtet häufig in der Nacht, wenn er von den Traumen des ersten Schlafes erwacht ist ». Lenau bekannte

---

[1] W. Alexis, *Wiener Bilder*, S. 74 f.

[2] Lombroso, *Genie und Wahnsinn*. Franzosische Übersetzung von Fr. Colonna d'Istria. Paris, 1889, S. 115, 449.

ihm : « Diese Zeit des Wachens nach dem ersten Schlafe, diese Zeit der tiefen Stille, wo man gewissermassen mehr der Natur angehört, ist es, wo ich meine besten Dichtergedanken hatte » (Nr 78). Einen seiner besten Dichtergedanken hatte Lenau am Ostersonntage, dem 15. April, an dem er, wie er selbst in der Handschrift bemerkt, die erschütternden Verse **Der offene Schrank** 1350 schrieb (1). Deutet die Bemerkung von Max Löwenthal schon darauf hin, dass wir es hier wieder mit einer Traumdichtung zu tun, so wird dieses sichergestellt durch die Notiz von Sophie Löwenthal in ihrem Exemplar : « In der Johannisgasse in Wien. Beschreibung eines Traumes am Ostersonntag 1838 ».

Wieder müssen wir Lenaus Äusserung Schurz gegenüber gedenken : « Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten » (126), der Verse aus *Faust* :

> Solang ich noch hienieden lebe, soll
> Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren
>
> (Vs 2691 f.)

sowie der kurz hierauf folgenden in der Faustischen Traumszene :

> Doch ist's ein Übel, dass ich Träume habe,
> Wenn Schlaf gefesselt meine Willensmacht,
> Die lustern, wie Hyänen, in der Nacht
> Die Toten mir aufwühlen aus dem Grabe
>
> Vs 2831 ff.

Zwei der reichsten Motive der Lenauschen Dichtung, das

(1) « Je ne crois pas », assert A. Marchand, « que l'amour filial ait inspiré, dans une littérature quelconque, de scène plus émouvante que celle que Lenau a décrite sous le titre de *L'Armoire ouverte* » (*Les poètes lyriques de l'Autriche*. Paris, Fischbacher, 1889, S. 42.) Siehe S. 43 f. wie Marchand dies Lob begründet.

der Polenunterdrückung und das der Mutterliebe finden im Jahre 1838 einen würdigen Abschluss.

Zwischen diese beiden Traumgedichte fällt der in den letzten Tagen des Monates März verfasste **Prolog** (540). Wie im Erstdruck in Witthauers Album bemerkt, wurde das Gedicht am 3. April im Wiener Universitätssaale von Ludwig Löwe, K. K. Hofschauspieler und Regisseur, bei einem Konzerte zu Gunsten der Überschwemmten in Budapest vorgetragen. Die hier geschilderten Tage der Not waren der 13. bis 17. März. Die Tatsache, dass man sich an Lenau wandte, um ein grosses vaterländisches Unglück zu besingen, die führende Stellung, die er im Album Witthauer, das aus Beiträgen der namhaftesten österreichischen Dichter der Zeit besteht, einnimmt, beweisen, dass er allgemein noch vor dem Erscheinen seiner Neueren Gedichte als der grösste Lyriker seines Vaterlandes anerkannt war. « Von allen Lebenden », bemerkt A. Meissner, « stellten wir Lenau obenan, und das Erscheinen eines neuen Buches von diesem hatte für uns die Bedeutung eines neuentdeckten Weltteiles » (1). Zu dem prachtigen Gelegenheitsgedichte, das wie alle Lenauschen Gedichte dieser Art die doppelte Gefahr, sich ins Trivial-Alltagliche zu verlieren und am Einzelnen haften zu bleiben, so gluecklich umgeht, lieferte der Maler M. Schwind eine seiner gelungensten Zeichnungen, die das Album Witthauer schmückt und sich auf die Verse 39 bis 50 bezieht, welche den « starken Riesen Danubius » schildern, wie er seine schöne Braut, die Stadt Budapest, ohne Erbarmen fasst und jauchzend in sein Bett hinunterreisst. Wegen Vs 85 :

Als eine leere Tafel blieb das Land

traf Lenau auf eine Beanstandung der Zensur, die ihn seit dem 17. Juni 1836 mit Quälereien verfolgte. Der gereizte Dichter

(1) A. Meissner, *Geschichte meines Lebens*. Wien-Teschen, K. Prochaska, 1884. I, 53.

geriet, wie Frankl (S. 59) berichtet, der geforderten Abänderung wegen in einen Berserkerzorn, den er an dem Zensurbeamten ausliess. Entschieden forderte er die Beibehaltung des Verses, da er sich nach seinem Kraftausdrucke von diesem Gesindel nicht wollte auf die Leier sch... lassen, und setzte seinen Willen durch.

Die Gelegenheitsdichtung des diesjährigen Stuttgarter Aufenthaltes besteht in drei Trostgedichten, von denen zwei an die Reinbeck-Hartmannsche Familie gerichtet sind. In einem kurz nach der Ankunft in Schwaben an Sophie gesandten Briefe vom 6. Juni stellt Lenau esoterische Betrachtungen in Baaders Art über ägyptische Leicheneinbalsamierung an, die nicht ohne Zusammenhang sind mit dem Gedichte **Einem Greis** (508), das er im genannten Briefe (618) Sophie mitteilt. Wie die Ägypter durch das Einbalsamieren der Leichen die Seele » vorwärts und aufwärts bugsieren « wollten, so richtet der Dichter an den 72. jährigen Geheimrat Hartmann die Mahnung, die noch nach irdischem » Trost und Genuss, Hab und Halt « langende Hand einzuziehen :

Den Blick hinaus
Ins Meer! nach Haus!
Denk an den ewigen Strand!

Die Unsterblichkeitsgedanken des Geierliedes kehren hier wieder. Der finsteren Brust des Melancholikers entströmen die erhabensten Trostgedichte.

Um dieselbe Zeit, als der alte lebenslustige Hartmann über das Sterbenmüssen klagte, grämte sich seine Tochter Emilie über ihre Kinderlosigkeit und über ihr ganzes Dasein, als ein darum verlorenes. Wie Lenau sie tröstete, berichtet er Sophie im Briefe vom 6. Juni : » Ich tröstete, so gut ich konnte, die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, dass die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswert sei, aber nicht unerlässlich. Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen

Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Dasein kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als blosse Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsre Nachkommen auch nur solche Kanäle und blosse Mittel für fernere Mittel, und so in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstraktum. Unsinn! « [1]. Auch in der Dichtung spendet Lenau der Freundin Trost, nicht mit logischen Gründen, sondern mit der Mahnung : sie solle ihren Schmerz nicht gewaltsam unterdrücken wollen, ihn vielmehr mit linden Tränen pflegen und ihn somit einschläfern, wie die Mutter in Indien ihr Kind einschläfert. Das Emilien handschriftlich überreichte Gedicht **Tränenpflege** (545) versah der Dichter mit

---

[1] Ähnlich sagt Lenau [illegible] in einem Briefe aus dem März 1837 Sophie getröstet : « Die Liebe [illegible] bloss da zur Fortpflanzung der Gattung, sondern auch, und gewiss hauptsächlich, fürs ewige Leben der Individuen » (289). In den *Entwürfen* finden sich wörtlich übereinstimmende Sätze : « Das Individuum ist nicht der Gattung wegen da, sondern umgekehrt. Das höchste Mysterium der Liebe ist zugleich das [illegible] ... Hätte jene triviale Physiologie recht, dann müsste uns der röhrende Hirsch im Walde lieber sein, als Petrarca mit seinen Sonetten. » so wäre jedes Individuum gleichsam nur ein Durchhaus oder ein Kanal, durch welchen die Natur ihre Intentionen durchleitete. Wo ist der Strom oder See, in welchen jene Kanäle münden? Er ist die Gattung. Diese besteht aber immer wieder nur aus Individuen, also wieder aus Kanälen, somit hätten wir eigentlich in jeder Menschenähnlichkeit einen ununterbrochenen Kanal ohne Ein- und Ausfluss, was offenbarer Unsinn ist. Denn die Menschen*gattung* existiert nicht, sie ist ein Abstraktum, nur Individuen existieren, gleichwie wir nur Erscheinungen kennen und die Natur selbst ein Abstraktum ist. Jene triviale Ansicht hat übrigens in der Welt entsetzlich viel Unheil angerichtet. Sie arbeitet gemeinem Naturenrecht in die Hände und [illegible] ganz geeignet, eine merkantilisch-brutale Behandlung der Liebe und Ehe zu sanktionieren. » (*Lenau und Löwenthal*, S. 522). Ist die Natur Gott, meint Faust im 1840 gedichteten *Waldgespräch* :

Bin ich ein Durchgang nur,
Den sie genommen fürs Gesamtgeschlecht,
Bin ohne Eigenzweck, Bestand und Recht,
Und bald bin ich verschwunden ohne Spur.

(Vs 2429 ff.)

der Bemerkung : « Entstanden im Reinbeckschen Garten [1], den 11. Juni 1838, Morgens 9 Uhr ». Am 21. Juni sandte Lenau das Gedicht Max Löwenthal [2], und im Briefe an Sophie gleichen Datums erwähnt er es als neuentstanden (621). Falsch ist Sophies Vermerk : « Von Natalie [3] veranlasst, als sie Witwe geworden », sowie der gleichlautende von Schurz in seinem Exemplar : « An Natalie (Kleyle) oder von ihr nur veranlasst ». Sophies Irrtum ist durch Lenaus Brief vom 21. Juni an sie entstanden. Er reiht hier die beiden Gedichte *Tränenpflege* und *An Natalie* [4] aneinander : « Einiges Neue hab ich hinzugedichtet : *Tränenpflege ; An Natalie*, die das Grab meines Jugendfreundes besuchende ». Es genügte eines Übersehens von Lenaus Zeichensetzung um die Täuschung hervorzubringen. Ebenso irrig wie der Bezug auf Kleyles Witwe ist der auf Sophie. Die « Freundin » (Vs 1) ist Emilie Reinbeck [5].

An eine Witwe (521) heisst Lenaus Trostlied an Natalie Sartorius. Wie es sich zeitlich an das vorige anschliesst, bezeugt Lenau selbst in der eben angeführten Briefstelle, die man mit Schurz, Reynaud, Schaeffer [6] übersehen muss, um das Gedicht in Kleyles Todesjahr 1836 zu versetzen. Dem widerstrebt

---

[1] Der Garten befindet sich noch heute in demselben Zustande wie damals am Reinbeckschen Hause, Friedrichstrasse, 16.

[2] Nicht an Sophie wie in Werke (IV, 206) zu lesen ist. Auf der Rückseite der an Max Löwenthal als Brief gesandten, mit dem Poststempel : Stuttgart, 21. Juni 1838 versehenen Handschrift, befindet sich die Adresse an Max Löwenthal.

[3] Natalie Sartorius, Witwe von Fritz Kleyle.

[4] In den Ausgaben der Neueren Gedichte von 1838 bis 1840 *An Natalie* überschrieben, seit 1841 *An eine Witwe*.

[5] Hiermit berichtige ich meinen Irrtum, das Gedicht sei an Sophie Löwenthal gerichtet (*Zeitschrift für den deutschen Unterricht XVIII, 617*), den ich beging, ehe ich die Emilien Reinbeck übergebene Handschrift eingesehen.

[6] *Schurz* in seinem Exemplar der Gedichte. *Reynaud* in *Thèse auxiliaire Nr 196*, *Schaeffer* in seiner Lenauausgabe (Leipzig, Bibliographisches Institut, I, 430).

auch der Inhalt des Gedichtes. Die Witwe ist nach den ersten Schmerzgewittern

Müd versenkt im stillen Grame.

(Vs 10.)

An einem schönen Frühlingstage pilgert sie an das Grab des Gatten, auf das sie ihrer

Wangen Rosen
Gestreut zum treuen Angedenken.

(Vs 19 f.)

Sie wandert hin mit ihren Kindern,

Mit Tränen neu das Grab zu tränken.

(Vs 18).

Sie, wie Emilie, hat der Dichter weinen sehen, sie, wie Emilie, mahnt er zur « Tränenpflege », die er mit ihnen teilen möchte.

Fruchtbarer als der Stuttgarter war der Ischler Aufenthalt. Vom 18. Juli bis zum 9. August waren laut eines Briefes an Emilie Reinbeck (628) « zehn kleinere Gedichte und ein grösseres von zirka vierhundert Versen, die Bearbeitung einer schwedischen Sage in fünf Romanzen entstanden ». Mit letzterem ist die Erzählung *Anna* gemeint, die noch in die Neueren Gedichte 1838 Aufnahme fand. Lenau wählte den schwedischen, ihm von Hagberg übermittelten Sagenstoff, weil er manches Persönliche, auf Sophie Bezügliche, hineinlegen konnte : seine Auffassung über Liebe, Schönheit, Ehe, seinen Verdruss, dass Sophies Kinder nicht auch seine Kinder seien, seinen Kummer über die Nichterfüllung der einfachsten Ansprüche an das Lebensglück.

Will der Mensch jedoch noch den Frieden gewinnen, « eh der Tod den seinen ihm beschieden », so muss er einmal

Als ein strenger Richter und Hinrichter,
Vieler süssen Hoffnungen Vernichter

in sich selbst erscheinen. Diesen Gedanken des Gedichtes **Inneres Gericht** (420) trägt Lenau auch in das Einsschreibbüchel ein, das er grösstenteils, wenn nicht ganz, während des Ischler Aufenthaltes von Mitte Juli bis Mitte August 1838 schrieb : « Wer nicht einmal in seinem Leben in seinem Innern auftritt als ein unerbittlich strenger Richter und Hinrichter, der ist verloren, oder er war von Haus aus nichts » (1). Auf der am 13. Juli angetretenen Reise von Stuttgart nach Ischl besuchte er wieder in München den Theosophen Baader und steckte sich Sprüchlein von ihm wie ein grünes Sträusschen auf die Kappe (628). Ein solches Baadersches Sprüchlein flicht er in das Gedicht ein :

Als Gedanke ist der Geist das *Licht*,
Warme ist im Herzen er als Liebe.

Baader nimmt eine Trennung und Isolierung des Gehirn- und Kopflebens vom Herz- und Bauchleben an. Der in den Lenauschen Versen angedeuteten Vermählung von *Licht* und *Warme* entspricht Baaders Satz : « Durch diese Trennung und Isolierung wird nämlich, um mit J. Menge (2) zu sprechen, die Vermählung der Warme und des Lichtes, d. h. der Warme und Licht zeugenden Potenzen, der die Fülle und der die Hülle (Gestalt) gebenden Liebe zwar gehemmt (welche Hemmung das Leiden und das Eitle der Zeit macht), indem das Licht an die Kälte in der Höhe, die Hitze in der Finsternis in der Tiefe gebunden bleiben, zugleich werden aber doch diese beiden, das Finster- und Kalte Streben, in ihrer Abnormität bekämpft und erschöpft, so dass die Wiedervermählung von Warme und Licht nur der Siegeslohn und die Siegesbeute jenes Kampfes sein kann » (I, 411). In seinen *Tagebüchern* stellt er die Analogie

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 531.

(2) Joh. Menge, *Beyträge zur Erkenntnis des Göttlichen Wortes, Geschichten Wortes und Göttlichen Ebenbildes*. Lübeck, Bohnsacks 1822.

des Lichtes mit dem Gedanken sowie des Gefühls mit der Wärme fest. Der Kopf sei Organ des Lichtes, das Herz des Gefühls, der Wärme (XI, 285). Das Herz stehe über dem Denken, Gefühl sei Grundlage des Denkens. Anfang und Ende... Licht werde Wärme, wie diese Licht (XII, 212, 416).

Wie wenig es dem Dichter gelang, die stolze Mahnung des Gedichtes an sich selbst zu erfüllen und den « Frieden zu gewinnen », zeigen die Bekenntnisse aus dem August 1838. Gleich nach der Trennung von Sophie verfällt er wieder in den alten Jammer. Wie bald wird das herrische Schlusswort :

Lust und Schmerz — es sterbe und zerstiebe!

zu nichte, wenn der Liebende wieder allein in seinem Zimmer in Wien sitzt, laut weinen möchte, nur immer an Sophie denken kann, da ihm « alles sonst Nebensache ist » (461). *Inneres Gericht* erschien erst in der Ausgabe von 1844, auch eine Handschrift, allerdings eine Reinschrift, stammt aus späterer Zeit, weil der Briefbogen zugleich ein Gedicht aus dem Jahre 1843 bringt. Zweifellos bleiben trotzdem Empfängnis und Entwurf im Jahre 1838, in der Zeit, wo Lenaus Poesie den Einfluss Baaders unterging.

Mit sich selbst geht der Dichter auch ins Gericht im Sonette **Palliativ** (505), dessen Grundgedanke sich wieder im Einschreibbüchel von 1838 findet. « Grauenhaft ist die Schuld ohne ihren Schatten die Reue » [1].

Kehr mutig um zu den verlassnen Bühnen,
Die Schuld mit scharfem Reueblick zu sehen;
Soll sie dir sterben, eile sie zu sühnen.

Der Erstdruck des Sonettes im ersten Jahrgang des Deutschen Musenalmanachs (Leipzig, 1840), zugleich mit später zu

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 539

besprechenden Gedichten, die sicher noch im Jahre 1838 entstanden, verbietet, die Verse mit Roustan (S. 233) auf Karoline Unger zu beziehen. Sehr romantisch klingt der Bericht von Schurz (I, 76) über die Veranlassung, die er übrigens nur als möglich hinstellt. Im « Krapfenwald » bei Wien sei Lenau ein junges, hübsches Mädchen begegnet, das er nach Alter und Gestalt als Bertas Kind und vielleicht sein eigenes Töchterchen halten konnte; es habe ihn scharf ins Auge gefasst und sei dann « Mutter, Mutter! » rufend zu dieser zurückgelaufen. Auf diese Mitteilung von Schurz hin ist seitdem das Sonett stets auf Berta Haner bezogen worden. Wenn es auch nicht geradezu offenbar ist, wie manche Kritiker behaupten, dass die Schuld, welcher Lenau sich anzuklagen hat, eine Berta gegenüber begangene ist, so steht dieser Erklärung doch nichts im Wege. Im Sommer des Jahres 1837 vertraute Lenau Sophie das « unglückliche Geheimnis seiner Jugend » an (449). Im Mai 1838 hatte sie einen Traum, der dem Dichter zeigte, wie die « bittre und verdüsternde Erfahrung meiner unbewachten Jugend » in ihrer Seele fortwirkte und den Wunsch in ihr zurückgelassen, « den alten Riss » in seinem Leben zu heilen. Er dankt Sophie innig für diesen Traum und zählt ihn zu den teuersten Zeichen ihrer Liebe (449).

Zu den Mahnungen an sich selbst gesellt sich wahrscheinlich in diesen Tagen des Ischler Aufenthaltes der zarte Wink **An ein schönes Mädchen** (547) :

Wie die Ros in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht:
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüt!

Sophie weiss, dass die Verse an ihre Schwester Rosalie von Kleyle [1] gerichtet sind. Sie täuscht sich jedoch bezüglich der

[1] Rosalie, geboren am 16. Oktober 1816, vermählt mit Karl Fh. Frey von Schönstein am 7. Mai 1845, gestorben in Aussee 1876.

Chronologie, wenn sie schreibt : « An Rosalie von Kleyle in Ischl im Sommer 1840 ». Einen gleichen Irrtum begeht Schurz, der in seinem Exemplar bemerkt : « An Rosalie, nach dem Ischler Aufenthalte 1840 ». Seine Unsicherheit geht jedoch daraus hervor, dass er zuerst 1839 geschrieben. Vom Erstdruck im Morgenblatte am 10. September 1838 mochten Sophie und Schurz nichts wissen, den Druck in den Neueren Gedichten 1838 durften sie jedoch nicht übersehen. Aus dem Briefe Lenaus an Max Löwenthal vom 21. Juni 1838 erhellt, dass das 22jährige, hübsche Mädchen von Freiern bestürmt war. Rosaliens Reise nennt der Dichter sehr vernünftig. « Sie soll sich einmal ausatmen von der ängstlich beklemmenden Nähe unwillkommener Herzensbestürmer. Sie muss sich selbst wiederfinden, damit sie für die andern nicht verloren sei. Noch aber hat sie sich selbst nicht, und es kommt mir vor, als hätte das geängstigte Mädchen in ihrer bangen Unruh ihr Herz irgendwo versteckt und wisse nun selbst nicht, wo? » (620).

Das scherzhafte Gelegenheitsgedicht **Ahimaaz** (495), das wir in Ermangelung einer Überschrift in der Handschrift nach dem Anfangsworte betiteln, verdankt wohl seine Entstehung einer zufällig aufgeschlagnen Bibelstelle und reimt scherzweise die Verse 19-23 des 18. Kapitels vom zweiten Buche Samuelis. Sophie datiert es in der Handschrift : « Ischl 1841 ». Die von Castle (1) angeführte Tatsache, dass das Blatt der Handschrift aus einem Einschreibbuche stammt von gleicher Beschaffenheit wie das von 1838, und Lenaus heitere Gemütsstimmung während des diesjährigen Ischler Aufenthaltes sprechen gegen die Datierung der sich so oft irrenden Sophie.

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 605.

XLIV

Naturgedichte des Jahres 1838.

Frühlingsgrüsse. — An den Frühling 1838. — Das Ross und der Reiter. — Herbstgefühl. — Ein Herbstabend. — Der Kranich.

Der Frühling des Jahres 1838, den er grösstenteils noch in Wien zubrachte, entlockte dem Dichter zwei sozial und politisch gefärbte Frühlingsgedichte *Frühlingsgrüsse* und *An den Frühling 1838*. Die Kampfstimmung, die sich in denselben ausspricht, ward geweckt durch den Federkrieg, den der *Savonarola* heraufbeschwor, durch die Beschäftigung mit den *Albigensern*, durch die Streitigkeiten mit der Zensur.

Frankl [1] berichtet, dass ein Bekannter Lenaus, Romeo Seligman, Professor der Geschichte der Medizin an der Wiener Universität, ihm den Stoff zu dem « rührend schönen Gedichte » **Frühlingsgrüsse** (312) gab. Das einzig Stoffliche ist hier die Begegnung mit einem bettelnden, Frühveilchen zum Kaufe anbietenden Kinde. Wahrscheinlicher klingt die Bemerkung von Sophie : « Auf einem Spaziergange im Prater konzipiert und in der Johannisgasse ausgeführt ». Hiernach beruht das Gedicht auf einem wirklichen Erlebnis.

Sehr geschickt ist die unerwartete Überleitung aufs Politische :

So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüsse einer bessern Zeit.

---

[1] S. A. Frankl, *Lenau und Sophie Löwenthal*, S. 34 (Fussnote).

Beim Niederschreiben dieser Verse legte Lenau dem Ausdrucke « bessere Zeit » wahrscheinlich die Nebenbedeutung bei, die aus dem Schreiben an Sophie vom 8. Mai hervorgeht : « Die Menschen sind eben noch nicht weit vor in der wahren Menschenbildung, darum ist ihnen jeder Grashalm heiliger als ein Gefühl, worauf nicht der Stempel bürgerlicher Gültigkeit geschlagen ist » (447).

Das Gedicht **An den Frühling 1838** (331) gibt in der Überschrift das Datum an. Es bezieht sich auf den Bau der Eisenbahnstrecke Wien-Wagram, die Anfang 1838 eröffnet wurde. Lenau stellt sich hier in Gegensatz zur typischen Auffassung. Alle Dichter, die diesen Fortschritt der Technik besungen, verherrlichen ihn als Förderer der Kultur, so z. B. Herwegh, Freiligrath und Lenaus Landsleute A. Grün und K. Beck. Grün [1] preist die Eisenbahn als « des Geistes wandelnden Altar », Beck [2] nennt die Geleise « die Hochzeitsbänder » einer neuen Zeit. Alles, was vom romantisch-sentimentalen Standpunkte gegen die Eisenbahn vorgebracht werden kann, ist hier zusammengestellt und glücklich in dem Verse zusammengefasst, dass der Wagen « Blüt und Andacht unters Rad » (Vs 23) nimmt. Optimistisch klingt jedoch die Frage über die politische Einwirkung der neuen Erfindung aus.

Der hoffnungsfrohe Ausklang der beiden Frühlingsgedichte steht im Gegensatz zu des Dichters innerem, vom Frühling des Jahres 1838 geweckten Gefühl. « Der Frühling heisst diesmal gar nichts für mich », schreibt er am 6. Mai an Sophie; « meinethalben können die Raupen alle Blätter abfressen » (445). Eine ganz andere Wirkung bringt der Frühling in Schwaben hervor, der den Dichter mit seiner vollsten Blüte empfangt. Von lastendem Drucke aufatmend, betrachtet er mit Lust jeden blühenden Obstbaum an der Strasse (615), lauscht entzückt dem Gesange der zahlreichen Nachtigallen im Stuttgarter Schloss-

---

[1] A. Grün, Werke, II, 125.

[2] K. Beck. *Nichte. Gepanzerte Lieder*. Leipzig, Engelmann 1838. S. 31.

garten und lässt sich vom strömenden Wohlklange in weite Träumereien entführen (618). An angenehmen Zerstreuungen wird ihm die Fülle geboten. Besuche bei den schwäbischen Dichtern, auch bei Uhland und Schwab, der inzwischen als Pfarrer nach Gomaringen gegangen war, wechseln ab mit musikalischen Genüssen, die ihm auch Tondichtungen seiner Schilflieder zu Gehör bringen. Die Bemühungen um das öffentliche Auftreten von Max Löwenthal als Theaterdichter tragen dazu bei, ihn in einer « wohltätigen Agilität » zu erhalten (618).

Eine uns von Max Löwenthal in seinem Tagebuche unter dem Datum des 21. Oktobers 1837 (Nr 24) überlieferte Äusserung : « Alles, was ich bisher geleistet, ist nichts, das Wahre muss erst kommen » weiter ausführend, schreibt Lenau am 4. Juni an Sophie : « Mein stilles Leben in Stuttgart muss mir dazu dienen, poetische Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszuhecken, indem ich die Fundamente meiner poetischen Arbeiten tiefer zu graben suche. Es muss noch viel, sehr viel geschehen. Alles Bisherige sind nur Vorfragmente, wenn ich noch mit meiner Kraft dahinaus dringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, so hab ich das Grosse wenigstens gedacht, wenigstens getraumt » (616). Ob er hierbei an die Albigenser dachte, über welche er in den Briefen aus Stuttgart ganz schweigt, muss dahingestellt bleiben ; jedenfalls wirkte bei dem getraumten « Grossen » noch Baaders Orakelspruch nach : das Dichten sei eine grosse Sache, Gott selbst sei ja ein Dichter.

Wie in den Tagen des Ischler Zusammenwohnens mit Sophie der « frische Seelentau der himmlischen Gedanken » auf den « düstern, sehnsuchtkranken » Dichter herabsank, wie er « die ewige Liebesquelle » rauschen hörte, schildert das Sommergedicht **Das Ross und der Reiter** (549). Der Anblick einer schönen Naturerscheinung musste mit einer Stunde des Seelengluckes- und Friedens zusammentreffen, um an das Schauspiel eines trinkenden Rosses Gedanken und Bilder so sinniger, zarter und erhabener Art zu knüpfen. « Der Gedanke

zu diesem Gedichte », bucht Sophie in ihrem Exemplar, « kam Niembsch auf der Heimfahrt von der Gosau, wohin wir Scharschmid und Mikschik (1) begleitet und dort am See mit ihnen den Tag zugebracht hatten, als unsere Pferde an einem Brunnen an der Strasse nach Ischl, der noch so dasteht, tranken, indes die untergehende Sonne die Berge ringsum rötete ». Der Dichter sandte die Verse an J. Kerner im Briefe aus Ischl vom 11. August 1838, mit den Begleitworten : « Damit Du auch etwas aus meiner poetischen Tasche hast, will ich Dir ein Lied aufschreiben, das Dir vielleicht gefallen wird ». Nachdem er den Wortlaut mitgeteilt, fügt er noch hinzu : « Du bist einer der wenigen, an welche ich in solchen Augenblicken denken mag, die mir eine schöne Naturbetrachtung und jedes tiefere Seelenglück ergänzen » (629).

Die vier ersten Strophen sind eine Nachdichtung von Versen aus der Faustszene *Die Schmiede* :

Jetzt duldet Faust dem Rosse seinen
[Willen,
Es lenkt an einen Bach, den Durst zu
[stillen.
Der Reiter lässt die losen Zügel sinken,
Das müde Ross am klaren Quelle
[trinken,
Und er gewahrt mit *lächelndem Ver-*
[gnügen,
Wie seinem Rappen in *gedehnten Zügen*
Die Flut behaglich rieselt durch die
[Zähne
Und wie im Wasser badet seine Mähne.
(*Faust*, Vs 1268-75.)

Die frische Quelle rinnt herab am Stein-
[gesenke,
Der Reiter führt sein Ross zur lang
[ersehnten Tränke.
Aus Bergesadern kühl die klaren Fluten
[fliessen.
In heisse Adern sich des Pferdes zu
[ergiessen.
Der Reiter schaut sein Ross mit *innigem*
[*Vergnügen*,
Wie es die Flut einzieht in *lustge-*
[*dehnten Zügen* ;
Und wie die Wellen ihm die Mähne
[wiegend spülen,
Und wie sie eingeschlürft das heisse
[Blut ihm kühlen.
(*Das Ross und der Reiter*, Vs 1-8.)

Der Herbst des Jahres 1838, den Lenau grösstenteils in Wien

(1) *Scharschmid*, Erzieher der Töchter des Erzherzogs Karl, später Landesgerichtspräsident in Teschen. — *Mikschik*, Bräutigam von Sophies Schwester Johanna.

zubrachte, zeitigte die Gedichte *Herbstgefühl*, *Ein Herbstabend* und *Der Kranich*. Sie erschienen sämtlich im ersten Jahrgange des Musenalmanaches (1), unter der allgemeinen Überschrift *Herbst*. **Herbstgefühl** (281) (Der Buchenwald I...) im Musenalmanach *Herbst I* betitelt, in der Handschrift *Herbstestrauer*, entspricht einem Satze aus dem Einschreibbüchel von 1838, in dem wir den ersten Entwurf zum Gedichte erblicken : « Ganz trüber Nebelhimmel, dürre Bäume, trüber Bach, die Natur scheint mit deiner ganzen Schwermut einverstanden » (2).

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen,
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen

Diese Schwermut bildet auch den Grundton der Briefe an Sophie aus dem Oktober. Der Tod Mikschiks liess Lenau das Menschengeschick in seiner ganzen Traurigkeit erfassen; in seinen Schmerz mischte sich mancher bittre Fluch über sein eigenes Schicksal (468). In des Dichters Seele ist von dem Wechsel der letzten Tage etwas zurückgeblieben wie « Lähmung in dumpfer Wehmut » (470). Er wundert sich über sich, dass er manchmal noch fröhlich sein mag; er muss Vergeltung im Jenseits hoffen, wenn er nicht verzweifeln und alles zerbrechen und hinwerfen will. Der Gedanke des Todes wird ihm immer freundlicher, und er verschwendet sein Leben gern (472). Die Sendung des Gedichtes in einem viel späteren Briefe aus dem Januar 1840 an Emilie Reinbeck ist kein Beweis für die Entstehung im Jahre 1839.

Ein Herbstabend (281) ist im Erstdruck *Zugvögel, erste Stimme* überschrieben. Sophie bemerkt : « In Kirling, im Spät-

(1) *Deutscher Musenalmanach*, Leipzig, B. Tauchnitz jun. o. J. Auf der letzten Seite als Fussnote die Bemerkung : « gedruckt 1840 ».

(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 527.

herbst 1838 ». Tatsächlich verweilte Lenau dort Ende Oktober bei seiner Schwester Therese. Auch gedenkt er (Vs 9) eines toten Freundes, mit welchem Mikschik, der Bräutigam von Sophies Schwester Johanna, gemeint ist. Er starb am 3. Oktober und sein Tod bewegte den Dichter tief (657). Ferner zeigen sich wieder Übereinstimmungen mit den Entwürfen im Einschreibbüchel von 1838. Man vergleiche mit Vers 27 f. :

Ist's Erdenleben Schein? — ist es die umgekehrte
Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?

den abgerissenen Satz : « Das Bild von der fata morgana » und folgenden : « Den Gnostikern war die Erlösungsgeschichte, die Geburt und der Tod Christi eine im Himmel vorgegangne, und was in Judäa geschah, nur ein *irdischer Scheinreflex*, gleichsam eine *verkehrte* fata morgana » (1). Ähnlich philosophiert Faust (Vs 3380 ff.) vor seinem Selbstmorde, indem er sich fragt, ob alles nicht « ein trüber Schein » sei. Der Teufel selbst sei ja nur « des Gottbewusstseins Trübung », ein wirrer Traum von Gott, der Bund mit dem Lügengeiste nur ein solcher, « den der Schein geschlossen mit dem Schein ».

Auch im Zettel an Sophie vom 26. Oktober beginnen « die Zweifel in der Brust den Nachtgesang » (Vs 26) : « Hat sich deine Sehnsucht überwacht? ist sie des Weges müde geworden, wo kein Ziel erreicht werden kann? Hab ich in deinen Augen verloren, und findest du mich geringer, als du mich einst glaubtest? Hat deine Liebe wirklich eine Meinung und einen Verlauf? Solche Fragen kommen mir oft und machen mich dann sehr finster » (474). In demselben Fragetone entwickelt sich der letzte Teil des Gedichtes, allerdings über die Fragen vom Diesseits und Jenseits, vom Irdischen und Ewigen, die jedoch auch im eben angeführten Zettel einander gegenübergestellt werden : « Ich will mir etwas Ewiges schon diesseits

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 525, 530.

einrichten, sonst gibt es kein Jenseits. Tu ich darin einen Missgriff, so ist's der schrecklichste ».

Der Zweifel, den Lenau sich anschickt zum Helden seines neuen Epos zu erwählen, durchdringt dieses Herbstgedicht. Ist das Leben nur ein Schein? Weshalb fürchtet es dann den Tod? Oder ist dies Bangen vor dem Tode auch nur Schein?

So schwärmen die Gedanken,
Wie dort durchs öde Tal die Herbstesnebel schwanken.

(V. 33 f.)

So schwärmen die Gedanken auch im genannten Schreiben an Sophie, und Lenau bezeichnet dort diese Grübeleien, die ein böser Geist in seinem Kopfe gemischt, als « Gift ». — Mit Vorliebe bedient der Dichter sich zu dieser Zeit der ihm wenig liegenden Versform des Alexandriners, zu welcher er gewöhnlich greift, wenn er philosophiert.

Offenbar irrig ist die Bemerkung von Sophie zu dem Gedichte **Der Kranich** (353) : « Im Herbst 1841 », die Schurz wiederholt, ebenso die von Castle « Dezember 1839 » (1). Letztere beruht auf der Sendung des Gedichtes an Emilie Reinbeck am 29. Dezember 1839, die der Dichter mit den Worten begleitet : « Dieses Gedicht ist Ihrer Seele verwandt und mir ganz besonders wert ; zwei gute Gründe, es Ihnen zu senden : vielleicht ist der erste Grund der Grund des zweiten Grundes » (357). Die Überschrift im Musenalmanach *Zugvögel, zweite Stimme* deutet auf den engen Zusammenhang mit dem vorigen Herbstliede. Ursprünglich ist dieses also als optimistische Antwort auf pessimistische Zweifel gedacht. Das zum Schlusse erwähnte Land des Frühlings ist nicht der Friede mit Sophie nach den Wirren mit Karoline Unger, wie Castle infolge seiner Datierung meint, eher, wie Reynaud (S. 357) vermutet, das Jenseits.

Übrigens übernimmt Lenau hier einfachhin einen Ausdruck

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 172. Werke IV, 177.

von Schubert, dessen Bemerkung über den Zugvogel den Anlass zum Gedichte gegeben. « Der Zugvogel erhebt sich, leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen. Da ist ein weites Meer, jenseits welchem das Menschenauge kein gastliches Ufer, keine Ruhestätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung, schwingt sich hinüber über das Meer, und findet so das Land, *wo ein neuer Frühling, neue Lebensfülle ihn erwarten* » (1) :

Und ihm ist das Land bewusst,
Wo mein Frühling mich erwartet.

Am 23. Oktober tröstet der Dichter sich über den Zwang, seine Liebe verbergen zu müssen, mit der Hoffnung auf ewige Vergeltung. « Aber es kommt auch noch unser Tag. » Einmal doch wird die schöne freie Sonne Gottes auf diese Liebe scheinen. Der Liebende hat an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt ihn die Not, sich an diesen Glauben klammern (472). Auch der Klagen über die Vergangenheit (Vs 25-32) gedenkt der Zettel vom 26. Oktober. Als er mit Sophie über die Bastei ging und sie von alten Zeiten sprach, da ward er traurig. Er muss doppelt um den Frühling seiner Liebe trauern, weil den Liebenden die Frucht des Sommers versagt geblieben (474). Die Verse der 7. Strophe :

Hab ich gleich, als ich so sacht
Durch die Stoppeln hingeschritten,
Aller Sensen auch gedacht,
Die ins Leben mir geschnitten,

rufen den Vergleich mit einem Satze aus dem Einschreibbüchel von 1838 wach : « Sie haben dich seziert, doch keine Spur der Messer gefunden, die einst durch dein Herz geschnitten » (2).

---

(1) Schubert, *Geschichte der Seele*, S. 363.
(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 540.

Ohne Berechtigung scheint mir die Einreihung des Gedichtes in die Liebeslieder an Sophie (1).

Auch die tief schwermütigen Sonette **Einsamkeit** (504) (Hast du schon je...) erschienen im ersten Jahrgange des Leipziger Musenalmanachs. Die Handschrift des ersten ist von Lenau datiert mit dem 7. November 1838. Wieder sandte der Dichter dieses viel später an Emilie, nämlich in demselben Briefe aus dem Januar 1840, der das Gedicht *Herbstgefühl* enthält. « Meine liebe Emilie hat das nie erfahren », bemerkt er dazu (659). Wieder bringt auch das Einschreibbüchel von 1838 einen Entwurf zum ersten der beiden Sonette :

Ich ging in einer finstern Nacht allein.
Warst du schon ganz allein? dann weisst du auch,
Wie's kommt, dass man hinstürzt und küsst den Stein
Und bang die Hand nachstreckt dem Windeshauch (2).

Die Gedanken des ersten Sonettes nahm Lenau wieder auf in den im Jahre 1840 in *Fausts Tod* eingeflochtenen Versen :

Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen.
Mein Ich, das hohle, finstre, kalte,
Umschauert mich gleich einem Sarge.
. . . . . .
Ich habe nun gesprengt die dumpfe Haft,
Mit doppelt heisser Leidenschaft
Streck ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt aus meinem Totenhaus.
Nach Gott? — doch nein! — der Kummer ist es nur :
Könnt ich vergessen, dass ich Kreatur!

(*Faust*, Vs 3286-3303.)

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 472. Werke IV, 177.
(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 533.

Das beliebte Thema der Herzlosigkeit der Natur findet im zweiten Sonett seinen vollkommensten dichterischen Ausdruck :

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen.
Der Stein ist tot, du wirst beim kalten, derben,
Umsonst um eine Trosteskunde werben,
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen.

Die Natur,

Beschäftigt nur mit ihrem eignen Sterben,

kümmert sich nicht um Menschenleid, dem auch die Mitmenschen teilnahmlos gegenüber stehen.

Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig,
Der Zugwind in den Gassen kalt; und du?
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Lieblos! Einige Tage vor der Niederschrift des Sonettes teilte Lenau Sophie mit, wenn ihre Liebe nicht mehr sei wie einst, so sei sie gar nichts. Erfülle sie nicht mehr ihr ganzes Wesen, so sei sie fort; er könne nicht daran denken, ohne dass sein Innerstes zittere (475). *Ohne Gott!* Ganz schaurig wird erst der Weg, die ganze Welt zum Verzweifeln traurig, wenn mit dem Zweifel an Gott jeder Ausblick verschlossen wird. « Ich muss Vergeltung hoffen, wenn ich nicht verzweifeln und alles zerreißen und hinwerfen will », lautet ein Sophie am 23. Oktober abgelegtes Bekenntnis (472). Um das Christentum zu verstehen, sagte Lenau am 14. November zu Max Löwenthal, um durchdringend in dasselbe hineinzusehen, müsse man nur einmal von seiner eigenen Unzulänglichkeit überzeugt sein, nur einmal so recht die Notwendigkeit fühlen, das eigene hilflose Wesen durch Gott durchdrungen und gewissermassen ergänzt zu finden (1).

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 65.

Die Gefühllosigkeit der Natur hebt auch Mephistopheles in der zweiten Faustfassung hervor :

> Natur lebt nur für sich, verschlossen,
> Und sie hat nichts mit dir zu kramen;
> Und wenn sie dir ein Echo schallen lässt,
> Wirft sie dein Wort zurück dir mit Protest.
>
> (Vs 2246-50.)

Dem Teufel

> ist's ein Anblick immer zum Entzücken,
> Wenn die Natur dem Menschen kehrt den Rücken,
>
> Vs 2351 f.

und Faust bekennt :

> Bankbrüchig muss Natur in allen Jahren
> Der Forderung der armen Menschen werden,
>
> Vs 2342 f.

was Mephistopheles bestätigt :

> Ihr mögt ihr forschend in das Antlitz schauen,
> Ihr scheues Herz erschliesst sich euch doch nimmer.
>
> (Vs 2391 f.)

Der Traum, den Lenau gleichzeitig mit *Einsamkeit* im *Nachtgesang II* der *Albigenser* schildert, lässt ihn trub, allein, in einer Wildnis irren, traurig ist ihm die Erde, schaurig die Natur, furchtbar schweigend, stets wilder, fremder, trüber steht sie ihm gegenüber. Eine Stimme warnt ihn vor der Verraterin :

> Wenn du bist an ihre Brust gesunken,
> Siehst du sie verwandelt, mit Entsetzen.
>
> *Albigenser*, Vs 99 f.

In der ausseren Natur herrscht nur Harte, meint auch Baader. Die Natur ist taub und stumm. Der Gefängniswarter spricht

nicht mit dem Verbrecher (XIII, 145). Der Mensch findet ausser seinen Reisegefährten selbst in dieser überall stummen Natur nirgend ein Wesen, dem er sich mitteilen könnte, von welchem er Rat, Hilfe und Auskunft über so manches holen könnte. Und wahrlich, er bedarf solcher Hilfe, solcher Leitung mehr als ein verirrtes Kind in der Wüste (XI, 110). Eben diese Herz- und Geistlosigkeit der nur äusserlichen Natur soll den Menschen daran erinnern, dass er als frei wollendes Geistwesen in ihr nicht zu Hause, nicht in seiner Heimat, sondern in einer unheimlichen Fremde sich befindet, und eben das Innewerden dieses Weltzwangs, dieser Weltnot und Weltschwere ist es, was sein Ohr und sein Herz jener erfreulichen Botschaft öffnet : « In der Welt habt ihr Angst und Not, aber seid getrost : Ich habe diese Welt überwunden ! » (I, 113) :

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdrohn den Wandrer ohne Bahn,
Aus tausend dunklen Hinterhalten
Lieblos und rastlos springend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf seinem heimatlosen Gang.

(*Savonarola*, Vs 1081-1092.)

XLV

Sophiegedichte.

6. Reihe. — 1838.

Zueignung. — Am Rhein. — Heloise. — Der schwarze See. — An den Ischler Himmel im Sommer 1838. — Die Blumenmalerin. — Erinnerung. — Lebe hoch! Sophie! die edle Frau!

Der Anfang des Jahres 1838 bezeichnet einen Höhepunkt in Lenaus Liebe zu Sophie wie in der Lyrik das Gedicht **Zueignung** (506), von dem wir weiter nichts wissen, als dass es in diesem Jahre im Druck erschien. « O welch ein Abend! » jubelt der Zettel vom 4. Januar. « Heute hat sich mein Herz ganz geöffnet. Bis jetzt unbekannte Wonnen haben mich überströmt. Ich bin in diesem Augenblick selig. Ich habe keinen Wunsch, als dir Freude zu machen... Wie warst du diesen Abend! O nur ein paar solche Abende jenseits, so hat es mit dem Himmel seine Richtigkeit. Worin könnte denn auch die Freude dort bestehen, als dass wir noch inniger lieben werden als hier... In solchen Stunden wachsen wir dem ewigen Leben zu. Ich bin sehr glücklich » (454). In den letzten Tagen des Monates Januar ist Sophie sehr zartlich und ganz sein. Es soll sie nicht gereuen, denn er ist reich und kann sie belohnen. An Herzenskraft kann sich ja keiner im weiten Kreise ihrer Bekanntschaften mit ihm messen. Seine Liebe ist die grösste, die je einem Weibe zu teil geworden. Sophie kann ihm kein Staubchen Asche zeigen, das dem Brande entfallen ware, weil

hier kein irdisches Material verzehrt wird, sondern alles seine Seele dazu hergibt (457) :

Dein ist mein Herz, mein Schmerz dein eigen,
Und alle Freuden, die es sprengen,
Dein ist der Wald mit allen Zweigen,
Mit allen Blüten und Gesängen.

(Vs 25-28.)

Das Bild des Waldes findet sich wieder im Zettel vom 28. Januar abends : « Nimm vorlieb, Herzerl! Da drinnen ist's nicht wie eine alte Zitrone, es sind da ganz frische, duftende Orangenwälder, in welchen du dich noch lange mit Vergnügen ergehen wirst » (458). « *Alles* ist dein », ruft Lenau ebenda aus, — « dein Herz ist das Beste, was ich habe », beteuert er in einem anderen Erguss desselben Datums, wörtlich übereinstimmend mit der Dichtung lautet ein undatierter Zettel « *Dein ist mein Herz*, solang es schlägt, und einst wird es stehn bleiben in deinem Namen » (417). Hierzu stimmt auch eine frühere Erklärung vom 24. September 1837 : « Ich bin dein mit allen meinen Hoffnungen, Wünschen und Werken » (400). — « Und doch kennt mich niemand wie du », betont Lenau in einem am 28. Januar nachts geschriebenen Zettel (459), hiermit ein Bekenntnis vom 13. Dezember 1837 wiederholend : « Niemand kennt mich wie sie » (450). Diesen Äusserungen entspricht die Anfangsstrophe :

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Wiederholt bringt auch das Gedicht die Verherrlichung des Auges der Geliebten, das « göttliche Gedanken » (Vs 14) offenbart. Auf die Seitenstücke hierzu in der Dichtung und in den Briefen haben wir vorher hingewiesen.

Der Schlussgedanke, dass das Streben des Dichters nach Ruhm auch nur Sophie zuliebe geschieht, ist wieder aus einem früheren Briefe vom 8. Juni 1837 zu belegen : « Wenn ich was für meinen Namen strebe, dann geschieht es auch nur dir zuliebe. Ich möchte dich gerne recht ausschmücken. Aller Schmuck ist Flitter; aber der schönste Flitter, womit man ein liebes Weib schmücken kann, ist der, den man aus Menschenherzen nimmt, das ist der Ruhm » (297). Am 13. Juni 1840 wollte er Sophie seine einstigen gesammelten Schriften widmen, weil er von ihr neben Beethoven, dem Meer, dem Hochgebirg, das Beste und Meiste gelernt « oder vielmehr durch euch vier von Gott » (675). Sophies Antwort auf dieses so schmeichelhafte Angebot brachte ihm eine herbe Enttäuschung, den schmerzlichen Beweis, wie wenig sie an ihn glaubte (686).

Als Hohepunkte der Liebe zu Sophie zeichnen sich deutlich der November 1837 und der Januar 1838 ab. Ersterer, den Castle (1) als Grundlage der Einreihung wählt, kommt schwerlich in Betracht wegen Lenaus Zeugnis über seine dichterische Untätigkeit zu dieser Zeit (609).

Die zwei Bekenntnisse an Sophie aus dem Februar und März 1838 zeichnen sich durch eine besondere Innigkeit und Liebesseligkeit aus. Es ist « ein stilles, heimliches Tun und Schaffen » in des Dichters Seele, als ob sie « sich sorgfältig einrichtete mit Liebe für ihre ganze Zukunft ». Alles ist seit einiger Zeit sicherer, fester, verwahrter, inniger und schöner geworden. « Das sind die heimlichen Taten unseres unsterblichen Teils » (441). Im Gestandnis vom 5. März klingt *Zueignung* nach : « Ja, es ist ein grosses Glück für einen Dichter, eine solche Geliebte zu haben, wie du. Du bist mein bester Umgang, meine Liebe, mein Ruhm, meine Kirche, alles in *einer* schönen Gestalt » (442). Es war eine friedliche, schöne Zeit des Zusammenlebens, das erste Vierteljahr 1838. Täglich

(1) Werke IV, 122. Eine frühere Einreihung desselben Forschers : Oktober 1838 (*Lenau und Löwenthal*, S. 463), schliesst der Druck in den Neueren Gedichten aus.

fühlte der Liebende es versöhnender und beruhigender von Sophie aus herüberwehen in sein Herz, und sein ganzes Wesen befestigte sich in ihr (442).

Der Tag des siebenten Mai, an dem Sophie ihre Stadtwohnung verliess, um nach Penzing überzusiedeln, beschloss die « schnellen sechs Monate » des winterlichen Zusammenlebens, mit « allen den schönen, lieben Abenden » (444), den Winter, auf den der Dichter wie auf « ein kurzes, seliges Stündlein » zurücksah (446). In tiefe Trauer versetzte ihn die Trennung. « Der heutige Tag war schlecht », klagt er in der Nacht vom 6. Mai. « Mein Laub fällt morgen ab. Es ist wie ein Sterbtag. Du hast mich eigentlich doch recht unglücklich gemacht » (445). Schmerzlich spürte der Liebende alle die Fäden des Verbandes, weil das Schicksal daran riss (446). Neue Klagen ertönen in den Liebesergüssen aus dem Monate Mai.

Auf gleichen Ton ist das Gedicht **Am Rhein** (285) gestimmt, das wohl in diese Zeit gehört. Von sämtlichen Lenauforschern, Schurz und Grün an der Spitze, bis zu den neuesten Herausgebern von Lenaus Werken — Prof. Castle ausgenommen — wird das Gedicht auf Lotte Gmelin und die die Amerikareise einleitende Rheinfahrt bezogen. Die Überschrift und die in dem Gedichte verwobenen Erinnerungen an das Verhältnis zu Lotte führten irre. Die Vision des erleuchteten Fensters, zu dem der Liebende hinstarrt, ist eine Erinnerung aus der Lotte-Zeit und stimmt überein mit dem Berichte an Mayer aus dem April 1832 : « Ich bin vor einer Viertelstunde in dunkler Nacht vorübergegangen am Fenster der geliebten Lotte. Ich schlafe nämlich im Gasthof... Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner Lotte stehn und hinaufblicken, wo sie schläft, und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hineinschütten » (96). Das Erscheinen des Gedichtes in den ausschliesslich Sophie gewidmeten *Liebesklängen*, sein später Druck im Jahre 1838, die Anspielung auf die Eisenbahn (Vs 19), hätten vor der Beziehung auf Lotte warnen müssen. Nach der Veröffent-

lichung der Briefe an Sophie war jedoch diese Behauptung schlechthin nicht mehr aufrecht zu erhalten, was trotzdem immer wieder geschah. Wenn Lenau durch die Überschrift *Am Rhein* den Zusammenhang mit Sophie zu verdecken suchte, so ist ihm dies vorzüglich gelungen.

An Parallelstellen in den Liebesbriefen ist kein Mangel. Strophe 2 erwähnt wie das Gedicht *Wunsch* die Störer, von denen so oft in den Briefen die Rede ist und gerade in einem vom 8. Mai 1838, in dem es mit deutlichem Bezug auf das Gedicht heisst: « Die vielen Menschen, die beständige Unruhe haben etwas höchst Ermüdendes und Verstimmendes. Jedes geht seinen eignen Weg, der aber oft den unsrigen durchkreuzt und uns die liebsten Worte abschneidet. Wenn dieser Tage ein Hagelwetter niederginge, wie würden alle klagen und jammern über die zerstörten Blüten, die keine Frucht ansetzen könnten; aber wie manches Wort, das wir uns sagen möchten, wie manche schöne Empfindung unserer Herzen durch das schonungslose Hereinfahren der Störenden im Keime getötet wird, daran denkt niemand; oder sie tun es wohl gar absichtlich » (471). Strophe 3 erwähnt die bevorstehende Reise nach Stuttgart, die Niembsch am 21. Mai antrat, und spricht einen der allgemeinen Grundgedanken der Liebesklänge in Prosa aus, den vom Wiedersehen im Jenseits. « *Hier* ist's halt nichts; *dort* muss es was werden », schreibt Lenau fast wörtlich übereinstimmend am 8. Mai. Strophe 5 und 6 berühren das Thema des Eisenbahnbaues, das der Dichter gleichzeitig in *An den Frühling 1838* behandelt. Strophe 7 und 8 verallgemeinern den Gedanken, dass die Liebe zu Sophie sich vor der Welt verbergen muss. Sie gleichen der bereits erwähnten Äusserung vom 8. Mai: « Die Menschen sind eben noch nicht weit vor in der wahren Menschenbildung, darum ist ihnen jeder Grashalm heiliger als ein Gefühl, worauf nicht der Stempel bürgerlicher Gültigkeit geschlagen ist », und einer späteren vom 23. Oktober 1838: « Dass ich meine liebste Freude bis zum Grab unterm Mantel werde tragen müssen, das ist eben der wundeste Punkt meines Lebens. Ich möchte

doch einmal die schöne freie Sonne Gottes darauf scheinen lassen. Eine solche Liebe ist gewiss ein wertes Geschöpf Gottes, und die arme unglückliche muss immer nur Kellerluft atmen » (472). Das Bild von der Liebe, die sich « bestellen noch hinter die Gräber muss » (Vs 31 f.), wiederholt Sophie in einem Briefe an Schurz vom 8. November 1844 : « Wir waren so gewöhnt, unser Glück jenseits des Grabes zu suchen, dass der Tod uns immer als der schöne Genius der Griechen erschien und wir seiner stets mit sehnsüchtiger Liebe gedachten » (1). Strophe 10 und 11 dürften vielleicht auch nicht ohne Bezug auf die Wirklichkeit sein, sogar das Emporblicken zum Fenster der Geliebten. Zweifellos ist Lenau in der Zeit vom 8. bis zum 21. Mai öfters von Sophies « Quartiere » in Penzing geschieden und in seines in der Johannisgasse hinübergegangen (Strophe 12). Dass er mit Trauer sein Zimmer betrat (Strophe 13), bezeugt er zweimal selbst, am 7. Mai : « Als ich die Vortüre aufsperrte und in die stille, verlassne Wohnung eintrat diesen Abend, erfasste mich's wie in Stuttgart, wenn ich in mein Zimmer kam » (446), und am 10. Mai : « Die schmerzliche Sehnsucht nach dir übt ihr volles Recht, und in diesem Augenblicke umgibt mich unsere stille, ode Wohnung mit ihrer ganzen Traurigkeit » (449). Strophe 15 gibt einen anderen Grundgedanken der Briefe, den an den Tod, wieder. Als eine « schauerliche » bezeichnet Lenau diese Strophe in einem späteren Zettel an Sophie vom 27. Oktober 1838 (475). Strophe 16 und 17 berühren die endlosen Klagen der Briefe über Trennung. Die Schlussstrophe klagt über das Unglück des Verhältnisses wie gerade unter so unzähligen anderen die Mitteilungen an Sophie aus dem Monate Mai 1838. « Unsere Liebe und unser Unglück », lautet es am 7. Mai, ganz Klage ist der Erguss vom 8., und am 10. jammert der Liebende : « Mein Unglück ist entschieden und sehr folgerecht. Das hab ich

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 330.

längst gemerkt und am empfindlichsten in unserem Verhältnisse. Hier steht mein Unglück seit vier Jahren mir unverrückbar gegenüber und zahlt mir beständig alle Freuden auf, die ich mit dir hätte gewinnen können und die auf immer für mich verloren sind. Meine verlornen Summen werden mit jeder Stunde grösser und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Masse meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiss » (449).

Der Erstdruck des Gedichtes in der Wiener Zeitschrift vom 13. September 1838 macht den Bezug auf eine Donaufahrt Sophies an ihrem Geburtstage, dem 25. September, die Lenau in einem Briefe (656) als bevorstehend erwähnt, hinfällig. Die täuschende Überschrift *Am Rhein* war schon allein durch den Druck des Gedichtes in einer Wiener Zeitschrift geboten. Beim zornigen Neger, der wildschnaubend die Bande zu sprengen droht (Vs 15 f.) hatte Lenau vielleicht, wie Schaeffer vermutet, die Figur des Negers Berdoa in Grabbes Trauerspiel *Herzog Theodor von Gothland* (Vs 4099 ff.) vor Augen.

Die Klage der neuen **Heloise** (255), die Lenau Sophie in den Mund legt, lässt sich auch an den Liebesbrief vom 10. Mai anschliessen. Hier bekundet er seinen Schmerz wegen des « Fremden und Verletzenden », das darin liege, dass Sophies Kinder nicht auch seine Kinder seien. Ruft Sophie einem ihrer Kinder, so denkt er sich dabei : « Wie ganz anders würde der Ruf mir klingen, wenn du dies Kind von mir hättest! ». Ähnliche Gedanken, die Sophie ihm an diesem Tage aus ihrem Tagebuche (1) zu lesen gab, straften ihn « gleichsam unbewusst » für die seinen, erschienen ihm als ein merkwürdiges Zusammentreffen, in dem « ein kleines sinnreiches Verhängnis » liege, an das er oft werde zurückdenken müssen. Als er die

(1) Von einem Tagebuche Sophies ist nichts bekannt, vielleicht sind die *Lesefrüchte* gemeint, worin Sophie sich den an Vs 35 anklingenden Satz aus Fr. Jacobis *Woldemar* abschreibt : « Die Natur hat das Weib nur zu einer Leidenschaft, der für die Kinder, angewiesen; Mutterherz ist sein wahres eigentliches Wesen. »

Zeilen Sophies las, stand er « wie vor einem heimlichen unnachsichtlichen Herzensgerichte ». Ein zweites auffallendes Zusammentreffen lässt sich zwischen Brief und Gedicht nachweisen. Den « verlorenen Freuden » im Briefe entspricht « das Verlorene und Versäumte » (Vs 27) im Gedichte. Im Briefe wie im Gedichte ist ferner der Hoffnungslosigkeit eines « ganz ruhigen, vertieften und glücklichen » Verkehrs mit « den himmlischen Mächten » Ausdruck gegeben, sowie der « schmerzlichen Sehnsucht » nach der und dem Geliebten. Zahlreich sind ferner Anklänge an frühere und spätere Briefstellen. Die Verse :

Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
War mir, ob Himmelsbeifall uns umrauschte,

(Vs 20 f.

erinnern an den Satz : « Vielleicht, ja gewiss, gewinnen wir einst den Beifall der Himmlischen » (502), die Verse :

Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als *hätt* ich es, in süssen Nächten träumte,

(Vs 27 f.)

an : « Dann träum ich in der Nacht — heute nacht gewiss wieder. — dass du mein bist » (527) und an ähnliche Stellen aus Bekenntnissen des Monates Mai 1841. Anklänge bietet auch die Dichtung, so die Rede Fausts zur Dirne Lieschen in der Szene *Görg* [1] (Vs 3184-3201) und die Romanze *Anna*, die auch im

---

[1]) Namentlich die Verse :

Denn was dem Mann Erkenntniskraft,
Ist für das Weib die Mutterschaft.

Auch der Ausdruck « das Verlorne und Versäumte » (Vs 27) stammt aus *Faust :*

Und all der süsse Frühlingsdrang
Blieb mir verloren und versäumt.

(Vs 3025 f.)

und kehrt öfters wieder im Briefwechsel mit Sophie.

Jahre 1838, bald nach *Heloise* entstand. Bereits im Dezember 1836 floss dem Dichter das Bild Sophies zusammen mit dem der « jungen Nonne » im Gedichte Craighers, das er in der bekannten Tondichtung von Schubert hörte (275).

Die Stelle im Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise, auf welcher das Gedicht fusst, findet sich im vierten Briefe und lautet in der Übersetzung von Dr. P. Baumgärtner (1) :

« Ich fand in den Freuden der Liebe, die wir miteinander genossen, so viel Wonne, dass sie noch jetzt ihren Reiz für mich haben und mich der Gedanke daran kaum verlässt. Wohin ich mich wende, immer stehen sie mir vor Augen und wecken sehnsüchtiges Verlangen. Bis in meinen Schlummer verfolgen mich die lockenden Phantasien. Mitten im feierlichen Hochamt, wo das Gebet reiner zu Gott sich erheben soll als sonst, wird mein armes Herz so ganz von jenen wollüstigen Gebilden eingenommen, dass ich nur für ihre Lüsternheiten Gedanken habe, nicht für das Gebet. Ich sollte über meine Sünden weinen und ich seufze nach dem, was ich verloren. — Und nicht allein *was* wir getan steht lebendig vor meiner Seele; nein, auch die Orte, die Stunden, in denen wir gesündigt, haben sich so fest meinem Herzen eingeprägt, dass ich immer wieder aufs neue alles mit dir durchlebe und auch im Schlaf keine Ruhe finden kann. Dann und wann verrat eine unwillkurliche Bewegung des Körpers meines Herzens Gedanken oder ein Wort, das sich mir wider Willen auf die Lippen drängt. O gewiss, mein Elend ist gross! und ich darf wohl einstimmen in die Klage eines bangen Herzens : ' Ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? ' O könnte ich auch die darauffolgenden Worte aus vollem Herzen nachsprechen : ' Ich danke Gott durch Jesum Christum, unsern Herrn. »

Lenaus eilige Abreise nach Stuttgart am 21. Mai geschah zunachst, um die dort bevorstehende Bühnenaufführung von

(1) *Briefwechsel zwischen Abalard und Heloise.* Reclams Universalbibliothek, Nr 3288-90, S. 98 f.)

M. Löwenthals Stück *Vater und Richter* zu überwachen (1). Auf das angelegentlichste nahm Lenau sich dieser Sache an und berichtet darüber ausführlich dem Freunde. Humoristisch gefärbt sind die Stuttgarter Briefe an Max Löwenthal und auch die an Sophie, welche zum Mitlesen von seiten des Gatten bestimmt waren. Plötzlich, am 21. Juni, packte den Dichter wieder die « alte Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, dass ich es nicht besser bezeichnen kann, als indem ich sage : plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich (2) gar nicht belästigen mit Aufzählung all der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen » (620).

Am 22. Juni beginnt er seine vertrauten Aufzeichnungen für Sophie. Einen ganzen Monat hat er in der Ferne damit gewartet einer seltsamen Scheu wegen, nicht herumzuwühlen in seinem Herzen, nicht heraufzubeschwören einen schmerzlichen Unmut, der ihn zu weit hinausreissen könnte. « Ich bin es wohl auch unserer Liebe schuldig, mein Herz und damit mein Leben ein wenig zu schonen. Doch das ist es weniger als die Scheu vor einem Dämon, der manchmal anklopft » (450). Wir kennen diesen Dämon, der wieder leise, bald heftiger, seine Stimme erhebt. Wie ein verirrter und verspäteter Zugvogel kommt sich der Dichter vor, der es versäumt hat, sich dem Wanderzuge seiner Brüder anzuschliessen, und dafür jetzt einsam herumflattert in einer herbstlichen Fremde. Er spürt, was er versäumt, verschwendet, verfehlt hat, und das ist sein Übel. Sophie erscheint ihm als der schöne, volle, unergründlich schmerzliche Ausdruck seiner zerstörten Glückseligkeit. « Versäumt! verloren! o Sophie! ich muss abbrechen. Mir schwindelt vor meinem Unglück, wenn ich mir recht vorstelle, was du bist » (452). Ein Trost ist ihm, sein Schicksal im verklä-

---

(1) Vgl. Tagebuch von M. Löwenthal, S. 88 89.
(2) Max Löwenthal.

renden Lichte eines allgemeinen Verhältnisses zu betrachten. Auch in der Geschichte der Menschheit stösst man überall auf Verschwendung, Versäumnis, unwiederbringliche Versäumnis und Verfehlen der schönsten Anschläge, ebenfalls in der Natur. Wie oft hat nicht die schaffende, gestaltende, webende Hand der Natur und Geschichte bei ihren feinsten und schönsten Geweben gezittert, so dass ihr der Faden entfiel und damit das Glück ganzer Völker und Zeitalter unwiederbringlich verloren ging (552). Sophie liebt dieses Philosophieren nicht, für Niembsch hat es etwas Tröstliches, in seinem Privatunglück den Familienzug zu lesen, der durch alle Geschlechter der armen Menschen geht (553). Sophie ist inzwischen nach Ischl gefahren, und « unbeschreiblich » freut sich Lenau auf das dortige Wiedersehen (554).

Über den Ischler Aufenthalt berichten ungedruckte Briefe Sophies an ihren Gatten. Am 17. Juli traf Lenau dort ein. Bereits am 19. gab ein Ausflug zum schwarzen See die Veranlassung zu dem Gedichte **Der schwarze See** (547). Er überreichte es Sophie in der Handschrift und teilte es Emilien Reinbeck in einem Briefe vom 9. August mit; bereits am 31. dieses Monats erschien es im Erstdruck im Morgenblatt. Sophie berichtet in ihrem Exemplar : « In Ischl im Jahre 1838, nach einer Partie, die Niembsch, Johanna, Scharschmid, Mikschik und ich zum schwarzen See gemacht hatten », Lenau selbst im Briefe an Emilie : « Ich schreibe Ihnen, liebste Emilie, von meinen neuen Gedichten hier ab, was mir das liebste ist : *Der schwarze See*. Dieser befindet sich in der Nähe von Ischl und hat mich sehr ergriffen » (628). Leicht begreiflich wird diese Ergriffenheit dem Besucher, den heute noch die Genauigkeit der Naturbeschreibung überrascht. Der Charakter des Liebesgedichtes tritt in den Handschriften und im Erstdruck noch deutlicher hervor in der später unterdrückten 14. Strophe :

Die Donner klingen mir wie alte Liebeslieder,
Und jede Welle rauscht ein teures Wort mir wieder.

Könnte man doch seinen Schmerz ertränken in der Natur, all sein Erdenweh, des Herzens letzten Wunsch in diesen finsteren See werfen! Mahnt uns nicht dazu diese hier stumm in sich versunkene Natur, die ihren letzten Laut im düsteren See ertrunken zu haben scheint? Doch bald erbebt das Schilf am Ufer, der Wind wacht auf, erweckt den Wald, schwillt an zum Sturm, die ganze erschaudernde Natur ruft dem Dichter zu :

..... O Tor! was hat dein Wahn beschlossen!
Die *Hoffnung* kannst und sollst du in das Grab hier stossen;
Doch willst in diesem See die *Liebe* du ertränken,
So musst du selber dich in seine Fluten senken! (1)

Wieder klingt das Gedicht in das Motiv der grenzenlosen, hoffnungslosen, unsterblichen Liebe aus. Das « verzitternde Bild » der über den See zuckenden Blitze (Vs 24) erinnert an das « zitternde Bild » des Lottegedichtes *Dein Bild*, die Frage an die Natur :

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

an die gleichzeitige Mahnung :

Wähle nicht zu deiner Herzensbraut
Die Natur, wenn sie dir winkt vertraut.

(*Albigenser*, Vs 93 f.)

Der Ischler Gegend konnte Lenau nicht froh werden « wegen eines bereits drei Wochen langen beständigen Regens » (629). Mit guter Laune ertrug er den verregneten Sommeraufenthalt wie aus den Versen **An den Ischler Himmel im Sommer 1838** (354) hervorgeht. Die heitere Stimmung des Dichters erwähnt Sophie in Briefen an ihren Gatten vom 21.,

(1) Die Worte *Hoffnung* und *Liebe* sind in der Handschrift, im Briefe an Emilie unterstrichen.

22. Juli und in einem gleichzeitigen undatierten, der auch des anhaltenden Regens gedenkt [1]. *Der Ischler Himmel Juli 1838*, lautet die Überschrift in der Sophie überreichten Handschrift. Zur Einreihung in die *Liebesklänge* an Sophie berechtigt die Schlussstrophe. Entwürfe bringt das Einschreibbüchel von 1838 [2].

Gleichzeitig ist das Gedicht **Die Blumenmalerin** (550), das Lenau in der Handschrift *Sophie* überschreibt und datiert : « 3. August 1838 ». Sophie vermerkt in ihrem Exemplar « An S. in Ischl, 3. August 1838 ». Heranzuziehen ist der Brief vom 14. Dezember 1834, in dem Niembsch der Geliebten seine Ansichten über die Blumenmalerei auseinandersetzt und sie zur Pflege dieser Kunst ermahnt, namentlich zu Strophe 3 die Stelle : « Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüsst, blüht, schwindet und nie wiederkommt. Es ist wert, dass auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte » (185). Am 5. Mai 1844 kommt er auf dasselbe Thema zurück : « Malen Sie fleissig, liebes Sopherl!.. Sie malen die Blumen mit einer gewissen Schwesterliebe... sieht man es ihnen doch an, dass sie in eine schöne Seele getaucht und daraus wiedergeboren sind » (828). Die Anfangsverse

> **Brach ein Leben bei den heitern Griechen,**
> **Bog der Freund sich auf den Todessiechen,**
> ***Aufzukussen seinen letzten Hauch***

---

[1] Teilweise veröffentlicht von Castle *Lenau und Löwenthal*, S. 570 und dort irrtümlich in den September 1841 verlegt. Die Erwähnung des Ischler Regens und die der Aufführung des Stückes von M. Löwenthal in Stuttgart sichern das Datum : Juli 1838.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 538 f.

erinnern an Schiller : *Die Götter Griechenlands* :

> Damals trat kein grässliches Gerippe
> Vor das Bett des Sterbenden. *Ein Kuss*
> *Nahm das letzte Leben von der Lippe.*
>
> (Vs 65 ff.)

Anfang August, in Ischl, wurde auch das Gedicht **Erinnerung** (557) (Einst gingen wir...) empfangen, das Sophie in einer Handschrift *Ischl* überschreibt. Wie *Der schwarze See* verdankt es seine Entstehung einem der wiederholten Spaziergänge in das Zimitztal, deren Lenau später in einem Briefe an Sophie vom 25. Juni 1839 gedachte : « Sie schrieben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzer Weg, und wie oft wir ihn gewandelt : das rötliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung, auch meines eigenen Lebens » (640). Auf Grund dieser stark an das Gedicht anklingenden Briefstelle und der Nichtaufnahme in die Neueren Gedichte 1838 wäre man geneigt, die Verse in das Jahr 1839 zu versetzen, wenn nicht schon das Einschreibbüchel von 1838 den Entwurf brächte (1).

Der Schlussvers gibt den Gedanken vom « unverrückbaren Unglück » der Liebe zu Sophie wieder. Er passt nicht in die glückliche Zeit des Ischler Aufenthaltes hinein, lässt sich vielmehr aus den Zetteln vom Ende des Jahres 1838 belegen, in denen Lenau dieses Unglück wiederholt und ausdrücklich hervorhebt. Ein Vergleich mit dem Entwurf zeigt uns wieder, dass dieser stark pessimistische Schluss :

> Doch besser wär's, mir hätt er (2) nicht geschienen,

(1) *Lenau und Sophie Löwenthal*, S. 329.
(2) Der « Strahl der Liebe ».

aus dem viel gelinderen :

Doch wenn ich sein gedenke, möcht ich weinen

hervorgegangen. Die schärfere Fassung entstand in einer kurz auf den Ischler Aufenthalt folgenden, unglücklichen Zeit. Die Erwähnung der « Blumenseelen » (Vs 2) verbindet das Gedicht mit dem vorhergehenden. Wieder begegnen wir hier dem « unvergessnen Traum vom Paradiese » (Vs 4), auch dem Zauberspiel des Alpenlichtes aus dem gleichzeitigen *Das Ross und der Reiter*.

Die bevorstehende Ankunft von Sophies Eltern, die ein Zusammenwohnen mit der Geliebten unmöglich machte, vertrieb Lenau am 14. August aus Ischl. « Das Leben erscheint mir nie brutaler », schreibt er am 16. August aus Gmunden an Sophie, « als wenn es mich nötigt, um ausserer Umstände willen den Umgang mit innig befreundeten Herzen zu verlassen und meine vielleicht knappgezählten Tage allein zu verzetteln » (650). Über Gmunden, wo er den alten Schleifer in Trauer über den Tod seiner Gattin fand, und über Linz reiste er nach Wien, wo er am 19. August eintraf. Am 23. heben die Liebesklänge in Prosa wieder an. Sehr weh tut ihm das Herz nach Sophie (651). Seine Tage sind traurig. Beständig verfolgt ihn der Gedanke, dass ihr Befinden eine schlimme Wendung nehmen könnte. Schrecklich ist es, von den kalten, unerbittlichen Launen der Natur so abhängen zu müssen. Zitternd sieht er die Geliebte in der Hand der Natur, der er sie nicht entreissen kann, wenn sie sie fortführen will. « Dann seh ich mich in der Zukunft irren, als ein rettungslos Aufgegebener, und zusammenbrechen. » Hätte er nur die Gewissheit, dass er sich an sie klammern könnte und sterbend bei ihr bliebe. « Wir haben ja schon unsern Himmel, wenn wir uns haben » (652).

Für Sophies « teures Leben » erhebt der Dichter « Herz und Glas », wünscht, dass jeder Unfall sie verschonen möge, in den zu ihrem Geburtstage 1838 geschriebenen Versen **Lebe hoch! Sophie! die edle Frau!** (653). Sie traf am 26. September, einen Tag später als erwartet, aus Ischl in Wien

ein, worauf auch das Gedicht anspielt, das also mit dem 26. September 1838 zu datieren ist. Es findet sich im Einschreibbüchel von 1838. Der erwähnte mögliche Unfall (Vs 7) bezieht sich eigentlich auf ein Wagnis Sophies, die sich auf der Reise nach Wien auf einem Einbaum über die Donau hatte setzen lassen. Ein längeres Schreiben widmet Lenau der Erörterung dieses Vorfalles, Sophie mit heftigen Vorwürfen über diese Leichtsinnigkeit überschüttend, die seine « ganze Zukunft und alles, was die Welt von mir zu erwarten berechtigt ist », aufs Spiel gesetzt. Je süsser und entzückender Sophie beim Wiedersehen war, desto ungeheurer erschien dem Liebenden ihr Wagestück (464).

Der schriftliche Gefühlsaustausch führt bis Ende Oktober des Jahres 1838. Es ist dem Liebenden eine Lust, sich auf den ungestumsten Wogen der Leidenschaft herumtreiben zu lassen, sein Ruder in die Flut zu werfen und seine Arme lieber dazu zu brauchen, das « liebe, herrliche Weib » recht fest an sein Herz zu ziehen (466). Wie sehr die Liebesgeständnisse sich auch an Innigkeit und Wärme überbieten, so herrscht doch die schmerzlich immer tiefer bohrende Grübelei vor, das Bekenntnis des bitteren Bodensatzes und Beigeschmacks. Den Hauptfehler seines Charakters, den Mangel an Willenskraft gesteht Lenau selbst ein. Niemals hat er den Stürmen seiner Leidenschaft ein ernstliches Halt zurufen können. Täte er es einmal, so wäre er gewiss ruhiger und gesichert. Wenn es ihm auch zuweilen vorkommt, als schlummere eine Kraft in ihm, die er nur heraufzulassen brauche, um mit einem Satze auf dem alten Boden der Freiheit zu stehen, so graut ihm doch davor (466). Viel spitzfindige Beredsamkeit muss er aufwenden, um Sophie, die über diese « fast satanische Bravour » stark erregt war, zu beschwichtigen. Untertänige Abbitte leistet er jedoch nicht, wie Reynaud (S. 128) meint, betont vielmehr trotz allem Einlenken, dass Sophie ihm die Kraft, nach seinem Willen in den Himmel oder in die Hölle zu gehen, lassen müsse. Wohl fühlt er, dass gerade in dieser Möglichkeit, sich loszureissen, ein Teil der Gewalt liege, die Sophie an ihn binde. Er schaut tief in das

Wesen des Verhaltnisses hinein, wenn er schreibt : « Wenn du dich recht erforschest, so wirst du finden, dass du an mein Gefesseltsein allerdings fest glaubst, aber mich doch immer noch als deinen *freiwilligen Gefangnen* haltst, während ich überzeugt bin, dass du keine Willenskraft in deinem Herzen birgst, deine Fesseln zu sprengen. Wenn wir miteinander zerworfen sind, so *möchtest* du mich verlassen wollen, aber du *kannst* es nicht; ich *könnte* dich verlassen wollen, aber ich *mag* es nicht, eben weil du es nicht kannst. Das ist die mächtige Ohnmacht des Weibes und die ohnmächtige Macht des Mannes. Hierin liegt, wenn es dir auch auf den ersten Anblick als eine Spitzfindigkeit erscheinen sollte, eine wahre, tiefgreifende Verschiedenheit unseres Geschlechts, und es liesse sich daraus eine ganze Theorie der Liebe entwickeln » (366). Die allernachste Zukunft zeigt schon, wie sich diese Theorie in die Wirklichkeit umsetzt.

Liebesgedichte wie die hier besprochenen nahern sich dem Ideale der Liebespoesie, das Baader aufstellt. Wenn die Poesie uns die Fortpflanzungsliebe schmückt, meint er in einem Briefe aus dem Jahre 1838, so soll sie doch in dieser Liebe jene nachweisen, von welcher das Hohelied sagt : « Ach, dass du mein Bruder — meine Schwester — warest! » Sie soll die Vermischung der Geschlechter nicht sofort für die heilige Vermahlung der Gemüter selbst ausgeben, und nicht den Geist der unreinen Welt für den heiligen Geist (XV, 603). Wenn die *profane* Poesie die Geschlechtsliebe nur zu oft auf alle mogliche Weise zu misshandeln sich erlaubt und erfrecht, dieselbe frivolisierend, sentimentalisierend, rationell-industrialisierend, oder wohl auch diabolisierend, so sollte doch die *religiose* Poesie die höhere Bedeutung dieser Geschlechtsliebe nie aus den Augen verlieren, welche keine andere ist als der unauflosliche Bund, in welchen Liebende vor Gott — der die Liebe in allen Formen ist — treten, um einander zur Wiederherstellung des innerlich in beiden erloschenen und zerbrochenen *jungfraulichen* Bildes oder *Gottesbildes* wechselseitig behilflich zu sein (III, 306).

XLVI

Literarisches.

1838.

An einen Dichter. — An denselben. — Die Poesie und ihre Störer. — Der Rationalist und der Poet. — Musa teleologica. — Dichters Klagelied über das junge Deutschland. — Guter Rat. — Form. — Irrtum. — Gebildete Sprache.

Das ergiebigste Jahr der Lenauschen Lyrik zeitigte eine bedeutende Anzahl von Gedichten rein literarischen Inhalts und polemischer Art. Siebzehn dieser Sinngedichte veröffentlichte Lenau in der *Literarisches* überschriebenen Abteilung, welche die Neueren Gedichte 1838 beschliesst. In der Ausgabe letzter Hand von 1844 liess er diesen Abschnitt weg und nahm nur noch sieben Gedichte desselben auf, die er den Vermischten Gedichten zuteilte. Eine Ergänzung brachte zunächst der *Nachlass*, dann die *Nachlese*. Vier dieser Sinngedichte, *Unberufen*, *Zweierlei Vögel*, *An einen Tadler* und *Einem Theaterdichter*, haben wir früher eingereiht.

Den Reigen des Jahres 1838 eröffnen die Verse **An einen Dichter** 570), die der österreichische Schriftsteller Uffo Horn (1817-1860) in seinem : « Wien, im Februar 1838 » datierten offenen Sendschreiben an Gutzkow (1) auf Seite 12

(1) N. Lenau, *Seine Ansichten und Tendenzen mit besonderer Hindeutung auf sein neuestes Werk*: *Savonarola*. *Offenes Sendschreiben an Karl Gutzkow*. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1838.

mitteilt und als ihm von Lenau selbst geschenkt bezeichnet. In seiner Schrift verteidigt Uffo Horn Lenau gegen den Vorwurf, er sei vom Liberalismus abgefallen, um dem Pietismus, der Mystik zu huldigen, habe sich ganz dem Einflusse des rückschrittlichen Menzel hingegeben und sich von diesem einen welken Lorbeerkranz auf die Stirne drucken lassen. « Den papiernen Lorbeerkranz des Menzelschen Literaturblattes kann man leider nicht abwehren. Lenau hat mir ein Gedicht geschenkt, dass ich hier am geeignetsten anführen zu können glaube. » In dem Gedichte sieht Uffo Horn nun eine « unwiderlegliche Berichtigung » des Verfachtes, Lenau habe sich mit Menzel verbunden.

Diese ist eine vielleicht bewusst irrige Auslegung. Wenn Lenau dem jungen Anfänger, der damals an der Wiener Universität die Rechte studierte, zuruft :

> Düngst du deinen Rasen in Scherben
> Mit dem Mist der Schmeicheleien,
> Wird er über Nacht dir sterben;
> Lass ihn wachsen wild im Freien,

so warnt er ihn vor den tatsächlichen Schmeicheleien, die L. Jeitteles ihm eben dargebracht hatte. Die drei bisher von Uffo Horn veröffentlichten Gelegenheitsgedichte, meint Jeitteles, hatten ihn den bedeutendsten österreichischen Dichtern an die Seite gestellt. Im ersten, einem Aufruf an die böhmischen Frauen zu Beiträgen für das Schillerdenkmal, sei eine beinahe Schillersche Kraft noch mit des jugendlichen Geistes deklamatorischem Pathos verbunden, das zweite, ein Prolog und Epilog zur Darstellung von Szenen aus Goethes Faust, gebe ein vollständig eingerahmtes Bild des Goethischen Riesenwerkes, im dritten, dem *Kaiserwort*, entfalte sich Uhlandsches Balladenelement zur schönsten Blüte. Weitere lyrische Gedichte, von Heine beeinflusst, erhoben sich zu der edlen Höhe echt moderner, echt zeitgemässer Poesie; ein mächtiges Ankämpfen gegen Veraltetes, Schwaches, Flaches und ein Streben nach

Klarheit sei darin wahrzunehmen. Horn besitze alles, was einen Dichter gross und herrlich machen könne : Glut und Wärme der Phantasie, moderne Anschauung, vollendete Meisterschaft in der Handhabung der Sprache. Auch auf dramatischem Gebiete habe er durch sein Schauspiel *Horomir* einen vielversprechenden Anfang gemacht, eine glänzende Stütze des deutschen Theaters sei von ihm zu erwarten. Ferner arbeite er jetzt an einem Roman, in dem er ein höchst bedeutendes Talent entwickele. « Glück und Segen seinem Streben » (1). Ein in Gemeinschaft mit dem Nestor der damaligen Prager Schriftsteller W. A. Gerle verfasstes Lustspiel *Die Vormundschaft* erhielt im Jahre 1836 den von der Cottaschen Verlagsbuchhandlung ausgeschriebenen Lustspielpreis und wurde am 30. März 1837 im Burgtheater aufgeführt.

So erklärt sich das Interesse Lenaus für den jungen Dichter, dessen persönliche Erscheinung überdies etwas Einnehmendes und Achtunggebietendes hatte (2). Lenaus Gedicht enthält jedoch nicht nur eine persönliche Mahnung an Horn, sondern wendet sich überhaupt an die österreichische Dichtung der Zeit. Zu Max Löwenthal sagte Lenau am 11. Februar 1838 : « Der Ruhm ist eine Pflanze, die nur wild wachsend einen Wert hat, man darf nichts dazu tun. A. (Auersperg), Z. (Zedlitz) und andre solche Herren düngen ihn aber förmlich » (3). Der Ausspruch entspricht genau der angeführten Strophe des Gedichtes. Wie A. Grün seinen Ruhm düngte, erzählt ausführlich das erwähnte Gespräch und auch eins vom 14. Februar (4)

---

(1) J. Seidlitz (Jellinek), *Die Poesie und die Poeten in Österreich*, I, 105-111.

(2) W. von Wurzbach, *Uffo Horn* (Grillparzer Jahrbuch, XIII, 240). — « Der Jüngling schien Geist und ein hübsches Talent zur Dichtkunst zu haben, auch war sein Äusseres empfehlend. Aber schon im ersten Gespräch sah ich das *Junge Deutschland* und den Tatendurst der Studentenwelt aus jedem Worte hervorgucken » Karoline Pichler, *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*. Wien, Pichler Wittwe, 1844, IV, 176).

(3) Tagebuch von M. Löwenthal, N° 50.

(4) Ebenda, N° 51.

kommt noch auf das Thema zurück. So ist denn Sophies Bemerkung in ihrem Exemplar : « An Auersperg », nicht ganz ohne Berechtigung. Schurz, der gewöhnlich nur die Notizen von Sophie abschreibt, weicht diesmal von ihr ab und verweist auf das Schriftchen von Horn in seiner Anmerkung : « An Uffo Horn. Siehe dessen *N. Lenau*, Hamburg, 1838, S. 12. »

Ein zweites, mit dem ersten ziemlich gleichlautendes Gedicht, das in den Ausgaben 1838 bis 1843 **An denselben** [567] überschrieben, 1844 weggelassen und in der Nachlese unter dem Titel *An einen Dichter* erschien, zeugt von der starken, wenn auch kurzen und bald bereuten Anteilnahme Lenaus an Horn. Dieser bezeigte sich dankbar, indem er in einer heftigen, anonymen Schmahschrift auf die osterreichischen Dichter der dreissiger Jahre [1] Lenau allein ausschliessliches Lob zukommen liess. Die Charakteristik verdient es an sich und auch wegen der Seltenheit des Schriftchens wiedergegeben zu werden : « Klein, breitschulterig, Magyare, schwarzes Haar, flammendes, schwarzes Auge, ziemlich grossen Schnurrbart, lebt ziemlich zurückgezogen, einfach und bescheiden, sehr liebenswurdig und zuvorkommend im Umgange, etwas melancholischen Ausdruck des Gesichtes, liberal, Mystiker, ohne dass er es eingestehen will, grosses lyrisches Talent, anerkannt in ganz Deutschland, geliebt und geachtet, garcon. »

Die Meinung Lenaus uber Horns Verteidigung des Savonarola und seine Reue über das dem Verfasser bezeugte Interesse ist widergespiegelt in einem Briefe Sophies an Max Löwenthal vom 7. August 1838, aus der Zeit des Zusammenlebens des Dichters mit Sophie in Ischl : « Sage nur, mit welcher Gelegenheit schicktest du mir Uffo Horns alberne Broschüre?... Sie steigt Niembsch erst nachtraglich zu Kopfe, und ich begreife und teile deinen Verdruss daruber. Es ist ein unreifes

(1) *Österreichischer Parnass besteigen von einem hervorragenden Autor*. Frey-Sing bei Athanasius u. Comp., o. J.

und einfältiges Stück Arbeit, in welcher sich der unberufene Vorkämpfer sogar erlaubte, eine Erklärung, welche Niembsch einmal diesen Winter geschrieben, wörtlich abzuschreiben als seinen Einfall. Ich erkannte sie gleich wieder. Uffo Horn erscheint feige, geistlos und ungebildet in diesem anmassenden Sendschreiben, und ich halte nichts mehr von ihm. Da haben die Leute wieder einmal zu früh in die Posaune gestossen » (1).

Die Welt, teilte Lenau Max Löwenthal mit, pflege in Kunst und Wissenschaft alles nach fremden Beziehungen, Gesinnung, Tendenz u. dgl., nicht seiner Innerlichkeit und selbständigen Wesenheit nach aufzufassen (2). Wenig sagte ihm die politische Freiheitsdichtung eines A. Grün zu, er gab Max Löwenthal recht, Grün, der zur Bahn des Historisch-Romantischen berufen sei, halte sich, durch das Parteigeschrei wie berauscht und benebelt, zu einem Pseudofreiheitssänger bestimmt, der bald in Vergessenheit geraten werde (3). An Emilie Reinbeck schrieb er, die Freiheitsgedanken, wie sie jetzt gesungen würden, seien nichts als « konventioneller Trödel » (1837). Die politische Muse nannte er eine feile Dirne, die jetzt diesem sich ergebe und in der nächsten Stunde einem anderen nachlaufe (4). In **Die Poesie und ihre Störer** (1838) geisselt er den Politiker, der die Dichtung für den Dienst seines « weltbeglückenden Geschäftes » (Vs 12) dingen möchte. Dem rohen Schwarm der seelenlosen Wortschmetterer und matten Eisenfresser (Vs 31 f.) ruft er die selbstbewusste Absage zu :

> Wenn mirs beliebt, werd ich hier Blumen pflücken ;
> Wenn mirs beliebt, werd ich von Freiheit singen :
> Doch nimmermehr lass ich von euch mich dingen !
>
> (Vs 33-35.)

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 551.

(2) Tagebuch von M. Löwenthal, N° 30.

(3) Ebenda, N° 50, 57, 63.

(4) *Lenau und Löwenthal*, S. 208.

Zielen die Verse 10-11 :

> Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
> Mit blankgemünztem Lobe in Journalen,

nicht auf den Bericht Max Löwenthals vom 11. Februar 1838 (1), der *Temps* habe einen langen lobhudelnden Artikel über A. Grün gebracht, mit Einzelheiten, die nur aus seinem eignen Munde kommen konnten? Öfters zeiht Max Löwenthal in seinem Tagebuche den dichtenden Grafen eitler Ruhmessucht, und Lenau scheint diese Ansicht zu teilen.

Deutlichen Bezug auf das Gedicht nimmt ein Brief vom 17. April 1838 an den Dichter Ch. J. Matzerath. Im Gegensatz zum « lauten, rohen Schwarm » Vs 3 u. 36 der österreichischen Dichter hebt Lenau die « poetische Einsamkeit » der Gedichte Matzeraths hervor. « Das ist ein Dichter — dacht ich mir —, der ohne praktische Erhitzung und profane Schweisstropfen auf dem Angesichte die Schattengänge einer heiligen Abgeschiedenheit wandelt » etc. :

> Im tiefen Wald ging die Poesie
> Die Pfade heil'ger Abgeschiedenheit.

Der « Selbstversunknen » schreit der Schwarm zu :

> Lass nicht dein Herz in Einsamkeit verdumpfen,
> Erwach aus Träumen, werde sozial
>
> (Vs 13 f.

und :

> Wir wollen reich dir jeden Schritt bezahlen
> Mit blankgemünztem Lobe in Journalen.
>
> (Vs 10 f.

« Sie werden Anerkennung finden », lautet weiter der Brief

(1) Tagebuch von M. Löwenthal, N° 50.

an Matzerath. « Freilich nicht jenen gellenden sinnlichen Ruhm, wie er heutzutage an sinnliche Verirrungen der Kunst herumgereicht wird, denn nur Gleichgesinnte werden Sie erfassen; solcher Naturen Sache ist es aber nicht, ins panegyrische Hifthorn zu stossen und den Geschmack des Publikums mit bellenden Hunden zu hetzen und zu erjagen. » Wieder auf den lauten, rohen Schwarm anspielend, schreibt Lenau noch : « Die wahre Meinung wächst und gedeiht inmitten unserer kritischen Turbulenz sicher und unstörbar, und jedes echte Streben steht unter ihrem Schutze und mag getrost abwarten, dass die Meute vorüberbrause.... Gott lässt den wahren Geschmack nicht untergehen.... Dieser Geschmack wird weder unter den Hufschlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaschine geraten » (611 [1]). Den « Schwarm frecher Konsumenten » erwähnt auch der zunächst folgende Brief Lenaus an Martensen vom 24. April 1838 (612).

Ein Seitenstück zu *Die Poesie und ihre Störer* ist das Gedicht **Der Rationalist und der Poet** (568). Wie im Briefe an Matzerath tritt Lenau hier ein für eine rein-ideale Poesie, die er in den Anfangsversen schildert :

« Freund, du sitzest hier auf weichem Moose,
Ins Geruchzeug duftet dir die Rose,
Um dein Antlitz Frühlingswinde wallen,
Und da drüben lärmen Nachtigallen.
Darum singst du hier ein Lied versöhnend,
Weich und duftig, lind und zärtlich tönend. »

« Unsere Zeit laboriert an einer gewissen Impotenz, was

---

[1] Matzerath widmet Lenau eines seiner Gedichte (*Gedichte*, Stuttgart, Cotta, 1838, S. 189), worin er die Hoffnung ausspricht, dass die alles heilende Zeit seine Tränen trocknen werde. Treffend kennzeichnet Lenau die Sammlung mit den Worten « poetische Einsamkeit und Abgeschiedenheit ». Der stark von Goethe und Uhland beeinflusste Dichter wählt für seine Balladen und Romanzen weit abgelegene Stoffe und überhaupt für seine Gedichte weltfremde Themen. Kein Ton der Zeit klingt hinein.

ideale Dinge betrifft », schreibt Lenau im Januar seinem amerikanischen Freunde Ludwig von Post (608). An witzig-kaustischen Bezeichnungen wie « stolzer Hahn auf dem Verstandesmiste » (Vs 21) ist auch der Brief an Martensen vom 24. April reich, wo Lenau von den « profanen Gedankenkrämern, den frechen Konsumenten, den Geruchlosen und Ruchlosen, den stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren » spricht, deren « dick umfleischtes Ohr durch den pantheistischen Wulst hindurch den Ruf jeder Stimme der Wahrheit und des Ernstes gar nicht hört » (612).

Den « stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren » ist **Musa teleologica** (499) gewidmet. Sie tummeln die Flügel, rummeln gewaltig im Winde, ob sie

... zu Himmel wollten fliegen
Und im Flug den Aar besiegen.

Vs 32.

Die Dichtung des jungen Deutschland, die politische Dichtung Österreichs, die Poesie überhaupt, welche andere als rein künstlerische Zwecke verfolgt, die Musa teleologica,

Ist' ne Windmühl', kein Geflügel.

Vs 42.

Kampfstimmung verrat wie der Brief an Martensen das Gespräch mit Max Löwenthal vom 16. März 1838 [1]. Auf die von Max ausgesprochene Vermutung, Heine könnte sich auch wohl einmal an Lenau heranwagen, antwortete er : « Nun dann werde ich ihm auch dienen. Wenn sie mir etwas anhaben wollen, und ich einmal polemisch gegen sie auftrete, so werde ich — ich fühle das in mir — so empfindlich grob sein wie niemand in Deutschland. »

---

(1) Tagebuch von M. Löwenthal, N° 66.

Die Fruchtbarkeit des Wiener Aufenthaltes (Januar bis Mai 1838) an polemischen Gedichten deutet der Dichter selbst an, wenn er am 21. Juni aus Stuttgart an Sophie schreibt: » Von den polemischen Gedichten sind vier im Morgenblatt erschienen « (621). Die Nummer vom 12. Juni 1838 brachte *An einen Dichter* und *An denselben*, die folgende vom 13. Juni *Die Poesie und ihre Störer* und *Kompetenz*. Mit letzterem eröffnet Lenau den Streit um den Savonarola, den wir im folgenden Abschnitt behandeln.

Ende Mai besuchte er in Tübingen Uhland und fand ihn in » liebevoller und sehr mitteilender Stimmung. Wir sprachen viel über die gegenwärtigen Zu- und Übelstände der deutschen Literatur, wobei Uhland unter anderm sagte, es sei der Anblick des jungen Deutschlands ein betrübender überhaupt, und traurig werde man besonders dadurch gestimmt, wenn man sehen müsse, wie so junge Menschen bereits alle Kraft verloren haben, sich an irgend was Lebendigem zu freuen und mit Liebe zu hangen. Ich bemerkte dagegen, dass solche Erscheinung allerdings ein gewisses Mitleid mit den verirrten, immer mehr verarmenden Persönlichkeiten dieser Leute erwecken könne; dass aber gerade die *Jugend* derselben einen baldigen Ablauf der negierenden Literatur erwarten lasse, indem der junge Negant durch seine ungestüme Hitze getrieben werde, sogleich und vorweg das Äusserste zu negieren, und daher mit seinem Negieren bald und viel eher fertig werden müsse als ein älterer, mit seinen Negationen allmählig und erst dadurch gefährlich ins Leben hineinfressender, zerstörender Geist. Ich habe den seltsamen Gedanken, ‚Schafers Klagelied' von Göthe Dir zu Deinem Spass zu travestieren « (615). Es folgt nun der Wortlaut von **Dichters Klagelied über das junge Deutschland** (616), mit der Nachschrift: » Ich will den Spass Uhland auch mitteilen, um wieder einmal sein absonderliches Lachen zu hören, in welchem bei solchen Gelegenheiten Malice und Gutmütigkeit sich auf eine sehr ergötzliche Weise

um den Akzent streiten ». Derselbe Brief bringt noch zum Schluss einen witzigen Ausfall gegen die im Gedichte verspottete Schule.

Lenaus Abneigung gegen das junge Deutschland hat unter anderen Gründen auch einen rein persönlichen. Mit seltener Übereinstimmung und verletzender Voreingenommenheit fielen die Jungdeutschen besonders über seinen *Faust* her. Gutzkow meint, dass die Mängel der Lenauschen Lyrik auf seine Vorzüge in der dramatischen Kunst gespannt machen sollten. Faust jedoch bewährt nicht den Glauben, den man aus Lenaus verunglückter Lyrik hätte ziehen können, dass er zur dramatischen Gestaltung befähigt. Faust ist ein « gänzlich misslungener Versuch ». Die trivialen Zweifel, über welche dieser verflogene Schmetterling miaut, erscheinen als ein wahres Lirum-larum jener alten bei Goethe so naiv und schön begründeten Seelenstimmung. Der Lenausche Faust ist nur deshalb verzweifelt, nicht weil er nichts weiss, sondern in der Tat, weil er nichts gelernt hat. Er ist ein Schatten, wenigstens eine Figur ohne Konsequenz, er ist gänzlich unzurechnungsfähig für die Idee, die Philosophie, für die Menschheit. Auch Mephistopheles ist kein Vertreter einer originellen Weltansicht. Vom rein künstlerischen Standpunkte lässt Gutzkow am Faust kein gutes Haar. Verworren reihen sich die Szenen aneinander, das ängstliche « Plazieren » der Figuren lässt den Mangel an Schöpferkraft, an Beherrschung des Stoffes erkennen sowie ein auffallendes theatralisches Ungeschick [1]. — Th. Mundt sieht den Faust als eine « beklagenswerte Talentvergeudung » an. « Faust ist ein schwächlicher Narr, ein matter Don Juan, und der Eindruck ist weder auf die Reflexion noch auf die Sinne von Effekt, trotz

---

1) K. Gutzkow, [illegible] Stuttgart, [illegible] 18[illegible], I, 1[illegible]-142. Abdruck aus dem *Literaturblatt* 18[illegible], Nr 2[illegible] des [illegible] 18[illegible], Nr 11[illegible]. Vgl. J. Proelss, *Das junge Deutschland*, Stuttgart, Cotta, 1892, S. [illegible]

der ausgezeichnet schönen Sprache und Darstellung, worin Lenau Goethen gleichkommt » [1]. — Die *Mitternachtzeitung* urteilte, das im Frühlingsalmanach veröffentlichte Faustfragment solle heissen « Fragmente », denn Einheit, Verbindung, verknüpfende Idee suche man vergebens [2]. In seiner *Geschichte der deutschen Literatur* (III, 253) rechtfertigte H. Laube diese « herbe Beurteilung », weil der Lenausche Faust mit seinem anspruchsvollen Namen der « neuen Wendung unserer Zweifel nicht mächtig, der dramatischen Kraft gewaltigen Charakters, gewaltiger Ereignisse eben so wenig ». Eine gleich schroffe Abfertigung erfuhr von jungdeutscher Seite der Savonarola, wie wir im folgenden Kapitel zeigen werden.

In den August dieses Jahres, fällt ein in der Handschrift nicht überschriebener Sechszeiler, zu welchem sich der Titel **Guter Rat** (500) (Willst du auf die Ferne wirken) aufdrängt. Er findet sich im Einschreibbüchel von 1838, mitten zwischen den Entwürfen zu den Husarenliedern. Castle [3] weist dabei auf einen Brief an Sophie vom 23. August 1838 hin. Nach seiner Rückkehr in Wien hörte Lenau von dem ungünstigen Eindruck, den Uhland, der im Juli und August dort zu Besuch war, hinterlassen, vor allem infolge seiner Schwerfälligkeit, Schweigsamkeit und Zurückhaltung [4]. « Es gibt Leute », schreibt er der Geliebten, « die mit einem bedeutenden Manne zusammentreffend, ihn sogleich auf Geist und Witz probieren und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig

---

[1] *Literarischer Zodiacus* redigiert von Th. Mundt. 1835. Juliheft, S. 81. Vgl. Th. Mundt, *Geschichte der Literatur der Gegenwart*. Leipzig, M. Simon's Verlag. 2. Auflage, 1853. S. 684.

[2] *Literaturblatt* (1835, Nr 120) der *Mitternachtzeitung*, die seit 1836 unter Laubes Redaktion eine führende jungdeutsche Zeitschrift wurde.

[3] *Lenau und Löwenthal*, S. 537.

[4] Vgl. *Uhland in Österreich* in *Erinnerungen von L. A. Frankl.* hrsg. von Stefan Hock (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, 29. Bd). Prag, Calve. 1910. S. 121-137. — Siehe auch Notter, *Ludwig Uhland*. Stuttgart, 1863. S. 263-274.

und verstimmend, und ihr fandet vielleicht Uhland, als ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen » (632). Wahrscheinlicher kommt mir der Bezug auf U. Horns Sendschreiben an Gutzkow vor. Das « erpasste Wort » (Vs 5) könnte wohl der Einfall sein, den Sophie in dem S. 567 f. angeführten Schreiben an M. Löwenthal vom 7. August 1838 erwähnt, und dessen Veröffentlichung Lenau dem ihn « belauschend umzirkenden » (Vs 4) Horn so übel nahm. In einem Briefe vom 4. August an ihren Gatten spricht Sophie allerdings auch von Lenaus Entrüstung, weil Uhland in Wien so wenig Beifall gefunden. « Ich finde es aber sehr natürlich, denn wenn einer noch so liebenswürdig ist, und gibt's nicht von sich in Worten oder Gebärden, so hat man nichts davon ».

Die Neueren Gedichte 1838 brachten in der Abteilung *Literarisches* zwei Sinngedichte, *Form* und *Irrtum*, die sich auf Sprache und Stil beziehen; ein drittes, *Gebildete Sprache*, erschien in Nachlass.

Das Gedicht **Form** (569) stimmt genau überein mit einer undatierten Äusserung Lenaus zum Dialektdichter Fr. Stelzhamer. « Das Wort muss dem Gedanken ankleben und ihn umspannen glatt und straff, wie die Haut Fleisch und Gebein umspannt und beklebt, das geringste Fältchen, die mindeste Verrenkung ist Fehler und Liederlichkeit — ja, ich habe gerungen und gearbeitet wie wenige, aber Fleiss und Mühe sind in unserem gesegneten Lande auch die Tugenden von nicht vielen [1] ».

Dasselbe Thema behandeln zwei Gespräche mit M. Löwenthal, ein unveröffentlichtes vom 19. Dezember 1837 und eins vom 18. Dezember 1838 [2]. Das Versemachen mit dem Verdauungsvorgang vergleichend, führt Lenau aus, wie der dichterische Gedanke nicht alles, was die Sprache ihm biete,

---

[1] F. Stelzhamer, *Noch ein kleiner Beitrag zu Lenaus Biographie.* (Der Wanderer, 1851, 11. Juni, N° 256.

[2] Tagebuch von M. Löwenthal, N° 41 — *Lenau und Löwenthal*, S. 68.

brauchen könne, wie er vieles abstossen müsse; dies Arbeiten, das Plagen mit der Form, das Wählen und Feilen sei ein wesentlich poetisches Geschäft. Beide Gespräche zeigen, dass Lenau mit dem Gedichte zunächst auf die österreichischen Lyriker zielte, die so « schlampig, nachlässig und bequem » in der Form seien, was sogar von den Besten unter ihnen gelte. An Lenaus Gedichten lobt Bauernfeld eben die « sichere Behandlung der Form », die zunächst auffalle « zu einer Zeit, wo die etwas liederliche Genialität eines Heine eine Menge Nachahmer weckte und die unerlässliche Forderung an Schönheit und Klarheit des Ausdruckes herabzustimmen drohte ». An Heine liesse man sich die Nachlässigkeit der Form am Ende gefallen. « Die anderen, denen sein Geist fehlt, glauben es ihm gleichzutun, wenn sie im zerrissenen Unterkleide herumspringen » (1).

Dem von Lenau so oft berührten Thema des Bildes in der Poesie gilt das Sinngedicht **Irrtum** (570). Gern liess der bilderreiche Dichter sich durch Baader in seiner Überzeugung von der hohen Bedeutung des Bildes in der Poesie bestarken. Was Baader Lenau hierüber sagte, entwickelte er bereits in seinen Tagebüchern aus den Jahren 1786-1793. Wie der Mensch die Wahrheit nicht anders als im Schleier, im Gewande, im Bilde ersehen könne, so könne er sie auch nicht anders als im Schleier, im Gewande und Bilde von sich geben und ausser sich darstellen. Es gabe keine anderen Wörter als Bildwörter, keine anderen Redensarten als sinnliche XI, 150 (2). Baader, sagte Lenau zu Max Löwenthal, sei der einzige, der den Wert und die Bedeutung des Bildes in der Sprache erkenne und schildere. Das Bild sei das Wesen der Poesie, es sei das Höchste. Einen Ausspruch Baaders wiederholend, äussert er, Gott selbst spreche mit der Menschheit nur in Bildern. « Und die

(1) L. v. Ballenfeld, *Die schöne Literatur in Österreich* in *Gesammelte Aufsätze*, hrsg. von St. Hock, S. 166 f.

(2) Sämtliche Werke V, 83, XI, 80, XII, 190, 417.

Dummköpfe von Kritikern halten das Bild nur für einen Schmuck und Zierat der Dichtersprache » [1]. Das Bild darf kein kaltes und hohles Gleichnis sein, heisst es im Gedichte, es soll ein Symbol sein, das der Geist mit der Sprache lebendig zeugt. Solche Bilder schuf A. Grün nicht, meint Lenau : « Er ist nicht so reich an Bildern, als man gemeinhin behauptet. Er häuft nur die Materialien zu Bildern aufeinander, ohne sie zu verarbeiten » [2]. Auch machte er am 8. Januar 1838 dem Dichter Frankl Vorwürfe über seine « hohle und leichtfertige, nichts weniger als epische Sprache, wo Bilder, die nur gemacht und nicht Ergebnisse wirklicher Anschauung sind, dem Leser jeden Augenblick ohne Vorbereitung und ohne Zusammenstimmen mit Ton und Charakter des Ganzen an den Hals geworfen werden » [3]. Jeitteles sagt auch den österreichischen Dichtern im allgemeinen nach, dass sie « Überladung von Bildern für echte Poesie nehmen » (I, 15), und tadelt insbesondere an Frankl seine Sucht, « Bild auf Bild zu häufen, Bild durch Bild zu erklären » (I, 73).

Der in **Gebildete Sprache** (S. 108) durch ein Gleichnis herbeigeführte Vorwurf der Stümperschaft (Vs 12) gilt auch zunächst den österreichischen Dichtern der Zeit. Dies Nachlassgedicht ist wahrscheinlich auch noch im Jahre 1838 entstanden. Im Dezember las Lenau das Manuskript des *Österreichischen Musenalmanachs* für 1840. « Welch altes, abgedroschenes Zeug », sagt er am 18. Dezember zu Max Löwenthal. « Ich trage nichts dazu bei. In solcher Gesellschaft mag ich nicht erscheinen ». Vor allem wiederum die nachlässige äussere Form tadelnd, macht er dabei die ganz mit dem Gedichte übereinstimmende Bemerkung : « Man schreit immer darüber, wie gebildet die deutschen Sprachformen und wie ihr Gebrauch so sehr Gemeingut geworden sei, dass es gar keine Kunst mehr

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 169.
[2] Tagebuch von M. Löwenthal, N° 9.
[3] Ebendas. N° 44.

genannt werden könne, gute Verse zu machen. Das ist aber nicht wahr. Es ist und bleibt eine grosse Kunst, und es gibt in ganz Deutschland vielleicht nicht zehn Menschen, welche sie verstehen » (1).

Eingehend ausserte sich Lenau über den Gegenstand dieser Sinngedichte Frankl (S. 70 f.) gegenüber, der das Gespräch nicht datiert : « Das Wort, das man gebraucht, muss mehr sein als ein grammatikalischer Bestandteil einer Sprache, die von Millionen sinnlos und unverzeihlich verschleudert wird. Viele handhaben die Schlussformen deutscher Rede, und noch viel mehr füllen unsere poetischen Formen aus; aber wie wenige erreichen das Treffende des Ausdruckes der Unmittelbarkeit. Es sind in Prosa und Poesie so viele Wendungen und Bilder Gemeingut geworden, dass wir manches gerne lesen, was eigentlich nur der Gedanke der Form mit sich bringt. Das kommt wohl daher, dass die Leute meinen, weil wir alle schon von Jugend auf schreiben, seien wir auch dazu erlesen. Oder, weil der eine oder der andere reich an Gefühlen ist, habe er das Recht, anderen davon vorzulegen, die daran ärmer sind. Aber was geschrieben wird, ist es nicht meist Abgeschriebenes, und was gesungen wird, ist es nicht meist Nachgesungenes? Und wird die Kunst so vermehrt und erhalten? Nein, nein, nein! Wenn jeder, er handhabe die Feder noch so geschickt, das überlegen wollte, darnach streben würde, sich darum bemühen möchte, was ihm in Bezug auf seine Vollendung fehlt, zu erreichen, dann erst konnten wir von wahren Künstlern und Dichtern reden. Man mag sagen, was man will, Kunst ist auch Arbeit! Und von allen Schöpfungen der Schrift werdenden Seele wird keine sogleich das rechte Wort finden, wenn man die sogenannten genialen Produkte abrechnet, die mehr spukhaften, rasch auftretenden und nicht viel langsamer verschwindenden Erscheinungen gleichen, als unabweisbaren Gestalten ».

---

1) *Lenau an Lenaus*, S. 68 f.

XLVII

Polemisches.

1838.

Kompetenz. — Einem unberufenen Lober. — Einem kritischen Nacharbeiter. — Ein Epigramm. — Ein offner Wald. — Guter Rat. — Einem Forcierten. — Der Reiter von W. — An die Verstockten. — Trutz euch! — Kommt an! — Seht sie!

Unter dieser Überschrift, die allerdings auch auf die Mehrzahl der im vorigen Kapitel besprochenen Gedichte passt, fassen wir die Gedichte zusammen, die Lenau in Abwehr der Angriffe auf den Savonarola und im Kampfe gegen die österreichische Zensur schrieb. Sie haben mehr einen unmittelbar streitbaren Charakter als die zuvor angeführten. Von den fünfzehn Gedichten, die wir hier einreihen, erschienen sieben in der Abteilung *Literarisches* der Neueren Gedichte 1838, fünf im *Nachlass*, zwei in der *Nachlese*.

In dem Gedichte **Kompetenz** [illegible] wirft Lenau sämtlichen Kritikern, die den Savonarola angegriffen, den Fehdehandschuh hin. Je mehr er sich selbst der Schwächen des Werkes bewusst war, desto ingrimmiger und hochmütiger verteidigte er es. Die Verkennung des Epos hatte er vorausgesehen. Im Augenblicke, wo es die Presse verliess, schrieb er Emilien, sein Savonarola werde übel fahren, denn an diesen Namen habe sich das Unglück gehängt im Leben, und es werde ihm treu bleiben auch in seiner poetischen Wiedergeburt. Angefeindet würde das Gedicht werden von allen denjenigen, die sich beim Lesen desselben ihrer spekulativen und religiösen

Impotenz bewusst würden, um sich in ihren eigenen Augen zu retten. Man verwerfe doch lieber ein Buch als sich selbst. Da religiöse und poetische Empfänglichkeit sich selten einzeln in den Menschen, zusammen aber gar selten fänden, so seien hiermit die Grenzen der Volkstümlichkeit seines Werkes schon gesteckt von vornherein (607).

In diesem Geständnis liegt schon der Gedanke der allgemeinen Unfähigkeit, das Werk zu verstehen. Wir erwähnten, wie Lenau Bauernfeld beschied : « Das verstehst du nicht ». Ähnlich fertigte er den Tonsetzer Dessauer ab, der in einem Gespräche mit ihm den Übergriff der philosophischen Spekulation im Savonarola tadelte. Lenau erklärte ihm trocken, dass, um ein Gedicht wie den Savonarola zu beurteilen, doch einige Orientierung im Gebiete der Philosophie, einige eigene poetische Künstlerschaft erforderlich sei, und dass so wenig er dem Musiker etwas über seine Noten ausstellen werde, ebenso wenig dieser berufen sei, ihm über sein Gedicht derlei Bemerkungen vorzutragen (1). Ich will hiermit nicht andeuten, dass die derbgeistreichen » Verse, wie Frankl sie nannte, auf Bauernfeld und Dessauer gemünzt seien, der Ausspruch zu Bauernfeld fällt übrigens vor das Erscheinen des Gedichtes, erläutert jedoch den Gemütszustand Lenaus. Der Dichter wendet sich im allgemeinen gegen die zahlreichen Kritiker, die über den Savonarola den Stab brachen.

Zu den Versen :

> Aber alle andern sollen schweigen,
> Wenn sich Männer ihrem Volke zeigen ;
> Schweigen sollen sie und sollen lernen,
> Wie man näher wandeln mag den Sternen.
> Scheu mit seinem Urteil sich verschliefe,
> Wer herum noch stümpert in der Tiefe,
>
> (Vs 17-22)

---

1 *Lenau und Löwenthal*, S. 76.

ist wieder der Brief vom 30. Oktober 1837 an Emilie heranzuziehen, aus dem hervorgeht, dass Lenau den Savonarola als den Morgenstrahl einer wahrhaft geweihten Kunst ansah. » Dass eine Zeit kommen werde, wo das jetzt für Unsinn Geltende sich als Tiefsinn erweisen soll : davon haben nur wenige eine Ahnung. Die Morgenstrahlen einer wahrhaft geweihten Kunst werden immer nur die Bergesgipfel empfangen, in den Schluchten aber werden sie nie popular werden, weil die Sonne in die letztern erst hinabscheint, wann der Morgen bereits vorüber ist « [307]. Auf die Spottbezeichnung « lahme Krüppelwichte » (Vs 23) tat sich der Dichter etwas zu gute. Im Briefe an Sophie vom 21. Juni 1838 bezeichnet er das Gedicht als dasjenige, « wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen », und deutet somit an, dass er den Vers mit Sophie besprochen. Die stolzen Verse 11 f. :

> Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
> Atmet nicht behaglich bei den Unken,

führt der Dichter an im Briefe vom 17. Mai 1844 an Sophie und in dem vom 4. Juni 1844 an Schurz mit Bezug auf die druckende Stuttgarter Luft.

Am meisten ärgerte Lenau der ihm aus dem Epos gemachte Vorwurf, er sei ein Pietist geworden. Sogar Freunde und Vertraute liessen sich, wie er am 15. Dezember 1837 Max Löwenthal mitteilte [1], ein « so emporendes Verkennen und Missurteil » zu schulden kommen. Den stillen Gerüchten gab Wolfgang Menzel die öffentliche Beglaubigung, als er in seinem *Literaturblatt* dem Epos, als einem wahrhaft christlichen, das höchste Lob zollte [2]. Im *Savonarola* sieht Menzel den Anfang einer christlichen Gegenwirkung in der Poesie und lobt Lenau,

---

[1] Tagebuch von M. Löwenthal, N° 35.

[2] *Literaturblatt*, Beilage des « Stuttgarter Morgenblatts », 1837 N° 132, 29. Dezember.

dass er mit gutem Beispiele vorangegangen sei. Es ging den Dichter wider den Strich, sich als den Bahnbrecher der christlichen Reaktion hingestellt zu sehen, als den Schildknappen Menzels. Seine Meinung spiegelt die erwähnte Broschüre von U. Horn, wenn auch in einiger Übertreibung, wider : « Menzel hat Lenau geradezu okkupiert — förmlich in Beschlag genommen, ohne ihn zu fragen, ob er mit seiner so eigenmächtigen Verwendung seines Namens wie seines Werkes einverstanden sei. Menzel hat Lenau als seinen Herold ausgeschrieen, der seine eigene (Menzels) rauhe Melodie durch die Kunst des Vortrages dem Publikum angenehm vor das Ohr bringen sollte. Dadurch wurde mancher glauben gemacht, diese Handlung der krassesten Unverschamtheit gehe mit Lenaus Wissen und Willen vor, und dieser gebe sich selbst zu einer Rolle her, die ihn bei den Bessergesinnten nur diskreditieren kann ». Und nun stellt sich Horn als der Anreger der Lenauschen Antwort hin : « Ich habe Lenau ernstlich darum gebeten, energisch seine Unzufriedenheit darüber zu erklären ».

Dies geschah in dem scharfen Vierzeiler **Einem unberufenen Lober** [1]. Eine persönliche Abneigung gegen den « Denunzianten » schärfte den Pfeil. Diese Abgeneigtheit tritt auch zutage in einer Äusserung Lenaus gelegentlich eines Besuches Menzels in Wien, die uns Bauernfeld überliefert : « Was soll uns das literarische Mastschwein? Bald kommt ein anderes, das vielleicht noch mehr gelehrten Speck ansetzt! Die Deutschen müssen immer so einen Popanz als Flugelmann haben, schon von Gottscheds Zeiten her, bis ein neuer Leithammel kommt, der den alten verdrängt » (1).

---

1) Bauernfeld, Ausgewählte Werke IV, 102.

Der Hieb des Vierzeilers muss gesessen haben, da Menzel in seiner *Deutscher Dichtung* (Stuttgart, Krabbe, 1858-1859) mit einem Satze über den Savonarola hinweggeht : Lenau entwerfe hier ein abschreckendes Bild (!) von der römischen Kirche. Sehr parteiisch und ungerecht ist auch Menzels Urteil über den Lyriker. « Er besang ein Dutzend verschiedene Mädchen zugleich, von denen er jede ein-

Die Menzelsche Besprechung des Savonarola hatte eine Spitze gegen das junge Deutschland, namentlich gegen Heine. Die Organe des jungen Deutschlands blieben die Antwort nicht schuldig. Ein mit E. v. d. H. unterzeichneter Artikel in Gutzkows *Telegraph für Deutschland* (1) lässt es an Anerkennung für den Lyriker Lenau nicht fehlen, lautet jedoch vernichtend für den Epiker, bezeichnet den nicht zu Ende zu lesenden Savonarola als eine metrische Dissertation gegen Hegel und Strauss, wirft Lenau den Abfall vom Liberalismus vor und bringt seinen verletzendsten Stich in der Behauptung, er habe sich von Menzel einen welken Lorbeerkranz auf die Stirne drücken lassen und sei zu dessen Apotheker herabgesunken.

Diesem Kritiker, Ernst von der Haide, Mitarbeiter des *Telegraphen*, der im Jahre 1838 eine Sammlung von Gedichten und Novellen unter dem Titel *Nord und Süd* herausgab, gelten wahrscheinlich die Verse **Einem kritischen Nachtarbeiter** (502). Durch die Anführung Hegels in der Kritik E. von der Haides lässt sich Vers 11: »Hegelisch-ästhetisch nuselnd« erklären. Die »plumpen Scherze« (Vs 14) können auf die Beschuldigungen zielen, Lenau fühle sich selig und verpflichtet durch den Menzelschen »welken Lorbeerkranz«, er sei dessen Apotheker geworden, er hätte nicht Menzel zu werden brauchen und diesem seine »traurige Mission« allein überlassen können. In gleichem Tone verhöhnt der Kritiker Lenaus Faust. Menzel hatte dem Dichter seine Literaturgeschichte aufgeschlagen und auf ein Rezept zu einem Faust gezeigt, der den Goetheschen hinter sich lassen sollte. Aller Philosophie und Welterkenntnis zum Trotz, dem herrlichen und heiligen fünften Akte von Goethes Faust zum Trotz müsse

---

zehne bis zum Sterben zu leben versicherte. ... Sein Herzweh ist Sand in einer nicht zu befriedigenden, wenn auch nur sentimentalen Dopnamerie .. Der Dichter jammert immer über vorenthaltenes Recht und denkt an keine Pflicht u. s. w. — *Deutsche Dichtung*, III, 475 f.)

(1) 1838. März. Nr 39. S. 305 8

sich Faust das Messer in die Brust rammen und die Zuschauer seien genötigt, mit dem Raubschützen auszurufen : « Es ist halt nichts ». Lenau habe sich an Deutschland, das ihm so bereitwillig Tür und Tor geöffnet, versündigt. « Es hatte ihn, obgleich er als Mephisto kam, dennoch aufgenommen, und siehe da — der Mephisto ward ein Pudel ». Die Krönung durch Menzel, die Lenau auf gleiche Stufe stelle mit einem Tholuck und Ullmann, wird als der Stoff eines aristophanischen Lustspiels bezeichnet.

Die Überschrift, *Einem kritischen Nachtarbeiter*, weist auf die seit 1836 von H. Laube herausgegebene *Mitternachtzeitung* hin, die jedoch keine Besprechung des Savonarola brachte [1]. Auf einer Verwechselung des *Telegraphen* mit der *Mitternachtzeitung* scheint eine Aussage Lenaus zu K. Beck aus dem Jahre 1843 zu beruhen, vorausgesetzt, dass die Überlieferung richtig ist. « Über Laube zu reden bin ich nicht unbefangen genug. Er hat in seiner Mitternachtzeitung einem schnöden Artikel Raum gegeben, welcher mich pietistischer und muckerischer Anfechtungen zieh. Natürlich, ich hatte ja religiöse Stoffe behandelt. Sehen Sie, das ist die deutsche Kritik, deren drittes Wort — Objektivität! Aber besagte Kritik begreift nicht, dass der Epiker wie der Dramatiker hinter seinen Bildern weilen muss, für die Worte und Taten seiner Figuren völlig unverantwortlich. Habe mich mit einem beissenden Epigramm an den mitternächtigen Rezensenten gerächt » [2].

Lenau selbst gesteht, wie gut er in Laubes im Jahre 1835 erschienenen *Modernen Charakteristiken* wegkommt [227]. In

---

[1] Die Mitternachtzeitung bring, wohl in ihrem Literaturblatt (1835, Nr 120, 20. Juli) eine sehr ablehnende Kritik von Lenaus Frühlingsalmanach. Der Almanach bringe Verse, nichts als Verse, mitunter auch etwas Poesie. Die Poesie findet der sich mit F. W. L. unterzeichnende Kritiker nur in den Beiträgen von Rückert. Man müsse schon zufrieden sein, wenn ein so köstlicher Perlenkranz wie Rückerts « Herbst 1833 in Neusass » nicht mit mehr Wasser umgeben sei als hier.

[2] *Pester Lloyd*, 1863, Nr 232.

der von jedem Wort des Tadels freien, Lenaus Genius voll anerkennenden Besprechung nennt Laube ihn u. a. die « lieblichste Vereinigung des sanften Uhland und des pittoresken Heine ». Er misst seiner Dichtung eine literarhistorische Bedeutung bei, indem er in ihr den Übergang von der allzu grossen Subjektivität zu neuen klassischen Zuständen sieht. Sie kündige die Zeit an, in der das Individuum und die Allgemeinheit einander liebend, unauflöslich in die Arme sinken werden. Hohes Lob zollt Laube namentlich Lenaus « kühner, starker, gewaltiger » Sprache, die dem Bizarren und Grotesken, dem Jünglingswilden der neuen Schule gegenüber als die « gereiftere, männliche Jugend unserer neuen Dichtkunst » erscheine [1]. Auch in seiner *Geschichte der deutschen Literatur* [2] rühmt Laube an Lenaus Gedichten die « gesund romantische Anschauung » und das « sinnige, ungemeine Talent », das zu Mächtigerem berufen sei, als der kleinen schwäbischen Welt angeschlossen zu sein. Dieser « anpreisende Eifer » Laubes für den Lyriker Lenau wiegt das kühlere Urteil, das er im Jahre 1840 über den Epiker fällte, voll auf.

Frankl (S. 40) und manche andere nach ihm deuten die Satire auf Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Allerdings bezog dieser selbst das Gedicht auf sich, wie Lenau seinen Stuttgarter Freunden mitteilte [4]. Der Verfasser der *Diätetik der Seele* glaubte sich getroffen durch den Anfangsvers, obgleich das Gedicht vor dem Erscheinen seines Werkes (1838) geschrieben war. Sein Irrtum ist jedoch um so erklärlicher, als er sich tatsächlich abfällig über den Savonarola geäussert hatte [5]. In

(1) H. LAUBE, Gesammelte Werke, 49 Bd., S. 258-264.
(2) Stuttgart, Hallbergsche Buchhandlung 1839-1840, III, 254 f.
(3) H. HEINE, *Der Schwabenspiegel*.
(4) E. NIENDORF, S. 195.
(5) « Der Eingang, einfach, eigentümlich, lässt das Beste erwarten. Bald aber zeigt sich, dass dem Dichter der Begriff von einer « Erzählung » gänzlich abgeht. Auch der Charakter des Helden erklärt sich nicht. Die Teilnahme wird teils vorausgesetzt, teils gefordert, nie erregt. Ein tieferes Eingehen auf Geschichte und ange-

seiner *Diätetik der Seele* zieht er scharf gegen die Hypochondrie zu Felde, die er die « entgeistende, grämliche, affadierende Amme der modernen Literatur » nennt. Seine Schilderung der hypochondrischen Dichter hat deutlichen Bezug auf Lenau. « Man wird nachstens, zur richtigen Beurteilung unserer jüngsten Dichter, des Arztes statt des Rezensenten bedürfen » (1).

Möglich ist es, dass Lenau mit dem in der Aussage zu K. Beck erwähnten « beissenden Epigramm » nicht das eben besprochene Gedicht, sondern die Nachlassverse **Ein Epigramm** 308 gemeint, die er nebenbei, « in müssiger Stunde », etwa als Nachtrag zu polemischen Versen gedichtet. Jedenfalls wird hier ein unbedeutender Angreifer, eine « Eintagsfliege », einem « starken Feind » gegenübergestellt. Mit letzterem ist sehr wahrscheinlich Gutzkow gemeint; sollte die « Eintagsfliege » nicht sein Mitarbeiter Ernst von der Haide sein?

Auf dasselbe Oktavblatt wie *Ein Epigramm* schrieb Lenau den Vierzeiler **Ein offner Wald** 307, der vermutlich auch in dieser Zeit des Federkriegs um den Savonarola gedichtet. Zunächst mag Lenau dabei an Menzel gedacht haben, den er ein « literarisches Mastschwein » nannte. Erläuternd führt Frankl (S. 61 f.) an, dass Lenau trotz seines stolzen Selbstbewusstseins emsig auf das leiseste Wort des Lobes oder Tadels hinhorchte, welches ihn stunden- oft tagelang heiter oder melancholisch, meist zornig stimmen konnte.

---

deutete Zeitansichten zeigt sich nirgends. Ein gewisser intoleranter, monchischer Vandalismus wird dem heitern Leser, zumal dem, der Kunst und Leben liebt, unangenehm. Das lyrische Gezwitscher von Bluten, Quellen, Buschen usf. in den ernstesten Momenten wird den gefühlvollen Leser wahrhaft ärgerlich. Doch liegen in dieser Sphäre die Schonheiten des Gedichtes. » (*Ausgewählte Werke*, S. 171.

(1) Ebenda, S. 520. Siehe auch S. 540. Die Hochschatzung des Lyrikers Lenau erhellt jedoch deutlich aus der Bemerkung in den *Beitragen zur Literatur, Kunst- und Lebensthorie* Wien, 1837, S. 48, dass Lenau zum Merkzeichen dessen dastehe, was unserer Zeit gemass sei, weil er fast alle Motive aus dem Leben der Natur greife und dabei doch ganz subjektiv sei.

Anscheinend bezieht sich auch auf einen Kritiker des Savonarola das Gedicht **Guter Rat** (505) (Wilst du rechten). Es könnte hier die ausführliche Besprechung eines Ungenannten in den *Blättern für literarische Unterhaltung* (1838, Nr 217-218) gemeint sein, der trotz höchsten Lobes einzelner Teile dem Epos den Charakter eines Kunstwerkes abspricht. Der Melodie eines Dudelsacks (Vs 12) gleich kehrt das Motiv immer wieder: « Echte Poesie, schöne Poesie, von einem echten Poeten, und doch kein Gedicht ». Das Epos wird als ein gemachtes, mühsam zusammengefügtes gekennzeichnet; es ist glänzendes poetisches Stückwerk, kein « geborenes Organon ».

Dem « starken Feind », nämlich K. Gutzkow, rückte Lenau zu Leibe in den Gedichten *Einem Forcierten* und *Der Reiter von W.* Die Überschrift **Einem Forcierten** (506) ist allem Anscheine nach durch Gutzkows Vorwurf zu erklären, Lenaus Lyrik leide, sowohl im Ausdruck wie in der Auffassung, an einer « forcierten Plastik ». Lenau arbeite immer « in halb ausgemeiseltem [!], halb erhabenem Stile: er gibt statt Empfindungen immer malerische, oft plastische Unterlagen und Stellvertreter derselben. Es ist bei Lenau und einigen schwäbischen Dichtern, die ihn nachahmen, Manier geworden, schrotig und körnig im Ausdruck zu sein, so dass wir auf dem Wege sind, eine neue Art von beschreibender Poesie zu bekommen, mit Redensarten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyrische Element der Empfindung zu stören » [1]. Verbunden war diese Herabsetzung des Lyrikers mit einer Verunglimpfung des Faustdichters. Die Galle floss über, als Gutzkow in seinen *Telegraph* die Schmähung E. von der Haides aufnahm und ebenda (1838, Nr 120) selbst gegen den Savonarola loszog, die hohe Meinung, welche U. Horn in seinem offenen Sendschreiben an Gutzkow über das Gedicht ausgesprochen, bekämpfend. In der Form eines

---

[1] Gutzkow, *Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur*, I, 140 f.

Antwortschreibens auf Horns Schrift versucht er die Tatsache zu erklären, weshalb Lenau mit seiner Behandlung dieses grossartigen Stoffes bekanntlich kein Glück gehabt habe. Savonarola entwickele sich keineswegs als Held eines epischen Gedichtes. Nirgends trete seine Individualität in jenem scharf geschnittenen Profil hervor, das man von jedem Charakter gewinnen müsse, der uns fesseln solle. Das Gedicht sei nicht Savonarola, ein Charakterbild, sondern es seien Gedichte *über* Savonarola, Einzelmomente, willkürlich dem Leben des Märtyrers entnommen. Gleich hinter diesem Hauptgebrechen hinkten alle übrigen Schaden der Dichtung her. Weil Lenau nicht die Kraft besessen, mit kräftigen Zügen und grossen Umrissen seinen Stoff zu erfassen, so sei er in einen kümmerlichen, kurzatmigen Romanzenton verfallen, der sich öfters wie Bänkelsangerei anhöre. Bei dieser entwickelungslosen Zerschneidung der Geschichte des Helden in einzelne Romanzen scheine erfindendes Dichtergenie Lenau ganz verlassen zu haben. « Schauderhaft schlecht » sei das Gedicht angelegt, es leide an einer « ertötenden Monotonie », es sei ein « ganz verfehltes », auch historisch falsches Werk, eine « Bänkelsängerei, kein Gedicht ». Auf diese rücksichtslose Ächtung folgt ein, wenn auch mit Seitenstichen gespicktes, mitunter ganz überschwengliches Lob einzelner Teile, bei welchem der « Bänkelsanger » zu einem « Genius » wird, vor dessen Blitzen der Kritiker sich fürchtet, und der alle seine Kritik niederwirft. So wird der Schlusssatz vorbereitet : « Es ist Herrliches in dem Savonarola, aber es ist darum doch kein *grosses und ausserordentliches* Gedicht ».

Lenaus Antwort ist anscheinend das Gedicht **Der Reiter von W.** (505). Den zwei ersten Strophen, die Gutzkows « Erträglichkeit » als Kritiker, jedoch « Kläglichkeit » als Dichter betonen, entspricht ein uns von K. Beck überliefertes Geständnis : « Bei Gutzkow ist die Kritik doch sein eigentliches Feld, nur schade, dass er fast immer nach Sympathien

und Antipathien urteilt. Er ist ein Soldat der Feder, Professor und Kanzelredner, Publizist, Volkstribun, Diplomat, ist alles — nur kein Poet! Schliesslich findet die Poesie ihren letzten und verständlichsten Ausdruck im Menschen selbst, und Gutzkow ist eiskalt, mephistophelisch » (1). Auch zu M. Löwenthal sprach sich Lenau mehrfach über Gutzkows « totale poetische Impotenz » aus (2). Bei der besonderen Hervorhebung des poetischen Unvermögens Gutzkows als Lyriker kann Lenau nur Bezug genommen haben auf die Gedichte, welche Gutzkow in N° 52 des *Telegraphen* 1838 veröffentlichte [3]. Die unbedeutenden Verse rechtfertigen Lenaus Spruch :

Willst du richten unser Dichten,
Lass die Vers im Halse stecken.

Mehrfach führt sich Gutzkow hier in der Gestalt eines Ritters ein, was eine Erklärung für den Titel von Lenaus Gedicht abgeben kann. Die 7. Strophe bezieht sich wohl auf die Fehde zwischen Gutzkow und Th. Mundt, der um das Jahr 1838 ein heftiger Gegner Gutzkows geworden, diesem in seiner Zeitschrift *Der Freihafen* (4) scharf zu Leibe ging, worauf Gutzkow in dem satirischen Märchen *Die literarischen Elfen* und in seiner gleichfalls im Jahre 1838 erschienenen Schrift *Götter, Helden, Don Quixote* antwortete. Die genannten Werke, wovon ersteres die schwäbische Schule verhöhnt, letzteres die zeitgenössische Lyrik, mit Nennung von Lenaus Namen, als « interimistisch, unfruchtbar, zukunftslos » bezeichnete [5].

(1) *Pester Lloyd*, 1863, N° 232.

(2) Tagebuch von M. Löwenthal, N° 98. — *Lenau und Löwenthal*, S. 107, 159.

(3) *Der träumende Dichter*. — *Gutenberg*. — *Die Sprache der Natur*. — *Kein Herz*. — *Der treue Zimmermann*. — *Todesahnung*.

(4) Hamburg 1838, I. Jahrgang, namentlich Heft 2 und 3.

(5) *Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche*. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838, S. 224.

konnten Lenaus Entrüstung nur steigern. Eine mit der 7. Strophe vergleichbare Äusserung hörte Lenau von K. Beck : « Denke man über den Richter und Dichter Gutzkow, wie man wolle. Er hat andere vergewaltigt, andere vergewaltigen ihn. Das ist die heilige Nemesis! » (1).

Später empörten Gutzkows *Briefe aus Paris* (1842) Lenau so sehr, dass er ihn den « schlechtesten Charakter und den Schandfleck in der deutschen Literatur » nennt, « eine Schmeissfliege, die sich am Aase freut, einen Unhold, der so lange mit seinen scharfen Nägeln kratzt, bis er auf den Dreck kommt, der sein Element ist » (2). In Baden-Baden, wo er im Jahre 1844 Gutzkow persönlich kennen lernte, stiess ihn sein « jaktantes, renommierendes Wesen » ab, und er machte sich durchaus nichts mit ihm zu schaffen (3).

Hämisch sind Gutzkows Bemerkungen über Lenau in seiner Selbstbiographie (4). Er schildert den « Freiherrn von Niembsch-Strehlenau » als « eine kleine, schmachtige, eindrucklose Gestalt ». In Stuttgart, wohin er gekommen sei, teils um überhaupt nach Amerika auszuwandern, teils um einen Band Gedichte beim alten Cotta anzubringen, habe jeder gewetteifert, wer « den Herrn Baron aus Ungarn » mit grösserem Lob, mit exaltierterer Bewunderung überhaufen könne. Erst habe der Enthusiasmus seinem Talente, dann seiner poetischen Heimat, zuletzt (last not least) dem Baron gegolten.

In dem Vierzeiler **Passiver und aktiver Beifall** (569) stellt Lenau dem Anschein gemäss seine Dichtung, vornehmlich

---

1. *Pester Lloyd*, 1863, Nr 232.
2. *Lenau und Löwenthal*, S. 235.
3. Ebenda, S. 290.
4. Gutzkow, *Rückblicke auf mein Leben*. Berlin, Behmann, 1875, S. 54, 62. Die Schriften Gutzkows, die Äusserungen über Lenau enthalten, stellt H. Houben zusammen in *Zeitschrift des Jungen Deutschlands*, 2. Teil, S. 203. Bibliographisches Repertorium IV. Berlin, Behr, 1909.

den Savonarola, derjenigen des jungen Deutschlands entgegen, seine als die « tiefe », diese als die « scharfe » bezeichnend. Wir erwähnten, dass der Dichter in einem Briefe an Emilie Reinbeck (607) seinem Epos im voraus die Volksbeliebtheit abspricht und sich mit einer späteren Erkenntnis der Tieferblickenden und Fühlenden tröstet.

. . .

Die Berliner *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* 1838, Nr 17) brachten, wie Lenau selbst am 23. August an Sophie schreibt, eine Besprechung des Savonarola, « worin diesem Buche nicht bloss eine poetische, sondern sozusagen auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird; worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als ein Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefasst ist, in welcher es gewachsen » (652). Gegen den « verstockten Absolutismus » seines Vaterlandes, gegen die Feigen, die sich entsetzten über den Feuerbrand, den er im Savonarola gegen Priestertum und Königtum entfacht, gegen die Zensur insbesondere richtet er die Strophen **An die Verstockten** (517). « Mein Savonarola », schreibt er am 23. August, im Hinblick auf die Zensur, an Sophie, « hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Krankender, bitterer Welthass hat sich bereits vor dreihundert Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unversöhnlich haftet er noch an demselben; indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen, geringen Teil seines Verhängnisses auf mein Leben; und wahrlich, der Held müsste sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungebärdig anstellte. Was mir auch an Misshandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichtes, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt » (652).

Lenaus Kampf mit der Zensurbehörde hat jüngst E. Castle

auf Grund unveröffentlichter Aktenstücke und Briefe geschildert [1]. Ohnehin waren wir auch früher durch Lenaus Briefe [2] unterrichtet und einiges Neue steuert auch das unveröffentlichte Tagebuch von Max Löwenthal bei [3]. Die zwei ersten Auflagen der Gedichte von 1832 und 1834 sowie den Faust liess die Zensur zunächst unbeanstandet, erst am 17. Juni 1836 ward Lenau vor die Polizeioberdirektion geladen und über seine literarische Pseudonymität befragt. Da er im Gegensatze zum gleichzeitig verhörten Auersperg seine Identität mit Lenau eingestand, war der polizeiliche Teil der Untersuchung gegen ihn abgeschlossen. Es begann nun eine Verhandlung vor dem Wiener Stadtmagistrat, bei welchem Lenau sich am 27. April 1837 auf seine ungarische Abkunft berief, zum Beweise der Nichtanwendbarkeit der österreichischen Zensurgesetze auf ihn. Der Magistrat erklärte sich als unzuständig und übergab die Sache dem politisch-ökonomischen Senat. Dieser erkannte am 11. Mai Lenaus Berufung als berechtigt an. Mit dieser Freisprechung unzufrieden, bewirkten die Polizei- und Zensurhofstellen, dass der Magistrat die Angelegenheit aufs neue zu untersuchen habe. Zugleich leitete die Polizeihofstelle eine neue Untersuchung ein wegen des Savonarola, den sie als « ein seiner verwerflichen Tendenz wegen zum strengsten Verbot geeignetes Werk » erkannte. Ein doppeltes Rechtsverfahren ward somit aufs neue gegen den Dichter verordnet. Überdies geriet er « aus dem ostreichischen Regen in die ungrische Traufe » [658], da ihm ein ungarisches Hofkanzleidekret vorgelegt wurde, das auch jedem Ungarn verbot, etwas im Auslande drucken zu lassen, ohne vorherige Zensurbewilligung. Nach mehreren Vernehmungen am 18. September, 8. und

---

[1] *Lenau im Zensurkrieg* in den Philologischen Beiträgen zur Geschichte der ungarisch-deutschen Beziehungen. Budapest, 1912, S. 186-196.

[2] *Nr* 582, 632, 633, 658, 665, 667.

[3] *Nr* 2, 27, 50, 51, 80, 94.

9. November 1838, beschloss der dem Dichter offenbar geneigte Wiener Magistrat, wohl wissend, dass der ungarische Hofkanzleibeschluss keine Strafbestimmung enthielt, die Sache sei der allein zuständigen ungarischen Behörde anheimzustellen.

Kein Einspruch erfolgte gegen diesen Beschluss, und schliesslich überliess es die Hofkanzlei dem Ermessen des Polizeipräsidenten, die ungarische Behörde in Anspruch zu nehmen oder nicht. Ungeachtet einer neuen Beschwerde der Zensurhofstelle wegen der Herausgabe der Neueren Gedichte, die eine « in religioser und politischer Beziehung inkorrekte Tendenz » aufwiesen, und einer erneuten dringenden Aufforderung zur Entscheidung der Kompetenzfrage, blieb diese unerledigt. Lenau war fest entschlossen, eine etwaige Geldstrafe nicht zu zahlen, sondern den Skandal auf den Gipfel zu treiben, indem er sich einsperren liess. « Die Herren sollen sich ganz brandmarken [658] ». Trotz mehrfachen, unmittelbaren, schroffen Herausforderungen der Zensurbehörde in Gedichten, in Briefen — von denen er wohl wusste, dass sie geöffnet werden konnten — und weiteren ungezügelten Übertretungen der Zensurvorschriften blieb er unbehelligt, bis fünf Jahre später, am 5. Mai 1843, die ganze Angelegenheit von der niederösterreichischen Landesregierung wieder an den Wiener Magistrat verwiesen wurde. Dieser stellte sich nun in der lächerlichsten Weise bloss, indem er Lenau zu einer Geldstrafe verurteilte. Jetzt verwarf die Regierung dieses Urteil, sie wollte zunächst vom Magistrat erfahren, ob Lenau ein Österreicher oder ein Ungar sei und forderte zu weiterer « Amtshandlung und Schlussfassung » auf. Mit dem Beschlusse des Magistrats, der nicht mehr wo aus, wo ein wusste, die ganze Sache ad acta zu legen, endigte die unvergleichliche Tragikomödie mit der vollständigen Niederlage der gesamten Staatsgewalt vor der Entschlossenheit eines einzelnen.

Den « gewalthabenden Missetätern » gegenüber, « die das bisschen Geistesleben in Österreich vollends erdrücken mochten », [667] wurde « das Lamm ein Löwe », der « die Laffen

und Toren » zerriss, welche den « grossen Gottesbrand mit ihren Pfoten dämpfen » wollten. (*An die Verstockten.*) Anklänge bietet das Gedicht an *Die Lektion* im Faust. Als das beste Mittel, den Menschengeist zu unterjochen, preist Mephistopheles dem Minister die Zensoren an :

Wie für die Taten einst die Alten
Zensoren hielten, sollt Ihr halten
Zensoren als Gedankenbüttel.
Ja, so ein Zensor, so ein echter,
Ein unerbittlich scharfer Wächter
Und tapferer Gedankenwürger,
Der leider! erst zum Heil der Bürger
In fernen, schönern Zeiten sprosst,
Das wäre so mein Augentrost!
Einst schlief ich unter grünen Bäumen,
Da ist sein Bild mir klar erschienen,
In meinen patriotischen Träumen :
Wie er mit lieben Forschermienen
Gedanken greift auf ihrer Flucht
Und ihre hüllenden Gewande,
Jed Fältlein lüftend, streng durchsucht,
Ob sie nicht führen Konterbande
In allerlei verruchten Dingen,
Ob sie ein Liebesbriefelein
Der Freiheit wollen überbringen
Und ein gefährlich Stelldichein.

(*Faust*, Vs 1121-1141.)

Im Epigramm **Trutz euch!** (509), dessen Handschrift sich im Einschreibbuchel von 1838 mitten in den Entwürfen zu den Husarenliedern findet, und das folglich in den August fällt, drückt Lenau seinen Entschluss aus, der Zensur den äussersten Widerstand entgegenzusetzen :

Ihr kriegt mich nicht nieder,
Ohnmächtige Tröpfe!

Diesen Entschluss teilt er Emilien Reinbeck am 23. November mit (658). Im Einklang mit dem Trutzgedichte stellt er in einem Briefe an Sophie vom 23. August fest, wie seltsam es sei und einer Fugung nicht unähnlich, dass gerade in der Zeit, wo in der Heimat die Verfolgung gegen ihn losbreche, ihm vom Auslande Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kamen (652) :

> Und meine steigenden Lieder
> Wachsen begrabend euch über die Köpfe.

Wohl dem Grafen Sedlnitzky, dem Vorsitzenden der Zensurbehörde, seinem grimmigsten Feinde, ruft der Dichter in dem erst kürzlich veröffentlichten Fünfzeiler **Komm an!** (510) prophetisch zu :

> Du wirst zerschellen, und ich werde ragen,
> Die Welt sieht nichts von dir in künftgen Tagen,
> Die Keule nur, womit ich dich erschlagen.

Wie sehr er auch das Zensurgesetz hassen müsse, schreibt er am 23. November Emilien, so gebühre sein Hass doch noch immer viel weniger dem Gesetze selbst als den « legalisierten Bestien », die es auf eine so niedertrachtige Art handhabten, dass kein österreichischer Dichter die literarische Ehre seines Vaterlandes befördern könne, ohne dass er dessen Gesetze verachte. In der Auslegung der österreichischen Zensurgesetze sei nirgends die Spur einer herz- oder vernunftbegabten Menschennatur zu finden, sondern überall nur boshaft gierige, alles geistige Leben benagende Fresswerkzeuge, und die Zensoren stellten im Gegensatze zu den pflanzen- und fleischfressenden Tieren die Klasse der geistfressenden Tiere dar, « eine abscheuliche, monstruose Klasse! » (658).

Ausdrücklich erwähnt ist der Zensor in den Stachelversen **Schade**! (509). Das Zeichen der Erlösung, das Kreuz, dient

heute dem Zensor zum Streichen. Er verkehrt das hehre Symbol und veranschaulicht die Lehre :

Dass wir lange noch vom Bösen
Hoffen dürfen kein Erlösen.

Einige köstliche Beispiele von Strichen der Zensur bringt das unveröffentlichte Tagebuch von Max Löwenthal.

Nur acht seiner nahezu dreissig literarisch-polemischen Gedichte nahm Lenau in die Ausgabe letzter Hand (1844) auf. Die anderen sah er, wie B. Auerbach berichtet ([1]), als « momentane Abwehr » an und schloss sie deshalb aus.

* * *

Unsere bisherige Überschau umfasst nun auch samtliche *Neuere Gedichte*, die im Jahre 1838 zur Herbstmesse im Verlage der Hallbergerschen Buchhandlung in Stuttgart erschienen. Über die Neueren Gedichte erfahren wir aus dem Briefwechsel nur, dass Lenau Ende Mai in Stuttgart an deren Ordnung ging mit Rücksicht auf den Druck im Herbst (615), dass am 21. Juni sein Geschaft mit Cotta noch nicht zu stande gekommen war, weil dieser verreist (621), dass er am 21. Juni Cotta einen schriftlichen Antrag zur Verlagsübernahme machte (625). Weil der Erfolg des Faust und Savonarola hinter den Erwartungen Cottas zurückgeblieben war, zögerte dieser, auf die ziemlich hohen Honorarforderungen Lenaus einzugehen. Ungeduldig übergab der Dichter die neue Sammlung dem jungen Stuttgarter Verleger Ed. Hallberger, der langst und wiederholt um den Verlag gebeten ([2]). Die Druckberichtigung besorgte Lenau in Ischl und Wien, am 11. September sandte er den letzten Bogen der Korrektur ab (634).

---

[1] Schurz II, 170.

[2] Nach dem Tagebuche von Max Löwenthal (Nr. 9).

Der Entstehung nach reichen die Neueren Gedichte bis in den amerikanischen Aufenthalt zurück. Sie umfassen Lenaus lyrische Arbeit vom Jahre 1832 bis Ende 1838. Wir stellten fest, dass er in die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte (1834) nicht alles bis dahin Entstandene aufnahm. Das Hatlberger überreichte Manuskript vermehrte er noch um etwa zwanzig neue Gedichte, die im Juli und August entstanden, darunter die Erzählung *Anna*, die in Ischl verfassten Gedichte und einige polemische. Die neue Sammlung besteht aus einer zweiten Reihe von *Reiseblättern*, in der sich die ältesten Gedichte finden, die wie *An einem Baum* und *Die Sennin* noch in Amerika geschrieben. Auch eine zweite Reihe *Vermischter Gedichte* bietet die Sammlung, die mit dem Gedichte *Zeiger* bis in das Jahr 1833 zurückreicht. Vier neue Abteilungen werden eingeführt: *Gestalten*, *Liebesklänge*, sämtlich an Sophie gerichtet, *Sonette* und *Literarisches*.

XLVIII

Neue Wandlung.

Die Albigenser. — 1839.

Still, bemerkt Schurz (II, 1), ging die erste Hälfte des Jahres 1839 vorüber. Sehr sparlich sind die Nachrichten über das Leben des Dichters. Ein einziger Brief von ihm ist uns erhalten, der vom 16. Januar an Emilie Reinbeck, in dem er über seine winterlichen Leiden klagt — beständigen Schnupfen, wiedererwachtes altes Seitenstechen, gerichtliche Verfolgungen, eine zeitweilige bodenlose Verstimmung — und bezüglich seines Schaffens mitteilt, dass einige lyrische Gedichte und vier Gesänge der Albigenser alles seien, was er seit einem halben Jahre seinen korperlichen und geistigen Verstimmungen abgerungen habe (659).

Eine der Hauptquellen der Albigenser, nämlich Hurters « Geschichte des Papstes Innozenz III. », las Lenau bereits zu Ende des Jahres 1837, die bis dahin erschienenen zwei ersten Bände (1). Das Einschreibebüchel des Jahres 1838 bezeugt, wie eifrig sich der Dichter mit dem Gedanken der Bearbeitung des « gewaltigen Stoffes, einer der grössten, geistigsten und blutigsten Rollen der Geschichte », (655) trug. Am 14. September 1838 waren fünfzehn Gesänge entworfen (655), im Januar 1839 erst vier ausgeführt. Die Arbeit am

---

1) Tagebuch von Max Lowenthal, Nr 31.

neuen Epos beherrscht das ganze Jahr 1839 und stellt die Lyrik ganz in den Hintergrund.

Kurz vor der Bekanntschaft mit Karoline Unger erfährt Lenaus Liebe zu Sophie Löwenthal eine bedeutsame innere Wandlung. Der vom 27. Oktober 1838 bis zum 7. April 1839 stockende schriftliche Gefühlsaustausch schlägt gleich nach seiner Wiederaufnahme im April 1839 einen anderen Ton an. Der Zettel vom 21. Mai (478) verrät Zweifel an der Unsterblichkeit dieser Liebe, an einer Erfüllung im Jenseits. War es Lenau schon im September 1838 zum erstenmal, wenn auch nur vorübergehend, vorgekommen, als müsse er die Sache seiner Liebe und die Sache Gottes betrachten als zweierlei (464), so trennt er jetzt die Sache Gottes von der Sache dieser Liebe. Nicht bei Gott sucht der Liebende fernerhin Trost, er « sinkt wieder ins Dämonische ». Der Satz : « Ich will zu den alten Zauberern gehn, dass sie mich erleichtern; ich meine die Naturgeister » bedeutet einen Bruch mit dem Gedanken der « heiligen Liebe ». Dieser Gedanke war nur « Tünche », diese ganze Tünche fällt in der Einsamkeit in Kierling, wo Lenau im Mai und Juni 1839 wohnte, hinweg von seinem Geschick, er sieht in alle Fugen und Risse, und « wo es klafft, da klafft es ». Er ist krank, das Unglück ist König über sein Leben, dieses Leben ist ein stilles Horchen, Sinnen und Sehnen und unablässiges Wühlen in seiner Seele. Er braucht Hülfe und sucht sie in der Natur. Ganz wirft er sich ihr in die Arme. Schon wirkt das dampfende Waldtal wohltätig betäubend, nebst dem frischen Bach walzt sich hörbar ein reicher Strom des Lebens. « Er soll mich aufnehmen und hintragen, wohin er will » (478).

Hättst du nicht so unselig und entschieden
Natur, dein Lieb, verlassen und gemieden,
So würde auch *dein* Lenz so hold erscheinen.
Wie würden deine Lieder wonnig rauschen
Und Rosen aus geweihten Herzen spriessen;
Erwachen würde, wo sie sich erschliessen,
Ein tiefes Atmen und ein selig Lauschen

singt Lenau im zweiten Gesang, *Frühling*, der Albigenser (Vs 166-174).

« Christus und Substanz », bemerkt er im Einschreibbüchel von 1838, d. h. Religion und Natur, « an Eins von beiden musst du verfallen ». — « *So* und *so* », schreibt er ferner, « ist das Menschengeschick traurig: entweder als Kreatur ewig abhängig bleiben, oder in der Substanz untergehen » [1]. Öfters denn je wiederholte er um diese Zeit, Anfang 1839, den Stosseufzer des Missmuts, an dem auch Körper-Gebrechlichkeiten ihren Anteil hatten. « Es ist nichts mit dem Leben » — « es ist nichts zu machen in der Welt » — « das Leben ist eine Infamie » [2]. Der Ausgangspunkt des Umschwungs liegt in Lenaus Verachtung des Pietismus, die er bereits am 15. Dezem-

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 527. Vgl. :

O Menschengeist, wie bist du zu beweinen!

(*Albigenser*, Vs. 165.)

und die im Jahre 1840 gedichteten Faustverse (2421-2436) :

...Es gilt, dass ich die Seele
Aus Christus *und* Natur heraus mir schale.
Ob ich mit *ihm*, mit *ihr* zusammenhange,
Umkreist mich unentrinnbar eine Schlange.
Ist Christus Gott und folg ich seinem Schritt,
So bin ich, sei es auch auf Hummelspfaden,
Der Schuh nur, den sein Fuss erfüllt und tritt,
Ein niederes Gelass nur seiner Gnaden.
Ist's die Natur — bin ich ein Durchgang nur,
Den sie genommen fürs Gesamtgeschlecht,
Bin ohne Eigenzweck, Bestand und Recht,
Und bald bin ich verschwunden ohne Spur.

MEPHISTOPHELES.

In beiden Fällen ist dein Los fatal :
Du magst von ihm, von ihr behandelt sein,
Ob en canaille oder en canal;
Drum schliesse trotzend in dich selbst dich ein!

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 71.

ber 1837 in schroffer Weise M. Lowenthal gegenüber äusserte, gereizt durch das Gerücht, er sei ein Pietist geworden, d. h. « das Schandlichste, was es geben kann »[1]. Einige Tage später erschien die Menzelsche Besprechung des Savonarola, die Lenau so verachtlich ablehnte. « Man hat mich hier und dort des Mystizismus bezichtigt », schreibt er am 1. November 1839 an Hermann Margraff. « unverstandiges, gehassiges Unrecht. Dass in meinem Savonarola mancher Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen »[2].

Rettung vor seinem Liebesleide sucht der Troubadour Fulco in den Armen der streitenden Kirche. Ein Wahn ist solcher Entschluss :

> Von Adelheidens Totenbahr
> Riss ihn der Wahnsinn zum Altar.
>
> *Albigenser*, Vs 797 f.

Fur den Dichter gibt es keinen Trost mehr in der Hoffnung auf ein ausgleichendes Jenseits. Die Gratin von Marseille stirbt an Liebesgram, was Lenau Veranlassung gibt, in den Albigensern neben der Antityrannendichtung seiner Jugend [1] auch das Motiv des Junglings an der Bahre der Geliebten wieder aufzunehmen (Vs 681-802). Eitel ist Fulcos Hoffen auf ein Wiedersehen im Jenseits :

> Als Fulco stand am Sarg der Lieben,
> War ihm ein Hoffen nicht geblieben,
> Es finden sich jenseits der Tränen,
> Die hier umsonst ans volle Herz sich sehnen?
>
> Vielleicht hat ihn die Kirch erworben,
> Weil Adelheid in ihr gestorben,
> Die fromme Frau, die, schon vergangen,
> Das Bild des Heilands hielt umfangen.

---

[1] Tagebuch von Max Lowenthal, Nr 35.
[2] Vs 33, 141, 3095, 3461 ff.

Er hasst uns andern, weil wir meinen,
Wer einen Toten liebt, soll weinen,
Denn sterben ist im Geist verschwinden,
Wir glauben an kein Wiederfinden.

Er hält am Wahn der frommen Toren,
Dass uns die Toten unverloren,
Und grollt der Wahrheit kühnen Freiern,
Die sich das Menschenlos entschleiern
Und keck den Blick durch heilige Nebel tauchen,
Die hüllend überm Abgrund rauchen.
Ein heimlich vor der Wahrheit Zittern
Mag gegen uns sein Herz so wild erbittern.

(Vs 803-822.)

Am Brunnen auf dem Burghof zu Lavaur weint ein Sänger der dort ruhenden schönen Giralda sein letztes Lied :

Kein Trost kann mit dem Schmerze ringen;
Du wirst nicht wieder auferstehen,
Wenn Gott dich einmal liess vergehen,
Kann er dich *so* nicht wiederbringen.

Sie senkten in den Schacht dich nieder
Und eine Welt von Freudenschimmer,
Was einmal tot, ist tot für immer :
Die Schönheit, Liebe und die Lieder!

(V. 3021-3033 ff.)

Im Albigensergesang *Fulco* dichtet Lenau, mit manchen Anklängen an den Faust, kurz vor einem inneren und ausseren Wendepunkte im Verhältnis zu Sophie die ganze Geschichte seiner unglücklichen Liebe von den ersten Anfängen bis zum zuletzt erfolgten Wandel [1]. Der Sänger lässt sich wie der

---

[1] Die Verse dieses Gesanges, welche die « tiefklagende Stimme auf Ceylon » zu einem Vergleiche heranziehen (Vs 727-731), beruhen auf einem Berichte Schuberts in den *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft.* (1. Auflage, S. 64 f.; 2. Auflage, S. 376 f.).

Dichter schliesslich zu einem « ungestümen, unheilvollen Betragen » hinreissen :

> Da wurden seine Lieder dringend,
> Der Dame bittern Vorwurf bringend,
>
> (Vs 603 f.),

und einst sang er kühn :

> ... Zerbrich das Joch
> Der strengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
> Dass du nach mir geheim dich kränkest
> Und mein in süsser Huld gedenkest.
> O könnt ich mich durch Zauberein
> Verwandeln in mein glücklich Bild,
> Das oft vielleicht bei dir darf sein
> Und still bei Nacht dir Küsse stiehlt!
>
> (Vs 613-620.)

Eine solche Stimme erhebt Lenau zuerst zu Ende des Jahres 1837, bezeichnet sie jedoch als einen Aufschrei aus seiner heidnischen Zeit, als einen Abfall von Gott und seiner Sophie. Er erhebt sie wieder und dringender in einem Zettel, aus dem Fruhjahre 1839 : « Wenn du auch heute zuletzt ein wenig unfreundlich warst, ich lasse mich davon nicht anfechten und beschliesse meinen Tag, *doch* einen der glucklichsten, indem ich dir noch sage, dass du die schonste und liebste Frau bist. Ich wollte, ich könnte statt dieser Erklarung meinen knieenden und bald darauf bequemeren Nachtposten antreten. Doch ich darf das nicht, das Schicksal lasst sich wohl zuweilen einen Tag abzwingen, wie der heutige, aber die Nachte sind ihm unentreissbar verfallen und trauern unter seiner eisernen Sperre. Da liegt man getrennt und traumt vielleicht nicht einmal was Besseres. Mir ist jetzt ganz eigen zu Mut. Ich möchte auf und davon laufen, aber mit dir, wohin? - - rate! — » (1771.

Fortschritte in der Arbeit an den Albigensern, leider ohne bestimmte Angaben, melden die Briefe an Sophie vom 25. Juni,

an Schurz vom 28. Juli, an Emilie Reinbeck vom 14. September, an Schurz vom 28. September, an H. Margraff vom 1. November, an Emilie Reinbeck vom 25. November, 5. und 28. Dezember. Lenaus letzte Angaben : « Meine Albigenser sollen bis zur Ostermesse fertig sein, d. h. gedruckt » (656) und : « Meine Albigenser sind noch nicht ganz beendigt » (657), deuten darauf hin, dass im Jahre 1839 das Epos einem vorläufigen Abschluss nahe gebracht wurde, wenn der endgültige auch erst 2 ½ Jahr später erfolgte.

Im Briefe vom 1. November 1839 an H. Margraff bezeichnet er das Epos als eines « contra pontificem », wie sich von selbst verstehe. Der Held des Gedichtes sei der Zweifel, der von Innozenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen liessen. Ebenda fällt er über die Mystik das schroffe Urteil : « Mystik halte ich für Krankheit, Mystik ist Schwindel. Die religiöse Spekulation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achamoth, die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen, allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels » (654). Wohl konnte M. Löwenthal am 12. November feststellen, dass « ein grosser Umschwung in Niembschs poetischer Tendenz und Anschauung » vorgehe, ja schon vorgegangen sei (1). Kurz vorher hatte der Dichter dem Freunde bekannt, er begriffe gar nicht, wie er dazu gekommen sei, den Savonarola, diese Mönchskutte, zu besingen. Auch der « unendliche Pfaffengreuel » der Albigenser widerte ihn an (2).

Die Apologie des Zweifels, die in den Albigensern zur Verherrlichung des freien Gedankens führt, geht von der Vorstel-

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 104.

(2) Ebenda, S. 104.

lung der unendlichen furchtbaren Greuel aus, die der blinde Kirchenglaube angestiftet :

O Gott, wie du auch heissen magst, es bleibt
Ein Schmerz, dass Glauben solche Früchte treibt!

(Vs 1775 f.)

Nicht mag der Mensch streiten über das, was ihm die Erde an Freude und an Schmerz bietet :

Doch wenn von seinem Himmel ist die Rede,
Erwachen Zwietracht, Hass und wilde Fehde.
Wo selig schwelgt ein Herz in Himmelsschätzen,
Dort fühlt ein andres Abscheu und Entsetzen;
Noch fand ein jedes Heiligtum Verächter;
Vor Gottes Strafe zittern hier die einen,
Die andern schlagen höhnisches Gelächter
Und möchten über solchen Wahnsinn weinen.

(Vs 1285-1292.)

Mit « herrisch frechem Schalten » wollen die einen den anderen ihren Glauben gewaltsam aufdrangen :

Wenn ich es höre, wie sie reden
Von Gott und ihren Glaubensfehden,
Wie Hass und Wahn die Welt entzweiten,
Wie Fabeln gegen Marchen streiten;
O grauser Abscheu, todlich kalt,
Der mir die Brust zusammenkrallt!

(Vs 2871-76.)

Der fromme Meister Theodor, der so oft und gern die Bibel vorgelesen und ausgelegt, wirft sie ins Feuer :

Und ruft : « Unselig Buch! du magst verbrennen!
Aus dir die Menschen eine Bosheit holen,
Wie nicht die Tiger in der Wüste kennen;
Samt meinem Glauben magst du hier verkohlen! »

(Vs 2281-84.)

Das beim Anblick der entstellten Leichen seiner Eltern irrsinnig gewordene Mädchen von Lavaur springt ans Christusbild am Altar, sieht, wie der Heiland vor Angst und Grauen über das stets steigende Blutbad zu seinen Füssen sich entsetzt am Kreuze windet, um der blutigen Überschwemmung zu entgehen :

... « Du Armer! möchtest fort, nicht wahr?
Wie quälst du dich, hinaufzuziehn die Füsse,
Dass sie das Blut, das steigende, nicht küsse!
Sie sind genagelt; — reut es dich? dich reut's,
Dass du gekommen bist ans Kreuz!
Das alles, alles ist um dich geschehen! »

(Vs 2710 14.)

In gleich düsterer, schauerlicher Weise beginnt das Herz des Zweifels Lied zu singen, weil man es zu einem Gotte zwingen, ihm seinen Himmel mit dem Schwerte beweisen will. Übers weite Schlachtgefild, am Blutteich, ertönt dumpf und wild das Unkenlied des Zweifels :

Was soll das ewig antwortlose Fragen,
In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?
. . . . . .
. . . . . .
Ob nicht Unsterblichkeit die schlimmste Fabel,
Die je ein Mensch dem andern vorgesprochen?
Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
Der frech dem Elend sagt : hast Freude g'nug!
Hier ist dein Los zu dulden und zu darben,
In andern Welten reifen deine Garben;
Der Sensenmann wird kommen, sie zu schneiden,
Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
Sei froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln!?

(Vs 1791 f.; 1821–30.)

Als ein wacher Hund sitzt der Zweifel auf dem tiefsten Grund des Herzens auch dem gläubigsten Gesellen (Vs 2855-2857).

Der Zweifel gebärt den *freien Gedanken*, dessen Lobpreisung die ganze Dichtung durchklingt :

Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,
Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.

Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten;
Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten.

(Vs 1189-1194.)

Nur durch ihn, den freien Gedanken, kann die Menschheit zum Heile gelangen, er wird die « Erlösung vollenden » (Vs 3257-3268) :

Gedanke heisst der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

(Vs 3099-3104.)

Sieghaft antwortete Lenau in den Albigensern auf die Vorwürfe der Jungdeutschen, er sei der neuen Wendung der modernen Zweifel nicht mächtig, er habe sich « erledigten und überholten Gängen des Herzens und Geistes » hingegeben (1), verständnislos sei seine Dichtung an den zahlreichen Keimen neuer Entwickelungen vorbeigegangen, er sei für die Idee, für die Philosophie gänzlich unzurechnungsfähig, er habe die Geschichte übersehen, die Schriften der grossen deutschen Philosophen nicht gelesen und stolpere ungeschickt über triviale Zweifel (2).

---

1. Laube, *Geschichte der deutschen Literatur*, III, 255.
2. Gutzkow, *Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur*, I, 131-142.

Sehr musste es den Dichter misstimmen, dass die Junghegelianer diese Beschuldigung wieder aufnahmen. In den Hallischen Jahrbüchern veröffentlichte R. Prutz eine sehr gehaltvolle, ausführliche Würdigung Lenaus. Hoch rechnet er es Lenau an, dass er sich in seinen Gedichten (1832) voll und frei, nicht ohne Gefahr persönlicher Widerwärtigkeiten, zur neuen Bildung, zur liberalen Richtung bekannt, die Freiheit offen im Banner getragen, den Ansprüchen und Bedürfnissen der Zeit entgegengekommen sei. So wurden diese frischen Lieder wie ein munterer Lerchengesang aus dem Lande des Stillstandes und der Geistesmüdigkeit begrüsst, ihr Klang glich dem eines Zauberglöckchens, das, wo es tönte, alle Herzen zu warmem Mitgefühl erweckte. Je höher Prutz die politische (liberale) und die landschaftliche (ungarische) Färbung der Lenauschen Gedichte einschätzt, desto mehr bedauert er die melancholische. In der Welt des Gemütes konnte Lenau nur einen festen Boden, eine heitere Aussicht gewinnen, indem er sich starken und frohen Sinnes « an die Erkenntnis gab ». Diese Erkenntnis mangelt ihm, « die Sonne, deren lebensfrischer Glanz Mut und Freude in jeden bedrängten Busen blitzt ». Er hat das Weltbezwingende des deutschen Prinzips, die Philosophie, nicht zu erfassen vermocht, und so schwebt er in den höchsten Angelegenheiten der Seele in unerquicklichster Leere. Er ist unter der Höhe seiner Zeit geblieben, deren Stimmführer er jetzt nicht mehr sein kann, weil er sich von ihrem wärmsten und lebendigsten Hauche nicht hat durchdringen lassen. Er hat es nicht vermocht, den Kern der Gegenwart aus der umhüllenden Schale herauszufühlen, und dessen Entwickelung mit frohem und, wie es vor allem dem Dichter zukam, vorahnendem Mute zu erhoffen. Im Faust hat er aller Erkenntnis durch das Wissen als einem Unmöglichen und dem Streben darnach als einem eitlen und kindischen Unterfangen Hohn gesprochen. Im Savonarola führt er einen entschiedenen Kampf gegen die Erkenntnis mit unverkennbarer einseitiger Richtung gegen die neueste Entwickelung der Philosophie. Statt auf den sonnigen Höhen der

Erkenntnis redlich und frohen Mutes das Glück und den Frieden der Seele, die Freiheit, zu suchen, ist der Dichter schrittweise und doch wie rasch in die Blumensümpfe mystisierender Borniertheit heruntergesunken. Es ist dies ein Anblick, der mit Schmerz erfüllen muss, wie ein ursprünglich so gesunder und starker Geist, der, von der Natur vor vielen begünstigt und ausgerüstet zum poetischen Herold seiner Zeit, dieses grosse Ziel verfehle, weil er sich weigere, die höchste Erkenntnis in sich aufzunehmen. « Aber jeder Schmerz soll ja seinen Trost in sich tragen : glauben wir denn an die nicht so leicht zu bewältigende Tüchtigkeit des Lenauschen Geistes und vor allem an die erobernde Sieghaftigkeit der Geistesfreiheit, dass sie auch den spröden Magyaren sich unterwerfen und der Erkenntnis zu brautlicher Umarmung zuführen wird... Er werfe sich kecken Mutes noch ein Mal in das Element, das ihn zuerst so freundlich getragen, in das Leben, in die geistige Bewegung der Gegenwart ; die Leukothea wird ihm nicht fehlen, die, wenn die Brandung braust, ihren rettenden Schleier ihm zuwirft : ist er doch ein Dichter! Und welche freundlichen Gestalten voll stillkraftigen Seelenfriedens werden auf jener Atlantis der Erkenntnis ihn empfangen, — Gestalten, in deren lichten und stolzen Reigen die wüsten Schatten seines Faust und Savonarola sich nicht mischen dürfen! — » [1].

Um so mächtiger wirkte dieser Aufruf, als Lenau kurze Zeit vorher, Ende Juni 1839, zum tiefen Bewusstsein gelangt war, wie misslich und gedrückt die Stellung eines Dichters sei, der, in seiner Zeit gar nicht philosophisch orientiert, ihren höchsten Fragen, um sich nicht zu kompromittieren, zagend und scheu aus dem Wege gehen muss » [2]. Wie tief musste es ihn, der der Poesie die Aufgabe stellte, im « hohen Rate, wo

[1] *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*, 1839, N° 211-216, 5. bis 9. September. — Das Zitat S. 1728.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 86.

der Menschheit Ewiges beraten wird » [1], mitzusprechen, reizen und verwunden, dass ihm hartnäckig *das* abgesprochen wurde, nach dem sein heissestes Streben hinzielte, worin er seinen höchsten Stolz setzte, nämlich ein Stimmführer seiner Zeit zu sein. Machtlos musste ihm der Versuch, ein solcher zu werden, erscheinen, wenn er in seiner Nichtbeachtung der Hegelschen Philosophie, ja sogar in seiner Gegnerschaft zu derselben beharrte. Sie hatte ja mit tief einreissender Kraft alle höhere, wenigstens alle systematische Gedankenwelt Deutschlands in ihre Bande gezogen, so dass nach der fast ein Menschenalter hindurch herrschenden Meinung der Fortschritt sich nur innerhalb ihrer bewegen konnte. Ende 1839 bekennt Lenau im erwähnten Briefe an H. Marggraff, dass er den Savonarola nicht geschrieben, um eine antihegelsche Christologie in Jamben zu geben. Der Ausfall des prophetischen Savonarola gegen die Hegelschule sei nichts weiter als ein pruritus ingenii, jedoch bereue er die mutwilligen Strophen [2] nicht, wenn sie ihm auch viel Verdruss gemacht (654). Nicht leicht wurde ihm das Einschlagen eines Weges, auf den ihn gerade seine unerbittlichsten Gegner hingewiesen, seine Gespräche zeugen von einem inneren Sträuben gegen die volle Anerkennung der Hegelschen Lehre, noch zu einer Zeit, wo seine ganze Gedankenpoesie schon vollständig von derselben beherrscht war. Unter stets wachen Vorbehalten gelangte er im Jahre 1841 zur Erkenntnis, dass die Menschheit doch nur auf der von Hegel gebrochenen Bahn befreit werden könne [3]. So konnte er sich noch einen Gegner Hegels nennen, zu einer Zeit, wo er schon ganz in seinem Banne stand, so erklaren sich seine widersprechenden Äusserungen über den Philosophen, die auch durch die Tatsache beleuchtet werden, dass er später mit der Linken der Hegelschen Schule über den Gründer hinausging, die Hegelsche Hülle, die er als Feigheit deutete, zerriss.

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 86.

[2] Savonarola, *Die Antwort*, Vs 1057-1076.

[3] *Lenau und Löwenthal*, S. 231.

Die Hegelsche Philosophie war mit ihrer Apologie des Krieges und ihrem Grundsatz, dass die Vernunft die Welt regiere, dass es in der Geschichte vernünftig zugehe, weil sie « der Gang des Weltgeistes » sei, vorzüglich zu einer Idealisierung des greulichen Albigenserstoffes geeignet. Sie bot dem Dichter die bequemste, wenn nicht die einzig mögliche Handhabe zu einer philosophischen Verwertung und Vertiefung des Stoffes. Zu Ende des Jahres 1839 verlor Lenau alle Lust daran. Als er jedoch im Mai des Jahres 1840 den « festen Stand » gewann, von dem aus er « froh ins ferne Land blicken », den « Geschicken trotzen », ja für « Recht und Licht » freudig sein Blut vergiessen wollte [1], da konnte er seiner Dichtung den Glauben an die Menschheit und ihre Geschicke einflossen, der im Epos obwaltet. Hegels Philosophie des Geistes und seine Philosophie der Geschichte hatten Lenau zur Erkenntnis gebracht, dass die moderne Verzweiflung an der Erkennbarkeit der Wahrheit ebenso aller spekulativen Philosophie wie aller echten Religiosität fremd sei [2], dass wie in der tierischen so auch in der geistigen Welt das Allgemeine, die Vernunft vorherrsche, die, während die Leidenschaften sich gegenseitig zerstörten, allein wache, ihren Zweck verfolge und sich geltend mache [3]. In Hegels Einleitung zur Philosophie der Geschichte lernte Lenau, dass die Weltgeschichte der Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit sei, den man in seiner Notwendigkeit erkennen müsse, dass nirgend als in der Weltgeschichte eine grössere Aufforderung zur versöhnenden Erkenntnis liege : alles sei von der ewigen Weisheit bezweckt. Hegel erklärte ihm auch, weshalb die Entwickelung im Geiste, im Gegensatze zum ruhigen Hervorgehen in der Natur, ein harter unendlicher Kampf sei. Der Weg der Weltgeschichte gehe durch die Gegensätze und Kämpfe der menschlichen Leidenschaften, ohne die

---

1. Siehe das Gedicht *Der einsame Trinker*, 3. Lied, Vs 25 ff.
2. Hegel, Werke VII/2. Abteilung, S. 290.
3. Ebenda IX (Ausgabe von 1837), S. 32 f.

nie etwas Grosses in der Welt geschehen sei und geschehen könne; sie seien nur Mittel und Werkzeuge des Weltgeistes, seinen Zweck zu vollbringen (1). « Die Entwickelung des Prinzips des Geistes ist die wahrhafte Theodicee, denn sie ist die Einsicht, dass der Geist sich nur im Elemente des Geistes befreien kann, und dass das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur von Gott kommt, sondern Gottes Werk selber ist » (IX, 446).

Hegel verhehlt sich nicht, dass man die Geschichte als eine Schlachtbank betrachten könne, « auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht worden » (IX, 25). Das Kennzeichen der Entwickelung des Geistes sei jedoch, dass dieser nur unter harten Kämpfen, nach stets « erneuertem unermesslichem Aufwande von Kräften und Zeit, von *Verbrechen und von Leiden* » (IX, 54) allmählich zum vollen Bewusstsein kommen könne. Die Verbrechen und Leiden schildern die Albigenser mit steter Betonung des Hegelschen Standpunktes. Die Natur

> Ringt nach Licht und Freiheit immerdar,
> Wenn auch unter ihren heil'gen Füssen
> Graun und Schmerz und Tod aufwirbeln müssen.
>
> (Vs 130-132.)

Über die von Rosseshuf zerstampften Saaten lässt der Dichter fernhin der Freiheit Morgenruf ertönen, der je heller in die Weiten dringt, je mehr Feinde ihr den Tod bereiten wollen (Vs 2765-2768). Wie sehr der Teufel sich auch immer mühn und plagen mag,

> Wenn seine Saaten schon zur Ernte reifen
> Und drüber lustig seine Lerchen pfeifen,
> Wird ihm die Sense aus der Hand geschlagen;
> Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
> *Des Teufels Tun wird Gottesdienst am Ende.*
>
> (Vs 1389-1393.)

---

(1) Hegel, Werke IX, S. 19, 22, 28, 29, 33, 53.

Der Lenker der Albigenserschlachten ist der Geist (Vs 3278 , der in Kämpfen herrlich aufflammt (Vs 3280), sich eben im Schachtgetümmel offenbart (Vs 140).

Unter Hegels Einfluss, dessen gewaltige Denkkraft und felsenspaltende Dialektik Lenau im Jahre 1840 bewunderte (1), bildeten sich die Albigenser in den Jahren 1840 bis 1842 zu einem Hohelied auf die Unüberwindlichkeit und Allmacht des Geistes aus. Die Hegelsche Lehre vom Geist, der sich durch die Stufen des subjektiven und objektiven zum absoluten Geiste entwickelt, der der *göttliche* Geist ist, verkundet ein « Lombard » als die neue, weltbesiegende Lehre :

« Der Geist ist Gott! » so schallt es hin mit Macht,
Ein Freudendonner durch die Frühlingsnacht.

(*Albigenser*, Vs 2995 f.

Das dieser Verkündigung vorangehende Dreifaltigkeitslied (Vs 2961-2984) beruht auf Hegels Dreieinigkeitslehre vom Reiche des Vaters, des Sohnes und des Geistes (2) : Das Reich des Vaters ist Gott in seiner ewigen Idee an und für sich, das Reich des Sohnes die ewige Idee Gottes im Elemente des Bewusstseins und Vorstellens, das Reich des Geistes die Idee im Element der Gemeinde. Diese drei Reiche entsprechen drei « Stufen oder Standen », die sich in Rucksicht auf das Reich des Geistes bilden : « der erste Stand der unmittelbaren, unbefangenen Religion und des Glaubens, der zweite, der Stand des Verstandes, der sogenannten Gebildeten, der Reflexion und Aufklarung, und endlich der dritte Stand, die Stufe der Philosophie » (XII, 288) :

Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den *einen* Gott erkennen.

(Vs 2961-64.)

(1) *Lenau und Lowenthal*, S. 157.

(2) Hegel, Werke XII Ausgabe von 1832, S. 181-288. (*Der Religionsphilosoph's dritter Teil.*)

Die Zeit des Geistes kommt, wenn Gott zugleich

Geglaubt, empfunden und gedacht.

(Vs 2979.)

Deutlich unterscheidet Hegel auch diese drei Stufen. Der Glaube « nimmt die Wahrheit als Auktorität auf und empfindet die Befriedigung, Versöhnung vermittelst dieser Wahrheit... Das Gefühl als solches ist nicht von der Philosophie ausgestossen. Es ist die Frage nur, ob der Inhalt des Gefühls die Wahrheit sei, sich im Denken als der wahrhafte erweisen kann. Die Philosophie *denkt*, was das Subjekt als solches *fühlt*... Aber insofern das Denken anfängt, den Gegensatz zu setzen gegen das Konkrete, so ist der Prozess des Denkens, diesen Gegensatz durchzumachen, bis es zur Versöhnung kommt. Diese Versöhnung ist die Philosophie » (XII, 287 f.).

Die höchste Stufe ist das Denken :

... Denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ewige Bund gefeiert.

(Vs 2975 f.)

Alle fortschreitende Entwickelung, meint Hegel, ist eine Vertiefung, daher muss von der Religion fortgeschritten werden zur Erkenntnis der vernunftgemässen Entwickelung der Welt, d. h. zur Philosophie. In der Philosophie erhält die Religion ihre Rechtfertigung vom denkenden Bewusstsein aus. « Im Glauben ist wohl schon der wahrhafte Inhalt, aber es fehlt noch die Form des Denkens. Alle Formen, die wir früher betrachtet haben : Gefühl, Vorstellung, können wohl den Inhalt der Wahrheit haben, aber sie selbst sind nicht die wahrhafte Form, die den wahrhaften Inhalt notwendig macht. *Das Denken ist der absolute Richter, vor dem der Inhalt sich bewähren und beglaubigen soll* » (XII, 287).

Kurz nach dem Erscheinen der Albigenser schrieb Sophie

Schwab an J. Kerner : « Was sagt ihr denn dazu, dass Niembsch in seinen Albigensern ein solcher Hegelianer geworden ist? Nicht nur mein lieber Mann, der darin vielleicht eine besonders feine Nase hat, findet es, sondern auch ganz unbefangene Leute, die sich am Savonarola erfreuten, finden es mit Erstaunen » (1).

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 573.

XLIX

Karoline Unger.

1839.

Etwa einen Monat nach der tiefgreifenden Wandlung im Verhältnisse zu Sophie Löwenthal, die der Zettel aus Kierling vom 21. Mai 1839 so deutlich und beredt ausspricht, lernte Lenau die gefeierte Sängerin und Schauspielerin Karoline Unger (1803-1877) kennen, von welcher der berühmteste der italienischen Tonsetzer, Rossini, sagte, sie besitze « l'ardeur du Sud, l'énergie du Nord, une poitrine de bronze, une voix d'argent et un talent d'or » [1]. Als Lenau sie sah, stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes, von dem Deutschland und Italien voll waren. Unter einer zahlreichen Schar von Verehrern und Anbetern zeichnete sie, die manchen Korb ausgeteilt, ihren Landsmann, den gleich berühmten Dichter, sofort aus, und besann sich nicht lange, ehe sie zum Entschlusse kam, ihm angehören zu wollen.

Drei Tage vor der am 24. Juni 1839 gemachten Bekanntschaft mit Karoline Unger hatte Lenau Sophie geschrieben : « Mein Leben ist einmal krank und verdorben, seine schlimmste Eigenschaft ist, dass es noch immer so fest ist » (479). Am 25. Juni beichtet er Sophie, wie schrecklich ihn der Gedanke eines verpfuschten Lebens ergriffen, der zur Verzweiflung werde.

---

[1] O. Hartwig, François Sabatier und Caroline Sabatier-Unger. (*Deutsche Rundschau*, LXXXXI, 227-243.)

wenn man sich nicht mit einem anderen Gedanken helfe : « rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten ist! Wer sich solches nicht selbst zuruft oder wohl gar nicht weiss, dass er ein Schiffbrüchiger, und sein ganzes Elend verschläft, dem mag es begegnen, dass er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche » (640), ein ergreifend prophetisches Bekenntnis, abgelegt im Augenblicke, wo sich ihm die Rettung bot. In einer Gesellschaft beim Grafen Christallnigg liess Karoline Unger ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf Lenaus Herz los. Er geriet, so gestand er Sophie am 25. Juni, in einen Sturm, kämpfte und rang gegen die Macht dieser Töne, war ganz erschüttert. Bescheiden, freundlich und liebevoll kam die berühmte Künstlerin Lenau gleich bei der ersten Bekanntschaft entgegen (480, 650). Heftig erregt ward Sophie von dieser Meldung. Gereizt antwortet sie, Lenau wurde wohl bald fühlen, wie sehr sein Leben ein gelungenes sei, während sie nur den einen Wunsch habe, ihre Gesundheit möge eine entscheidende Wendung nehmen, so oder so. Sophies Empfindlichkeit nicht beachtend, drückt Lenau ihr in seiner Antwort vom 5. Juli den Stachel noch tiefer ins Herz, indem er Karoline, mit welcher er jetzt viel zusammen war, als ein wunderbares Weib preist, als eine der höchsten Naturen, die auf Erden zu verehren, die in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch sei und sich ihm verwandt fühle wie eine Wetterwolke der andern. Die höchste tragische Wirkung hat ihr Spiel und Singen in Donizettis *Belisario* auf ihn ausgeübt, die letzte Woche war für ihn eine Zeit stürmischer Bewegung (651).

Sophies Antwort « zerschmetterte » Lenau das Herz, rief jedoch die volle Bestätigung ihrer Ahnung hervor : « Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken... Es ist an *Ihnen*, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissnen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos... Verstosse ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist wert, dass ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den

Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt » (642). Am nächsten Tage, dem 12. Juli, sucht er einen Ausweg, bei dem kein Herz zu brechen braucht (643). Der Ausweg, den Sophie ihm genannt, geht durch seine Todespforte (644). Erfordert die Lage ein Opfer, ist Gott, der alle drei aus einem Stücke gemacht, eins zu viel, « so nehme er mich zurück » (644). Blutigernst nimmt Lenau alles, was Sophie ihm schreibt, durchschaut keinen Winkelzug ihrer feinen Umgarnungskunst, gerät in die äusserste Aufregung, wird tief unglücklich. Der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand und arbeitet fort den ganzen langen Tag. In der Nacht greift seine Seele nach ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde (645) (1).

Am 24. Juli gehorcht er Sophies Einladung, zu ihr nach Ischl zu kommen. Dort eingetroffen, musste er sich überzeugen, dass es mit Sophies Gesundheit gar nicht so übel aussah (648). Eine seiner « Lebensbedingungen », die Gesundheit Sophies (644), war erfüllt. Die trefflich verlaufene Reise auf dem bequemen, neuen Dampfschiff « Sophie », der Genuss der Donaulandschaften, die er über die gepriesenen Rheingegenden stellt (647), die herrliche Luft in Ischl, die ihm Leben in alle Adern goss (647), die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit Sophies und ihrer schönen Schwester Rosalie, sogar die Heiterkeit der Geliebten und ihr vorzügliches Aussehen und beruhigender Appetit (648) brachten Lenau in die frohe Stimmung, welche die Briefe von Ende Juli an Schurz (647) und an Max Löwenthal (648) atmen.

Vorzüglich gelang es Sophie, zunächst das aufgeregte Gemüt zu beruhigen. « Niembsch », schreibt sie in einem ungedruckten Briefe vom 31. Juli an ihren Gatten, « welcher wohl im ersten

---

1) Wie eine Mutter, die vom Schlaf erwacht,
Nach ihrem Kind im Dunkeln streckt die Arme,
So greift, geweckt aus Träumen in der Nacht,
Das kranke Herz sogleich nach seinem Harme.

(*Albigenser*, Vs 1469-1472.)

Augenblicke Fluchtpläne hatte, ist wieder beruhigt und scheint uns nicht verlassen zu wollen ». Am folgenden Tage meldet sie Max Löwenthal, Lenau sei so sentimental, dass er ohne sie und Rosalie gar nicht ausgehen wolle, und zum Danke dafür werde er weidlich gequält mit seinen letzten wahrhaft « stupefezanten » Abenteuern. Eine weitere Nachricht vom 6. August an Max Löwenthal lautet, Niembsch sei sehr vergnügt, alles schmecke ihm, Schlaf, Essen, « unsere Gesellschaft ». Zur Beruhigung des Geliebten muss auch die schöne Schwester Rosalie beitragen. Sophie treibt sie an, mit Lenau spazieren zu gehen, und tatsächlich wird er auch zu dieser Zeit um die Freundschaft Rosaliens reicher (649). Zur Besänftigung des Gemütes soll auch das « Mariagespiel » mit Sophies siebenjähriger, eben vom Scharlach genesener Tochter Zoë beitragen. In einem Briefe an Max vom 7. August lobt Sophie die Ernsthaftigkeit, mit der Lenau sich dem Kinderspiele widmet. So wird kein Mittel unversucht gelassen, den Schwankenden fester an sie und ihre Familie zu fesseln; zugleich arbeitet Sophie darauf hin, eine Entzweiung Lenaus mit ihrem Vater beizulegen.

Wie sie sonst vorging (1), ersehen wir aus Lenaus Brief an Emilie vom 22. August, in dem er über eine Unterredung mit Karoline berichtet, wobei er nur nachsprach, was Sophie ihm vorgesagt. Wohl hütete sie sich vor einem offenen Widerstand gegen den Heiratsplan und begnügte sich vorläufig mit dem Versuche, Zeit zu gewinnen. Den ihr wohlbekannten Stolz des Dichters aufrüttelnd, machte sie ihm klar, eine Verbindung mit Karoline sei erst möglich, wenn diese nicht mehr der Öffentlichkeit angehöre und er selbst im stande sei, einen gesicherten und nicht verachtlichen Beitrag zum Haushalte beizusteuern.

(1) « Was sich zwischen ihm und Sophie zutrug », meint Ernst (S. 320), « entzieht sich der Öffentlichkeit. Diese Lücke in Lenaus Leben wird wohl nie ausgefüllt werden ». Jedenfalls ging es ganz anders zu, als Ernst glaubt, wenn er S. 319) von einer « furchtbaren Tragik » spricht, die in Lenaus Seele damals ausgefochten ward. Es nicht so weit kommen zu lassen war eben Sophies Kunst.

War nach Sophies Ansicht Karoline zu reich [1] für Lenau, so war ihr später Marie Behrends zu arm. Sie hatte es um so leichter, seinen Stolz anzurufen, als Lenau sich damals in sehr bedrängter Lage befand. Nach dem Zeugnis von Max Löwenthal darbte er im Oktober [2], und im Dezember nahm er dankend einen Reisevorschuss von Emilie Reinbeck an (657). Zu der Zeit fehlte jedwede Aussicht auf ein gesichertes Einkommen. « Wenn ich gar nicht mehr weiter kann », sagte er im Oktober zu Max, « so schiesse ich mich tot » [3].

Ruhig liess Sophie den Geliebten am 15. August von sich gehen, der vorher mit Karoline vereinbarten Zusammenkunft in Linz entgegen. Zunächst machte die Diva der Nebenbuhlerin einen Strich durch die Rechnung, indem sie in ebenso liebevoller Nachgiebigkeit wie Sophie, mit « schöner weiblicher Fügsamkeit » (649), die vorschriftsmässig hergesagte Erklärung Lenaus entgegennahm. Sie war übrigens noch Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen, deren Erfüllung eine Vermögensvermehrung von fünfzigtausend Gulden bedeutete, während die Nichteinhaltung mit hoher Vertragsstrafe verbunden war. In Linz beging die verwöhnte Schauspielerin nun den Fehler, im Tone freundschaftlicher Befehlshaberschaft allerlei kleine Ritterdienste von Lenau zu fordern, wie sie es im Umgange mit einer Schar blinder Anbeter gewohnt war. Empfindlich verletzte sie dadurch den Stolz des Dichters [4]. Trotzdem nahm er ihre Einladung zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge ins Salzkammergut an, bei welchem der Zauber ihrer Persönlichkeit wieder so mächtig auf ihn einwirkte, dass er bei seiner Rückkehr nach Ischl am 3. September Sophies Hoffnung auf eine Heilung von seiner Leidenschaft arg enttäuschte. Nach einer mündlichen Überlieferung aus ihrem engeren Familienkreise soll sie nun auch wie Karoline in Linz aus der so gut

---

(1) Max Löwenthal bezeugt, dass sie sich ein « ausreichendes Einkommen » erworben. *Lenau und Löwenthal*, S. 99.

(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 101.

(3) Ebenda S. 101.

(4) Ebenda, S. 109.

gespielten Rolle der Opferwilligkeit, der « schönen, weiblichen Fügsamkeit », die Lenau so hoch schätzte, herausgefallen und dem Geliebten die leidenschaftlichsten Auftritte bereitet haben, bei denen sie u. a. unbedingt herausbekommen wollte, ob er die Diva mit *Du* angeredet. Sie verdarb die Lage nur noch mehr, indem sie ihr bewegtes Innere ihren Eltern offenbarte, worauf der Hofrat von Kleyle einen scharfen Anklagebrief gegen Lenau schrieb, der diesen so tief entrüstete, dass seine Antwort darauf, « das Ansehen eines sich selbst aufgegebenen und mit Virtuosität ausgearbeiteten Grobheitspensums » hatte [1]. Nun konnte sie wieder alles daransetzen, den tiefer gewordenen Bruch des Geliebten mit ihrer Familie zu heilen. In einem ungedruckten Briefe vom 25. September an ihren Vater bittet sie diesen inständig um Verzeihung für Niembsch und bekennt, dass eine Erkaltung zwischen den beiden ihr ein « wahrer und dauernder Kummer » wäre.

Unter diesen Umständen musste Lenau zur klaren Einsicht von der Wahrheit dessen gelangen, was er ein Jahr vorher an Sophie geschrieben : er sei überzeugt, dass sie ihn nicht verlassen könne (651). Aufgeraunt lauten die Briefe, die er während dieses zweiten Ischler Aufenthaltes vom 3. September bis 2. Oktober an Emilie und Georg Reinbeck, an Schwager Schurz schreibt. Die fest gewonnene Überzeugung von Sophies starker Liebe, die brieflichen Huldigungen von Karoline erhalten ihn in guter Laune. Das Wild boser Gedanken lasst er laufen. « Der Jager und Meister in excelsis wird es schon erlegen » (652).

Auf das Erlebnis mit Karoline spielen die Geburtstagsverse an, die Lenau Sophie am 25. September überreichte : *Bei Übersendung eines Strausses.* « Trübe und kalte Tage » haben die Liebenden heimgesucht, die Blumen, die er der Geliebten zu ihrem Geburtstage schenkt, sollen sie mahnen, dass er mit dem « letzten Grün » ihrer noch gedenken will.

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 100.

Die Verse besagen nicht viel. Drei Tage später schreibt er an Schurz : « Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau, und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt ich nicht ein Weib nehmen, wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedel zuruft :

Nimm dir ein Weib
Für Deinen Leib.

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen : rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden; und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopuliert werden soll, wohl auch so eine Art Spieltisch... Also Bruder! überleg Dir's und sage mir im Oktober was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist — sub rosa rosissima — die fleissige Briefstellerin » (655). Hätte Schurz dieser herzhaften Aufforderung herzhaft Folge geleistet, so trug sehr wahrscheinlich Karoline den Sieg davon. Statt dessen erstickte er den mächtig aufflackernden Lebensmut seines Schwagers mit kleinlichen Bedenken (II, 15 f.). Der Dritte im Bunde gegen Karoline war merkwürdigerweise Max Löwenthal. Unverhohlene Abneigung gegen den Bund mit der Künstlerin leuchtet aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hervor (1). Er scheint es ihr sehr übel zu nehmen, dass Lenau ihr Opfer brachte, die er « seiner nächsten und innigsten Freundin, meiner Frau », bis dahin verweigert, es wundert ihn, wie Lenau, der von Weiblichkeit immer den höchsten Begriff hatte, an ein Weib immer die allerstrengsten Forderungen stellte, in die Gewalt eines solchen wie Karoline geraten konnte. Er bucht geflissentlich allen Klatsch, der ihm über die Primadonna zu Gehör gekommen. Den vereinten Kräften dieses Dreibundes musste schliesslich Karoline unterliegen. Der Sieg über sie ward so vollständig,

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 98 f., 101, 109, 114.

dass Lenau diese Liebschaft als einen dummen Streich, ja als eine grosse Eselei ansah.

Durchaus edel benahm sich die Sängerin bei der im Jahre 1840 erfolgten Umwandlung des Liebes- in ein Freundschaftsverhältnis, während Lenaus Verhalten ihm die wohlverdiente scharfe Rüge eintrug, welche Halm ihm in einem Sonette zu teil werden liess [1]. Trotz allem Schauspielerhaften war Gutmütigkeit der Grundzug von Karolinens Charakter. « Seltene Herzensgüte », die weibliche Kardinaltugend, die Sophie durchaus fehlte, muss ihr Lenau, nach allen Erfahrungen, die er mit ihr gemacht, zugestehen (191). Für den Dichter war übrigens die Loslösung von Sophie die Grundbedingung seiner Rettung, und jedweder Ausweg besser als das Haftenbleiben in ihren Banden.

Karoline wählte kein schlechteres Los, als sie am 18. März 1841, bedenklich und zaudernd, dem um fünfzehn Jahre jüngeren Fr. Sabatier die Hand reichte. Alle Bedenklichkeiten, üblen Nachreden und psychologischen Auseinandersetzungen der Karoline übelgesinnten Lenauforscher zerschellen an der Tatsache, dass ihre 36jährige Ehe mit einem geistig hochstehenden Manne eine überaus glückliche war.

Als die « bezauberndste Wirtin am häuslichen Herd » schildert sie Theodor Graf von Heusenstamm, der ihre Bekanntschaft mit Lenau vermittelte. « Sie versammelte um ihren Teetisch alles, was durch Genie, Geist und irgendwelche Begabung und Tätigkeit Bedeutung hatte und, wie verschieden auch an Farbe und Richtung, einer heiteren, edleren Geselligkeit sich zu erfreuen gedachte » [2]. Begeisterte Schilderungen von ihrem Leben und Wirken auf Schloss La Tour de Farges und auf der Villa Concezione in Florenz entwerfen der Dichter M. Hartmann [3] und der Geschichtschreiber und Dichter

[1] Fr. Halm, *Ausgewählte Werke*, I, 25.

[2] Th. Graf von Heusenstamm, Gesammelte Werke, Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1897-1900, I, S. XI f., 115, VI, 169, 172, 247, 396. Zitiert nach Castle, *Lenau und Löwenthal*, S. LXXII.

[3] *Tagebuch aus Languedoc und Provence* (1. Kapitel), Werke III, 59-83.

F. Gregorovius [1]. Was ein gütiges Geschick ihr in Fülle geboten, ihr Talent und ihren Reichtum, war sie stets bestrebt, ihren Mitmenschen zum Besten auszunützen. Begabte, arme Künstlerinnen nahm sie in ihr Haus auf, unterrichtete und unterstützte sie in ihrem Fortkommen. Grosses Geschick bewies sie obendrein für das praktische Leben; sie wird als ausgezeichnete Hausfrau gepriesen. Wie sie i. J. 1850 an Fanny Lewald schrieb, war sie trotz ihrer mondänen Künstlerlaufbahn eine deutsche Hausfrau geblieben, die ihren Gänsebraten wie in der Heimat auf den Tisch zu bringen wusste [2].

Lenaus Briefe an die Schauspielerin bezeichnet Sophie selbst als zu dem Allerschönsten gehörend, was jemals geschrieben worden sein mochte. « Zumal waren zahlreiche dichterische Bilder darin, wie sie selbst einem Lenau, dem Gedankenbildhauer, nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten » [3]. Lenau galten diese Briefe nur als « dokumentierte Narrheiten » (682).

Voll tragischer Ironie wie die eben erwähnten Aussprüche Lenaus über die Liebschaft sind die in der Neujahrsnacht 1839/40 gedichteten Verse :

> Fahr hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
> Es mögen andre dir ein Liedlein Dankes stimmen.
>
> Die andern?! — strafend will die Scham mich überkommen,
> Dass ich, was andern frommt, nicht mir auch liesse frommen.
>
> (*In der Neujahrsnacht 1839-1840.* Vs 11-14.

Einen « Funken » hatte das Jahr 1839 geworfen, der « glücklich schon gezündet » (Vs 35), den das Jahr 1840 « *feig stupid* mit seinem Wasserschlauche » (Vs 38) gelöscht hat.

---

(1) *Römische Tagebücher*. Stuttgart, 1892, S. 43, 59, 222.

(2) Fanny Lewald, *Zwölf Bilder aus dem Leben*. Braunschweig, 1888, S. 85. Schurz, II, 341.

I.

Aus der Albigenserzeit.

1. Teil. — 1839.

Ein Rezensent. — An Karl Mayer. — Im Vorfrühling. — Reiseunbehagen. — See und Wasserfall. — Der stille See. — In der Neujahrsnacht 1839-1840.

Zu Ende des Jahres 1838 gelangte nach Schwaben die Kunde von Heines Spott über die schwäbische Schule in seinem *Schwabenspiegel*. Bereits am 3. Januar 1839 antwortete Kerner im Gedichte *Sängerneid* auf Heines Angriff [1], und in einem Briefe vom 11. Januar an Mayer teilt er diesem den Inhalt der Heineschen Satire mit [2]. Wir wissen aus Lenaus Gespräch mit Max Löwenthal vom 16. März 1838 [3] von des Dichters Absicht, einen etwaigen Angriff Heines nicht unbeantwortet vorübergehen zu lassen. An scharfen Ausfällen gegen letzteren ist auch im Tagebuche von M. Löwenthal [4] kein Mangel, und die späteren Aufzeichnungen Max Löwenthals verzeichnen manche Hiebe [5]. Trotz aller Bewunderung für Heines Genius [6] lehnte Lenau seine Art, namentlich seine satirische,

[1] *Kerners Briefwechsel*, Nr. 196.

[2] Auszugsweise angegeben von K. Mayer: *L. Uhland*, II, 162. Original im Mayerschen Nachlasse auf der kgl. Landesbibliothek in Stuttgart.

[3] Siehe S. 571 dieses Werkes.

[4] Nr. 54, 64, 66.

[5] *Lenau und Löwenthal*, S. 163, 170, 231 f., 264.

[6] Tagebuch von M. Löwenthal, Nr. 54. — *Lenau und Löwenthal*, S. 317. — E. Niendorf, S. 221 f.

ab. Er verzeichnet und erzählt mit Vorliebe Geschichtchen, deren Spitze gegen Heines Charakter gerichtet ist. Die scharfe Satire **Ein Rezensent** (507) scheint auf Heines *Schwabenspiegel* Bezug zu haben. Das Gedicht wendet sich nicht gegen eine Rezension, sondern gegen ein « Buch », das viel « Frivoles, scheinbar Verständiges und witzig Hohles, spitzige Lanzetten, Skandale, Unrat, scharfe Witze » enthält. Abgesehen von der bösen Verspottung von Lenaus besten Freunden wie Mayer und Kerner, war die kurze Stelle des *Schwabenspiegels* über Lenau selbst auch nicht frei von Spott und Verkennung : die Ungarn könnten sich wohl über den Verlust Lenaus trösten, so lange sie ihren Tokayer behielten, Lenau sei durch den anpreisenden Eifer von Heines Freund Laube zu einem « Renommée » gekommen, das er « bis zu einem gewissen Grade » verdiene. Immerhin bezeichnet Heine Lenau als eine « brillante Acquisition » der schwäbischen Schule. A. Meissner teilte G. Karpeles mit, dass Lenaus Gedichte einen tiefen Eindruck auf Heine gemacht, dass er einzelne auswendig wusste und sie mit Vorliebe hersagte. Er gestand, dass Lenau ihn in der Naturbeseelung oft übertroffen habe. Auch aus H. Laubes Munde weiss Karpeles, dass Heine eine ausserordentlich günstige Meinung von Lenau gehabt und mit dieser nur zurückgehalten habe, weil ihm des Dichters Zusammenhang mit der schwäbischen Schule gegen den Strich gegangen sei [1]. Über Rezensenten schimpft Lenau unzählige Male und zu verschiedenen Zeiten [2]. Aus diesen Äusserungen ist nichts für die Datierung des Gedichtes zu entnehmen.

Der epigrammatische Scherz **An Karl Mayer** (507) scheint auch mit Heines Federkrieg gegen die schwäbische Schule zusammenzuhängen. Der Hund, der zu heulen anfängt, wenn Mayer einen Saitengriff tut, ist wohl Heine. Wir wissen zwar von Mayer selbst (S. 172), dass man mit reichlichem

---

[1] G. Karpeles, *Heinrich Heine*. Neues Wiener Tagblatt, 1907, N. 187.

[2] S. Werke, I, 176; II, 98. *Lenaus Briefe*, S. 13, 15, 81, 349.

Spotte über ihn herfiel, und in demselben *Jahrbuche der Literatur* (1), das Heines *Schwabenspiegel* im Erstdruck brachte, sagt Gutzkow, Mayer verfolge *Fliegen und Mücken* und erzähle uns mit einer rührenden Naivetät, wo sie sich niedergelassen hätten (2). Rührend ist die Gutmütigkeit, mit der Mayer Heines Spott aufnahm. Auf die Bemerkung Kerners, Heines Salz sei, wenn er früher eins gehabt, nun ganz dumm geworden, entgegnet Mayer, dies fände er nicht bestätigt in bezug auf das von ihm Gesagte, da er selbst darüber herzlich gelacht (3). Köstlich, ein goldenes Gemüt offenbarend, ist auch Mayers Antwort auf Heines Satire, in seinem Buche über Lenau (4).

Mayer, der uns Lenaus Gedicht erhalten (S. 172), erklärt bescheiden, es habe für ihn keinen anderen Wert als den der grossen Gutmütigkeit seines Freundes. Ein günstiges Urteil über Mayer bringt gerade ein Gespräch Lenaus mit Max Löwenthal vom 5. März 1839 (5). Eine eigene Feinheit sei das

---

(1) *[illegible] Jahrgang*, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1839.

(2) Gutzkow, [illegible] Werke [illegible] « *Die [illegible] Fliegen* [illegible] Mayer [illegible] und Mücken » (Werke XI, 246).

(3) Mayer, *L. Uhland*, II, 162.

(4) « Wenn Heine erzählt, [illegible] Mayer [illegible] Stadt [illegible] Mayer [illegible] Mayer in den Mauern von W[illegible], [illegible] Mayer [illegible] S. 179. Im August 1914 [illegible] etwa 80 Jahre [illegible] der « fremde Literat ».

(5) *Lenau und Löwenthal*, S. 75.

Kennzeichnende des Geistes dieses Mannes. Wie kleine und zarte Hände geschickt seien, die allerkleinsten Gegenstände aufzufassen und zu halten, so Mayers poetische Anlage. Ähnlich spricht sich Gutzkow in *Vergangenheit und Gegenwart* aus. Wie komisch die Liebhaberei dieses Mannes auch sei, so überrasche uns doch oft sein inniges Naturleben, sein feiner Blick für die Idylle der Pflanze und des Tiers. Um ganz zu verstehen, was Mayer mit seiner Naturanschauung ausdrücke, müsse man Freude haben, im Grase zu liegen und die kleine Käferwelt zu belauschen [1].

Die einzige rein lyrische Frucht des ersten Halbjahres 1839 ist das Gedicht **Im Vorfrühling** (559). Es bezieht sich auf den Tod des Pianisten Eduard Mikschik, des Bräutigams von Sophies Schwester Johanna, der dem Dichter schon allein deshalb teuer war, weil er mit « ungemeiner Tiefe und Energie » Beethoven spielte (179). Ein beabsichtigtes unmittelbares Gedicht auf den am 3. Oktober 1838 erfolgten Tod des « braven, treuherzigen Freundes » (168) gelang Lenau nicht. Das Einschreibbüchel von 1838 bezeugt, dass er sich mit Versentwürfen wie

Als
Ich sah den Sarg
Ich sah vor mich hin auf
Als dein Sarg mir ward vorausgetragen
Als ich Mich ergriff ein schmerzliches Verzagen

abquälte (3), die sich auf das Begräbnis beziehen, wie er es Sophie schildert : « Es hat heute wieder einmal tüchtig auf mich eingestürmt. Wie sie mir den Mikschik *vorantrugen* in seiner gelben Truhe... da erfasste mich das Menschengeschick in seiner ganzen Traurigkeit » (168). Der Ausgangspunkt von Tod und Begräbnis erwies sich als unfruchtbar, ebenfalls ein

---

[1] Gutzkow, Ausgewählte Werke, XII, 78.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 528, 540.

zweiter, der an verschiedene andere Motive anknüpft und weiter im Einschreibbüchel lautet:

> O Freund sei froh, dass du gestorben bist.
> Den Grundton deiner tiefen Herzensgüte
> Wenn diese Lieder dich zurückgerufen
> Wenn du jetzt Blumen sammelst im himmlischen Gebirg[1]

Nur das Blumenmotiv bewahrte sich fruchtbar, wenn auch in anderem Sinne als in dem durch den letzten Vers des zweiten Entwurfes angedeuteten. Befruchtet ward dieser Keim erst bei einem Besuche des Grabes, beim ersten Wiedererwachen der Natur. Aus ganz ähnlichen Anregungen ging das Trauergedicht auf Kleyles Tod *An eine Witwe* hervor.

« An lyrischen Produkten », schreibt Lenau am 14. September 1839 Emilien Reinbeck, « war das Jahr und namentlich der Sommer nicht sehr ergiebig » (651). Im Briefe an Schurz vom 28. Juli teilt er den scherzhaften Vierzeiler **Reiseunbehagen** (515) mit, der sich auf ein Erlebnis der Reise von Wien nach Linz zu Ende Juli 1839 bezieht. Im Dampfschiffe wurde er beim Schlafen in gemeinsamer Kajüte durch das Schnarchen des belgischen Gesandten, eines « kolossalen Bengels », gestört (647). Auch im nachstfolgenden Briefe an Max Löwenthal erwähnt er die Veranlassung der Gelegenheitsverse.

Am Vorabend des Ausfluges mit Karoline Unger ins Salzkammergut, am 21. August, hörte Lenau im Linzer Theater K. Kreutzers Oper *Das Nachtlager in Granada* und bemerkt dazu im Briefe an Sophie vom 22. August « musikalische Schmeuzer von Konrad Creuzer » (649). M. Koch nimmt in seiner Ausgabe (I, 357) den Wortwitz, mit der Variante « Konradin » statt « Konrad », unter Lenaus Lyrik auf.

Wahrscheinlich entstand auf der Reise mit Karoline und zwar am 26. August 1839 das Gedicht **See und Wasserfall** (280). An dem Tage schrieben sich nämlich « Niembsch

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 540.

von Strehlenau, genannt Nicolaus Lenau » und « Caroline Ungher » in das Ausseer Fremdenbuch ein. Hierzu stimmt, was Lenau am 14. März 1840 bei Mitteilung des Gedichtes an Emilie schreibt : « Hier noch ein kleines Gedicht, welches ich im Sommer in ein Fremdenbuch zu Aussee geschrieben, längst vergessen und heute zufällig wiedererhalten habe, indem ein Herr in Aussee sich die Kleinigkeit aus dem Fremdenbuch ausgeschrieben und seinem Bruder nach Wien geschickt hat » (656). Zu den Versen bemerkt Sophie : « Mit dem See war der Altaussee gemeint, und das Gedicht schrieb Niembsch bei unserem dreitägigen Aufenthalt in Aussee im Wirtshaus *Zu den drei Hackeln* ins Fremdenbuch ». Schurz schreibt diesen Vermerk in seinem Exemplare ab und fügt hinzu : « Unter Wasserfall ist der Waldbachstrub bei Hallstadt verstanden ». Ein Aufenthalt Lenaus in Aussee im Wirtshaus *Zu den drei Hackeln* ist zwar erst aus dem Jahre 1840 bezeugt, mag jedoch auch im Jahre 1839 stattgefunden haben. Richtig ist jedenfalls, dass mit dem See der Altaussee-See gemeint ist und mit dem Wasserfall der Waldbachstrub, wie die ursprüngliche Überschrift im Briefe an Emilie zeigt. Schwebte dem Dichter bei der « kühnen Tat » Vs 8 nicht die Heirat mit Karoline Unger vor? Vom Aufenthalte mit ihr in Hallstadt ist bekannt, aussert Schurz II, 14, « dass Niembsch und Karoline während eines Ganges durch das steinige zum Strubbach führende Tal von den ihrer Verbindung sich entgegenstellenden Hindernissen sprachen. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung : ' Sieh her, mein Freund! so steig ich über alle diese Hindernisse hinweg! ' Und vor ihres Freundes erstaunten Augen stieg sie rasch, und eben so glücklich als kühn, über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Wege lag, ohne weiteres hinweg ».

Eines der vielen Naturbilder, die sich dem Dichter auf dem Ausflug mit Karoline (22. August bis 3. September) boten, hat er vielleicht in dem Vierzeiler **Der stille See** (515) festgehalten.

Die drei letzten Monate des Jahres 1839 verbrachte Lenau in Wien, in seiner Wohnung bei Max Löwenthal. Ausnahmsweise kam er dieses Jahr nicht nach Schwaben, ein Pass für die Reise ward ihm verweigert. « Knapp und verlegen » nennt er selbst seine aussere Lage [657]. Nicht besser war es mit seiner inneren bestellt. Es ist ihm zuweilen, klagt er am 5. Dezember Emilien, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Ganglienmervenwalde seines Unterleibes, er höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes « Halloh! » des Schwarzen; ohne Scherz, es sei oft zum Verzweifeln [658]. Trotz der hohen Anerkennung, die ihm vom Auslande zu teil ward [659], bekannte er am 8. Dezember Max Löwenthal, sein schriftstellerisches Leben freue ihn [660] nicht um einen Groschen mehr [661]. Er beneide jeden Bauer, jeden Soldaten um das seinige [662]. Diese Umstände tragen bei zur Erklärung des Gedichtes **In der Neujahrsnacht 1839-1840** [663]. Die Erinnerung an dieses unholde « Jahr, das ihm « eines von den schlimmen [Vs 11] war, wünscht er auslöschen zu können. Aber was gilt sein « Kornlein Schmerz » [Vs 15] im allgemeinen Leide der unterdruckten Menschheit! Was sein « Lufteben Klage » [Vs 15] im allseitigen Notschrei nach politischer Freiheit! Kühn predigt der Träumer die Tat. Ausgegeben ist das Losungswort, das neue Jahr muss es in die Wirklichkeit umsetzen. Heisser muss sein Lieben, feuriger sein Hassen sein, eisern sein Wille, denn es gilt, dem « Nachtgeist » [Vs 23] den Todesstoss zu geben. Wo das verflossene Jahr « Funken warf »:

> Wo schon der Rauch für bald den Flammenschlag verkundet,
> Da soll das neue Jahr nicht schrecken vor dem Rauche,
> Nicht löschen feig stupid mit seinem Wasserschlauche!
>
> Vs 36-38

Mächtig klingt hier wieder der Ton der Albigenser an.

---

[1] *Foreign Monthly Review*, London, Nov. 1839, S. 8-9, 524-529. Vgl. Briefe Lenaus, N. 654, 656 und *Lenau und Löwenthal*, S. 103, 110, 378.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 111.

Gleichzeitig mit den Albigensern entstanden die *Johannes Ziska* überschriebenen Bilder aus dem Hussitenkriege. Auch der finstere Hussitenführer kämpft gegen « Pfaffenvolk und Fürstenknechte », blutend will er an ihnen den Tod von Huss, dem Manne des « Lichtes und der Freiheit » rächen. Den Namen *Freiheit*, der sein Herz zu Taten schwellt, will er mit seinem Heldendegen tief « schneiden in das Mark der Welt ». Die Entstehung einer neuen Ziskaromanze meldet Lenau Emilien Reinbeck am 25. November dieses Jahres.

LI

Sophiegedichte.

7. Reihe. — 1839-1840.

Bei Übersendung eines Strausses. — Kommen und Scheiden. — Liebesfrühling. — Frage nicht. — Frühling.

Die *aussere* Wandlung des Jahres 1839 im Verhältnis zu Sophie klingt in der Lyrik nur in den Gelegenheitsversen **Bei Übersendung eines Strausses** 550 an. In der Handschrift lautet die Überschrift: *Am 25. September 1839.* Sophie bemerkt in ihrem Exemplar: »In Ischl, im Jahr 1839, im Steiningerischen Hause«. Ihrem Gatten meldet sie an ihrem Geburtstage: »Niembsch kürzte seine Morgenruhe ab, um mir einen Strauss und ein sehr herzliches kleines Gedicht zu bringen«. Später datierte sie die Verse in einer Abschrift der Briefe Lenaus mit 1841.

Die *innere* Wandlung singen die »kühnen« Verse des »allzukecken« Troubadours Fulco, dessen Liebe zur schönen Grafen Adelheid die getreue Widerspiegelung von Lenaus Leidenschaft zu Sophie ist.

Leicht wirkt ein mit Melodie und Rede Begabter auf eine zarte Frauenseele, rührt sie mit schönem Liede (Vs 547-562).

> Fulco sah sie und sie ihn,
> Und ihre Ruhe war dahin.
> Ein Augenblick, so schnell er flieht,
> Ist g'nug, dass sich zwei Herzen nie vergessen;
> Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
> *Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet.*
>
> (Vs 581-586.)

Im Liede legt er das Geständnis seiner Liebe ab :

Er sang ein Lied voll tiefem Liebesgrame,
Er pries die Rosenwangen seiner Dame
Und jeden Reiz, der ihn entzückend quäle,
Der Augen Glut, in welcher seine Seele
Sich bang verzehrt und hoffnungslos versiegt.

(Vs 543-547

Der Ruhm der « gepriesenen Unwiderstehlichen » wehte weit durch die Provence :

Doch Namen können dir's nicht sagen,
Wie sie gestrahlt im Tugendglanz
Und in der Schönheit vollem Kranz.

(Vs 571-73

Die schöne Adelheid ist dem Grafen Barral angetraut :

Verwirrend war es, sie zu schauen,
Die schönste, sittigste der Frauen,
Ein Blick, dem Herzen *selig bitter*,
Ins Paradies durch Eisengitter.

Vs 577-80.

Still trägt der Sänger sein Leid.

... doch oft bei Nacht,
Wenn Mond und Stern am Himmel lacht,
Wenn süssen Duft die Blumen senden,
Als ob sie Liebe auch empfänden,
Wenn im Gebüsch der Vogel ruft
Den Sehnsuchtslaut in weiche Luft —
Da steht der Troubadour gebannt
Und blickt zum Schlosse unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

(Vs 655-664.)

Es sind die Qualen der Eifersucht :

Da reisst ihn fort die Eifersucht
Von Bild zu Bild in heisser Flucht;
Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,
Ins Innre ist sein Blick gedrungen,
Er sieht, wie Barral sie umschlungen;
Da fasst sein Herz ein wildes Trauern,
Abscheu und grimmiges Beneiden.

V. 665-671.

Schmerz und Wonne toben in seinem Herzen, als ein Blick von ihr ihm ihre Gegenliebe gestanden :

Und Falco rang mit heissen Schmerzen,
Zugleich mit Wonnen, schwer zu tragen;
Weh dir, wenn sich in deinem Herzen
Der Himmel und die Hölle schlagen!
Er hat in ihrem Blick erkannt,
Dass ihm ihr Herz sich zugewandt,
Doch auch, dass jede Hoffnung schwende
Und nie sein Herz Erhörung finde.

V. 595-602.

Ebenso spärlich wie die Liebesdichtung des Jahres 1839 in Versen ist die in Prosa. Sie beschränkt sich auf fünf Liebeszettel und stockt vom 30. Juni 1839 bis zum 25. Februar 1840.

Am 15. Februar 1840 konnte Lenau seinen lang gehegten Wunsch einer Reise nach Stuttgart in Begleitung des Grafen Alexander ausführen. Das » Element ausgezeichneter allgemeiner Achtung «, in dem er in Stuttgart lebte, hatte » etwas sehr Erheiterndes und Forderndes «. Wäre Sophie nicht, so bliebe er ganz in Württemberg (84). Die Wiener hingegen nennt er ein » geist- und gedankenloses Gezücht «, das sich kaum je um etwas kümmere, was über materiellen Genuss und Glanz hinausgehe. Die Wiener Damen wussten nicht einmal von der

Existenz eines Savonarola, geschweige, dass sie ihn gelesen [1]. Wie ganz anders waren die Schwabinnen. Die sahen in ihm das Ideal eines Dichterbildes, bewunderten die stolze, hohe, wundersam gemeisselte, edle, ja königliche Stirne, von der es leuchtete wie eine Flamme in Alabaster, in der Leidenschaften und Denken Furchen gezogen, die dunklen, machtigen, geistleuchtenden Augen, die etwas Schauerliches, Überwaltigendes und Holdes zugleich hatten, die Lichtpfeilen gleich ins Herz hineindrangen und elektrisierten, Vergangenheit und Zukunft erfragten und wie prophetischen Blicks auf nur ihnen sichtbare Sonnen geheftet waren, die wohltuende, langsame, musikalisch verklarte Rede, die durch den Anflug von österreichischem Tonfall etwas so ganz besonders Herzliches hatte. Wie vor einer Weihnachtsfreude klopfte Emma von Suckow das Herz, als sie Lenau am 25. Februar zum ersten Male sehen sollte, nur schuchtern wagte sie es, ihn bei der ersten Begegnung anzusehen. Wo sie ihn sah, ihn hörte, fühlte sie immer den Genius nah. Der eine Mann war ihr das Herz, die Melodie von Deutschland. Der Zauber, der von seinen Poesien ausströmte, drängte sich in seiner Persönlichkeit zur grossten Macht zusammen [2].

« Wiederkommen! » hatte Sophie dem Geliebten im letzten Augenblicke der Abfahrt aus Wien zugerufen. Seit der Liebschaft mit Karoline Unger qualte sie stete Angst, ihn zu verlieren. Machtig ward ihr Selbstvertrauen erschüttert, mehr als notwendig, denn die Zettel aus Stuttgart zeigen Lenau wieder ganz im alten Bann. Lieber als in Wurttemberg frei zu leben, will er bald wieder zu ihr, « ins Gefängnis », zurückkehren. Sie ist sein « einziges Leben » (488). Die Trennung von ihr macht ihn zu einem traurigen Stuckwerk (484). So lange er in Stuttgart ist, ist sie nicht aus seinen Gedanken gewichen. Der Anfangsbuchstabe ihres Namens drangt sich ihm unwillkürlich

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 115.

[2] E. Niendorf, S. 2, 3, 4, 9, 10, 11, 13.

heraus, so oft er eine seiner dortigen Freundinnen nennen will. Glücklicherweise fasst er sich sogleich, doch weiss er dann nicht, was er mit dem S, das einmal heraus ist, anfangen soll, und Emilie stutzt über das unbegreifliche Zischen. « O Herz! ich bin dein bis ins Äusserste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins Innerste meines Wesens; recht eigentlich in dir getrankt » (485). Die « wichtigste Angelegenheit » in Stuttgart waren ihm nicht seine Werke, sondern der « Wiederaufbau deines Vertrauens ». Die « Korrektheit » seiner Bücher lag ihm weniger am Herzen als die Rücksicht, Sophie Wort zu halten, das heisst schleunigst « ins Gefängnis » wiederzukehren (486). Da helfen alle Beethovensonaten, die er vollendet schon hört, alle Huldigungen der Stuttgarter Damenwelt, alle Bitten der guten Emilie, dass er länger dort bleibe, nichts. Am 2. März begleitet er wieder seinen Freund Alexander auf seiner Rückreise nach Wien.

In die Heimat zurückgekehrt, fand er dort alles im alten, d. h. schlechten, schmutzigen Gleise. Die Massregeln der Zensur wurden immer drückender, die Brutalität der Aristokraten immer frecher (666), die Materie machte sich in Wien so breit wie anderswo nirgends (670). Im Mai 1840 gab Karoline Unger ein Gastspiel in Wien, am 9. dieses Monats sah Lenau sie nach der Theatervorstellung wieder. Bei dieser Zusammenkunft soll sie eine letzte Hoffnung ausgesprochen haben, die Lenau zurückwies, indem er « das Verhältnis einer aufrichtigen und resignierten Freundschaft » für immer feststellte. Sie zeigte dabei « keine Spur von Groll oder verletzter Eitelkeit (671), war « verständig, angenehm und liebenswürdig » [1]. Trotzdem hatte Sophie ihm nun wieder ganz allein, teilte sein Herz mit niemand (690). Das Wiedersehen mit Karoline bewog Lenau, seiner einzig Geliebten im Monate Mai neue schriftliche Zeugnisse seines unabänderlichen Entschlusses, nur ihr zu gehören, vorzulegen. Er beteuert, das Gewisseste,

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 127.

was er wisse, sei, dass er sie liebe mit unabwendbarer Seele. « Die Schranken stehen unverrückbar. Mein Leben war noch niemals mit solcher Entschiedenheit dir geweiht wie jetzt. Darfst du auch nicht mein werden, so liebst du mich doch, und du bist die beste, schönste und tiefste Seele, die ich kenne. Ich bin doch reich durch dich und bleibe dein » (489). Von tragischer Ironie triefen diese Schwüre über: « Du kommst doch nicht durchs Leben ohne mich, wie ich nicht ohne dich » (489). Durchtränkt sind die Zettel vom 6. bis 24. Mai von der Mahnung, nicht mehr zu zweifeln, zu vertrauen. Als den schönsten Tag seines Lebens erwartet der Betorte den, an welchem Sophie ihm sagen werde : « ich glaube wieder ganz an dich » (489).

Die Dichtung eilt der Prosa zu Hilfe, um die misstrauische Sophie, die in diesen Tagen das bewährte Spiel mit dem Sterben wieder aufnahm (495 .[1]), zu beruhigen. In der Nacht vom 9. Mai, unmittelbar nach der Unterredung mit Karoline, dichtet Lenau in einem Zuge die Verse *Kommen und Scheiden*, *Liebesfrühling* und *Frage nicht*. Sie finden sich in der Handschrift auf ein- und demselben Briefbogen, der « 9. Mai in der Nacht » überschrieben ist. Das Gedicht **Kommen und Scheiden** (295) gipfelt in der Beteuerung, dass eine Trennung von Sophie den Verlust seines « besten Gutes » (489) bedeute. In der letzten Strophe :

> Und als Lebwohl sie winkte mit der Hand,
> War's, ob der letzte Jugendtraum mir schwand.

hat der Dichter ein Bild festgehalten, das ihm stets in Stuttgart verfolgte. « Unaussprechlich schön » war ihm Sophie in der Trennungsstunde des 15. Februar erschienen, als sie ihm nachrief : « Wiederkommen! » (488). Die unzähligen Klagen der Briefe über Trennungen, es mögen monate- oder stundenlange sein, erscheinen auch in den Zetteln aus dem Mai 1840.

[1] Vergleiche S. 617 dieses Werkes.

so in denen vom 8. und 9.: letzterer klagt zugleich über die störende Hausglocke, die eine schöne Morgenstunde ausläutet, und über die durch die bevorstehende neue Schwabenreise bedingte längere Trennung. E. von Niendorf meint in ihrer Einfalt (S. 43), das Gedicht sei an ihre Schwester Agnes von Galatin, die Lenau erst am 31. Mai in Stuttgart kennen lernte, gerichtet. Eine Neigung ihrer jüngeren, schwindsüchtigen Schwester für den Dichter lässt sie genügend durchblicken. Wenn Lenau diese auch die „liebe Gestalt" nannte, so sind wir über den Eindruck, den sie auf ihn machte, durch sein eigenes Zeugnis unterrichtet, auch „mocht ein Halm in dem bewussten Strohmagazin" sei durch die Agnes und die anderen Stuttgarter Schönheiten entzündet worden (679).

Liebesfrühling (290) mag eine Erinnerung an den Spaziergang mit Sophie und ihren Kindern „an jenem herrlichen Frühlingsabend auf dem Gartenberg bei Hietzing" sein, dessen Lenau im Briefe an Sophie aus Stuttgart vom 30. Mai gedenkt (672). Es war ihm oft in dieser Zeit gegeben, der „Liebe Licht im schönsten Angesicht" (Vs 3 f.) zu sehen, denn der Mai 1840 war ein fast ungetrübter Wonnemonat der Liebe, Sophie strömte von Liebenswürdigkeit über, sie bereitete dem Geliebten eine Reihe von schönen und immer schöneren Stunden.

Den engsten Zusammenhang mit den Zetteln aus dem Mai 1840 weist das Gedicht **Frage nicht** (290) auf.

> Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen?
> Ich weiss es nicht, und will nicht fragen.
> Mein Herz behalte seine Kunde,
> Wie tief es dein im Grunde.

Ich bin dein und bleibe dein, schwört Lenau am 6. Mai (680). Du allein hast mich", erklärt er am 8. (700). Die zweite Strophe:

> O stolz ich möchte sonst erschrecken,
> Könnt ich die Sterne nicht entdecken,
> Die unzerstört für Gott verblieben
> Beim Tode deiner Liebe

umschreibt er im Zettel vom 13. Mai : « Gewiss, Sophie! du bist mir notwendig zum Leben, es wurde mir bei dem Gedanken an deinen Verlust stockfinster vor den Augen, und ich spürte schon den Ansatz der Verzweiflung in meinem Herzen, die dann mein Los ware » (495). Er wiederholt dabei ein Bekenntnis vom 10. August 1836 : « Wenn ich dich verlöre, könnte mich Gott trösten ? » (255). Der « allerseligste Abend » vom 24. Mai entlockt ihm die Bekraftigung, in solchen Stunden müsse Sophie doch ganz und fest fühlen, dass er und sie zusammengehörten und eigentlich eins seien (496).

Noch einmal besang Lenau die Wonne dieses Frühlings in dem Gedichte **Frühling** (565, « Die warme Luft... », das Sophie als « in der Johannisgasse im Mai 1840 » entstanden angibt. Den herrlichen, wonnetrunkenen Versen merkt man die glühende innere Erregung an, deren Ausdruck der Dichter in der endgültigen Fassung dampfte, wenn er die Verse einer Handschrift :

Es wogt die Liebe um mich her,
Ich walle durch ein Wonnemeer

strich. Inneres Erlebnis sind auch die Verse :

Ich möchte fort und möchte bleiben,
Es fesselt mich und will mich treiben.

Er ist unschlüssig, ob er in Wien bleiben oder nach Stuttgart ziehen soll. Rauschend ist der Himmel auf ihn niedergebrochen (Vs 28), und in den Schlussversen :

O Frühling! trunken bin ich dein!
O Frühling! ewig bist du mein!

stromt die Empfindung für Sophie durch und die erneute Beteuerung unverbrüchlicher Liebe. So stempelt auch der Zettel vom 24. Mai das Verhaltnis als ein unvergangliches. « Noch in unserm Alter werden wir's erleben, dass eine reiche und himmlische Leidenschaft in unsern Herzen für einander aufflammt. O! es ist viel Unsterbliches in unserm Bündnis » (496).

Dies Lied sandte Lenau aus Stuttgart, wohin er am 25. Mai wieder in Gesellschaft des Grafen Alexander reiste, an Karoline Unger. Er muss es ihr im Mai vorgelesen haben, vielleicht an jenem Abende, den er in Gesellschaft des jungen Constantin Wurzbach bei ihr verbrachte, und den dieser in einem Briefe an Frankl (S. 73 ff.) schildert. Der Mitteilung des Gedichtes geht nämlich die Bemerkung voraus : « Hier das gewünschte Lied, möge es Ihnen noch gefallen! » Wohlweislich sind in der Karoline gesandten Abschrift die Verse :

Es wogt die Liebe um mich her,
Ich walle durch ein Wonnemeer,

die sich in der Sophie überreichten Handschrift finden, unterdrückt. Der einzige uns erhaltene Brief Lenaus an Karoline ist leider nur Bruchstück. Castle datiert ihn in seiner Ausgabe (681) : Wien, Februar 1840, mit Fragezeichen. Lenau selbst bezeugt (682), dass er den Brief in Stuttgart geschrieben und gibt in demselben auch seine dortige Adresse : « Stuttgart, bei Herrn Hofrat von Reinbeck » an. Das Schreiben ist in den zweiten schwäbischen Aufenthalt des Jahres 1840 (29. Mai bis 12. Juli) zu versetzen. Lenau erwähnt es in Briefen an Sophie vom 13. Juni und 5. Juli sowie in dem an Max vom 15. Juli.

Bei der zweiten diesjährigen Fahrt nach Stuttgart war Sophie ihrer Sache gewiss, dass Lenau wiederkommen würde (496). Als er ihr jedoch von den interessanten neuen Damenbekanntschaften erzählt, die er in Schwaben gemacht, erwacht wieder ihre Eifersucht, sie klagt, dass der Geliebte neuen Bekanntschaften nachhänge und sich von ihr entferne (500). Wieder muss er sie beschwichtigen : er sei zu alt geworden, als dass sein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, die Verbindung mit ihr gehöre zur innersten und gediegensten Substanz seines Lebens, die sich nicht durch die nächste beste Berührung mit neuen Bekanntschaften abstreifen lasse (677). Die Brücke zu seinem Herzen sei hinter ihr eingestürzt, und am Eingang stehe eine schwarze Tafel, worauf geschrieben sei, dass

er einmal verrückt war in dem Gedanken, ein Glück zu finden ausser mit ihr (299). Sophie nutzt ihm das Rauchfässlein auf, das ihm in Schwaben von den schönsten und aristokratischsten Handen geschwungen wird, befürchtet, es möchte narkotisch auf ihn wirken, worauf er antwortet, die überaus trefflichen Zigarren, die er dort rauche, könnten leichter seinen Kopf betäuben und dem bewussten « Strohmagazin » gefährlich werden als die weiblichen Huldigungen (679). Trotz der wiederholten Beteuerungen, Sophie sei und bleibe sein Liebstes, sein Einziges (302), ist es jedoch bezeichnend genug, dass er zunächst die lange Trennung vom 25. Mai bis 25. September geduldig erträgt und in den vier Monaten nur sieben Liebeszettel an sie schreibt, somit beträchtlich weit zurückbleibend hinter seinem mündlichen und schriftlichen Versprechen, er werde ihr jede Stunde, d. h. jede Stunde, die es wert sei, ihr geweiht zu werden, einen Zettel schreiben (296). Freilich bedenkt er sie mit desto mehr Briefen, die ihr Gatte mitlesen konnte, aber diese waren ihm als lebendige Mahner an das « zwangvolle und *verfehlte* Leben » eigentlich immer unlieb und ein Opfer (305).

Zahlreich genug waren die Stunden, die einer Weihe wert, denn das Leben in Schwaben war auch diesmal wieder ein fast ununterbrochenes Freudenfest. Die schwäbischen Freunde rissen sich wieder um Lenau: abwechselnd wohnte er bei den Reinbecks in Stuttgart, bei Kerner in Weinsberg, beim Grafen Alexander in Serach. Grosse Gesellschaften wurden ihm zu Ehren veranstaltet, Vergnügungen aller Art, Reiten und Jagen und namentlich seine geliebten musikalischen Unterhaltungen, in Fülle geboten. Eine interessante Bekanntschaft verdrängte die andere. Jedoch ohne Sophie ist alles nichts (301).

Zu dieser Zeit kam er auf den Gedanken, Sophie hoch vor allen auszuzeichnen durch die Widmung seiner dereinstigen gesammelten Schriften. Von ihr habe er doch das Beste und Meiste gelernt, daneben von Beethoven, dem Meer und dem Hochgebirg (67). Auch bittet er sie, den Faust und den Savona-

rola in Anbetracht der bevorstehenden Neuauflagen zu prüfen und ihm anzugeben, was sie in beiden Dichtungen anders wünsche, was darin weg oder vielleicht hinzukommen solle. Er verlange durchaus keine Gründe für ihre Bemerkungen, der Ausspruch ihres feinen und sichern, so oft als Leitstern erprobten Gefühls genüge ihm (672). Beides, die erbetenen Rezensionen sowie die Widmung, sagte sie « unfreundlich » ab (681), sie antwortete ihm, als seien seine « Bande — Nüsse », und enttäuschte sogar seinen Mindestanspruch auf eine ernste, feierliche Entgegnung, da doch seine Schriften — weil er für Taten keinen Raum finde — sein sämtliches Leben seien (685). Abermals habe er sich einen schmerzlichen Beweis zugezogen, wie wenig sie an ihn glaube (686).

Am 11. Juli reiste er nach Ischl, um der dort weilenden Karoline Unger seine an sie gerichteten Briefe abzufordern. Überaus wohl war ihm zu Mute, als er den « dummen Streich mausetot geschlagen » (692). Nun hat er die Briefe. « Gott sei gelobt, ihm sei getrommelt und gepfiffen! » (681). Kalt, ja spottlustig berichtet er über die endgültige Lösung des Verhältnisses zu Karoline und dichtet um diese Zeit die neuen Faustverse :

Ich will kein Weib als Braut umschlingen...

(I, 2, V. 680-697.

Die Stimme der Vernunft, die sein Hohnlachen nicht zu ersticken vermag, erklingt tragisch in dem Bekenntnis, das er am 29. Juli, dem Tage des letzten Zusammenseins mit Karoline, Sophie ablegt : « Ich muss meine Lage noch preisen, dass sie mir nicht die Ruhe gönnt, es ganz auszudenken, wie so gar ich alles versäumt und verloren [1] habe, was mir in diesem Leben getaugt hätte » (702).

Am 10. August reiste Lenau, da Sophie nicht nach Ischl

[1] Über diesen Liebling[illegible] Lenau[illegible] S. 554 dieses Werkes, Anmerkung.

kam, wieder nach Stuttgart, um das Geschäftliche bezüglich der vierten Auflage der Gedichte und der zweiten der Neueren Gedichte abzuschliessen. Dort fand er ein « schwindsüchtiges Brieflein » von Sophie zu seinem Geburtstage (13. August) vor, am Kopfe dessen auch die gewohnte, von ihr gemalte Blume fehlte. Ironisch dankt er für diese « sinnig schweigende Anspielung » auf sein « ödes Leben » (688). Wie Sophie ihn bei seiner am 26. September erfolgten Ankunft in Wien empfing, erfahren wir aus einem « Wien, 5. Oktober abends » datierten Schreiben an sie, dem einzigen des letzten Vierteljahres 1840. Sie plagt ihn mit « immer häufiger wiederkehrenden Schmödheiten ». Sie versteift sich darauf, nicht mehr an ihn glauben zu können. Denkbar scheint ihr ein völliges Erkalten, Abscheiden seines Herzens. Trotzdem gestattet sie sich oft ein Benehmen gegen ihn, wie es nur von der grössten Zuversicht in ihrer mutwilligsten Steigerung eingegeben werden mag. Sie zeigt oft ein « auffallend herbes und verletzendes Wesen », ein Betragen, « wie man pflegt, wenn Worte und Mienen nicht mehr unter der Hut einer zarten Achtung stehen » (694). Tief blicken lässt die Mitteilung an Emilie, dass er auf der Suche nach einer anderen Wohnung als die bei den Lowenthals sei, weil er freundlicher und erheiternder Aussendinge bedurfe, um zu einer gedeihlichen Arbeit zu kommen (694). — Mit aller Gewalt wachte der « alte Hypochonder » wieder in ihm auf. Er hatte öfter « bedeutende Anfälle ». « Mein Kern ist schwarz, er ist Verzweiflung », klagt er am 2. November Max Lowenthal und am 16. : « Ich bin der unglückseligste der Menschen. In die Zukunft mag ich gar nicht schauen, sie ist grauenvoll » [1]. Es wollte ihn gemahnen, als hätte er auf Erden nichts mehr zu tun, und als er erfuhr, dass Gervinus ihm einen baldigen Zusammenbruch und Tod prophezeit, wünschte er, Gervinus möge recht haben (697).

[1] *Lenau und Lowenthal*, S. 160 f., 163, 164, 165.

LII

Aus der Albigenserzeit.

2. Teil. — 1840.

Die Albigenser. — Der einsame Trinker. — An Agnes. — Gutenberg. — In Lenaus Nembrots Merkbüchlein. — Einem Genesenden. — An die Alpen. — Der Pechvogel. — Einem Dichter. — Das Kreuz. — Naturbehagen. — Trinksprüche. — Der Unsold. — Beethovens Büste. — Wer seine Jugend überlebt.

Wenn auch im Jahre 1840 Lenaus Hauptarbeit wieder den Albigensern galt, so ist daneben doch die Lyrik etwas reichlicher vertreten als im Jahre 1839. Der »fortschreitenden Albigenser« gedenkt Max Löwenthal am 11. Januar (1). Am 16. sendet Lenau Emilien den 22. Gesang: *Des Wandrers Gruss*. Ende Februar las er mit Widerwillen aus dem Epos in Stuttgart vor, weil er sich dachte, dass es ihm vielleicht gar für immer von Sophie, der die Dichtung missfiel, trennen könnte. Er glaubte, dass deshalb auch aus dem Epos nie etwas Rechtes werden könne, und dass es ihm nicht gelingen werde, es zu einem Ganzen abzurunden (841). Am 13. März schickte er Arnold Ruge für den Deutschen Musenalmanach den einleitenden *Nachtgesang* (665). Am 6. April erklärt er Eduard Duller, weshalb die Albigenser kein Ganzes werden können, und reimt diese Ansicht folgendermassen (670):

Wieder ist es, ach! kein *Ganzes*,
Sträusslein nur statt eines Kranzes,
Ohne Rundung, Schluss und Naht,
Nur ein loses Aggregat,
Wie die *gänzlichen* Pedanten
Meinen Florentiner nannten.

---

(1) *Lenau und Löwenthal*. S. 115.

Wir überschreiben die Verse **Die Albigenser**: sie dürfen nicht mit späteren gleichbetitelten verwechselt werden. Am 30. August erfährt Max Löwenthal, mit der Herausgabe der ganzen Dichtung habe es noch Zeit (689). Von der Weiterarbeit hört Emilie am 29. November sowie vom Auffinden eines hübschen Motivs zu einem neuen Gesang: *Das Vogelnest* (696). Das ist alles, was wir im Jahre 1840, ausser den Mitteilungen von E. Niendorf (S. 25, 33) bezüglich des Vorlesens einzelner Gesänge in Stuttgart, über das Epos erfahren.

Einen « festen Stand » glaubte Lenau im Wonnemonat des Jahres 1840 gewonnen zu haben, einen Stand, von dem aus er « den Geschicken trotzen » und froh in die Zukunft, « ins ferne Land », blicken konnte. Dieser Zuversicht gibt er Ausdruck im Zyklus **Der einsame Trinker** (590), dessen Entstehung Sophie in die Johannisgasse versetzt, und den Schurz in seinem Exemplar genauer in den Mai 1840 verlegt. Lenau nahm das Gedicht am 25. Mai mit nach Stuttgart und übergab es sofort nach seiner Ankunft dem Morgenblatte, wo es am 20. Juni im Erstdruck erschien. Wie die Liebesgedichte an Sophie aus dem Monate Mai ist auch dieses in « stiller Nacht » (II, Vs 3) gedichtet. Das Jahr 1840 zeichnet sich überhaupt durch solche Nachtdichtung aus.

Der Keim liegt in einem Gespräche mit Max Löwenthal vom 13. März 1840, das sich auf die Menzelsche Besprechung eines Buches des Dr Duttenhofer über Seelenstörungen bezieht (1). Lenau äusserte dabei, der Rausch sei eine wahre Naturoffenbarung, der Wein die geistvollste der Pflanzen:

Wenn im Wein Gedanken quellen.

(I, Vs 9.

Rebe, teures Gut!
Seelenvolle Pflanze!

(III, Vs 314.)

---

1) *Lenau und Löwenthal*, S. 125.

Das Mysterium des Rausches, sagte Lenau ferner, verstanden die Griechen gar wohl und fassten es schön in ihrer Dionysosmythe auf. Daher sei Dionysos ein Gott des einzelnen, des Individuums, während der Apollodienst der Allgemeinheit gelte.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzlen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

I, Vs 13-16.

So schlürfte der Hellen
Die Lust des Erdenpfades,
Sah er vorübergehn
Als Schatten sich im Hades

III, Vs 21-24.

Wenn der Dichter auch hier in seiner einsamen Stube nach dem Geier und dem Totenkopf seinen Schatten andichtet, so darf das Gedicht inhaltlich nicht mit dem *Hagestolz* und dem Geierliede in Verbindung gebracht werden. Der übermutige Ton hat diesmal nichts Duster-Schwermutiges, vielmehr etwas Hoffnungsfreudiges und Tatenlustiges :

Soll für Recht und Licht
Andres Blut einst fliessen,
Minder freudig nicht
Will ich meins vergiessen

(III, Vs 33-36.)

So schliesst sich auch die Anspielung auf das Altern (III, Vs 5-8) nicht an die pessimistischen Stellen der Briefe an Sophie an, wo Lenau dieses als ein hoffnungsloses Verwelken bezeichnet, sondern an die späteren Äusserungen, in denen er sich frischfröhlich über das Altwerden hinwegsetzt (169, 575). Er vergleicht sich im Gedichte mit einem Berg (III, Vs 9 ff.), dem der Sturm und der Herbst nichts von seinem « Felsenkerne » hinwegnehmen könne. — Recht gelungen ist die poetische Nachdichtung und Erwiderung des Grafen Alexander auf diese

Trinklieder Lenaus (1). Alexander, meint Kerner, hat darin « den Niembsch wie beschworen » (2). Auch J. N. Vogl ahmte das Gedicht nach in seinem : *Ich und mein Schatten* (3).

A. von Berger (4) führt die drei letzten Strophen von N° 3 zur Rechtfertigung von Grillparzers Vorwurf gegen Lenaus Lyrik an, dass oft in ihr das Ganze falsch abschnappe, und irgend ein fern Herbeigeholtes oder Wunderliches dasjenige, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei stempele (5). Zwanglos schliesst sich der Vergleich mit dem « hohen Angesichts ins Ferne blickenden Berg » an das Vorhergehende an, und alles andere als « hohle Grübelei » sind die vom Geiste der Albigenser durchtrankten, Lenaus Wandlung so scharf kennzeichnenden Schlussverse, die seine Opferfreudigkeit im Kampfe « für Recht und Licht », im Einklang mit dem Briefe vom 28. März an Arnold Ruge (667), offenbaren.

Der zweite Stuttgarter Aufenthalt Lenaus im Jahre 1840 (29. Mai bis 12. Juli) gab Anlass zu einigen Gelegenheitsversen. Am 6. Juni übergab er dem Fräulein Agnes von Galatin für ihr Stammbuch die Verse **An Agnes** (538). « Wahr seien sie wenigstens, sagte er; es hätte lange in ihm geschwiegen, *sie* habe ihn wieder zum Gedichte begeistert » (6). Den hier verherrlichten Gesang dieser Agnes rühmt der Dichter in einem Briefe an Sophie vom 13. Juni 1840 (675) und versicherte am 5. Juni Emma Niendorf, dass nichts ihm darüberginge. Emma Niendorf

---

(1) *Auf Lenaus einsamen Trinker*. Alex. Graf von Württemberg, *Sämtliche Gedichte*. Reclams Universalbibliothek 1481-1483. S. 251 ff.

(2) *Kerners Briefwechsel*, N° 596.

(3) J. N. Vogl, *Gedichte*, S. 48.

(4) *Wie Grillparzer über Lenau dachte*. Grillparzer Jahrbuch. XII. 90.

(5) Grillparzer, *Studien zur deutschen Literatur*. Werke XIV, 131. Zu keines der von Berger als Beleg angeführten Gedichte; dies Trinklied und *Das Ross und der Reiter* hat Grillparzer bei seinem Vorwurf gedacht, da seine Kritik 7. Januar 1834 datiert ist.

(6) E. Niendorf, S. 24.

beeilte sich, das Gedicht J. Kerner mitzuteilen [1]. Die dritte Strophe der ursprünglichen Fassung unterdrückte Lenau in der Ausgabe von 1840, weil ihm die Reime « wunderbare » und « Augenpaare » nicht gefielen [2].

Es ist wahrscheinlich auch um diese Zeit, dass er Agnes' Schwester die paar Verse ins Album schrieb, die sie uns (S. 73) aufbewahrt : I « **Emma Niendorf's Merkbüchlein** (565).

Ein anderes Gelegenheitsgedicht, **Gutenberg**, (558) schrieb Lenau Ende Juni, bei Anlass des am 24. Juni 1840 in Stuttgart gefeierten Gutenbergfestes, das er in einem Briefe an Kerner vom 21. Juni (678) und in einem an Sophie vom 27. Juni (679) erwähnt. Falsch ist Schurzens Meldung (I, 315), diese Verse bildeten Lenaus Beitrag zu dem von Reinbeck herausgegebenen Schilleralbum. Dieser Beitrag bestand in dem Gedichte *An die Biologen*. Das Gutenberggedicht schrieb Lenau für das « Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst » [3]. Der im *Einsamen Trinker* erwähnte Kampf der Menschheit für « Recht und Licht » wird hier wieder als

Der Menschheit altes Gefecht
Um Freiheit, Licht und Recht

bezeichnet.

So bricht immer wieder die Albigenserstimmung durch, auch sehr einleuchtend in der neuen Faustszene *Das Waldgespräch*, die Lenau im Hinblick auf die notwendig gewordene zweite Auflage in den Tagen des 16. bis 19. Juli in Aussee dichtete. Wenn er am 2. August an Sophie schreibt, Mephistopheles habe einige tiefere « Evolutionen des Bösen » gemacht, und Fausts Stellung zum Christentum sei schärfer gezeichnet (686), so ist damit die antichristliche Entwickelung des

---

(1) *Kerners Briefwechsel*, N° 518.

(2) E. Sievers, S. 24.

(3) Hrsg. von Dr Karl Haltaus. 1840. Fest'sche Buchhandlung, Leipzig. — Ein zweites Gutenbergalbum gab D. H. Meyer 1840 in Braunschweig heraus.

Dichters selbst gemeint, und nicht nur Faust, sondern auch Mephistopheles spricht in der Szene *Das Waldgespräch* aus dem Munde des Dichters. Die lange Rede Mephistos (Vs 2357-2394) stimmt im Kerne überein mit einer Äusserung Lenaus vom 26. März 1840 Max Löwenthal gegenüber : « Das Christentum ist keine volkstümliche Religion. Es ist den germanischen Völkern von aussen aufgedrungen. Nur jene Nation aber kann gross und glücklich sein, die sich und ihre Religion aus sich selbst heraus entwickelt, wie es die Griechen taten. Keineswegs hatten sie, wie du (!) sagst, für jede Leidenschaft und jedes Laster einen Gott. Wohl aber erkannten sie das Göttliche in jeder menschlichen Regung und sogar Verirrung. Sie sahen den Gott überall, während die Modernen (Hegelianer) das Göttliche nur in sich selbst wollen gelten lassen » [2]. Vom inneren Sträuben des Dichters gegen die volle Anerkennung Hegels zeugen auch die Worte, die er Mephistopheles im *Waldgespräch* in den Mund legt :

> Mein Faust, ich will dir einen Tempel bauen,
> Wo dein Gedanke ist als Gott zu schauen.
> Du sollst in eine Felsenhalle treten
> Und dort zu deinem eignen Wesen beten.
> . . . . . .
> *Doch sich dich vor, dass du nicht wirst zum Sp tte!*
>
> (*Faust*, Vs 2401-44, 2411.

Anklänge an *Die Albigenser* bringt auch der die Verschreibungsszene bereichernde neue Auftritt zwischen Faust und dem Mönch. Auch Faust singt, nachdem er sich von der Kirche losgesagt, das « Unkenlied des Zweifels » (Vs 327-362), das u. a. die Frage der Albigenser, ob die Welt nur ein « buntes Spielgerate » eines Gottes sei, wiederholt [3].

---

[1] Max Lowenthal.

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 126.

[3] *Faust*, Vs 345-348. — *Die Albigenser*, Vs 1801-1804.

Ursprünglich für den Faust bestimmt scheint das Gedicht **Einem Gemütskranken** (504). Die erste Fassung, die uns in einer Abschrift von Sophie vorliegt, auch in einer von M. Koch (I, 575) eingesehenen Handschrift, ist *Erregbarkeit* überschrieben, und in der ersten statt in der zweiten Person gehalten :

Seitdem *ich* mit den höchsten Mächten..

Gut lassen sich die Verse in *Fausts Tod,* nach Vs 3285, einreihen [1]. Dort leiten sie übrigens eine im Jahre 1840 neu gedichtete Stelle ein (Vs 3286-3304).

In Ischl, anfangs August, war Lenaus Geist « in beständigem Produzieren », und der von herrlicher Gebirgsluft angefachte Körper liess jenen nicht im Stich (686). Mit diesem Schaffen meint er die bereits im Juli in Aussee begonnene Umarbeitung des Faust, die weniger in Änderungen als in Zusätzen besteht. Über 300 Verse, die zu dem Besten gehören, was Lenau geschrieben, dichtete er hinzu [2], und die bedeutende Arbeit ward so bald fertig, dass die zweite Ausgabe bereits am 7. September gedruckt vorlag.

Am 8. August überreichte Lenau seinem mit ihm in Ischl weilenden Freunde Fr. von Scharschmid das Gedicht **An die Alpen** (564). Dieses Datum verzeichnet der Empfänger in der Handschrift. Auch ohne diese bestimmte Angabe konnte das in der Ausgabe von 1840 erschienene Gedicht nicht anders als in den Ischler Aufenthalt dieses Jahres versetzt werden. Mehrfach ist aus den gleichzeitigen Briefen der Ausruf :

Alpen, o wie stärkte mich die Rast,

(Vs 37)

---

[1] Ich teile hier die Vermutung Reynauds (*Thèse annexe*, Nr 268).

[2] Vs 629-654, 680-697, 712-715, 752-775, 2181-82, 2197-2200, 2227-28, 2245-2250, 2253-56, 2311-16, 2325-30, 2331-2452, 2977-2980, 3052-55, 3286-3302. — « Schmunzelnd » versicherte er im Oktober M. Hartmann, dass er den Faust « mit manchem Schönen vergrössert » (*Briefe aus dem Vormärz*; hrsg. von F. Wittner. Prag, Calve, 1910. S. 76).

zu belegen, so in dem an Sophie vom 2. August : « Die lebendige Gebirgsluft Ischls bewährt sich an mir auch diesen Sommer aufs wohltätigste » (686), in dem an Emilie vom 20. Juli : « Also ich bin in den herrlichen Alpen... » (684) und vom 2. August : « Die hiesige Welt ist ein Paradies... ich bin gottlob! gesund » (687). In Ischl hatte der Dichter sich ein « allerliebstes Quartierl » gemietet : « Aussicht auf die drei Hauptberge des Tals und unter meinen Fenstern die vorbeirauschende Ischl » (684). Angenehme Gesellschaft, worunter die ergötzliche des Dichters von Feuchtersleben (684), unvergessliche Spaziergange, schöne Wohnung und vortreffliche Verpflegung, « rasch und gesegnet » voranschreitende Arbeit (687) heben Geist und Gemüt. Wie Scheffels Ekkehard hat der Dichter sein Leid zu den Bergen hinaufgetragen (Vs 4). Forschend schaut er der Natur ins Antlitz, ihr scheues Herz erschliesst sich ihm, denn er hat sie zum Höchsten erkoren (*Waldgespräch*). Nun enthüllt ihm die Natur auch das Geheimnis der Schöpfung und des menschlichen Lebens : Schmerz und Liebe haben die Welt geboren, folglich sind Schmerz und Liebe des Menschen Teil, der dem allgemeinen Weltgeschick nicht feig ausweichen will. Wie an das *Waldgespräch* so schliesst sich das Gedicht auch an die damals neu hinzugedichteten Verse (3286-3303) von *Fausts Tod* an. Sein Ich, das hohle, finstre, karge, umschauert den Dichter nicht mehr gleich einem Sarge, er hat, erwacht, die Augen aufgerissen, die dumpfe Haft gesprengt, dem Starrkrampf wilder Eigensucht entsagt. Er fügt sich in sein Los als Kreatur, findet sich freudig bereit, das Schicksal aller Kreatur zu teilen. Seitdem er

des Unglücks heiligen Sinn geahnt

(Vs 21),

ertönt ihm die Luft nicht mehr « von dunklen Monologen », wie im Gedichte *Täuschung*, die einsamen Klagen verstehen,

was jede heimlich meint, jeder tiefe Schmerz bleibt kein Eremit auf Erden mehr, der Kummer verliert seinen Groll (Vs 22) :

Und aufhorchend ist des Menschen Herz
Seiner eignen Klage still geworden.

(Vs 19 f.)

Wieder wird hier das Schubertsche Motiv des Heimwehs in der Natur angeschlagen (Vs 29-36). Die ursprüngliche Fassung der 8. Strophe in der Scharschmid überreichten Handschrift, auch in der Sophie übergebenen, lässt noch deutlicher Schuberts Lehre durchblicken :

Heimweh ruft am Abgrund die Natur;
Wo sie lässt die Erd in Freuden prangen,
Schildert sie der Zukunft Träume nur;
All ihr Herz ist Sehnen und Verlangen.

Wir wissen, wie bald die still gewordene eigene Klage wieder laut wurde. Der « frische Mut zu *jedem* Kampf und Leid », den Lenau talwärts von der Hoh getragen », bewahrte sich nicht einmal den Schnodheiten » Sophies gegenüber. Zwei Monate nach der Dichtung des Alpenliedes ist er « der unglückseligste der Menschen ». Das herbe und verletzende Wesen Sophies erweckt wieder das Bewusstsein, dass er alles versäumt und verloren hat, was ihm in diesem Leben getaugt hatte (302).

Ein Stück des Lebens ward verträumt,
Das beste Glück hab ich versäumt

dichtet er, wahrscheinlich Anfang November, in der Selbstschilderung **Der Pechvogel** (312). Drei Dinge hatte er wie H. von Kleist gern vollbracht :

Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.

(Vs 10-12.)

Der Bund mit Sophie untersagte ihm die Erfüllung der zwei letzten Wünsche. Dem » unglückseligsten der Menschen «, dem das » Glück feindlich allerwegen « (Vs 15), hätte das Schicksal die drei Wünsche gewendet zu drei Schlägen. Da es wie » eine steinerne Sphinx « in ihm liegt, da sein Kern schwarz und Verzweiflung ist [1], will er nicht seine Sohlen erhitzen,

Um das Versäumte nachzuholen.

(Vs 8.)

Seine Furcht vor einer grauenvollen Zukunft [2] malt der Dichter aus in den wohl an sich selbst gerichteten Versen **Einem Dichter** (518).

Doch gehst entgegen du dem Leide,
Wo alles still wird um dich sein,
Wo du dein Leid für dich allein
Aufspielen wirst auf einer Heide;
Wo du nach einem Wetterschlage
Hinausblickst von der trüben Fläche,
Dass er auf dich herunterbreche,
Damit doch jemand nach dir frage.

Die Erregung über die neue Spannung mit Sophie zittert durch. — Reynaud [3] versetzt dieses Nachlassgedicht in den Winter 1833/34 und führt zur Begründung eine Äusserung Lenaus Frankl gegenüber an, die gar keine Ähnlichkeit mit diesen Versen aufweist, sondern sich auf das Epigramm *Gebildete Sprache* bezieht.

Von gleich tiefer Schwermut durchdrungen sind die Verse **Das Kreuz** (221), die wie *Der Pechvogel* den Herbst erwähnen. Scharf ist, wie in den gleichzeitigen Bekenntnissen, der Gegensatz zur frohen Zuversicht des Alpengedichtes hervorgehoben. Verklärte dort der Dichter eine einsame, tiefe und wilde Kluft

---

[1] *Lenau und Lotte Gmelin*, S. 161.

[2] Ebenda, S. 163. Siehe S. 674 dieses Werkes.

[3] *Thèse auxiliaire*, N° 300.

zu einem « Gnadenbilde », so sieht er jetzt in diesem kruzifixlosen Kreuz nur das Sinnbild des in tausend Zügen rings in der Natur ausgebreiteten Grames, ihres Todesleidens.

In diesen drei Gedichten vermute ich die « lyrischen Sachen », deren Entstehung Lenau im Briefe vom 9. November Emilien Reinbeck meldet. Der Brief klagt übrigens über die « schlecht genug vergangene letzte Woche ».

Der nächstfolgende Brief an Emilie vom 29. November kündigt nebst der weiteren Arbeit an den Albigensern wieder die Entstehung von « einigem Lyrischen » an ([illegible]). Hierüber sind wir näher unterrichtet durch das Gespräch mit Max Löwenthal vom 16. November. « In letzter Nacht habe ich bis 2 Uhr gearbeitet und drei Gedichte gemacht. In solcher Nacht kann man sich leicht bis zur Improvisation steigern. Das dritte Gedicht improvisierte ich förmlich. Ich schrieb es nieder, als ob mir jemand es diktierte » [1]. Nähere Auskunft über dies « dritte Gedicht » gibt der Brief an Emilie vom 15. Januar 1841.

« Hier erhalten Sie ein kleines Gedichtlein, das für Sie besonders interessant sein muss, weil ich den Stoff dazu aus Ihrem unvergleichlichen alten Waldbuch genommen habe. Auch mir ist das Gedichtlein deshalb besonders wert, und überdies wegen der Art, wie ich es gemacht. Es ist eigentlich improvisiert. Mich keinen Augenblick bedenkend, hab ichs in der Nacht hingeschrieben. Also hören Sie : **Naturbehagen** ([illegible]) ». Von Beobachtung des Tierlebens zeugt gerade ein Gespräch mit M. Löwenthal von 15. November 1840 [2].

Das « unvergleichliche alte Waldbuch », das Lenau am 14. März 1840 als eine reiche Quelle seines Vergnügens bezeichnet ([illegible]), mag ein Werk von J. Ch. Heppe über die Jagd [3] sein, das im Verzeichnis seiner im Reinbeckschen

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 162.

[2] Ebenda, S. 161.

[3] J. Chr. Heppe, *Die Jagdlust oder die hohe und niedere Jagd nach allen ihren Verschiedenheiten in drey Theilen gründlich beschrieben und mit nöthigen Kupfern erläutert*. Nürnberg bey Gabriel Nikolaus Raspe, 1783. 3 Bände.

Hause in Stuttgart am 8. Oktober 1846 befindlichen Bücher angeführt ist [1]. Folgende Stelle daraus ist vermutlich Lenaus Quelle : « Die Tauchergans, grosser Taucher, gezöpfter Kneifer, *Seerabe* ist etwas grösser als eine zahme Ente, hat einen langen Hals, schwimmt fast allezeit über dem Wasser [2], tauchet aber auch bisweilen unter [3], um ihren Raub zu erhaschen... Sie halten sich in Europa an der Seeküste wie auch in Morästen auf und können mit den kleinen Flügeln sehr schnell auf der Oberfläche des Wassers fortfliegen » (II, 331 f.).

Schwer ist sicher festzustellen, welches die beiden anderen Gedichte dieser zweiten fruchtbaren Nacht des Jahres 1840 sind. Den Charakter der Stegreifdichtung weist mehr oder weniger gerade das in der Ausgabe von 1844 auf *Naturbehagen* folgende Gedicht **Trinksprüche** (407) auf, worüber uns jede Auskunft fehlt, dessen Kampfstimmung jedoch wieder an die Albigenser erinnert, an denen Lenau gerade damals weiter arbeitete, dann das Nachlassgedicht **Der Unhold** (510), dessen leicht hingeworfene Verse auch wie *Naturbehagen* Mensch und Tier gegenüberstellen. Mit *Trinksprüche* hat *Der Unhold* den Charakter des Polemischen gemein. Ich vermute, dass das Gedicht auf den Wiener Humoristen M. G. Saphir (1795-1858) zielt, den Castelli in seinen *Memoiren* als das beste Modell zu einem Faun bezeichnet. Eckigere Züge als die seinigen habe er nicht zum zweiten Male gesehen. Saphir selbst habe immer auf seine Hässlichkeit angespielt, obwohl er selbst nicht daran glaubte, der Maler Daffinger pflegte zu sagen : Saphirs Porträt kann ich in den Schnee p... [4]. Auf dem unreinen Tone seines

---

[1] Werke V, 401-408.

[2] S. über... Wasser hinzuschweben. (Vs 2.)

[3] Und plötzlich taucht der Rab. (Vs 9.)

[4] *Aus dem Leben eines Wiener Phäaken. Die Memoiren des J. F. Castelli* neu herausgegeben von *A. Stager*. Stuttgart, R. Lutz, o. J., S. 315.

Gesichtes macht sich eine Nase breit und droht wie ein hervorragender Felsen alle Augenblicke in das schwarze Meer seines Mundes zu stürzen und die Weissheit seiner Zähne zu beschämen » (1). Am 3. Dezember 1840 ausserte sich Lenau zu Max Löwenthal : « Saphir ist von allzu arger Gemeinheit. Das Beste bleibt, was Sternberg über ihn sagte. Er nannte ihn die alte literarische Wanze » (2).

Eine ähnliche fruchtbare Nacht wie die des 15. November erhoffte Lenau am 16ten. « Ich will heute Nacht wieder dichten », sagte er zu Max (3). Nichts bezeugt jedoch, dass sich die poetische Stimmung in dieser Nacht wieder eingestellt. Mit dieser Stimmung, meint Lenau, sei es so wundersam wie mit den Schnepfen. Plötzlich seien sie da, und ebenso plötzlich wieder weg. Einen Dichter könne alles stören und aus der Stimmung bringen. Eine Fliege vermöge das (4).

Bald jedoch kam die Stimmung wieder, denn im Spätherbst dichtete er nach einer Angabe, die er beim Erstdruck in der Wiener Zeitschrift (1842, Nr 2) macht, das herrliche Loblied auf Beethoven, **Beethovens Büste** (5). Man erinnere sich seines Ausspruches vom 13. Juni 1840 : von Beethoven, dem Meer und dem Hochgebirg habe er das Beste und Meiste gelernt (6). Kurz nacheinander verherrlicht er das Hochgebirg und seinen über alles geliebten und verehrten Beethoven. Mit seinen Aussprüchen über Beethoven in Briefen und Gesprächen könnte man ein Büchlein füllen. Vom Jahre 1831 bis 1844 bilden sie eine stete Steigerung uneingeschränkten Lobes, warmer Verehrung, glühender Begeisterung. Aus dieser Fülle von Urteilen heben wir nur diejenigen hervor, die Parallelstellen zum Gedichte bieten. Der äussere Anstoss zu diesem war die Schenkung einer Beethoven-Büste, die der Schrift-

(1) A. Glassbrenner, *Bilder und Träume aus Wien*, Leipzig, Fr. Volckmar, 1836, II, 169.

(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 165.

(3) Ebenda, S. 163.

(4) Ebenda, S. 165.

steller Gustav Ritter von Frank Lenau machte. Er meldet diese « überraschende » Schenkung Emilien am 24. Dezember. « Die Büste ist überaus herrlich und mir eine wahre Lebensfreude. Auf meinen Ofen gestellt, ist sie des Morgens mein erster Anblick, und seit ich sie habe, geht es wieder vorwärts mit der Arbeit » (698). Schurz (I, 372) führt in die Irre, wenn er aus dem Jahre 1838 erzählt, die Beethoven-Büste habe auf einem Schubladenkasten neben dem Geier und dem Totenkopf gestanden; sie kam erst 1840 hinzu. Ein ähnlicher Bericht von Frankl (S. 43), der wie Schurz das Geiergedicht und den *Hagestolz* in Verbindung mit dem Beethovenliede bringt, hat zur Vermutung geführt, letzteres sei im Jahre 1838 entstanden. Sophie hat sich zuerst tauschen lassen, als sie in ihrem Exemplar schrieb : « In der Johannisgasse, i. J. 1838 », eine Bemerkung, die Schurz in seinem Exemplar wiederholt.

Das Gedicht beginnt in den Handschriften und im Erstdruck gleich mit einem Danke an den Spender der Büste, der in der endgültigen Fassung erst in der zweiten Strophe erwähnt wird. Auf die Einleitung folgt in der dritten Strophe die Beteuerung, dass der Dichter Beethoven, nebst dem Urgebirge und dem Meere, « höchst als Meister ehre ». Strophe 4 und 5 sind weitere Ausführung dieses Gedankens. Der Vergleich der Beethovenschen Musik mit dem Sturme findet sich bereits im Briefe an Schurz vom 22. Juli 1831 : « Beethovens Geist trieb auch Dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Gesanges... immer schneller, stürmischer fort » (64). Den Gedanken, dass das grosse Herz Beethovens ihm Wecker eines Mutes ist, der das Schicksal wagt zu fordern, äusserte er auch zu K. Beck : « Mozart mag die kindisch-süsse Sprache der Engel sprechen und uns den Himmel verheissen, Beethoven redet die trotzige Sprache des Titans und fordert uns auf, den Himmel zu stürmen » (1). Die zwei letzten Verse von Strophe 5

(1) K. Beck, *Tagblattblätter* (Temesvarer Zeitung, 1863, N° 246).

und Strophe 6 erwähnen die « süsse Verzweiflung », in die uns Beethoven reisst, die Lenau im Briefe an Emilie vom 14. März 1836 hervorhebt, die sogenannten « verruckten Quartette », bei denen ihm fast das Herz zersprungen wäre, welche sozusagen ein Stuck Leben davon nehmen und das kostliche Gefühl erregen, « wie einem so das Leben verklingt » [1]. Auch ausserte der Dichter M. Lowenthal gegenuber, niemand habe den Schmerz verstanden wie Beethoven. Was der Laokoon für den physischen Schmerz, das sei Beethoven für den der Seele. Er wisse uns seine Schlangen an das Gemut zu legen, dass wir unter ihrem Drucke aufstohnen mochten. Gegen diesen Schmerz Beethovens seien die schmerzhaftesten Partieen Lord Byrons nur oberflachliches Kitzeln und Kranen. Beethoven habe dem Menschenschmerze die letzte Ture aufmachen wollen, hinter welcher nichts mehr sei als Verzweiflung [2]. Zu Martensen sagte Lenau, die menschliche Brust berge einen Grundstock von Schmerzen und Leiden, die Mozart gar nicht gekannt, die aber Beethoven nicht nur gekannt, sondern auch verstanden habe in Tonen wiederzugeben [3]. So urteilte Lenau zu einer Zeit, wo Beethovens Werke noch ganz unverstanden waren, wo man dessen Alters-Taubheit für dies Unverstandnis verantwortlich machte, wo z. B. der musikalische Grillparzer von der Neunten Symphonie sagte, es sei « konfuses Zeug ». **Auf Sophie weist Vers 22 :**

Glühend lieben und entsagen,

hin. — Den Gegensatz zwischen dem Strengen, Finsteren, Sturmischen, Orkanartigen bei Beethoven und dem Lieblichen, Milden, Graziosen, den die Strophen 6 bis 13 ausmalen, deutet schon der erwahnte Brief an Schurz aus Karlsruhe an, wo Lenau ausführt, wie Beethovens Geist uns an wilden, erhabe-

---

[1] *Lenau und Lowenthal*, S. 165 f.

[2] Martensen, *Aus meinem Leben*, I. 208

nen Felsenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grausen Kerkergewölben vorbeitreibe, bis sich der Strom in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude ergiesse. M. Löwenthal bucht die Bemerkung Lenaus : « Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verwundet werden, eh wir um Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste der neueren Kunst zu verehren haben » [1]. Martensen (I, 206) findet in diesen Strophen die Schilderung von Lenaus eigenem Violinspiel wieder, das nach der Ausführung von langen Stellen aus Beethoven, die er auswendig wusste, sich in eigenen Phantasien erging. — Eine in der letzten Fassung unterdrückte Strophe preist Beethovens Trauermarsch und die Missa Solemnis. Strophe 14 bis 16 schildern die Eroffnung zu Collins Trauerspiel *Coriolan*, die Lenau zum erstenmal am 10. April 1835 in Wien horte und Emilien als « göttlich » bezeichnet (202). — Die drei letzten Strophen sind den Symphonien Beethovens gewidmet, von denen der Dichter zu Marie Behrends ausserte [2], sie seien das Grosste, was es gäbe. Es seien lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen Beethoven sich hier bewege, erklarte er kurz vor seinem Wahnsinn am 13. Oktober 1844 im Reinbeckschen Kreise [3]. Die Schlusstrophe gilt der Neunten Symphonie. Im eben erwahnten Gesprache bezeichnete er sie als das Grosste vielleicht, was in der Musik vorhanden. Die Aufführung derselben sei die grosste, die schonste Stunde seines Lebens gewesen.

Um die Zeit, wo er das Gedicht schrieb, hatte Lenau einen echten Josef Guarnerius gekauft, von entzückend weichem, süssem und doch starkem und feurigem Tone. Er küsste manchmal die Geige voll Entzucken, spielte sie taglich einige Stunden und tat dabei manchmal einen « starkenden Blick auf Beetho-

[1] *Lenau und Lenaus Werke*, S. 39.
[2] Wasserb. S. 426.
[3] *F. Notizbuch*, S. 222.

ven » zurück. So erzählt er Emilien in den Briefen vom 29. November, 16. und 24. Dezember. Der Musiker K. Evers berichtet aus dieser Zeit, dass Lenau manchen Tag acht Stunden übte und sich mit solcher Leidenschaft auf das Geigenspiel warf, dass er seiner Gesundheit schadete. Sein Spiel, urteilt Evers, war wild, unregelmässig, oft aber ergreifend und im höchsten Grade genial. Bei Beethoven kam er allzusehr ins Feuer, überstürzte sich, ging mit seiner Phantasie durch, verlor alle Besinnung. « Für ihn war nur einer, nämlich Beethoven, alle andern verachtete er »[1]. Ähnlich bekannte er K. Beck. Beethoven, der das Gelüst eines Prometheus willig und stolz mit dem Geier an seiner Brust bezahlt, sei ihm Herr und Meister, und er wolle keine Götter neben ihm haben »[2]. Er deutet hier auf den natürlichen Zusammenhang Beethovens mit seinem Charakter und Genius hin, wie auch das Gedicht eine geistesverwandte Auffassung Beethovens verrät, ein tiefes Eindringen in eine Welt grossartiger Gegensätze.

Das leidenschaftliche Geigenspiel Lenaus im Dezember meldet auch Max Löwenthal[3]. Dass es mit den « poetischen Produktionen spärlich gehe », erfährt Emilie am 16. dieses Monats. Ein Gespräch vom 12. über Löwenthals Sohn Artur gibt Anlass zu den schönen, wehmütigen Versen : **Wer seine Jugend überlebt**, die sich als eigenes lyrisches Gedicht aus den Albigensern (Vs 2783-2794) ablösen, und die auch ursprünglich als solches geschrieben wurden, wie die Handschrift beweist. « Es war », berichtet Max, « von meinem jüngsten Söhnchen Artur die Rede, der zu seiner Mutter gesagt hatte : ' Nicht wahr? wir können Gott nicht sehen, er aber sieht uns? ' und : ' Kann man im Himmel mit den Engeln auch spielen? ' — Niembsch bemerkte : ' Die Kinder haben weit

---

[1] *Schurz*, II, 481. — Einen ganz mit dem von Evers übereinstimmenden Bericht gibt uns Ludw. *Hausselmann* in seinen *Reflexen und Reminiscenzen*. Werke, VI, 596.

[2] *Temesvarer Zeitung*, 1863, Nr 246.

[3] *Lenau und Löwenthal*, S. 163 f.

mehr Neigung und Liebe für das Übersinnliche als die Erwachsenen. Ach, könnte man sich nur auf eine Stunde in all die glückliche Einfalt des Kindersinnes zurückversetzen, es wäre eine Stärkung für das ganze Leben » (1).

O könnt ein Zauber ihm gewähren,
Ein Kind zu sein nur eine Stunde,
. . . . . .
Es würd ihn stärken und erquicken,
Bis das Geschick ihn heisst vergehn.

Der Insel-Almanach (1911) brachte das Gedicht als ein ungedrucktes von Lenau, und als solches machte es die Runde durch die deutsche Presse. So sehr sind Lenaus Epen in Vergessenheit geraten, dass man unbemerkt Verse daraus als unveröffentlichte Gedichte herausgeben kann.

* * *

Zur Herbstmesse des Jahres 1840 erschienen neben der zweiten Auflage des Faust die vierte Auflage der Gedichte und die zweite Auflage der Neueren Gedichte. Die vierte Auflage der Gedichte entspricht ganz genau in Druck, Format und sogar Seitenzahl der dritten. Der Text weist nur einige Unterschiede in der Zeichensetzung auf. Bedeutend vermehrt ist hingegen die zweite Auflage der Neueren Gedichte.

---

(1) *Lenau und Lowenthal*, S. 164.

LIII

Aus der Albigenserzeit.

3. Teil. — 1841

Am Sarge eines Schwermütigen, der sich selbst den Tod gegeben. — Lenz. — Des Teufels Lied vom Aristokraten. — Mein Herz. — Vorbei. — In einer Schlucht. — Auf einen Bergquell, genannt Rothschuldbrunnen.

Den Winter 1840-1841 verbrachte Lenau noch bei den Löwenthals in der Johannisgasse, nicht, wie Schurz (II, 46) meint, beim Freiherrn von Sommaruga in der Karntnerstrasse, wohin er erst 1842 übersiedelte. Seine Arbeit galt wieder fast ausschliesslich den Albigensern, die er für den Druck zur Herbstmesse fertig stellen wollte. Die Nachricht von fleissiger Dichtung im Briefe vom 15. Januar an Emilie bezieht sich auf das Epos, das laut Brief vom 2. Februar an dieselbe vorwarts ruckt. Eine uberstandene bose Grippe, « garstige, stockfinstere » Gedanken, Stockung der Poesie meldet der Brief an die Freundin vom 13. Marz. « Jetzt bin ich ein Mensch, von dem man sagen kann : es ist nichts an ihm. Ich arbeite nichts, empfinde fast nichts als Ärger und Traurigkeit » (701).

Anfangs April reiste er wieder nach Stuttgart, wo er am 11. eintraf. Bereits am 13. war es ihm gelungen, « das harte Rindfleisch », den Verleger Hallberger, etwas murbe zu klopfen und Cotta zu einer Gesamtausgabe seiner lyrischen Dichtungen in zwei eleganten Taschenbandchen zu bestimmen (704). Auf der Reise, worüber der ihn begleitende Musiker Evers

interessante Einzelheiten mitteilt [1], und die er selbst Sophie beschreibt [705], holte er sich eine Erkältung, die bald in Scharlachfieber ausartete. Vom 16. April bis zum 6. Mai lag er krank im Reinbeckschen Hause.

Während der Krankheit, am 26. April, dichtete er **Am Sarge eines Schwermütigen, der sich selbst den Tod gegeben** [416]. Dies Datum ist dem Briefe an Sophie vom 28. April zu entnehmen : « Vorgestern hab ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen » [711]. Er schickt ihr das Gedicht am 6. Mai mit dem Nachwort : « Wenn ich nur schon wüsste, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht » [715]. Am 1. Mai berichtet er Sophie, dass die Arbeit an dem Liede ihm eine grosse körperliche Erschöpfung gebracht. Sophie schreibt in ihrem Exemplar : « An den Dichter Maierhofer [2], den 26. April 1841 zu Stuttgart, in der Scharlachkrankheit ». Schurz (II, 66) bestätigt diese Beziehung. Der Selbstmord des Wiener Zensors und Dichters Joh. Mayrhofer erfolgte bereits am 5. Februar 1836 durch Sturz aus einem hochgelegenen Fenster. Der Zwiespalt zwischen seinem Amte als Zensor und seinem Gewissen trieb ihn in den Tod. Trotz des weiten Abstandes zwischen Ereignis und Dichtung darf die Beziehung auf besagten Selbstmord nicht, wie Castle [3] dies tut, bestritten werden. Der Erstdruck im Morgenblatte bringt nämlich die Bemerkung von Lenau selbst, dass der Tod « des unglücklichen Dichters Mayrhofer » die Veranlassung sei. Dies hindert nicht, dass das Gedicht « aus eigenen Stimmungen erflossen » [4]. Selbstmordgedanken äusserte Lenau am 6. März : « Wenn ich nicht mehr genug hatte, um meine geringen Lebensbedürfnisse

[1] *Schurz*, II, 49 ff.

[2] *Joh. Mayrhofer*, Gedichte. Wien bey Friedrich Volke. 1824.

[3] *Lenau und Löwenthal*, S. 567.

[4] Ebenda, S. 567.

zu bestreiten, würd ich mir eine Kugel vor den Kopf geben. Das ist eine langst beschlossene Sache. Das Leben ist mir ja bei weitem nicht interessant und wichtig genug, um es mit Opfern und Qualen zu erkaufen » (1). Ein unfreundlicher Brief Sophies, der ihm zeigte, wie seine Briefe aus Stuttgart « mit mehr Kritik als Freude aufgenommen » wurden (710), misstimmte ihn Ende April sehr. Am Tage der Abfassung des Gedichtes eroffnet er Sophie : « Ich bin verstimmt, missmutig. Warum storst du mein Herz in seinen schonen Gedanken von innigem Zusammenleben auch in der Ferne? Du verstimmst mich und bist so weit weg von mir und kannst es nicht gleich wieder gutmachen. Das solltest du nicht » (518). Gleiche Klagen bringen die Zettel vom 24., 25. und 27. April sowie die Freundschaftsbriefe vom 25. und 28. dieses Monats.

Viel Ähnlichkeit hat das Gedicht, dieser jammervolle, erschutternde, tiefsinnige Gesang der Naturgeister mit *Tauschung*. In beiden erscheint die Gegenuberstellung der vereinzelten Schmerzensschreie der Natur dem allgemeinen, gemeinsamen Klagelied derselben, dem « vollen Klange » des Klagegewirrs, bei dem der Menschheit zu bange wurde (Vs 41). Diesen vollen Klang hat der ungluckliche Selbstmorder vernehmen und aussingen mussen, so dass ihm dabei sein Herz zersprungen (Vs 45-48). Die klagenden Bestandteile des Gedichtes *Tauschung*, namentlich das Kauzlein, kehren hier alle wieder, vermehrt erscheinen sie um das Meer und um mehrere Gestalten aus dem Tierreich, das in *Tauschung* nur durch das Kauzlein vertreten ist. Vom « grossen Klagelaute der Elemente » singt, Lenau nachahmend, Alfred Meissner (2).

(1) *Lenau und Lenautua*, S. 169. Ähnlich bereits am 18. October 1839 : « Wenn ich gar nicht mehr weiter kann, so entweise ich mich selbst ». Ebenda, S. 101.

(2) *Gedichte*, Leipzig, Hertzig 7. Auflage 1856, S. 34. Anklänge an Lenaus Gedicht *Schein* bietet Meissners Lied *Falsche Freundin* (S. 11), an *Abenteer* die *Stimmen auf der Haide* (S. 67), an *Einsamkeit* (« Hast du... *Rut der Sehnsucht* S. 156), an *Nächtliche Wanderung* Meissners *Einsamkeit* (S. 26) und *Traurige Gang* (S. 258). Lenaus « Mantel der Melancholie » nennt Meissner « des Kummer-Mantel » (S. 60).

In der Hoffnung, dass das Lied Sophie gefallen würde, täuschte sich der Dichter nicht. Er erklärt ihr am 16. Mai : « Sehr freut es mich, dass Ihnen mein Lied gefällt; das ist gut, das muntert auf. Ihre Lobsprüche sind Haber für meinen Pegasus, der beste, der für ihn gewachsen ist; kann gar nicht schaden, wenn Sie zuweilen ein wenig davon aufschütten » (720). — Ernst v. Feuchtersleben widmete Mayerhofer zwei poetische Nachrufe und eine ausführliche Besprechung [1].

Das wehmütig ausklingende Frühlingslied **Lenz** (221) passt gut in den Mai dieses Jahres hinein, wenn es auch viel später im Erstdruck im Morgenblatte erschien. Sehr schön war gerade der Frühling dieses Jahres, seit 44 Jahren wieder der erste, ganz schöne, schreibt Lenau Max Löwenthal. Das berührt ihn wehmütig; den einzigen schönen Frühling, der in sein Leben fällt, muss er, infolge der Krankheit, elendiglich versäumen. « Das ist wieder vom schwärzesten Pech, das ich habe » (716). Auch in den Briefen an Sophie ertönt die Klage über das Versäumnis dieses Frühlings. Am 21. Mai ging der Genesene zum ersten Male aus, zunächst in den Reinbeckschen Garten. Dort mags ihm leid getan haben :

Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

« Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes », erfährt Sophie am 29. Mai, « und aufgemuntert durch das wärmste Wetter, bin ich bereits vor acht Tagen im Garten gewesen und zeither auch schon einigemal in der Stadt herum (725).

Die Monate April bis Oktober sind den Albigensern gewidmet. Jedoch sind es fast immer unbestimmte Angaben, die Lenau Sophie über die Arbeit daran während der Krankheit macht. Er hat eine angefangene Szene fertig gebracht (509), drei

---

[1] *E. v. Feuchtersleben*, Ausgewählte Werke, S. 64, 65, 336-354.

Gesängen einen Schluss gegeben (711), zwei Gesänge von den erstern umgearbeitet und in einen Gesang umgesungen (721). Ende Mai hat er das Epos bis auf weniges ganz abgeschrieben und dabei hier und dort Verbesserungen angebracht (725), am 14. Juni ist er mit den « vertrackten Albigensern » halt immer noch nicht fertig (731). Den Abschluss der Dichtung meldet er erst Georg Reinbeck am 24. September, in letzter Stunde hat er noch einen neuen Gesang hinzugefügt (744). Den « Epilog » dichtet er erst im Oktober (745). Öfters lässt er durchblicken, wie wenig die Arbeit ihn selbst befriedigt, manche von den Gesängen sind jedoch so gut, dass die schwächeren schon mitlaufen können, und es wird ja doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht (725).

Kurz vor seiner Abreise nach Ischl am 12. Juni dichtete Lenau *Der Kranke im Garten*, worauf wir zurückkommen, weil die ursprüngliche Fassung die Verse als ein Sophiegedicht kennzeichnet.

Die Albigenserdichtung erhält den Dichter in einer Kampfstimmung, aus der wahrscheinlich um diese Zeit **Des Teufels Lied vom Aristokraten** (521) hervorgegangen. Die Losung zu den Albigenserschlachten, meint Sophie (1), war

Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!

Zuruf, Vs 33

Als blöde, starre Satzung hat Lenau zeitlebens den Adel betrachtet, mit dem er in so vielfache Berührung kam. Dass er theoretisch ganz und gar nichts auf den Adel hielt, bemerkt bereits Sophie Schwab in einem Briefe an Lucie Meyer vom 15. Januar 1832 (2). Fast alles, was er an seinen adeligen Freunden, dem Grafen Alexander, Auersperg und Halm, auszusetzen findet, geht auf ihren Adel zurück. Ihnen und anderen

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 613.
(2) Ernst, S. 118.

Leuten ihres Standes gegenüber beobachtete er stets ein stolzes, selbstbewusstes Benehmen. Am 20. Mai 1841 schreibt er Sophie : « Wann wird die Welt vom Adel genesen? Alte Klage, alte Frage! » (722). Eben um diese Zeit war er auch sehr ungehalten gegen den Grafen Alexander, weil dieser ihn aus Angst vor Ansteckung nicht besuchte. Kaum genesen, will der Kranke auch für den « erlauchten Hasenfuss da gewesen sein », ihn nicht mehr sehen (718). Wie sehr er auch sonst den Grafen schätzte und liebte, so war ihm doch sein Adelsstolz unleidlich ([1]). Einmal nennt er ein Benehmen des Grafen « aristokratische Verwilderung » ([2]). Heftig empörte ihn auch das Gerücht, Alexander wolle ihn zum Erzieher seiner Kinder ernennen. Zu einem Mäzen ist ihm der Graf, sogar das ganze deutsche Volk, nicht gut genug (150). Ganz gleich verhält Lenau sich dem Grafen Auersperg gegenüber. Ein Zerwürfnis mit ihm im April 1836 führt er auf « aristokratische Rohheit » (581) zurück. Seitdem der Sänger der Freiheit mit einer Gräfin Attems, einer der eingefleischtesten Aristokratenfamilien angehörig, vermählt, behandelt er seine ehemaligen Kollegen, die armen Poeten, nun vollkommen en canaille, bemerkt Max Löwenthal ([3]). Im Februar 1841 hält Lenau Grün eine lange Predigt über seinen Afterliberalismus ([4]). So fehlte es dem Dichter im Mai 1841, wo er den erwähnten Satz an Sophie schreibt und über ein « Aristokratenweibel » spottet, das sich ihr « entgegenspreizt » (722), nicht an Stimmung zu einer Satire gegen den Adel. Am 20. Juli 1842 erwähnte er das Gedicht im Kernerschen Kreise in Weinsberg, sagte ein paar kräftige Verse davon her und fügte hinzu : « Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Borniertheit. Auch in einem tieferen Sinne, spekulativ-philosophisch : Die Menschennatur vermochte

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 124 f. Dasselbe gilt von Fr. Halm. Ebenda S. 108.
([2]) *Lenau und Löwenthal*, S. 133.
[3] Ebenda, S. 104.
[4] Ebenda, S. 168.

nicht den Gedanken ihrer Grösse zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte ». Emma Niendorf, die dies (S. 104) berichtet, bezeichnet das Gedicht als eines, « das er einmal gemacht », deutet somit, Lenaus eigene Worte wiederholend, auf eine frühere Entstehung hin [1].

Aus Ischl, wo Lenau am 15. Juni eintraf und wo er bis Ende September verblieb, sandte er am 18. Juli seinem Geigenmeister K. Gross das Gedicht **Mein Herz** (220). Der Zuruf :

Sei ewig, Herz, und hochgemut!
(V. 6)

stimmt nicht zu den stets über Gichtschmerzen klagenden Briefen aus dem Juli, auch nicht zu den unmittelbar folgenden Versen :

Da hinten ruft so manche Klage,
Und vorwärts zittert manche Frage.

Den hoffnungsseligen Ton erklärt einigermassen der Dichter

---

1) Die [illegible] Gutzkow [illegible] *Wiener Eindrücken* 1845, war [illegible]. Der gewaltige Zusammenfluss von ungarischem, böhmischem, [illegible] und deutschem Adel hat Wien zu einem Orte gemacht, in welchem die Bürgerliche fortwährenden Demütigungen und Zurücksetzungen ausgesetzt [illegible]. Ich will nicht sagen, dass diese nur am Adligen haftende höhere Gesellschaft [illegible]. Diese gewaltige Adelskette [illegible], das ihr hier vom Zufall gegeben wurde. Das Publikum [illegible] die Last dieser gesellschaftlichen Prärogative und [illegible] dadurch, dass es jeden um [illegible] baronisiert, [illegible] zu adligen Graden erhebt. Es ist nicht Höflichkeit, wenn man in Österreich alle Welt *Herr von* nennt, sondern Notwehr. Es ist zu drückend, zu demütigend, inmitten dieser allgemeinen Hochgeborenheit als ein Bürgerlicher aufzutreten. Besonders äussert sich in den *Frauen* das adelige Selbstgefühl auf unschönste Art. Unwissend und oberflächlich, wie sie meistenteils sind, behaupten sie auf ihre Geburt einen solchen Stolz, dass die schönsten Formen darüber unedel erscheinen könnten. Hätte der bürgerliche Wiener nicht seinen Witz, er bliebe in dem Gefühl, von dieser vornehmen Kaste zur Kanaille gerechnet zu werden, ohne alles Gegengewicht. (Gutzkow, Ausgewählte Werke, IX, 258.

selbst im Briefe an K. Gross : « Dass Ihnen, verehrter Freund, die absolut finstern aus meinen Gedichten weniger behagen, befremdet mich nicht, muss ich vielmehr billigen. Solche Eruptionen sind bei allem Aufwande poetischer Hülfsmittel doch nur ein Selbstverkennen und- vergessen des Geistes, gleichsam ein eklatanter Bankbruch desselben, und daher dem geistestüchtigen Leser immer in gewissem Grade peinlich. Mein jüngstes Gedicht, welches hier folgt, enthält eine solche Rüge gegen mein oft zu verstortes Herz » 757). Es bedurfte der bekannten grossen Anhänglichkeit des Dichters an seinen Geigenmeister, einen « grossen Beethovenspieler », um ihn zu einem solchen Eingehen auf dessen Ansichten zu bringen Jede Ausserung seines Musiklehrers, bekennt er diesem, sei ihm von hohem Werte und bedeutend durch die Freundschaft.

Am 14. Januar 1842 sandte er das Gedicht als eine « kleine Festgabe » zu ihrem Geburtstage Emilien Reinbeck 748). Auch Emilie fand « nichts Erheiterndes » in den Versen, die sie am 14. Februar dem Musiker K. Evers nach Paris schickte, mit den Begleitworten : « Ich lege Ihnen hier ein Gedicht bei, das im Einklang mit Ihrer Stimmung sein wird, das mich gerührt hat, als ich es las und dabei an Sie dachte. Es liegt zwar nichts Erheiterndes darin, aber Gemütliches, und Sympathie des Gefühles tut oft wohler als ein fremdartiges Erheiterungsmittel, das unser Innerstes oft verletzt. Ich mochte Sie darüber phantasieren hören » [4].

Auf die spate Sendung an Emilie und den noch viel späteren Erstdruck im Morgenblatte vom 5. August 1842 sei hier besonders hingewiesen, um zu zeigen, dass Mitteilung von Gedichten in Briefen und Erstdrucke keinen Beweis für gleichzeitige Entstehung abgeben.

Der im September in Ischl geschriebene und Georg Rein-

---

[4]) *Neue Freie Presse*, N° 13636.

beck im Briefe vom 24. September als neu entstanden angekundigte 30. Gesang der Albigenser : *Ein Greis* ist wenigstens teilweise ursprunglich als lyrisches Gedicht gedacht. Dies beweist eine die ersten acht Strophen bringende Handschrift, welche die Überschrift **Vorbei** tragt. In Lenaus Lyrik ist *Vorbei* auch in die Gesamtausgabe der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur (1883) aufgenommen sowie in M. Kochs Ausgabe (I, 442). Ferner sind mehrere Varianten vorhanden. Äusserungen in den Briefen aus dem August und September 1841 stimmen zum Inhalte. Wehmutige Betrachtungen entlockt dem Dichter die Erinnerung an seinen Geburtstag : « Er hat mir das vierzigste Jahr eroffnet. Wenn Ruckert recht hat, dass mit vierzig Jahren die Hoh erklommen sei, so bin ich mit meiner Kulmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reise nach Tal verdrossen und traurig an. Ich war eben nicht fleissig genug, und der Abend uberrascht mich mitten unter meinen Wunschen, Entwurfen und Halbheiten. Sei es drum! Es herrscht in der Natur wie in der Menschengeschichte keine rechte Wirtschaft, wird vieles vergeudet und weggeworfen » (740)[1] :

Rausche Zeit, vorbei, vorbei!
Deine Opfer hab sie alle!

(V, 251).

Ähnlich klagt er Emilien Reinbeck am 24. September : « Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Versauntes und

---

[1] Ähnlich aussert sich Lenau in einem Liebesbrief an Sophie aus dem Juni 1838 (N° 452). — « Es gibt », sagt Hegel, « in der Weltgeschichte mehrere grosse Perioden der Entwickelung, die vorubergegangen sind, ohne dass sie sich fortgesetzt zu haben scheinen, nach welchen vielmehr der ganze ungeheure Gewinn der Bildung vernichtet worden und unglucklicher Weise wieder von vorne angefangen werden musste, um wieder eine der langst gewonnen gewesenen Regionen jener Bildung zu erreichen » (Werke, IX, 53 f.).

Verfehltes [1], als dass ich bei meinem angeborenen Hange zum Missmut nicht tiefer hineingeraten sollte » (745). So brachte ihm « die Vergangenheit seine Tränen wieder » (Vs 23 f.), auch ertönte ihm der « Sterbeschrei » der Natur (Vs 27). « Ich habe schon den Erdgeruch in der Nase », schreibt er an Evers, « mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter » (742). Alleinsein tut ihm not (742) wie dem Greis, der auf der einsamen, granitnen Bank lagert. Trotz aller « Schmerzen » und « Opfer » herrscht in der Weltgeschichte der « ewige Geist ». Den schaut der Dichter im « flüchtigen Tand » (Vs 29 f.). Als ewigen Geist sieht sich der Greis in den Albigensern. Dieser Geist

Lebt in andern einst gewiss
Seine Freiheit, Macht und Fülle.

(*Albigenser*, Vs 3355 f.)

Manche Bestandteile des Gedichtes *Vorbei* kehren wieder in dem Nachlassgedicht **In einer Schlucht** (517) : die Gebirgsschlucht, der Sturzbach, der Wind, der Sterbeseufzer der Natur. Der herbstliche Charakter des Gedichtes, die Schilderung der Alpennatur im allgemeinen, die Ausmalung einer Alpenszene im besonderen, der Todesgedanke machen die Entstehung während dieses letzten Aufenthaltes Lenaus im Gebirge sehr wahrscheinlich. Die ganze Natur grollt und schmäht dem im Herbst an sie herannahenden Tode. Baum und Busch halten seufzend fest am letzten Blatt, unglückselig ist das Tal über des Herbstes Sterbegebot. Und doch :

Wie gut der Tod, sie glauben's nicht.

(Vs 16.

---

[1] Hiermit zu vergleichen sind die Verse :

Dem einzlen ist, was er versäumt, verloren;
Der Menschheit auch, was einmal sie verscherzt :
Kein Augenblick wird zweimal ihr geboren,
So herb es auch die Weltgeschichte schmerzt.

(*Albigenser*, Vs 175-178. Vgl. S. 554 u. 643 dieses Werkes.)

Als « höchst melancholisch » bezeichnet Emilie Reinbeck Lenaus Brief vom 24. September aus Ischl. Dort sitze er nun ganz allein, schreibt sie am 9. Oktober Emma Niendorf, « unwohl und seinen trüben Gedanken nachhangend, mir zum tiefsten Schmerz. Hätte ich nur ein paar Engel, Trost und Hülfe zu versenden: sie mussten jetzt diese Strasse ziehen, auf der meine Gedanken hin und her irren » [1]. Er nage an seinem alten, stets wachsenden Unmut, meldet Lenau K. Evers am 24. September. Alles ist ihm storend, aufregend, auch sein Körper eine « pure Niederträchtigkeit, ein Lump. Alles stockt und wird bitter wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber » (742). Einem Freunde hatte Lenau die « letzte Ölung » geweint (*Die Tränen*, die letzte Ölung erfleht für die so schwer leidende Natur die durch eine klaglich meckernde Geiss verkörperte Tierwelt, die ewig leidet, in die unvollkommene Tiergestalt gebannt zu sein. Sie bedarf des letzten Trostes ebenso wohl wie der sterbende Mann im Kohlerhaus, dem der Priester die Sterbesakramente bringt. Wieder macht sich Schuberts Einfluss geltend.

Das Ende des Jahres 1841 verbrachte Lenau in Wien. Er schrieb im letzten Vierteljahr den Epilog zu den Albigensern, eine zweite Ziskaromanze (745). Eine dritte muss bald hinzugekommen sein, denn am 31. Mai 1842 las er in Stuttgart drei Romanzen vor [2]. Vielleicht war es in diesem Winter, dass ein Ischler Lenau aufsuchte und ihn wiederholt um eine Inschrift auf einen von ihm angelegten Brunnen bat, den er den « Rotschildbrunnen » taufen wollte. Da sagte ihm der Dichter den Vierzeiler **Auf einen Bergquell, genannt Rothschildbrunnen** (251), den uns E. Niendorf (S. 213) nach einer Mitteilung Lenaus vom 23. September 1844 aufbewahrt. Vom Winter 1841-1842 weiss Schurz II. 87 nur zu sagen,

[1] E. Niendorf, S. 50.
[2] Ebenda, S. 59.

dass nichts davon zu vermelden steht, als dass er still und sachte vorüberschlich.

Während seines Ischler Aufenthaltes (Juni-September 1841) arbeitete Lenau an der Korrektur der ersten Gesamtausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1841. Sie erschienen zur Herbstmesse bei Cotta in elegantem Taschenformat 16°, in zwei Bänden. Der erste Band bringt die Gedichte in fünfter Auflage, der zweite die Neueren Gedichte in dritter Auflage. Diese erste Gesamtausgabe enthalt nichts Neues, auch liess der Dichter die frühere Einteilung und Reihenfolge bestehen und anderte nur wenig am Texte.

LIV.

Aus der Albigenserzeit.

4. Teil. — 1842

Der Räuber im Bakony. — Das Dilemma. — Zweifel und Ruhe. — Der arme Jude. — Die Drei. — Der kriegslustige Waffenschmied. — Zuruf. — Nüchterner Blick. — In das Album einer Dame. — Das Gespenst. — Auf eine holländische Landschaft. — Der fromme Pilger. — An Wilhelmine Dilg.

Die erste Nachricht von Lenaus Leben und Arbeiten im Jahre 1842 gibt uns der erwähnte Brief an Emilie vom 14. Januar. Er ist einer der seltenen klaglosen des Dichters. Mit dem neuen Jahre hebt sich die Gesundheit, der Lebensmut und die Lust zur Arbeit. « Besonders jetzt ist wieder eine Periode des Fleisses bei mir angebrochen. Wenn ich, wie ich hoffe, bald an Ihrem traulichen Teetische sitze, werd ich öfters in mein Portefeuille langen können, um eine kleine Gabe für Eure Ohren daraus zu holen » (748). In Hinblick auf den Ausdruck « Periode des Fleisses » liegt es nahe, die Gedichte, die Lenau tatsächlich in diesem Jahre in Stuttgart vorlas und die, welche 1842 im Erstdruck erschienen, in den Anfang dieses Jahres zu rücken. Bei der Reihenfolge leiten uns in Ermangelung jedes anderen Anhaltspunktes die Erstdrucke.

Am 31. Mai, so berichtet E. Niendorf (S. 59), las Lenau in Stuttgart, wo er am 23. Mai eingetroffen, im Reinbeckschen Kreise « die Rauber in einem ungarischen Walde ». Hiermit ist **Der Räuber im Bakony** (225) gemeint, dessen Erstdruck einige Tage vorher, in Frankls *Sonntagsblättern* (22. Mai,

Nr 21), erfolgt war. « Dort sind die Schweinehirten alle Räuber », ergänzte der Dichter beim Vorlesen. Kurz nach dem Erstdruck veröffentlichte Prof. Romer in Frankls Sonntagsblättern (12. Juni, Nr 24) eine anschauliche Schilderung des Bakonyer-Waldes und dessen Bewohner. Am 5. August, bei Kerner in Weinsberg, ausserte Lenau sich naher über seine Helden : « Die ärgsten Räuber sind in Ungarn die Schweinehirten. Da treiben sie so ruhig ihre Schweine vor sich hin und gehen an dem Reisenden vorüber. Dann wenden sie sich geschwind und werfen ihm ihre Hacke ins Genick, dass er augenblicklich umfällt : Sie treffen so sicher! Sie üben sich aber auch genau, um die rechte Stelle zu finden, im Werfen nach jungen Eichenstämmen. Auch die Schweine treffen sie so. Wenn man eins heraussucht aus der Herde — mitten heraus, mit einem Wurfe fällt es um » (1).

Einen neuen Typus seiner ungarischen Heimat führt Lenau hier in die Dichtung ein. Er eignet sich nicht, wie der Zigeuner und der Husar, zu einem romantischen Helden. Auch schildert ihn der Dichter ganz objektiv im Gegensatz zum Räuber der Puszta, den er mit einem romantischen Glanze umgibt.

Am 19. Juni 1842 erschien in Frankls Sonntagsblattern **Das Dilemma** (224), das in der Ausgabe von 1844 unmittelbar auf den *Räuber im Bakony* folgt. Mit

Er streckt dir sein Dilemma stracks entgegen

ist Hegel gemeint, der in seiner *Lehre vom Sein* zunächst die Frage aufwirft : « Womit muss der Anfang der Wissenschaft gemacht werden? » Der Anfang der Philosophie muss entweder ein *Vermitteltes* oder *Unmittelbares* sein. Ist er ein *Vermitteltes*, so fehlt der Anfang, ist er ein *Unmittelbares*, so fehlt die Begründung. Damit hängt die « in der Bildung der Zeit so wichtig erscheinende Frage » zusammen, « ob das Wissen der

(1) L. Mendorf, S. 137 f.

Wahrheit ein unmittelbares, schlechthin anfangendes Wissen, ein Glauben, oder aber ein vermitteltes Wissen sei » [1]. Am 20. April ausserte Lenau Max Löwenthal gegenüber, die erhabenen Gedanken eines Hegel, in der trockenen Philosophensprache der Paragraphen vorgebracht, machten grösseren Eindruck auf ihn, als wenn er sie bei Shakespeare fände [2].

Die sieghafte Macht des Zweifels verherrlicht wie die Albigenser das am 5. Juli im Morgenblatt erschienene Gedicht **Zweifel und Ruhe** (219). In der Hegelschen « Negation » sah Lenau etwas Grossartiges. « Es ist der Nord, der die Luft reinigt », sagte er am 4. August bei Kerner [3] und am 27. September zu Max Löwenthal : « Überhaupt ist es doch etwas Schönes um die Zeit, wo alles, woran Jahrtausende geglaubt und fortgebaut haben, in Frage gestellt wird » [4]. Das Gedicht geht auf Hegels Einleitung zu seiner *Phänomenologie des Geistes* zurück, wo er ausführt, dass der auf den ganzen Umfang des erscheinenden Wissens sich richtende Skeptizismus keineswegs nihilistisch sei. Das Endergebnis der Verneinung ist keineswegs ein Nichts, sondern eine neue, höhere Wahrheit. Der Verlust jeder bestimmten Wahrheit ist der Gewinn einer neuen, ebenfalls bestimmten. Lenaus *Ruhe* ist Hegels *Ziel*. Das *Ziel* ist der Punkt, über welchen das Bewusstsein nicht mehr hinaus kann, worin es Ruhe und Befriedigung findet [5]. Der « ewige Quell » (Vs 35) versinnbildlicht Hegels Einheitslehre :

> Da unten strömt der ew'ge Quell,
> Da klingt es hold, da strahlt es hell,
> Er schaut den Brunnen und das Meer,
> Und frägt nicht mehr : wohin? woher?
>
> (Vs 35-38).

---

(1) Hegel., Werke, III, 59 f.
(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 217.
(3) E. Niendorf, S. 130.
(4) *Lenau und Löwenthal*, S. 231.
(5) Hegel., Werke, II, 63-66.

Am 27. Juli brachte das Morgenblatt das Gedicht **Der arme Jude** (308), das Lenau am 31. Mai, zugleich mit dem *Räuber im Bakony*, in Stuttgart vorlas, mit seiner « melancholischen, wasserfallähnlichen Stimme » (1). Er bezeichnete es den schwäbischen Freunden als ein « Lebensbild », das jedoch bei weitem nicht so gegenständlich ist als das des räuberischen Schweinehirten. Die Sympathie mit dem Helden bricht durch: der Glanz poetischer Verklärung umstrahlt ihn, von dem zum Überfluss ein Licht auf das ganze Volk fällt, auch auf den Teil, der sich ein « papierenes Jerusalem » (I, Vs 13) gebaut. Die so glücklich anhebende Schilderung des Gegensatzes zwischen dem armen und dem reichen Juden bricht leider plötzlich ab mit der Schlusswendung :

> Aber alle seid ihr leider
> Ein geknicktes Volk geblieben.
>
> (I, Vs 19 f.)

Es folgt darauf die poetisch viel weniger dankbare und dem Dichter auch wenig geglückte Ausmalung des Gegensatzes zwischen Jud und Christ. Der Mangel einer einheitlichen Durchführung findet sich bemerkenswerter Weise auch im *Ahasver* und im *Ewigen Juden*.

Ein Ungenannter berichtet im *Pester Lloyd* (1850, Nr 263) von einem Gespräche im Kleylischen Hause über Hegels Definition der Gottheit, wobei man auf das Kapitel der konfessionellen Unterschiede und somit auf die Gleichstellung der Juden kam. Dabei ausserte Lenau, die Juden-Emanzipation dürfe nicht die Aufgabe des Augenblicks sein, weil sie eine Frage von ebenso grosser politischer als religiöser Bedeutung sei. Das Judentum sei der Glaube eines festgeschlossenen, seit vielen Jahrhunderten unvermischten Volkstums. Unleugbar erkenne der Mosaismus Gebräuche und Ansichten an, die dem

(1) E. Niendorf, S. 59.

Geiste der christlich-staatlichen Gesellschaft widerstrebten. Das Höchste, was man also in der Gegenwart vom Juden verlangen könne, sei ein Ablegen dieser Gebräuche, als Entgelt für die neuen Rechte, die ihm jene Gesellschaft gewahren würde. Eine unbillige Forderung sei es aber, nebstbei zu verlangen, dass er sich taufen lassen solle. — Ganz stimmt diese Ansicht von der jüdischen Religion mit der Hegelschen überein, wie Hegel sie in seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Religion* [1] entwickelt.

Der diesjährige Stuttgarter Aufenthalt Lenaus vom 23. Mai bis 10. August war neben der Arbeit an *Mischka* und an *Ziska* der letzten Feile an den Albigensern gewidmet, deren Druck Mitte Juli beendet war, und die zur Herbstmesse erschienen. Als Zuwachs letzter Zeit, d. h. seit 1840, nennt er in einem Briefe vom 19. April an Georg Reinbeck : « eine lyrische Introduktion, einige erzählende Gesänge, als : Mönch und Ritter; Jacques (ein Schneider ; Graf von Foix; eine Vision und endlich einen das Ganze kommentierenden Epilog » (750). Vor und während der Druckberichtigung liegt er fleissig der Verbesserung und Ausfeilung des Albigensermanuskriptes ob. Das Epos beschäftigte seinen Dichter so ausschliesslich und anhaltend, meldet Emilie Reinbeck am 10. Juli Emma Niendorf (S. 145), dass er sonst zu nichts käme. So ganz klebten seine Gedanken an dieser Arbeit, teilt er im Juni Mayer mit, dass er auch nicht auf einen Tag abkommen könne (761). Die Albigenser hatten seine ganze Kraft und Besinnung für sich in Anspruch genommen, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren sie überhaupt fähig, bescheidet er Schurz am 13. Juli (765). Ausführlich unterrichtet er Sophie am 13. Juli. « Ich aber war die ganze Zeit über ausschliessend und höchst eifrig mit meinen Albigensern beschäftigt, von denen ich bereits

---

[1] Hegel, Werke, XII, 39-82. Die *Religion der Erhabenheit* nennt Regel die jüdische, im Gegensatz zur Religion der Schönheit, der griechischen, und zur Religion der Zweckmässigkeit, der römischen.

die letzte Revision auf dem Tisch habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen, unklar; und erst als ich die gedruckte Korrektur vor Augen hatte, stiess ich auf die grössten Übelstände, und ich musste mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei Uhr in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muss, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Mass von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gut geheilte Beinbrüche » (764).

In diese Zeit passen die Gedichte hinein, die in Ton und Inhalt mit den Albigensern zusammenklingen, ja mitunter als Stücke erscheinen, welche die letzte Feile ausgeschaltet hat. Sie bilden das « einige andere », das laut Lenaus Brief an Sophie vom 28. Juni bei der Durchsicht des Epos entstanden (760).

Das Gedicht **Die Drei** (418) reiht sich an den elften Gesang, *Ein Schlachtfeld*, an und führt in einem besonderen Bilde die dort eingeflochtene Vision der Geier aus, wie sie auf dem weiten, leichenübersäten Felde eine reichliche Mahlzeit halten. Zurück geht das Bild auf *Hesekiel*, Kapitel 39, Vers 17-20, namentlich auf Vers 20 : « Sattiget auch nun über meinem Tisch von Rossen und Reutern, von starken und allerlei Kriegsleuten, spricht der Herr Herr ». — Nach dem Muster dieses markigen Reiterliedes dichtete Moritz Hartmann das gleichbetitelte *Die Drei* und ein zweites *Drei Reiter* (1).

« Gewaltige Reime mit dem Schwerte » (2) schlagt **Der kriegslustige Waffenschmied** (411) wie der eine der

---

1) Hartmann, Werke, I, 50. 173.

2) *Die Albigenser*, Vs 2074.

Zwei Troubadours [1], der « kriegerisch Entbrannte » [2]. Er « reimt gut mit seiner Klinge » [3] wie der kreuzgeschmückte Ritter im Albigensergesange *Umsonst*, dessen Anfangsverse das Thema des Gedichtes anschlagen :

> Mein guter Degen, wie du voll Verdruss
> Im Winkel ruhst, schier wie der Hecht im Dürren ;
> Du Eisenfisch, sollst bald vor Freude schwirren
> Und lustig tanzen mir im roten Fluss.
>
> (Vs 3073-76.)

Fühlbarer ist jedoch noch die Übereinstimmung mit dem Kriegsgesang, den die « zweite Stimme » aus der Wüste im zweiten Teile des einleitenden *Nachtgesanges* anhebt (Vs 128-154) :

> Hasse herzhaft ! rüste dich zum Streite !

Die Welt braucht Waffen. Kein Liebeslacheln des Friedens kann helfen. Entnervende Lüste verseuchen die Menschheit. Nur das Schwert kann sie heilen, nur der Krieg kann das Elend hinwegfegen. Bluten sollen die Herzen der Despoten.

Die von Jugend an in Lenau schlummernde Begeisterung für kriegerische Waffentaten gewinnt eine theoretische Unterlage durch Hegels Apologie des Krieges, die sein ganzes Werk durchzieht. Bereits in einer seiner ersten Abhandlungen betont er die Notwendigkeit des Krieges, der « ebenso die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen die Bestimmtheiten und gegen das Angewöhnen und Festwerden derselben erhält, als die Bewegung der Winde die Seen vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Stille, wie die Völker

---

[1] *Die Albigenser*, 14. Gesang.
[2] Ebenda, Vs 2089.
[3] Ebenda, Vs 2119.

ein dauernder, oder gar ‘ ein ewiger Frieden ’ versetzen würde » (1).

In der *Phänomenologie des Geistes* führt er aus, dass wenn die Einzelinteressen sich isolieren, das Gemeinwohl überwuchern und das Ganze gefährden, die Regierung die *Pflicht* habe, die Gesundheit des Volkes von Zeit zu Zeit durch kriegerische Erschütterungen zu erneuern und zu verjüngen. Um die « sich isolierenden Systeme nicht in dieses Isolieren einwurzeln und festwerden, hierdurch das Ganze aus einander fallen und den Geist verfliegen zu lassen, hat die Regierung sie in ihrem Innern von Zeit zu Zeit durch die Kriege zu erschüttern, ihre sich zurechtgemachte Ordnung und Recht der Selbstständigkeit dadurch zu verletzen und zu verwirren, den Individuen aber, die sich darin vertiefend vom Ganzen losreissen und dem unverletzbaren *Fürsichseyn* und der Sicherheit der Person zustreben, in jener auferlegten Arbeit ihren Herrn, den Tod, zu fühlen zu geben. Der Geist wehrt durch diese Auflösung der Form des Bestehens das Versinken in das natürliche Dasein aus dem sittlichen ab, und erhalt und erhebt das Selbst seines Bewusstseins in die *Freiheit* und in seine *Kraft* ». (Werke II, 339.)

Am ausführlichsten verbreitet sich Hegel über das Thema in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Der Krieg ist nicht nur eine Notwendigkeit, sondern hat auch eine sittliche Berechtigung. Die Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge bleibt ohne den Krieg eine erbauliche Redensart: im Kriege wird das Vergängliche der Güter dieser Welt erlebt und erfahren, nur in ihm erfährt der Mensch, dass es niedere und hohere Dinge gibt, und dass jene diesen aufgeopfert werden mussen (VIII, 417 ff.). Am klarsten druckt Hegel sich im *Zusatz* zum Paragraphen 324 der *Philosophie des Rechtes* aus. « Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle

(1) *Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts* u. s. w. Werke, I, 373.

Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknöchern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Teile in sich hart werden, so ist der Tod da. Ewiger Friede wird häufig als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. *Kant* hat so einen Fürstenbund vorgeschlagen, der die Streitigkeiten der Staaten schlichten sollte, und die heilige Allianz hatte die Absicht, ungefähr ein solches Institut zu sein. Allein der Staat ist Individuum und in der Individualität ist die Negation wesentlich enthalten. Wenn also eine Anzahl von Staaten sich zu einer Familie macht, so muss sich dieser Verein als Individualität einen Gegensatz kreiren und einen Feind erzeugen. Aus den Kriegen gehen die Völker nicht allein gestärkt hervor, sondern Nationen, die in sich unverträglich sind, gewinnen durch Kriege nach Aussen Ruhe im Inneren. Allerdings kommt durch den Krieg Unsicherheit ins Eigentum, aber diese *reale* Unsicherheit ist nichts als die Bewegung, die notwendig ist. Man hört so viel auf den Kanzeln von der Unsicherheit, Eitelkeit und Unstätigkeit zeitlicher Dinge sprechen, aber jeder denkt dabei, so gerührt er auch ist, ich werde doch das Meinige behalten. Kommt nun aber diese Unsicherheit in Form von Husaren mit blanken Säbeln wirklich zur Sprache und ist es Ernst damit, dann wendet sich jene gerührte Erbaulichkeit, die Alles vorhersagte, dazu, Flüche über die Eroberer auszusprechen. Trotzdem aber finden Kriege, wo sie in der Natur der Sache liegen, statt; die Saaten schiessen wieder auf, und das Gerede verstummt vor den ernsten Wiederholungen der Geschichte (. VIII, 449 f.).

Alle diese Gedanken finden wir in Lenaus Gedicht wieder. Der Friede ist ein » falscher Engel « Vs 9), der das Menschenleben » still verwahrlost, sanft verwüstet « Vs 14).

Alles hängt voll Spinnenweben Vs 15
Unkraut wuchert auf zu Wäldern Vs 10).

Der dazwischen fahrende Krieg erfrischt die Welt (Vs 20).

Am deutlichsten erscheint die Spur vom Studium Hegels in der 6. Strophe :

Feige Lüge aus dem Herzen
Treibt der Krieg, der offne, scharfe,
Weil der Tod zerreisst die Larve,
Weil die Wunden ehrlich schmerzen.

Die « feige Lüge » ist eben die fromme Redensart von der Eitelkeit der irdischen Güter. Die « frische Luft der Wahrheit » (Vs 26) bringen die « Husaren mit blanken Säbeln ».

Das schärfste, wildeste Kriegslied, das ganz vom Geiste der Albigenser durchtränkt, ist das Nachlassgedicht **Zuruf** (515). Der Mangel an Einheitlichkeit erklärt sich vielleicht dadurch, dass es aus Abfällen aus den Albigensern zusammengesetzt ist. Die scharfe Anklage gegen die Orthodoxie (Vs 25-32) hat manches Seitenstück in den Albigensern. So in dem Fluche des greisen Balduin (Vs 1649-1672), in dem « Unkenlied des Zweifels » (Vs 1791-1830) und besonders in dem Liede, das der Mönch von Montaudon gegen das « Pfaffentum » anstimmt (Vs 1221-1250), die « allerschlimmste Schlange », die « der freien Lust an Gott ins Herz den gift'gen Zahn » sticht; auf demselben Vergleiche beruht die Schilderung des « Ungeheuers » (Vs 29) in *Zuruf*. Das « Panier im Freiheitslager » bleibt rein, wenn auch « mancher Streiter nicht rein des Schmutzes » (Vs 22 f.). Ein solcher ist in den Albigensern der Graf von Foix, von dem es heisst :

Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
Fehlt auch der Tor, der frevelnde, nicht,
Der von der Fessel zwar los sich reisst,
Doch mit der Fessel zugleich vom Geist.

(Vs 2329-2332.)

Wiederum bietet auch der Gesang der zweiten Stimme in der Wüste (Vs 128-140) manche Berührungspunkte :

Waffen braucht die Welt; kein Liebeslächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär 's ein Lächeln auch wie das vordem
Auf dem Kreuze zu Jerusalem.

Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachtgetümmel muss ihn offenbaren,

so singt diese Stimme und gleichlautend ertönt in *Zuruf* der Schrei nach « Dolchen », um die Menschheit zu erlösen (Vs 34) und nach dem Messias, der diesmal kommen soll, den Bösen zu erschlagen (Vs 36) :

Dein Tod am Kreuz, o Christus, ist verloren,
Wenn du nicht wieder kommst für unsre Nöten.
Prophet, hat uns das Völkerleid geschworen,
Messias, dass du diesmal kommst, zu töten.

(Vs 37-40)

Auch die Albigenser verachteten « jeglich Bild, zumeist das Kreuzeszeichen » (Vs 1185), und der Traum des Papstes Innocenz vom Verfalle des Glaubens (Vs 925-938) wird zum Schlusse des Gedichtes *Zuruf* als Wirklichkeit geschildert.

Wiederum ist hier Hegels Einfluss von einleuchtender Kraft. In der mittelalterlichen Kirche sieht Hegel eine « vollkommene Verrückung » alles dessen, was als gut und sittlich in der christlichen Kirche anerkannt wird. Nur ausserliche Forderungen werden an den Menschen gestellt, und diesen wird auf ausserliche Weise genügt, das Äusserliche, sogar Unsittliche zum Heiligen geweiht, für alle Willkür, allen Frevel, alle Laster Ablass erteilt, der aussere, geistlose Zwangsglaube an die Stelle des christlichen Gehorsams gesetzt, Christus zu Gunsten Marias und der Heiligen auf Seite gestellt, die geistige Gewalt durch eine geistliche ersetzt [1]. Der Idee des Geistes wurde gleichsam das Herz durchstochen, durch die Unterwerfung der weltlichen Macht wurde die Kirche Theokratie, wurde so selbst weltlich — und « zwar die graulichste, barbarischste Wirklichkeit...

---

[1] HEGEL, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Werke, IX, 386-390.

Abscheuliche Sitten und schlechte Leidenschaften, Willkür, Wollust, Bestechung, Liederlichkeit, Habsucht, Laster haben sich in ihr eingefunden; und sie hat das Verhältnis der Herrschaft gegründet und festgehalten. Dieser Ruin der übersinnlichen Welt, als vorgestellt und als gegenwärtige Kirche, ist es, der den Menschen hat treiben müssen aus einem solchen Tempel, Allerheiligsten, das verendlicht wurde [1] ».

Im Strauchgewirr von Glauben, Recht und Sitte
Ein Ungeheuer liegt in Schlangenringen,
. . . . . .
Ein kaltes, plumpes, blödes Ungeheuer,
Das Herzen frisst und saugt Gehirne trocken,
Das ewig wälzt, ein träger Wiederkäuer,
Des Elends mittelalterliche Brocken.

(V. 25 f., 29-32.)

Hegels Anschauung geben auch die Verse wieder :

Sie fingen auf das Blut von deinen Hüften,
Die Welt zu tränken mit gefälschter Schale,
Die Welt damit zur Feigheit zu vergiften,
Sie krankt vom Opium in deinem Grale [2].

(Vs 41-44.)

Als eine Verrückung des wahrhaft Sittlichen sieht Hegel die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams an. Höher als die Ehe gelte Ehelosigkeit, höher als Tätigkeit Trägheit, höher als der wahre Gehorsam der Freiheit der blinde und unbedingte der Unfreiheit. Das Verhältnis der « Weltlichkeit » zur Kirche bezeichnet er als ein « geistloses, willenloses und einsichtsloses ». Die Kirche vertrat die Stelle des

---

[1] Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, Werke, XV, 207 f.

[2] Vgl. *Der Indianerzug*, Vs 15 f. :

Sie brachten uns das Heil am Kreuzesstamme,
Den Mut zur Rache an das Kreuz zu schlagen.

Gewissens, leitete die Individuen wie Kinder, erhob die absolute Unfreiheit zum Gesetze (IX, 387-89).

« Zürnend mächtige Worte » warf Lenau nach dem Berichte von E. Niendorf (S. 66 f.) in ein am 28. Juni im Reinbeckschen Garten stattgefundenes Gespräch über Religionssachen hinein. Die Pfaffen seien um nichts besser als im Mittelalter. Die Hegelianer und alle die Leute seien nicht so zu fürchten wie die Hierarchisten. Darum begünstige er jene, weil sie gegen den Fanatismus kämpften.

In Stuttgart lernte Lenau zu dieser Zeit den wegen politischer Verdächtigung aus München ausgewiesenen Berliner Doktor Ehrenbaum kennen, der ein starker Hegelianer war und die Sprache der Schule vollkommen in seiner Gewalt hatte. Trefflich unterhielt er sich mit ihm und nennt dessen Urteile geschmackvoll und treffend (1).

Das « Ungeheuer » kehrt wieder im Gedichte **Nüchterner Blick** (222), das in L. Wihls *Jahrbuch für Kunst* und Poesie (1843) im Erstdruck erschien. Jenes Ungeheuer (Vs 20 ist

> des Mittelalters Glaube,
> Ein Ungetüm, das einst von Land zu Land
> Verheerend zog...
>
> (Vs 13-15.)

Es wird gefüttert in den Münstern, die « der klugen Zeit ein Grauen » (Vs 18). Im September 1842 sprach Lenau sich gegen den Kölner Dombau aus; es heisse nichts, so in die alte Zeit hineinzupfuschen, und er sei dabei gleicher Meinung mit Uhland (2). Ähnlich soll er sich im Mai 1843 L. Mielichhofer gegenüber geaussert und ausführlich begründet haben, wie jeder gotische Bau in unserer Zeit eine Lüge sei (3).

---

(1) *Lenau und Lorentheil*, S. 228 f.

(2) *Lenau und Lorentheil*, S. 230.

(3) L. Mielichhofer, *Lenaus Besuch in Augsburg bei Salzburg*, in Franklis *Sonntagsblättern*, 28. Juni 1846, auch in dem *Wanderer*, 17. April 1856. Roustan (S. 303 f.) gibt das Gespräch ausführlich in französischer Übersetzung wieder.

Mayer berichtet (S. 78), dass der jugendliche Niembsch wenig Neigung für die mittelalterliche Baukunst zeigte. Später wechselte er seine Ansicht, namentlich unter dem Einflusse Kerners, dem er viel Schönes über das Mittelalter schreibt (597) sowie auch an Sophie (681). Im Albigensergesang *Das Vogelnest* verherrlicht er noch die mittelalterliche Baukunst. Einen neuen Umschwung bewirkte wohl das Studium Hegels. Hegel läutet die Schandglocke über das ganze Mittelalter. Es ist eine Abgeschmacktheit unserer Zeit, meint er, die Vortrefflichkeit des Mittelalters zum Schlagwort machen zu wollen. Die sprichwörtliche Ehrlichkeit des Mittelalters ist, näher in der Geschichte betrachtet, eine wahre punica fides oder graeca fides zu nennen, denn diese Treue ist nur ihren Leidenschaften getreu, untreu aber dem Reich, dem Fürsten. Es ist die ungebildetste, roheste Vorstellung über Weltliches und Geistiges vorhanden, grausames Wüten der Leidenschaft und christliche Heiligkeit, welche allem Weltlichen entsagt und sich ganz dem Heiligen widmet. Betrugvoll und widersprechend ist dieses Mittelalter, denn es bildet ein empörendes Schauspiel, die Gegensätze tiefen Aberglaubens und heiliger Frömmigkeit zusammengeschlossen zu sehen. Gleichsam ein böses Gewissen hat damals die Christenheit durchschaudert. In diesem Zustande war nichts als Rechtslosigkeit, Gewalt, Trug und List bei den Menschen anzutreffen. Jede Tugend war dieser Zeit fremd, und so hatte *virtus* seine eigentliche Bedeutung verloren : es hiess im Gebrauch nichts anderes als Gewalt und Zwang. In gleicher Verdorbenheit befand sich die Geistlichkeit, und die schlechtesten Menschen kamen in den Besitz von geistlichen Stellen. Überall herrschte Lasterhaftigkeit, Gewissenlosigkeit, Schamlosigkeit, eine Zerrissenheit, deren weitläufiges Bild die ganze Geschichte der Zeit gibt [1].

Bodenlos war die Wissenschaft des Mittelalters, die Schola-

[1] Hegel, *Philosophie der Geschichte*, Werke IX, 381-83, 389.

stik eine ganz barbarische Philosophie des Verstandes, ohne realen Stoff, Inhalt, ja eine ganzliche Verirrung des Verstandes in dem Knorren der nordisch-germanischen Natur. – Es hilft nichts, das Mittelalter eine barbarische Zeit zu nennen. Es ist eine eigentumliche Art der Barbarei, nicht der unbefangenen, rohen, — sondern die hochste Idee und die hochste Bildung zur Barbarei geworden: was eben die grasslichste Gestalt der Barbarei und Verkehrung ist, [illegible] die absolute Idee, und zwar durchs Denken, zu verkehren [illegible]. – Auch die mittelalterliche Kunst fuhrt die Richtung des Gemutes nach dem Himmlischen bis zu dem Äussersten hin, dass uberhaupt das Menschliche und Weltliche, auch wenn es in sich selbst sittlicher und vernünftiger Art ist, zurückgestellt und verschmaht wird. Die Hauptaufgabe der Malerei besteht darin, die Seligkeit der Marter, den widerwartigen Zerfleischungen des Fleisches gegenuber, auszudrucken. Die Skulptur hebt vorzugsweise das Schmerzliche und Verzerrte heraus [illegible] An – Nuchternheit lasst Hegels Blick ins Mittelalter gewiss nichts zu wunschen ubrig.

Die vier ersten Verse des Gedichtes entsprechen einem Vergleich, den Lenau bereits im Einschreibbuchel von 1838 bringt. – Die abgelegte steinerne Garderobe der Natur [illegible] ausgestorbener Tiergattungen Petrefakte [illegible]. Auch der Greis in den Albigensern schaut

Erweitert in grossen Schreckenszügen.

V. S.

Kurz vor seiner Abreise aus Stuttgart, gelegentlich eines Besuches im Schlosse von Öhringen am 22. Juli, schrieb Lenau in das Album der Schlossherrin den Vierzeiler **In das Album einer Dame** [illegible], den uns E. Niendorf S. 126 aufbewahrt.

---

[1] Hegel, *Geschichte der Philosophie*, Werke XV, 198-200.

[2] Hegel, *Ästhetik*, Werke X, 2te Ausgabe, S. 148.

[3] *Lenau und Lenauiana*, S. 526.

Am 10. August erfolgte die Abreise aus Stuttgart in sehr mürrischer Stimmung, am 15. die Ankunft in Wien. Hier arbeitete Lenau weiter an den Ziskaromanzen, die er zu Ende führte. Am 9. September kündigt er Emilien Reinbeck auch die baldige Vollendung von *Mischka an der Marosch* an. Eine Abschrift des vollendeten *Mischka* sendet er am 2. November Marietten Zöppritz, Emiliens Schwester. Vorzüglich beurteilt er selbst die neue Dichtung. Sie ist ganz im Tone seiner älteren ungarischen Bilder gehalten, voll jugendlich frischer Naturmittel und trägt an der Stirne eine Ursprünglichkeit, welche die spekulativen Bocksprünge der Albigenser nicht geschwacht haben (775).

Die auffällige Rückkehr Lenaus im Jahre 1842 zu ungarischen Stoffen bekundet nicht nur *Mischka* sondern auch die vorhin erwähnten Gedichte Der *Räuber im Bakony* und *Die Drei*. R. Gragger erklärt diese Wendung dadurch, dass die aufblühende ungarische Nationalliteratur und die deutsche Dichtung mit ungarischem Hintergrund Lenaus Ehrgeiz aufgestachelt (1). Auch der mächtige Aufschwung des nationalen Bewusstseins in Ungarn muss hier in Betracht gezogen werden. Er hatte zur Folge, dass Lenau des Abfalls von seinem Volkstum (?) angeklagt wurde, weil er in deutscher Sprache dichtete. « Freilich würde man ebenfalls », teilte er K. Beck mit, « ein bischen geschmollt haben, wenn ich englisch oder französisch schrieb; aber in deutscher Sprache dichten, das war unzweifelhaft Todsünde, trotziger Aufruhr gegen den heiligen Geist. Und hätte man noch zehnmal hingebender die prächtige Romantik der Heimat besungen — jedes Anrecht auf Anerkennung und Dank blieb verscherzt » (2).

Lenaus neue Dichtung in ungarischer Gewandung weist einen demokratischen Zug auf, den sie mit der ungarischen

---

(1) R. Gragger, *Mischka an der Marosch* in *Philologiai Dolgozatok*. Budapest, 1912, S. 208-227.

(2) *Pester Lloyd*, 1863, Nr 226.

Dichtung der Zeit gemeinsam hat. Der Verführer von Mischkas Tochter Mira ist ein Adeliger. Er verlässt die Geliebte, weil seine Liebe zu einem Zigeunermädchen in « einer Schilderei von den Adeligen seines Blutes verhöhnt ward ». Das Bild zeigte den altberühmten Waffenbaum, Ruhm und Glanz auf jedem Zweige tragend, und daneben ein schlechtes, dürres Galgenholz, auf dem Galgen hinter Galgen zu schauen, und an jedem hangend ein Zigeuner.

Verwandte Motive weist die erst im Nachlass erschienene Ballade **Das Gespenst** [525] auf. Hier wie in *Mischka* stehen Adel und Volk einander gegenüber, furchtbare Rache ereilt die adeligen Verbrecher, Zigeunergeigen erklingen toll im alten Adelsnest. Das Gespenst des Gutsherrn, das im verlassenen Schlosse spukt, dient den ungarischen Hirten, Raubern und Zigeunern nur mehr als « Pandurenscheuche » (Vs 43). Alle Ehrfurcht und Achtung hat der Adel eingebusst; er zahlt nicht mehr mit. Die Verse 41-42 :

Der Alte übte Raub und Trutz
Im Dickicht finstrer Adelsbrauche

sind durch schlagende Beispiele im unveröffentlichten Tagebuch von M. Lowenthal (Nr 1 und 75) belegt, und K. Beck gegenüber soll Lenau geaussert haben, ihm graue vor dem selbstsuchtigen, ungarischen Adel. « Mit Hilfe schamloser Rechtsverdreher Prozesse anstrengen, seine Bauern mit Frohndiensten uberburden, seine Glaubiger mit Hunden uber den Schlosshof hetzen, Brucken und Zollschranken unentgeltlich passieren, so versteht man — wir schreiben 1843 — seine Landesverfassung » [1]. So erklart sich, dass Lenau ein zweites Gedicht gegen den Adel in ungarischem Gewande geschrieben hat. — In *steuert* statt *feuert* (Vs 11) hat sich der Herausgeber des Nachlasses eine arge Textentstellung zu Schulden kommen lassen.

---

[1] *Pester Lloyd*, 1863, Nr 226.

Eine Frucht des Herbstes 1842 ist wahrscheinlich **Auf eine holländische Landschaft** (225). Man wäre sehr versucht, das Gedicht in die Zeit der holländischen Reise zu versetzen, um so mehr da die kalt-ironische Landschaftsbetrachtung ganz übereinstimmt mit den Schilderungen in Lenaus Briefen aus der Zeit. In der holländischen Landschaft sieht er das Sinnbild der « steifen, trockenen, kalten, leblosen, gleichgültigen Holländer » (108). Die im Gedichte erwähnten Windmühlen allein könnten ihn aus dem Lande vertreiben. « Mir wird übel, wenn ich lange einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgespreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick » (107). Beachten wir jedoch, dass die Handschrift die Überschrift *Herbstbild* bringt, dass der Erstdruck am 10. Dezember 1842 in der Wiener Zeitschrift (1) erfolgte, dass dort der Überschrift *Auf eine holländische Landschaft* die Bezeichnung « Ein Scherz » beigegeben ist, so wird die Andeutung von Schurz (I, 195) und Grün (S. 36), das Gedicht sei auf der Hinreise nach Amerika entstanden, hinfällig. Übrigens ist es eher ein allgemeines Herbstlied als eine holländische Landschaftsschilderung, eine ganz sachliche Naturbeschreibung, wie sie sich selten bei Lenau findet.

Volle Aufklärung bringt die mir erst nachträglich bekannt gewordene Mitteilung von M. Hartmann : « Immer war irgend ein kleiner poetischer Gegenstand um ihn, z. B. eine kleine holländische Landschaft, die ganz unscheinbar aussah, aber bei näherer Betrachtung ein Bild voll inniger Poesie und Naturleben wurde » (2). Das Gedicht ist keine genaue Beschreibung

(1) Diese brachte im Erstdruck 42 Gedichte Lenaus aus den Jahren 1830 bis 1843. Erstdrucke, die bisher unbekannt geblieben.

(2) M. H. von Gildern (M. Hartmann), *Nicolaus Lenau*. Die Grenzboten. IV. Jahrgang 1845. 2. Semester. 3. Band. S. 186 f.). Dort findet sich auch die S. 216 dieses Werkes Fussnote 1 als unbekannt angegebene Quelle.

des Bildes, es kommen Züge hinzu, die aus der Erinnerung an eine gesehene Landschaft geschöpft sind. Man beachte, dass Lenau im Sommer (Juli) 1832 in Holland war.

Ganz gegenständlich ist auch das Gedicht **Der fromme Pilger** (19) gehalten, dessen Erstdruck bald auf den des vorigen, am 14. Februar 1843 in der Wiener Zeitschrift, erfolgte. Es ist einem Kreuzritter in den Mund gelegt und stammt aus Lenaus Arbeit an einem Trauerspiele *Balduin*, worin uns das Einschreibbüchel von 1838 einen Blick eröffnet. Im ersten Akte geloben Balduin und sein Bruder eine Kreuzfahrt. Sie nehmen Abschied von der kranken Arnoldine (2), wobei sie Ringe wechseln. Balduins und Arnoldinens Wesen drückt sich aus in ihren Reden über das heilige Grab [1]. Die Beschäftigung mit diesem Trauerspielstoffe ist bis in das Jahr 1843 hinein bezeugt, laut Lenaus Mitteilung an Emilie vom 20. September 1843, dass Balduin nicht aufgegeben (805). Unmöglich ist nicht, dass auch bei diesem Pilgergedichte ein Satz Hegels anregend gewirkt. » Es ist schön, das Kreuzfahrerheer, als sie Jerusalem ansichtig waren, alle betend, Busse thuend, ihr Herz zerknirschend auf die Stirne fallen und anbeten zu sehen « (XV, 202). In seiner Betrachtung der Kreuzzüge nennt Hegel das heilige Land die » Hauptreliquie « und schildert eingehend seine Bedeutung für die damalige Christenheit (IX, 395-403).

Die Entstehung eines Gelegenheitsgedichtes im Dezember 1842. **An Wilhelmine Dilg** (526), das noch einmal der » holden, treuen Mutter « gedenkt, erklärt Lenau selbst Emilien am 14. Dezember: » Neulich erlebte ich eine hübsche Freude. Ich war bei meiner Schwester Therese zu Tisch und traf dort ein Fräulein Dilg, eine entfernte Verwandte und vertraute Freundin meiner Stiefschwester Marie. Bei Tisch zeigte sie mir plötzlich ein Ringlein und erzählte mir, sie habe solches von meiner Schwester auf vieles Bitten zum Geschenke

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 541.

erhalten, und es sei dasselbe, das meine selige Mutter bei meiner Geburt am Finger getragen. Auf meine Äusserung, dass ich sie um diesen Besitz beneidete, gab sie mir das teure Andenken. Dafür werd ich der Geberin die Taschenausgabe meiner Gedichte verehren. Beim Anblick des Ringes ergriff mich eine seltsame Wehmut und Freude zugleich. Solche Reliquien sind von unschatzbarem Werte. Ihr Herz, liebe Emilie, weiss wohl, was darin liegt » (776).

In einer Charakteristik Lenaus in der Augsburger Allgemeinen Zeitung [1] hatte A. Pfizer als Hauptkennzeichen seiner Dichtung die « melancholische Skepsis » bezeichnet. Diese Bezeichnung hat den Dichter « getroffen wie ein höchstes logisches Gericht, wie ein abstrakter Zauberschlag, durch welchen mir mein Wesen erschlossen, die ehernen Schranken meiner Individualitat sichtbar wurden » (775). Die Zweifelsucht tritt vom Jahre 1839 an ganz in den Vordergrund seiner Poesie, und seinen « *angebornen* Hang zum Missmut » bezeugt er selbst im Schreiben an Emilie vom 24. September 1841.

> *Dir* hat, dem Hochbegabten, Reichen,
> Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
> Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
> Auf deine Stirne scharf geprägt.
>
> (*Savonarola*, Vs 1489-1492).

---

[1] Jahrgang 1842, Nr 324-326 « Das Hauptthema wie der Grundton von Lenaus gesamter Poesie ist unseres Erachtens melancholische Skepsis oder skeptische Melancholie Lenaus Poesie gemahnt uns wie ein grosses gewaltiges Konzert des melancholischen Skeptizismus » Nr 324). Der Artikel ist ganz lobpreisend und nennt Lenau den « bedeutendsten poetischen Genius, welchen das vierte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Deutschland auftreten sah » Vgl. noch Lenaus Brief an G. Kolb. « Pfizer hat damit meiner Muse sozusagen den Taufschein geschrieben u. s. w. » (782).

LV

Letzte Gedichte an Sophie Löwenthal.

1841-1844.

1841. Der Kranke im Garten. — Lass mich ziehn.
1843. Einem Freunde.
1844. Zweifelnder Wunsch. — Verlorenes Glück.

Der Winter 1840-41 hat Lenau erst recht in Sophies Gewalt gegeben, weil sie, an seinem Bette sitzend, ihn gepflegt, so dass er an die störende Genesung gar nicht denken mochte (512). Hoch stieg die Sehnsucht nach der Geliebten, mächtig lodert die alte Liebe wieder auf, während des Stuttgarter Aufenthaltes vom 11. April bis zum 12. Juni 1841. Fast jeden zweiten Tag schreibt Lenau in dieser Zeit einen Brief an Sophie, den der Gatte mitlesen sollte, täglich einen Liebeszettel. Sehr missmutig klingen die ersten Bekenntnisse. Hundert Meilen von der Geliebten entfernt im Bette liegen und an seinem Leibe kurieren, statt zu arbeiten und die Geschäfte zu fördern, das ist « ein ganz verlornes und schlechtes Leben » (521). Die Tage wälzen sich hin in Unmut, Traurigkeit und allerlei niederschlagenden Empfindungen. Einen « grenzenlosen Missmut » (525) erzeugt ein verdriesslicher Brief Sophies, die nur Liebesbeteuerungen hören will und die Krankheitsgeschichten gleichgültig abweist. Freundlichere Briefe Sophies wandeln den Kranken ganz um, erzeugen einen Wonnetaumel und ein Sehnsuchtsfieber, die sich zu sinnberückenden Vorstellungen steigern. Trunkene Koseworte, wie wir sie noch nicht gehört, fieberhafte Wonnephantasien jagen sich, und mit zunehmender

Genesung leuchtet die rote Flamme sinnlicher Leidenschaft glühend auf und schwelgt in wollüstigen Verzückungen (527-565). Sophie ist ihm nicht mehr die beste, schönste und tiefste Seele, sondern seine süsse Frau, das herrliche, liebliche, schöne, herzige, grundsüsse Weib, an dem er sich totküssen möchte. Das Verlangen nach ihr stürmt ihm in Leib und Seele. Es ist ein « heiliger, wonniger, verschmachtender Jammer », dass sie nicht sein ist, ganz sein, tief sein (554). Seine Seele hat keinen Atem mehr, wenn sie ihre Küsse nicht saugen kann. Die Pulse schlagen, jagen und fragen nach ihr, heiss und verlangend. Sie rollt ihm durch alle Adern. Oft in der Nacht träumt er von inniger Umarmung, ladet dazu ein und malt sich ein Wiedersehen aus, das seine Träume verwirklicht. Mehrere Sätze dieser Zettel hat Sophie in der Handschrift durchgestrichen, zweimal gebraucht sie das radikalere Mittel des Abschneidens.

So ist denn auch mit dem « ewigen Verlust », den Lenau im Gedichte **Der Kranke im Garten** (415) « schmerzlich an die Brust drückt », der Besitz Sophies gemeint. Eine im Drucke weggelassene dritte Strophe :

> Der letzte wars, die Stimme schweigt;
> Leb wohl, o Lenz, mein Leben neigt,
> Und schmerzlich drück ich an die Brust
> Den ewigen Verlust,

die sich in der Sophie überreichten Handschrift findet, kennzeichnet das Gedicht als ein an sie gerichtetes. « Diese dumme Schriftstellerei ! », schreibt er am 27. Mai. « Dein Mann sein, wäre das einzige Gescheite für mich » (551). Den leidenschaftlichsten aller Zettel, den vom 8. Juni, beschliesst er mit den Worten : « Weh mir! war ich lieber tot, als dass du nicht mein bist » (565).

In den gluhendsten Farben hatte Lenau sich das Wiedersehen in Ischl ausgemalt. Vier Tage vor seiner Ankunft, am 15. Juli, schreibt Sophie wenig verheissend ihrem Gatten : « Dieser beinahe türkische Glaube (des Volkes in Ischl), der alles von

Gott erwartet und um das, was er nicht freiwillig gibt, nicht die Hand und kaum die Lippe regt, scheint einem Herzen beneidenswert, das zu gut weiss, wie der heftigste Wunsch, das heisseste Streben, am Ende auch nichts davontragt als die Ergebung, die dann nicht so schon und heiter ist, weil sie spat erzwungen, aufgenötigt und nicht im Herzen aufgewachsen ist. . Ich bin einmal eine ernsthafte Bestie, gewohnt euch drau... » Zweifellos blieb der Empfang weit zuruck hinter den kuhnen Erwartungen. Durchgangig entsprach übrigens das Wiedersehen nach langeren Trennungen den Hoffnungen des Liebenden nicht. Nach seinen Reisen fand er Sophie beim Wiedersehen immer etwas entfremdet. Wo er den feurigsten Empfang erwartete, fand er einen kummerlichen (751). Übrigens kam er, wie Sophie am 17. Juni Max Lowenthal mitteilt, « blass, schwach und mager » in Ischl an. « Unsere Freude war gross und seine auch... Gott helfe, dass ihm der Aufenthalt hier starke.. Er hat noch wenig Appetit und hat auch heute Nacht schlecht geschlafen, aber ich hoffe, die Luft, und wenn es warm wird, die Bader, welche ihm D' Becher verordnete, werden ihn herstellen ». Auch seine Freundinnen, Sophie und Rosalie, fand Lenau « zwar vergnugt, aber nicht gesund » (752). Am 7. Juli klagt er Emilien, dass neben korperlichen Leiden seine Stimmung auch nicht die beste sei und das Arbeiten nur so « atomistisch » vor sich gehe (753).

Wenn, wie wahrscheinlich, Sophies Datierung des Gedichtes **Lass mich ziehn** (218) stimmt, das sie in einer Anmerkung der Handschrift als im Juli 1841 entstanden bezeichnet, so sind diese Verse eben der Ausdruck der Enttauschung uber den Empfang Sophies. Sie sind wieder in der Nacht geschrieben, wie uns die Überschrift der Handschrift *In der Nacht* belehrt. Ganz ahnliche Stimmungen wie die hier ausgedruckten sind allerdings auch aus dem Oktober 1838 (474-75) zu belegen, auch aus dem Oktober 1840 (504); der spate Erstdruck im Morgenblatte vom 27. Juli 1843 spricht jedoch für Sophies Einreihung. Die Verstimmung, die Sophie ofters in den Briefen dieser Zeit

an Max Löwenthal kundgibt, stimmt auch zu der wehmütigen Empfindung des Gedichtes. Es schliesst mit dem harten Vorwurf, der vielleicht der Grund von Sophies Niedergeschlagenheit ist :

Ich glaub es nicht, dass deiner Seele,
Der schönsten, ew'ge Liebe fehle ;
Doch traur' ich, bis die Gruft mich deckt,
Dass meine Lieb sie nicht geweckt.

« Kannst du es doch nicht einmal gewöhnen », schreibt sie am 10. Juli ihrem Gatten, « dass ich das Leben auf keine leichte Achse nehme », und am 1. August : « Ist doch die ganze Welt voll unheilbarer Übel und der Schmerz ein unleugbarer und unaustilgbarer Bestandteil jedes Menschenlebens. Ich möchte gar nicht vollkommen glücklich sein ; es ist nicht Gottes Wille, dass wir es sein sollen, und ich habe noch immer gesehn, dass man jede Seligkeit mit einem grossen Herzeleid bezahlen muss. Also gieb dich und lass mich zufrieden. — Du weisst, was kommt, und mir der Respect zu schreiben verbietet ».

Vielleicht als Antwort auf Lenaus Gedicht schrieb Sophie damals folgende Verse aus Binzers Burschenschaftslied : *Wir hatten gebauet* auf :

Man schalt es als Verbrechen,
Man täuscht sich sehr,
Die Form kann man zerbrechen,
Die Liebe nimmer mehr.

Das Band ist zerschnitten
. . . . . .
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiss, was er gewollt.

(4) Die Verse finden sich auf der Rückseite eines lateinischen Exerzitiums Sophies. Am 3. August 1841 schreibt sie ihrem Gatten : « Ich will aber auch wirklich lateinisch lernen, und Niembsch, der mich und Ernst ihrem ältesten Sohne) lange Pensa machen lasst, findet, dass ich fortschreite ». Vgl. Lenaus Zettel vom 21. April 1841 (506).

Am 24. Juli besuchten Ötker und Dingelstedt Lenau in Ischl. F. Ötker [1] wundert sich sehr, den als finster und verschlossen geschilderten Lenau von « ausserordentlicher Liebenswürdigkeit » und mitunter « heiterster Laune » zu finden, während Dingelstedt einen ganz anderen Eindruck vom Besuche mitgenommen zu haben scheint. Sein Gedicht *Ein Besuch in Ischl* [2] legt die Vermutung nahe, dass Lenau ihm einen Einblick in sein Gemutsleben gewahrt, der eben nicht von heiterer Laune eingegeben ist :

Und darum bist du fortgeschwommen
Durch des Atlantis blaue Wogen,
Darum verwundet heimgekommen,
Wohin dein Herz dich heiss gezogen,
Dass hier im stillen Alpentale
Dein volles Leben sich verblute
Und, kaum geküsst vom Sonnenstrahle,
Hinab ins Meer des Todes flute?

Am 25. Juli kundigt Sophie Max Löwenthal an, Lenau habe ein paar sehr hubsche Gedichte gemacht, zu einer dauernden poetischen Stimmung sei er jedoch nicht gekommen. Die Gedichte sind *Mein Herz* und *Lass mich ziehn*.

Ein ausserer Riss im Bunde mit Sophie erfolgte durch Lenaus Entschluss, die Wohnung bei Lowenthals in der Johannisgasse aufzugeben. « Dass du ihn (Niembsch) nicht als Gast in deinem Hause begrusst », schreibt Sophie an Max, « ist ihm ein Zeichen, dass er dir unwillkommen, und da kein Wort von dir diese Meinung widerlegt, helfen unsere Versicherungen nichts ». Die « totale Verstimmung, ein Unmut, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre », uber welche der Dichter Ende August der Stuttgarter Freundin klagt (740), hielt wahrend des ganzen Ischler Aufenthaltes an, und Ende September bestatigt er Emilien, mit seiner Stimmung gehe es um nichts besser.

---

[1] *Lebenserinnerungen*, Stuttgart, Auerbach 1877. I, 231.

[2] Fr. von Dingelstedt, Sämtliche Werke, Berlin, Paetel 1877. VIII, 124.

und er leide an einer « fatalen Nervenreizbarkeit » (745). Er liess die Familie Löwenthal allein nach Wien ziehen und blieb unmutig in Ischl zurück, folgte jedoch bald nach, bezog aber eine neue Wohnung im Kasino (Hotel Munsch, jetzt Kranz) auf dem Neuen Markt. Bald wurde ihm die Entfernung von den Löwenthals leid. « Ich war », erfährt Emilie am 25. Oktober, « seit Jahren gewohnt, hier wie in Stuttgart, bei lieben Freunden zu wohnen und physisch wie moralisch in einer warmen Temperatur zu leben. Da spüre ich denn mein Alleinstehen jetzt mehr als früher » (745). Er führte fortan in Wien ein Nomadenleben, bemerkt M. von Hartmann, wohnte bald hier, bald dort, bald in einer einfachen, bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache (1). Schon im Laufe des Winters 1841/42 wechselte er dreimal die Wohnung. « Ich finde mich nirgends recht behaglich », schreibt er nach Stuttgart, « die liebste Wohnung ist mir noch diejenige, wo meine Geige am besten klingt » (751).

Leicht ward es Sophie, das Verhältnis in die alten Bahnen der Entsagung zurückzulenken. Der so rasch verflogene Sturm der Sinnlichkeit regt sich nie wieder. Es macht sich übrigens seit dem Jahre 1842 ein allmähliges « trauriges Absterben » fühlbar. « Mein Wesen wird immer stiller und abgezogener » (570). Die drei Zettel aus dem Februar 1842, zu denen sich im ganzen Jahre 1842 nur noch einer aus dem Monate August gesellt, zeigen zwar, dass Sophie sich stets noch in ihrer Zweifelsucht gefiel. Diese vermag jedoch keinen lauten Widerhall mehr im Herzen des Dichters zu erwecken : « Der Funke scheint dir erloschen, weil viel Asche drauf liegt » (570). Immer seltener leuchtet durch diese Asche « jenes Licht einer grossen Liebe », das dem Dichter jetzt wieder als ein « himmlisches » gilt (572). Während der langen Trennung vom 23. Mai bis 15. August 1842 fühlt er zum ersten Male kein Bedürfnis mehr, Sophie sein Herz auszuschütten. Er

(1) Schurz, II, 87.

schreibt nur mehr freundschaftliche Briefe. Zum ersten Male verstummt auch die Sophiedichtung für den Verlauf eines ganzen Jahres (1842).

Der schriftliche Gefühlsaustausch des folgenden Jahres 1843 flaut auf drei Liebeszettel ab, trotzdem Lenau auch in Wien getrennt von Sophie lebte. Er bedauert am 18. April die bevorstehende neue Reise nach Stuttgart, die ihn schmerzt, weil er und Sophie unterdessen wieder um ein Stück Leben dem grossen Scheiden nahergerückt seien, das wohl als ein endgültiges zu betrachten, da die « Zinsen der Ewigkeit » sehr fraglich seien. « Aber, aber ich fürchte, wir geben alles aus und haben doch nichts davon... Könntest du mich doch überzeugen vom Wiederfinden, es wäre alles gut und leicht zu tragen » (574). Sehr vieles hat er Sophie zu sagen, was in letzter Zeit in ihm geschehen sei, niederschreiben will er dieses während der Trennung, sie soll nach seiner Zurückkunft manches zu lesen haben (574). Er brach sein Wort; nichts bekam Sophie nach der Rückkehr zu lesen als noch zwei viel später im August in Unterdobling geschriebene Zettel, deren erster wieder eine Spannung verrät (575), der zweite hingegen diese ganze Liebesdichtung in Prosa harmonisch, vollklingend abschliesst (576). Nach einem « heiligen Tag », der tief in sein Leben eingeschnitten, fühlt er sein Herz und sein Schicksal gewendet. « Ich bin wie neugeboren. Sollte ich auch mit den Menschen zerfallen, so fühle ich mich doch mit den himmlischen Mächten versöhnt. Mein Herz geht ruhiger, fester, tiefer und freudiger. Seine Schläge sind dein bis auf den letzten. Ich habe fortan keinen Wunsch, als für dich und zu deiner Freude zu leben; ich habe keine Sorge, als dass Gott dich mir erhalte. Der Kreis meines Lebens hat sich geschlossen. Ich habe alles gefunden in deiner Liebe und gebe alles hin für deine Liebe. Gott segne uns! »

ewige Treue
den 7. August 1843.

Die Dichtung hält diesen Höhepunkt des Optimismus in den *Waldliedern* fest, deren herrlichstes, das Merlingedicht (N^r 5), Lenau « Sophie, der Blumenmalerin », widmete, sowie auch sehr wahrscheinlich das Gedicht **Einem Freunde** (224), das mit dem letzten Liebeszettel zusammenklingt :

Spät hab ich dich gefunden
Und muss das Los beklagen,
Das nicht in Jugendtagen
Mein Herz an deins gebunden.
. . . . . .
Und konnt uns nicht vereinen
Der Lenz in seinen Blüten,
So will's der Herbst vergüten
In seinen welken Hainen.

Die ursprüngliche Überschrift war, wie E. Niendorf (S. 169) andeutet, *Im Herbste*, worauf die letzte Strophe deutlich hinweist. Am 11. April 1844 las Lenau das Gedicht im Reinbeckschen Kreise vor. Am Neujahrstage 1844 sandte er es dem K. K. Hauptmann G. Schindler, mit der Überschrift *An Gustav Schindler* und der Unterschrift *Dein Freund N. Lenau*. Unbekannt ist mir, welche Beweggründe den Dichter veranlassten, den Hauptmann, von dessen Bedeutung in Lenaus Leben nichts verlautet, so hoch zu ehren, jedenfalls erklärt die Sendung der Verse an ihn den täuschenden Titel. Die Beziehung des Gedichtes auf Sophie wird noch ausserlich durch das Vorhandensein einer Handschrift in ihrem Nachlasse gestützt. Spätere Zutat ist vielleicht die vierte Strophe. Wörtliche Wiederholung aus dem Gedichte *Die Jugendträume* ist, dass diese « das Beste » (Vs 8) genannt werden.

Nicht lange liess der Glücksumschwung auf sich warten. Im November 1843 ging es Lenau wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung seines Gemüts betraf. « Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet : ἀμφιφέλας, das heisst ringsum schwarz. Ja, liebe Emilie! um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der

Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich sein.... Ein Dichter aber, der überdies kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie in hohem Grade disponiert ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele passt » (807). Im Dezember ist die « Gemütsstimmung » um nichts besser, und es kommt ihm vor, als ob das Organ der Freude in ihm vor allen übrigen absterbe (809). Solche Klagen, die Sophie oft gleichgültig abwies, trafen die selbstlose Freundin Emilie ins Innerste. « Gott weiss ja », beichtet sie E. Niendorf (S. 50), « dass mir seine Leibes- und Seelengesundheit zu jeder Zeit so nah am Herzen liegt, dass ich gern mein Leben hingabe, wenn ich sie ihm damit sichern konnte ».

Am 20. Februar 1844 war Lenau bei einer Familienfeier im Hause des österreichischen Dialektdichters Franz Stelzhammer zugegen, wobei eine Tochter Stelzhammers, eine blühende Rose in der Hand, das Gedicht *An die Entfernte* vortrug. Lenau « lauschte hoch auf und wurde ganz rot im Gesichte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtbarem Anteil folgte er dem innigen und sittigen, und eben darum auch ergreifenden Vortrage dieses lieblichsten aller Lenauschen Lieder, eines Liedes von allen Liedern », erzählt Stelzhammer. Die vom Kinde überreichte Rose empfing er hochbewegt, ja, vor Überraschung und Rührung fast verlegen, und gar keines Wortes mächtig [1]. In der Stimmung, die der Vortrag des Rosengedichtes *An die Entfernte* hervorgezaubert, mag Lenau die Verse **Zweifelnder Wunsch** (122) gedichtet haben :

> **Wenn Worte dir vom Rosenmunde wehen,**
> **Bist du so schön!**

die er im Februar 1844 Sophie überreichte. Sie bemerkt in der

---

[1] Schurz, II, 141.

Handschrift : « Den ich weiss nicht wievielten Februar **1844** », und in ihrem Exemplar : « Letztes Gedicht an Sophie, Februar 1844. »

Das letzte war dieses Sophielied nicht, denn Sophie selbst reiht in die an sie gerichteten Gedichte noch **Verlorenes Glück** (551) ein [1], das Lenau kurz darauf in Heidelberg schrieb. Am 1. April 1844 traf er wieder in Stuttgart ein, um dort wie im April 1843 sein « papiernes Glück zu schmieden » (785). Im ersten Reisebrief an Sophie beklagt er, dass er seinen Berufsgeschäften nicht nachkommen könne ohne sich auf lange Zeit seines « liebsten Umgangs » zu berauben (817). Tatsächlich waren jedoch diese vielen Reisen nach Schwaben nicht notwendig, sie entsprachen seinem Hang zum Nomadenleben, brachten jedesmal eine angenehme Abwechselung und dämpften seine innere Unruhe. Auch trugen die vielen Trennungen von Sophie mit dazu bei, dem « liebsten Umgang » immer frische Zugkraft zuzuführen.

Am 25. April flüchtete Lenau aus dem regen gesellschaftlichen Treiben in Stuttgart nach dem stilleren Heidelberg, um nur im Umgang mit der Natur sich selbst und seiner Arbeit zu leben. Die erste Strophe des Gedichtes *Verlorenes Glück* :

> Die Bäume rauschen hier noch immer,
> Doch sind's dieselben Blätter nimmer,
> Wie einst in jener Sommernacht.
> Wohin, du rauhes Erdenwetter,
> Hast du die damals grünen Blätter,
> Wohin hast du mein Glück gebracht?

hat ihr Seitenstück im Briefe aus Heidelberg vom 27. April 1844 an Sophie, wo er die Reise dorthin beschreibt. « Das Wetter war ausserordentlich schön, und die Obstbäume am Strassensaume standen und schwanden im vollen Festschmuck des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüten

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 541.

an entschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht wieder in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zu Mut. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde, blühende Gespenster und lächelten wehmütig auf mich zum Wagen herein » (826). Auch Emilien schildert er die Reise und erwähnt der blühenden Obstbäume : « Viele der Obstbäume an der Strasse fand ich in vollem Festschmuck des Frühlings » (827). Lenau überreichte das Gedicht Sophie in einer überschriftslosen Handschrift. Mit Unrecht ist Reynaud (1) fest überzeugt, dass es sich auf Berta bezieht und aus dem Jahre 1827 stammt. Eher noch wäre dabei an Lotte zu denken, deren Bild den Dichter so oft auf seinen Fahrten nach Heidelberg begleitet, und das ihm wie ein holdes, blühendes Gespenst wehmütig lächelnd (826) hier zum letztenmal aufgestiegen sein konnte. Dem Verse :

Das Mondlicht ruht auf ihren Wangen

mag man die Mitteilung an Sophie Schwab zur Seite stellen, dass Lotte dem Dichter am schönsten erschienen, als « auf der Heimfahrt vom Bergheimer Hof ihr der Mond das schöne Gesicht küsste » (72). Lenau bemerkt jedoch ausdrücklich im Briefe vom 27. April 1844 an Sophie, er habe bei dieser Fahrt ihrer gedacht, die in ihrem Herzen « Jugend, Poesie und Frühling » für ihn beschlossen halte.

---

(1) *Thèse auxiliaire*, Nr 322.

LVI

Nachklänge der Albigenser.

Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht. — Die Frivolen. — Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl. — Die Albigenser. — Die Nonne und die Rose. — Veränderte Welt. — An einem Grabe. — Die Bauern am Tissastrande.

Am 6. Januar 1843 schreibt Sophie ihrem damals in Petersburg weilenden Gatten : « Seine (Lenaus) Laune ist seither sehr schlecht, und er hat das alte Jahr beschlossen und das neue begonnen in aschgrauem Humor ». Nichts von übler Laune verrät Lenaus Brief vom 16. Januar an Emilie Reinbeck. Sein Leben verstreicht in fleissigen, historischen und philologischen Studien, deren Ergebnisse sich gewiss auch poetisch betätigen werden. Ein Heisshunger im Lesen lässt ihn für jetzt nicht zum Schreiben kommen (779). Mit diesem Briefe stimmt ein unveröffentlichter an K. E. Bauernschmid überein. Er lautet :

Wien, 30. Januar 1843.

« Teurer Freund !

Ein erfreuliches Gerücht verkündigt mir Ihre baldige Ankunft in Wien.

Ich bitte Sie angelegentlichst mir meinen Pass mitzubringen, oder falls Sie nicht binnen vier Wochen hier eintreffen, mir denselben durch sichere Gelegenheit zu übersenden. Doch ich glaube, dass Sie kommen und freue mich sehr über so manches,

was seit unserer letzten Trennung über die Welt und unser Leben hingerollt, mit Ihnen mündlich zu sprechen.

Meine Wohnung ist Himmelpfortgasse, beim goldenen Greif Nr 968, 2. Stock rechts bei Baron Sommaruga.

Mein Leben ist hier so gut, als es sein kann; unter historischen und philologischen Studien vergehen mir die hässlichen Wintertage ganz leidlich; zuweilen wird wohl auch ein Lied gesungen; an ein grösseres Werk bin ich noch nicht gegangen.

Schreiben Sie mir doch jedenfalls ein paar Zeilen, auch abgesehen von meiner Passangelegenheit, denn mich verlangt es wieder ein Zeichen Ihres Lebens und Ihrer Freundschaft zu sehen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin

Ihr getreuer

Niembsch.

Herrn Karl Eduard Bauernschmid, Bucherrevisor im k. k. Revisionsamte Wohlgeborner zu Linz [1] ».

frei

Grosses Aufsehen machte zu Anfang des Jahres 1843 in Wien ein anonymes Buch uber Österreich und seine Zukunft [2], das Lenau und Sophie in Briefen an Max Lowenthal aus dem Januar erwahnen. Sophie bezeichnet es als ein, « wie alle Sachverstandigen behaupten, mit tiefer Einsicht in die hiesigen Verhaltnisse, von einem sehr unterrichteten, als Beamter erfahrenen und ehrenwerten Manne » geschriebenes.

Ausführlich beurteilt Lenau das Buch in einem Briefe aus dem Februar 1843 an den Herausgeber der Allgemeinen Zeitung, G. Kolb :

« Die Broschüre ' Österreich und dessen Zukunft ' — zur

[1] Die Veröffentlichung erfolgt nach einer Abschrift — Besitze von Herrn D. Bruno von Frankl-Hochwart, Wien.

[2] Viktor, Freiherr von ANDRIAN WERBURG, *Österreich und seine Zukunft*. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1842.

Ehre des Buchs und seiner Leser werde es nicht verschwiegen — hat hierzuland in den höhern und höchsten Kreisen derer, die den Staat verwalten, nicht etwa bloss wie ein verwegenes Kuriosum die futile Teilnahme der Neugierde erregt, sie hat vielmehr die des Ernstes und der Beherzigung vielfach in Anspruch genommen; in *allen* Regionen der Gesellschaft aber war der Eindruck, den diese Schrift gemacht, ob beifällig, ob missliebig, jedenfalls ein viel zu bedeutender, als dass man dieselbe wie ein geringes Machwerk eines eigensüchtigen, unkundigen und stümpernden Aristokratenjungen verächtlich belächeln und mit einem vornehmen Ruck der ästhetischen Feder dürfte beiseiteschieben wollen, ohne dem Tadel und der Indignation der besserunterrichteten Wohlgesinnten anheimzufallen. Mit klarem, durch vielseitige Bildung und wahrhaft patriotische Gesinnung geschärften Blick und mit unverkennbar im Staatsdienste geübter sicherer Hand hat der Verfasser die fragmentarischen Anschauungen österreichischer Zustände, wie sie in dem Bewusstsein einzelner hier und dort zerstreut sich finden, in seinem Buche zum ersten Male in ein den Hauptzügen nach wahres, wenngleich Trauern und Bangen erregendes Gesamtgemälde zusammengestellt, er hat die allerdings bedenklichen Ergebnisse uralter welthistorischer Versündigungen in eine düstere Gruppe zusammengeordnet und den drohenden Abschluss gezeigt, den sie seiner Überzeugung nach nehmen müssen, wenn nicht bald hohe Einsicht und energischer Wille wendend und rettend auftreten. Möchten doch für Deutschland und namentlich für Österreich neben dem geheiligten Ausspruch : ‘ Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist ’ — die vielleicht auch messianischen Worte Geltung gewinnen : gebet dem Tode, was des Todes ist, und dem Leben, was des Lebens ist » (782) ([1]).

Unmittelbar knüpfen an diese Mitteilung die Verse **Einem**

([1]) Siehe noch über dies Buch : Bauernfeld, Tagebücher (Grillparzer-Jahrbuch. V, 103) und K. Glossy, *Anastasius Grün* (ebenda XI. 113).

Wanderer in österreichischer Felsenschlucht (524) an. Auch dies Nachlassgedicht ist von dem Gedanken beherrscht,

Wie weithin Wetter sich verbünden.

(Vs 14.)

Unter dem Gleichnisse eines Gewitters prophezeit der Dichter seinem Vaterlande die grossen Marzereignisse des Jahres 1848, die spur- und wirkungslos an dem vom Wahnsinn Umhüllten vorübergingen.

Ganz den Stil der Albigenser trifft ein zweites Nachlassgedicht dieser Zeit, **Die Frivolen** (497). Es ist zunächst zurückzuführen auf die Unzufriedenheit, welche die Albigenserdichtung in den schwäbischen Kreisen erweckt hatte. Kerner liess seinen Jammer gegen Reinbecks los, und Sophie Schwab möchte Lenau zur Rede stellen und ihren Zorn gerne recht gegen ihn herauslassen (1). Einen vorwurfsvollen Brief schrieb Emilie Reinbeck, worin sie die Hoffnung aussprach, dass der Erlöser und die *göttliche* Liebe noch im Herzen des Dichters auferstehen möchten. Diese Klagen der christlichen Freunde, antwortet Lenau, möchten ihnen geschenkt bleiben, wenn sie sonst keine Teilnahme für ihn hatten. « Ich mag an meinen Freunden nicht sehen, wie sie über mich und meine Tendenzen sauerliche bedauerliche Gesichter schneiden. Sehe jeder, wie er's treibe, und dass er mit dem Teufel fertig werde, der auch mit dem allerchristlichsten Symbolum zu hantieren und die himmlischen Papiere tauschend nachzumachen weiss. Wir kennen uns » (771).

Das Gleichniss vom « Bettlermantel, den die Schwaben tragen » (Vs 34), vom

Notgewändlein, das im Neckartal
Die Patria, Religion, Moral,
Drei alte Schneiderjungfern, zubereiten
Und dort den Bettlern um die Hüften breiten

(Vs 35-38.)

---

(1) *Kerners Briefwechsel*, Nr 373, 375.

stammt aus Goethes Briefwechsel mit Zelter : « Wundersam ist es », schreibt Goethe am 5. Oktober 1831, « wie sich die Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, dass, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muss ». Der Briefwechsel mit Zelter erschien 1834. Hierauf fusst Castle [1], um das Gedicht in die Zeit des besten Einverständnisses mit den Schwaben zu versetzen. Wie Lenau damals über Goethes Angriff dachte, ersehen wir aus einem Briefe vom 13. Februar 1835 an Max Löwenthal. « Hast Du Goethes Briefwechsel mit Zelter nicht? Da kommt ein Brief, worin sich Goethe auf eine ganz bissige und des grossen Mannes unwürdige Art über Uhland und Pfizer ausspricht. Es ist zu beklagen, dass wahre Liebe für das Schöne so selten, und kaum bei den grössten Künstlern selbst anzutreffen ist » (190). Ganz selbstverständlich ist es, dass die Stelle des Gedichtes gegen die Schwaben nur durch einen Umschwung in Lenaus Gesinnung gegen sie erklärt werden kann. So meint auch Mayer (S. 180), der sich in seiner bekannten grossmütigen Art über den Angriff ausspricht. Er versetzt das Gedicht in *spätere Zeiten*, « als sich unsres früher so hingebenden Freundes ein Gefühl besonderer Geisteskraft und rücksichtsloser Geistesfreiheit immer mehr bemächtigt hatte ». Damit spielt er sichtlich auf die Albigenserzeit an. Damals, meint er weiter, « war die Freundschaft, das Wohlwollen für uns Schwaben wohl nicht mehr Lenaus anhaltende Stimmung ». In seiner grenzenlosen Gutmütigkeit dem scharfen Ausfall Lenaus sogar eine gewisse Berechtigung zuerkennend, schreibt er noch : « Was auch jene hingeworfene Bemerkung da oder dort, oder bis zu einem gewissen Grade Treffendes haben mochte : Lenaus Herz war doch wohl bei solcher etwaiger Stimmung und zu jener späten Zeit nicht mehr in dem natürlichen Zustande, dass er die schwäbische

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 547.

Natur so natürlich, als es am Platze gewesen wäre, hätte auffassen können ». Dreimal spricht Mayer in seiner Mitteilung von einer *späten Zeit*. Auch auf die Zusammenhanglosigkeit des Gedichtes deutet er hin, wenn er vom Seitenangriff gegen die Schwaben bemerkt, dass dieser die Einheit des Ganzen « ziemlich » zu stören scheine.

Das Gedicht ist in der Tat ein Chaos der Verworrenheit. Ausfälle gegen die Kirche, die Stumper, das junge Deutschland, die Misshandlung der Kunst u. s. w. sind bunt durcheinander geworfen. Die Schwaben werden verspottet, weil sie die Fahne der Patria, Religion, Moral aufstecken, das junge Deutschland wird gegeisselt, weil es das Heiligste der Menschheit verkennt, ins Fleisch flüchtet und die niederen Leidenschaften aufgaren lasst. Zahlreich lassen sich Parallelstellen aus Briefen und Gesprächen beibringen. Das Gleichnis des Fleisches mit einem « verweslichen Asyl » (Vs 10) findet sich im Zettel an Sophie vom 28. September 1837 und im Briefe an Martensen vom 24. April 1838. Die dem Gedichte entsprechenden Angriffe haufen sich zu Ende des Jahres 1842 und zu Anfang des Jahres 1843. Am 19. November 1842 will Lenau seine Zeitgenossen, « diese erbarmlichen Wichte alle, » bis auf die letzte Faser zerlegen, scharf zieht er gegen Heine, den Dichterkönig Ludwig von Bayern, Gutzkow, Herwegh, die Wiener Literaten los und versteigt sich zum Ausspruch : « Man soll gar nichts mehr schreiben und dichten. Denn jetzt in Deutschland von Poesie reden, das ist so, als ob man in einem H.... hause von platonischer Liebe spricht » [1]. Der Vers 13 erwahnte Bube ist entweder Gutzkow oder Heine.

Laubes *Zeitung für die elegante Welt* brachte in ihren Nummern vom 7. Januar bis 8. Marz 1843 im Erstdruck Heines *Atta Troll*. Die neue Verhohnung der schwabischen Schule stimmt auffallend genug mit Lenaus satirischem Ausfall über-

---

[1] *Lenau und Lowenthal*, S. 236, 231 f., 233, 235, 238, 239, 241.

ein, sodass eine Anregung durch Heine glaubhaft scheint. Der Schwabendichter ist kein *frivoler* Goetheaner, Sittlichkeit ist seine Muse, der Bettelmantel sein einziges Gut (*Atta Troll*, Kaput 22).

Ende Januar 1843 forderte Sophie Lenau zu polemischer Dichtung auf. Bezüglich des « Mäusekriegs » (781), der sich im Kreise der Wiener Literaten anlasslich zweier Artikel Dingelstedts in der Allgemeinen Zeitung [1] erhoben, schreibt sie am 21. Januar ihrem Gatten : « Eine so wohlklingende Stimme aber und ein so reiner Name wie der Lenaus würde manches verirrte Schaf zur Hürde locken, und die vielen Besseren würden ihm mit freudiger Zustimmung beistehen ». Edel schweigende Verachtung, meint sie noch, helfe zu nichts. « Wenn ewig nur die Erbärmlichkeit laut wird, und das in wohlgesetzter Rede, führt sie den Tross bequemer, nichtsdenkender Menschen nur immer tiefer in den Dr... »

Wenn nicht vom Geiste der Albigenser, so doch von seiner Schlachtenpoesie durchdrungen ist der Prolog **Zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl** (527). Diese Dichtung wurde am 17. April 1843 bei der Feier des fünfzigjahrigen Jubiläums des vom Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde erworbenen Maria Theresienordens vom Schauspieler Löwe gesprochen. Über den Anlass berichtete Lenau am 12. Mai 1843 im Reinbeckschen Hause : « Dieser Prolog ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lang nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so, und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Konzert [2] eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage Zeit, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt sein

---

[1] Genaueres in *Lenau und Löwenthal*, S. 574, und in Lenaus Brief vom 1. Februar 1843 an M. Löwenthal (781).

[2] Ein Tonwettkampf veranstaltet von der Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst.

musste. Zuerst ging ich, um mich zu inspirieren auf die Bibliothek und liess mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmässige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich, und ich erkannte, dass diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an, und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig » (1).

Metternich, dem der Prolog gefiel, verlangte vergeblich eine Änderung der Stelle, welche die Kränkungen erwähnt, die der Erzherzog zu erdulden hatte (Vs 151-156). Diese Verse enthielten eine mittelbare Kritik der Regierung. Sogar dem Wunsche der Zensurbehörde, bloss ein Wort in dieser Stelle zu ändern, statt *böser Tropfen Schmerzenstropfen* einzusetzen, widersetzte sich Lenau heftig, mit Zurückziehung der Dichtung drohend. Die Handschrift legt Zeugnis ab von diesem Kampfe mit der Zensur. In Vers 155 strich Hofrat Maltz: *böse Tropfen*. Seine *Schmerzenstropfen* durchstrich der Dichter mit kräftiger Hand und schrieb die ursprüngliche Fassung darüber. So erreichte er, dass der Prolog unverändert gesprochen wurde, und errang einen glänzenden Sieg über die Zensur (2). Er veröffentlichte das Gedicht in der Wiener Zeitschrift und in der Allgemeinen Zeitung, damit die Welt sehe, wie er einen Fürsten besungen habe, d. h. ohne jede kriecherische Schmeichelei, ohne in Widerspruch zu geraten mit den Versen *Protest*. Auch meinte er, dass es gerade die Keuschheit seines Lobes gewesen, die dem Erzherzog zumeist an der Huldigung gefiel (3). Später nahm er auch am blossen Schein der Fürstenschmeichelei Anstoss und gewährte dem Prolog keinen Platz in seinen Werken. Die Handschrift ist vom Vorsitzenden der Zensurbeamtenschaft, Hofrat Maltz, datiert mit dem 14. April 1843. Ein Zusatz lautet: « Zulässig zum

(1) E. Niendorf, S. 154 f.
(2) Ebenda, S. 155 f.
(3) *Lenau und Löwenthal*, S. 244.

Vortrage im grossen Redouten-Saale am 17. April d. J. Pr. kk. Pol. : u. Censur-H. St. Maltz ».

Ende April erfolgte eine neue Reise Lenaus nach Stuttgart, wo er am 2. Mai eintraf. Er erhoffte eine zweite Auflage der Albigenser, die jedoch erst i. J. 1846 notwendig wurde, und eine Neuauflage der Gedichte, die er während dieses schwäbischen Aufenthaltes besorgte. Es ist die Oktavausgabe von 1843 in zwei Bänden, deren Korrektur er am 22. Juli beendete. Der erste Band erschien in sechster, der zweite in vierter vermehrter Auflage. Die Vermehrung besteht in *Mischka an der Marosch*. Die seit 1841 neu entstandenen lyrischen Gedichte bewahrte der Dichter für die Ausgabe von 1844 auf. So entspricht denn die von 1843, abgesehen vom angedeuteten Zuwachs und einigen wenigen Änderungen, ganz der vom Jahre 1841.

Über das Leben in Stuttgart vom 2. Mai bis zum 26. Juli berichten eingehend die Briefe an Sophie und Max Löwenthal. Wiederholt spricht Lenau von « anhaltender fleissiger Arbeit » (1), die jedoch eher dem Studium als der Dichtung gewidmet war. Die ungünstige Stimmung für die Lyrik bezeugt er am 6. Juli Sophie : « Die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muss sie schon auf meinem heimischen Boden Östreichs aufsuchen, wo ich einst meine ersten gefunden » (795). Nur die Entstehung des kleinen Gedichtes **Die Albigenser** (422) (Das Aug der Liebe) ist uns aus dieser Zeit durch einen Bericht des Schriftstellers Ludwig Mielichhofer in Frankls *Sonntagsblättern* (1846, Nr 26) bekundet (2). Die Verse soll Lenau in ein Exemplar der Albigenser hineingeschrieben haben, das er Mielichhofer an einem Sonntage im Frühling des Jahres 1843 bei einer Begegnung in Salzburg überreichte. Die im Salzburger Museum aufbewahrte Handschrift des Aufsatzes von

(1) Briefe, Nr 786, 788, 791, 793.

(2) *Lenaus Besuch in Aigen bei Salzburg*, auch in Mielichhofers *Skizzenbuch aus Salzburg* (S. 88 f.) und im *Wanderer*, 17. April 1856.

Mielichhofer bezeichnet den Ostersonntag des Jahres 1843 als den Tag der Zusammenkunft, die im Schlossparke von Aigen stattgefunden haben soll. Am Ostersonntage, dem 16. April, war Lenau noch in Wien. Auch der sonst sehr romantisch aufgeputzte Bericht Mielichhofers, der u. a. Lenau von seinen Weltreisen in Italien, der Schweiz reden lässt, gebietet Vorsicht, die jedoch nicht so weit zu gehen braucht, die Tatsache der Begegnung und Überreichung des Gedichtes zu verdachtigen.

Lenaus Hoffnung, dass die Lieder auf dem heimatlichen Boden wiederkommen würden, erfüllte sich bald nach seiner Anfang August erfolgten Rückkehr nach Wien. Am 19. August dichtete er « abends im Bette », wie er Emilien Reinbeck mitteilt, **Die Nonne und die Rose** (120). Der Mitteilung des Gedichtes an die Freundin im Briefe vom 21. August geht die Erklarung voraus, wie er Schurzens altesten Sohn, Toni, von seinem Vorhaben, ein Geistlicher zu werden, abgebracht habe, nachdem er eingesehen, dass der entschiedene religiose Hang, die gesinnungsvolle Frommigkeit, die durchaus erforderlich, um den Menschen uber die Beschwerden und Entsagungen eines katholischen Priesters hinwegzuheben, nicht vorhanden seien. Bezeichnend für des Dichters Gesinnung zu jener Zeit ist die hieraut folgende grundsatzliche Äusserung, die ganz im Gegensatze steht zu einer früheren vom 25. Dezember 1837 (1): « An einen wahrhaften Beruf zum katholischen Priesterstande glaube ich nicht nur bei meinem Neffen, sondern überhaupt nicht. Beruf ist natürliche Anlage, zur Unnatur aber, wie jener Stand eine der schreiendsten ist, kann es keine natürliche Disposition geben. Gottlob, dass es mir gelungen ist, den Jungling von seiner Intention abzubringen und ein aufblühendes Leben vor einer unheilbaren Erkrankung zu bewahren » (801). Als « verwandten Inhalts » bezeichnet er die Strophen : *Die Nonne und die Rose*.

(1) Tagebuch von M. Löwenthal Nr 42.

Die « Unnatur » ihres Standes beklagen die Mönche im *Don Juan*. Ihr Gerede über den « Narrn », den « grausamlichen Tor », Papst Gregor, der schuld daran, dass das

> Zälibat, das Ungeheuer,
> Liegt bei uns in düstrer Zelle
>
> (Vs 189-194.)

scheint wieder auf Hegel zurückzugehen, der in seiner *Philosophie der Geschichte* ausführt, wie Gregor VII mit seltener Energie die Massregel des Zölibats vollendete, auf diese Weise die Geistlichkeit auf sich selbst anwies und von der « Sittlichkeit des Staates », die Ehe und Familie fordere, ausschloss (Werke IX, 383).

> Hörst du den wilden Hirsch im Walde röhren?
> Wie mag den armen Mönchen sein zu Mut,
> Wenn der Naturschrei weckt verhaltne Glut?
>
> (*Don Juan*, Vs 142-44.)

Don Juan

> ...tauschte lieber mit dem Hirsch die Stelle,
> Als mit dem Klosterbruder in der Zelle,
>
> (Vs 859 f.)

denn das Verrückteste auf Erden sind Stoiker und darbende Asketen (Vs 847 f.), das blutende Entsagen ist finsterer Wahnsinn (Vs 145).

Der Gedanke einer Don Juandichtung taucht bereits im Januar 1842 auf [1]. Nichts verlautet über das Werk im Jahre 1842, aus dem Jahre 1843 besitzen wir nur die unzuversichtliche Mitteilung von Mielichhofer, dass Lenau ihm beim Besuche in Aigen von der Dichtung, « deren Vollendung [!] ihn gerade damals beschäftigte », gesprochen, bestimmte Zeugnisse bringt erst das Jahr 1844. Möglich ist, dass die fleissigen Studien des Stuttgarter Aufenthaltes 1843 dem Don Juan gal-

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 210

ten, jedenfalls ist der Beginn der dichterischen Arbeit in diesem Jahre sehr wahrscheinlich.

Bereits im September 1842 klagt Lenau Hegel der Feigheit an, weil er selbst vor seinem kühnen und genialen Gebäude, als es fertig war, erschrocken sei und versucht habe, es da und dort zuzustutzen und der preussischen Staatsweisheit anzupassen [1]. Hegels Rechtfertigung des Bestehenden in Staat und Kirche verwerfend, stellt er in **Veränderte Welt** (105) dem « alten Entsagungslied » das « neue und bessere Lied », « das Hochzeitskarmen » der neuen Zeit gegenüber, das Heine in Kaput I von *Deutschland, ein Wintermärchen* im Januar 1844 dichtete :

> Ein neues Lied, ein besseres Lied,
> O Freunde, will ich euch dichten!
> Wir wollen hier auf Erden schon
> Das Himmelreich errichten.

Auch die protestantische Orthodoxie verschont Lenau um diese Zeit nicht. Nach E. Niendorf (S. 169) wollte er im Gedichte **An einem Grabe** (104), das er am 11. April 1844 in Stuttgart vorlas, das Unerquickliche einer protestantischen Leichenpredigt anschaulich machen. Tatsächlich wohnte er allerdings viel früher, im November 1838, einer lutherischen Leichenpredigt bei [2], die jedoch ganz andere Empfindungen als die hier geschilderten, « gute, heilsame Gedanken », in ihm erweckt zu haben scheint, so dass der äussere Anlass wohl in einer späteren, ähnlichen Trauerfeier zu suchen ist. Was will denn dieser eifrige, taktlose Priester, dieser verwehende Staub, der dem Staube predigt, er solle ans Verwehen nicht glauben?

Den « törichten Freunden des toten Alten » ist das « Märlein » **Die Bauern am Tissastrande** (122) gewidmet, das der Dichter selbst als eine Satire auf die Konservativen

---

[1] *Lenau und Löwenthal*, S. 231.
[2] Ebenda, S. 526.
[3] Ebenda, S. 66.

bezeichnete, als er es am 11. April 1844 in Stuttgart vorlas (1). Bald darauf, am 9. Mai, erschien es im Erstdruck im Morgenblatte. Von dem satirischen Hintergrunde abgesehen, gehört das reizvolle Gedicht zu den besten Schöpfungen Lenaus. Es ist wieder wie die Tanzszene im *Faust*, wie *Beethovens Büste*, wie *Mischka* u. a. eine jener herrlichen musikalischen Dichtungen, die einzig in der deutschen Literatur dastehen, in denen die Rythmen der verschiedenen Instrumente mit orchestraler Gewalt einherwirbeln. Auch an Lenaus erstes Bild aus dem ungarischen Volksleben *Die Werbung* knüpft dieses letzte, das schönste von allen, an. Lenau selbst erläutert das Gedicht in einem Briefe an Sophie Löwenthal vom 29. Mai 1844 : « Der Gelbsüchtige sieht alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanschauung immer tiefer Versinkender sieht am Ende alles im Lichte des Alten ». Auf seinen Freund, den Dr Scharschmidt, anspielend, fügt er hinzu : « Er soll meine Bauern am Tissastrande lesen, aber nicht durch die katholische Brille » (852).

Mit diesem Gedichte beschloss Lenau seinen politischen und religiösen Federkrieg. Bestärkt ward er in demselben im Laufe des Jahres 1843 durch die Besprechungen der Albigenser, die ihm andeuteten, er wisse jetzt wo die Glocken hingen, deren Klang die Zeit hören wolle (2), die ihm zujubelten, weil er in der bewegten Zeit nicht zurückgeblieben sei (3). Prutz feierte das Epos als einen glänzenden Widerruf des Savonarola, als einen voll hinströmenden, jubelnden Siegsgesang der Freiheit, deren warmer Hauch das ganze herrliche Gedicht durchströme. Der Mann des Zweifels habe sich entwickelt zum Mann der Tat, die volle Sonne sei aufgegangen (4).

---

(1) E. Niendorf, S. 169.

(2) *Allgemeine Literatur-Zeitung*, Halle, 1843, Nr 105-106. (Vgl. Brief Lenaus, N. 812.)

(3) *Deutsche Vierteljahrsschrift*, Cotta, 1843, 3. Heft.

(4) R. L. Prutz, *Kleine Schriften*, Merseburg, L. Garcke, 1847, I, 344-48.

LVII

Waldlieder

und gleichzeitige Gedichte.

Ende 1843.

Waldlieder. — Der Vogel auf dem Kreuz. — Das Kind geboren, die Mutter tot. — Welke Rose. — Einem Autographensammler.

Schön führt A. Grün (S. 73) aus, wie Lenaus Muse in den *Waldliedern* aus dem Waffengeprassel und den Kampfesmühen ihrer grossen Geisterschlachtgesange in die tiefsten ewiggrünen Waldesschatten ihrer eigentlichen Heimat flüchtete, wohin kein Laut der Tageskampfe drang, wo dem lauschenden Ohre nur die Stimmen der Natur vernehmbar, wo der Silberquell reinmenschlicher Begeisterung rieselte, und wie der Dichter dort die Welle der Verjüngung sich und der Welt zur Labung schöpfte.

In den September 1843 versetzt Sophie die meisten der **Waldlieder** (116), indem sie in ihrem Exemplar die Auskunft erteilt : « Grösstenteils im Krapfwaldel bei Grinzing gedichtet und während seines Aufenthaltes bei uns in Unterdobling im Langischen Hause, September 1843 ». Über die Entstehung berichtete Lenau Auerbach im Sommer 1844, er sei fast taglich von Döbling nach Weidling zum Besuche seiner Schwester und ihrer Kinder gegangen, habe sich fast jedesmal im Walde verirrt, sich unter einen Baum gesetzt, und da sei ihm bald dieses, bald jenes Gedicht zugeflogen [1]. Den hier erwahnten

[1] Schurz II, 130.

Wald bezeichnet Schurz (II, 130) als das « mit Waldung bedeckte Kahlengebirg », worin sich der Unvertraute allerdings leicht verirren könne. Etwas abweichend berichtet Frankl (S. 134) über die Entstehung : « Einige hundert Schritte vom Friedhofe entfernt, in welchem Lenau begraben ist, befindet sich ein kleines Erlen- und Birkenwäldchen. Dahin pflegte Lenau, wenn er bei seiner Schwester wohnte, gerne seine Schritte zu lenken: stundenlang im Grase zu ruhen und zu sinnen... Hier gingen dem Dichter auch die Waldlieder auf, deren er einige im Birkenwäldchen dichtete ». Nach einer Mitteilung des nicht ganz zuverlässigen K. Beck soll Lenau ein « melancholisches Waldlied » im Oktober in seiner Wohnung im Bürgerspital geschrieben haben (1). Die verschiedenen Angaben über die Örtlichkeiten lassen sich vereinbaren, weil sie nur einzelne Waldlieder in Betracht ziehen.

Mit dem Gedanken der *Waldlieder* trug sich Lenau lange, ehe er an die Ausführung ging. Am 17. Juli 1837 dachte er an ein « Waldgedicht », das Sophie haben wollte. « Doch kann sich in meinem Unmut alles nur flüchtig und nebelhaft zeigen. Ohne dich geht's nicht » (337). Näher trat er dem Gedanken während seines Stuttgarter Aufenthaltes im Jahre 1843. Am 24. Mai 1843 meldet er Sophie : « Ich sehne mich nach Bergluft und noch stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte » (788). In dem vorletzten Liebeszettel aus dem August heisst es dann wieder : « Dann hättest du mancherlei zu lesen bekommen von meinen schönen Waldgedanken, die sich viel mit dir beschäftigen » (575).

Am 20. September sandte Lenau Emilien die Waldlieder Nr 1, 2 und 4 mit den Begleitworten : « Weil wir schon im Wald sind oder gewesen sind, so will ich Ihnen einige Waldblumen geben. Lassen Sie sich durch die etwas pantheistische

---

(1) *Pester Lloyd*, 1863, Nr 250.

Färbung des einen der Lieder nicht stören (803). Offenbar meint der Dichter mit dem pantheistischen Lied Nr 2. Feinsinnige Waldgedanken offenbart des weiteren derselbe Brief : « So ein paar Stunden, in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermesslicher Wohltatigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden im Walde zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blatter zuhorchte, wollt' es mich bedunken, als rausche der Wald im Herbste ganz anders denn im Frühling; viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich wie jene des Fruhlings, die Äste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hatte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt, aus dem blossen Rauschen der Baume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst » (805).

Weitere Kunde über die Waldlieder bringt der Brief an Emilie vom 1. November : « Dass meine Waldlieder bei Ihnen und bei den Unsrigen allen so viel Glück gemacht haben, freut mich ausserordentlich; eine Veröffentlichung derselben wünsche ich jedoch vor der Hand noch nicht, weil ich deren noch mehre machen will, und dann die ganze Gruppe auf einmal erscheinen lassen » (806). Erst am 16. Januar 1844 schickte Lenau Emilien die Gedichte Nr 6 und 9, als « ein kleines Angebinde zu Ihrem Geburtstag », mit dem Zusatz, er würde ihr noch ein drittes abschreiben, wenn ein Besuch ihn nicht daran hinderte (815). Aus dieser Sendung ist nicht zu schliessen, dass die Gedichte 6 und 9 viel spater als die zuerst gesandten gedichtet. Am 16. Januar folgte der Dichter eben nur seiner Gewohnheit, Emilien etwas Lyrisches zu ihrem Geburtstage zu überreichen. Die Angabe Sophies, dass die

Lieder « grösstenteils » im September gedichtet sind, stimmt mit Lenaus Mitteilung an Auerbach und mit allem überein, was uns überliefert ist. Ein paar Waldlieder mögen etwas später entstanden sein. Die Emilien mitgeteilte Absicht, noch mehrere im November zu dichten (806), ist durch den Umschlag der Stimmung vereitelt worden.

Die Reihenfolge der Entstehung ist jedenfalls eine andere als die des Druckes. Emilien sendet der Dichter die Lieder in der Folge : Nr 2, 1, 4, 6, 9. In der Sophie überreichten Handschrift erscheinen sie in der Folge : 1, 2, 3, 4, 5, 8, 6, 9, 7. Lenau widmete Sophie Nr 3 mit dem Vermerk in der Handschrift « An Sophie, die Blumenmalerin ». Dies Gedicht bietet jedoch keine Beziehung auf das Liebesverhältnis; wohl lassen hingegen Lied 3 und 8 eine solche durchblicken. Letzteres trägt den offenbaren Charakter eines Frühlingsliedes. Muss man es deshalb in den Frühling des Jahres 1843 verweisen, wie Reynaud (1) meint? Dieser Gesichtspunkt würde alles, was wir bestimmt über die Chronologie der Gedichte wissen, umwerfen. Ausgesprochenen Herbstcharakter weist nur ein Lied, das letzte, auf. Bei den anderen bleibt die Jahreszeit unbestimmt, vielmehr könnte man bei genauem Zusehen Vers 4 von Nr 1 : « Es blüht die Welt... » sowie Vers 7 von Nr 2 : « Manch grünend frischer Ast » für den Frühling beanspruchen und Nr 7 als ein Sommerlied bezeichnen, denn es beschreibt eher eine warme sommerliche als eine herbstliche Landschaft. Das zuletzt entstandene mag Nr 6 sein, dessen « Wehmut, die herbe » (Vs 15), nicht in den optimistischen Charakter der Gruppe hineinpasst. Die neun Waldlieder las der Dichter, wie Schurz (II, 136) berichtet, im « Spätjahre » 1843 in einem Wiener Mädchenpensionate vor.

Grosse Freude erweckten sie überall in Wien, Stuttgart und namentlich bei Cotta (825). Der Dichter selbst schätzte sie unter

---

(1) *These auxiliaire*, Nr 289.

seinen Gedichten am höchsten. Er empfahl sie der besonderen Aufmerksamkeit seiner Braut, Marie Behrends, als er ihr ein Exemplar seiner Gedichte sandte. Er liess sie sich, wie Frankl (S. 69) berichtet, vorlesen, um, wie er sich äusserte, ein Urteil über ihren Klang und Rythmus zu gewinnen. Nach dem Lesen hörte er schweigend das Lob der Lieder an, dann sagte er : ' Ich habe in ihnen den schönen, sehnsuchtsvollen Ton wiederklingen gehört, den ich so sehr liebe, und ihn wiederzugeben getrachtet '. Als das dritte Lied :

Durch den Hain mit bangem Stosse,

als das vorzüglichste hervorgehoben wurde, nahm er die übrigen als gleichbedeutend in Schutz und meinte : ' Ja, ja, der Reiz eines Gedichtes lässt sich nun einmal nicht bestimmen '.

Manche Seitenstücke zu den Waldliedern weist der Briefwechsel mit Sophie und *Don Juan* auf, an dem Lenau wahrscheinlich gleichzeitig arbeitete. Dem « trüglichen Verbande » des letzten Verses von Nr 1 begegnen wir bereits im Zettel an Sophie vom 6. August 1837, wo Lenau seine Arbeiten als blutige Fetzen eines « schlechten Verbandes » bezeichnet [1], und im Schreiben vom 7. Mai 1838, wo er wieder die empfindlichen « Faden unsers Verbandes » erwähnt [2]. Der « trügliche Verband », den er von seinen Wunden gerissen, ist der christliche.

Diese Deutung, die auch Sophie in ihrer Charakteristik Lenaus [1] zugibt, bekräftigt Lied 2. Der Dichter flucht nicht mehr der Natur wie ehedem, zeiht sie nicht mehr der Herzlosigkeit, der Erbarmungslosigkeit, wie noch am 5. August 1842 bei einem Besuche im Kernerschen Hause [2]. Ruhig bleibt er ihren Zornesausbrüchen gegenüber, « Heiterkeit und Stille » ist in ihm. Das Lied atmet die Seelenstimmung, wie sie sich im

(1) Schurz II, 343.
(2) E. Niendorf, S. 137.

letzten Zettel an Sophie vom 7. August ausspricht : « Mein Herz geht ruhiger, fester, tiefer und freudiger ...Ich bin wie neugeboren » (576).

Gross und schwer sinken die Gewittertropfen auf die Blätter der Eichen wie Tränen eines grossen Schmerzes (Lied 3). Unleugbar ist der Schmerz in der Natur wie in der Menschenseele, der Dichter klagt jedoch nicht mehr darüber, trotzdem er bis an sein Ende die « herben, heissen » Tränen sehen wird, die aus geliebten Augen quollen.

Ein Gleichnis, das Lenau sich bereits im Einschreibbüchel von 1838 aufschrieb, eröffnet das vierte Lied : « Der Räuber erscheint verkleidet in der Gesellschaft und ohne Waffen, diese hat er im Walde versteckt, aber die Stelle sich wohlgemerkt, da sie liegen, und er geht wieder hinaus in den Wald und holt die Todeswaffe hervor. So macht es die Erinnerung mit ihren schneidigen Dolchen » (1).

Bist fremd du eingedrungen,
So fürcht Erinnerungen,
Sie stürzen auf Waldwegen
Wie Räuber dir entgegen.

Eine solche Erinnerung ist die im Liede 4 geschilderte. Heilung gibt die Natur nur dem, der sie in ihrem Tiefinnersten versteht, dem Eingeweihten, der sich eins fühlt mit dem All. Die Vision der Vermählung des Geistes mit der Natur geht zurück auf Hegel. Überraschend ist sogar die Ähnlichkeit zwischen der Hegelschen Prosa und den Lenauschen Versen. « Dies ist nun die Bestimmung und der Zweck der Naturphilosophie, dass der Geist sein eigenes Wesen, d. i. den Begriff in der Natur, sein Gegenbild in ihr finde. So ist das Naturstudium die Befreiung seiner in ihr; denn er wird darin, insofern er nicht auf ein Anderes sich bezieht, sondern auf sich selbst. Es

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 530.

ist dies ebenso die Befreiung der Natur; sie ist an sich die Vernunft, aber erst durch den Geist tritt diese als solche an ihr heraus in die Existenz. Der Geist hat die Gewissheit, die Adam hatte, als er Eva erblickte. ‘ Dies ist Fleisch von meinem Fleisch; dies ist Gebein von meinem Gebein. ’ *So ist die Natur die Braut, mit der der Geist sich vermählt* » (1).

Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf allen Wegen,
Als schöne Braut im Schleier,
Dem Geiste, ihrem Freier.

(Vs 29-32.)

Diese Vermählung malt Lenau in den trunkenen Worten der Liebesbriefe an Sophie aus :

All ihre Pulse beben,
In ihm, in ihm zu leben,
Von ihm dahinzusinken,
Den Todeskuss zu trinken.

(Vs 41-44.)

« Ich habe ein wollüstiges Heimweh, in deinen Armen zu sterben », lautet ein Satz in einem der letzten Zettel an die Geliebte (575). Die tief in den Zauber der Schöpfung versunkene Seele gewahrt, nicht gottlos, sondern gottestrunken, im All allenthalben nur Gott, und wie die Natur mit dem Geiste, möchte sie sich mit Gott vereinen :

So lauscht und rauscht die Seele,
Dass Gott sich ihr vermähle,
Fühlt schon den Odem wehen,
In dem sie wird vergehen.

(Vs 45-48.)

Die Naturphilosophie, meint Hegel, die « Einheit des Ichs und der Natur », mögen enge Geister als « Nicht-oder Unsittlichkeit », als « Irreligion » brandmarken, sie wird nichtsdesto-

(1) Hegel, *Vorlesungen über die Naturphilosophie*. Werke VII, *1. Abteilung*, S. 22.

weniger ein « neuer Quell der Anschauung und Erkenntnis Gottes werden » (1).

Eine übernatürliche Kraft, übernatürliche Sinne wünscht sich der Dichter in Lied 5, um das verwickelte, geheimnisvolle Leben und Weben der Natur zu verstehen. Hineindringen möchte er in die tiefsten Tiefen des Lebens, in die dunklen Gründe, wo die geheimen Quellen spriessen, wo die Wurzeln saugen. Möchte sich ihm das « stumme Rätsel » alles Seins und Werdens enthüllen wie Merlin, dem Zauberer, von dem Uhland singt :

Vom Grün, das um ihn tauet,
Ist ihm der Blick gestärkt,
Dass er Vergangnes schauet
Und Künftiges ermerkt;
Der Wald in nächt'ger Stunde
Hat um sein Ohr gerauscht,
Dass es in seinem Grunde
Den Geist der Welt erlauscht.

Durch Uhlands Ballade *Merlin der Wilde* dürfte dies Lied angeregt sein, eins der herrlichsten Wald- und Naturgedichte der deutschen Literatur. Seitenstücke bietet *Don Juan*. So zu Vers 15-20 :

Wurzelfäden streckt
Eiche in den Grund,
Unten saugt versteckt
Tausendfach ihr Mund
Leben aus geheimen Quellen,
Die den Stamm gen Himmel schwellen,

die Stelle :

Die Wurzel holt aus selbstgegrabnen Schachten
Das Mark des Stamms und treibt es himmelwärts,
Ein rastlos Drängen, Schaffen, Schwellen, Trachten
In allen Adern . . . . . .

(*Don Juan*, Vs 123-26),

(1) Hegel, *Über das Verhältnis der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt*. Werke, I, 316 f.

zu Vers 53 f. :

> Rieseln hört er, springend schäumen
> Lebensfluten in den Bäumen,

Vers 119 des *Don Juan :*

> Und doch hier lebt des Lebens welche Fülle,

der noch genauer der « ganzen Lebensfülle » (Vs 20) von Waldlied 4 entspricht. Don Juans Lebehoch auf den Wald (Vs 915-920) erwähnt wie das Gedicht die verliebten Vögel (Vs 55-60) und das Moos (Vs 63) :

> Stoss an! der wiedergrüne Wald soll leben!
> Die Vögel, die verliebt im Laube schweben!
> Der Bach, aus dem das Wild Erquickung trinkt!
> Das Moos, worauf Umarmung heimlich sinkt!

Erinnerungen beschleichen den Dichter wieder in Waldlied 6 wie im Liede 3 und im *Faust* (Vs 2682). Leise schleichen sie wie Schatten und weinend an ihm vorbei. Der flüchtige Rückblick in die Vergangenheit erweckt die « allbekannte, herbe » Todeswehmut.

Diese löst sich in Lied 7 wieder auf im allgemeinen Frieden der Natur, den die sommerliche Mittagsruhe am besten veranschaulicht. Holder Schlummer beschleicht den Dichter, und nun preist er mit Anklängen an die Gedichte *Schlaflose Nacht*, *Der gute Gesell* den « wundertätigen, melodischen Freund, den Erlöser des Herzens, den Verjünger der Welt ». Im Schlafe glaubt er Pans Syringe zu hören, in deren Tönen er die Einheit seiner Seele mit dem Weltall ahnt. Ich vermute, dass dieses Lied dasjenige ist, das ein Besuch ihn hinderte Emilien mitzuteilen. Lied 3 und 8 sandte er der Freundin nicht, weil sie Andeutungen auf die Liebe zu Sophie enthalten.

Die frühlingserwachte Natur, durchklungen von den Liebesschwüren des Lenzes, sagt dem Dichter, dass « die Liebe das

beste ist » (Vs 8 von Lied 8). Sinnfälliger drückt Don Juan (Vs 127-30) den Gedanken aus :

Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält.

Die Klage, die so manche Zeile an Sophie durchzittert, die Sehnsucht, die einzulullen ihr gelungen war, flammt wieder auf und sucht bald einen neuen Ausweg :

Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet.

(Vs 17-20.)

Der Ausklang des Zyklus in Lied 9 gleicht im Tone dem Eingange. Seinen prächtigen Herbstliedern setzt Lenau hier die Krone auf :

Rings ein Verstummen, ein Entfärben;
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.

(Vs 1-4.

Was machts jedoch, dass die Blätter fallen, die Vögel verstummen, die Liebe verklingt, im Urgrunde der vergänglichen Dinge wacht der ewige Geist, immer jung, immer tätig :

In dieses Waldes leisem Rauschen
Ist mir, als hör ich Kunde wehen,
Dass alles Sterben und Vergehen
Nur heimlichstill vergnügtes Tauschen.

(Vs 13-16.)

Ganz durchdrungen sind die Waldlieder von Hegels Naturphilosophie. Bereits i. J. 1802 erkannte Hegel in einem Auf-

satze des Kritischen Journals : *Über das Verhältnis der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt*, die « neue Religion » in der « Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit », in der « Einheit des Ichs und der Natur ». Der einzige Weg, um « aus dem ungebildeten Ernst und der trüben Empfindsamkeit der modernen Betrachtung der Natur wieder zur Heiterkeit und Reinheit der griechischen Naturanschauung zurückzukehren », ist die « Wiederherstellung der verlorenen Identität durch die Spekulation und Wiederaufhebung der Entzweiung in einer höheren Potenz » (I, 315 f.). In seiner *Naturphilosophie* setzt Hegel auseinander, dass der unbefangene Geist, wenn er lebendig die Natur anschaut, das Leben und den allgemeinen Zusammenhang in derselben fühlt. « Er ahnt das Universum als ein organisches Ganzes und eine vernünftige Totalität, ebenso als er im einzelnen Lebendigen eine innige Einheit in ihm selbst empfindet... Die Welt ist erschaffen, wird erschaffen jetzt, und ist ewig erschaffen worden... Die Natur ist als ein System von Stufen zu betrachten, deren eine aus der andern notwendig hervorgeht, und die nächste Wahrheit derjenigen ist, aus welcher sie resultiert : aber nicht so, dass die eine aus der andern *natürlich* erzeugt wurde, sondern in der innern, den Grund der Natur ausmachenden Idee... Die Natur ist an sich ein lebendiges Ganzes : die Bewegung durch ihren Stufengang ist näher dies, dass die Idee sich als das *setze*, was sie *an sich* ist ; oder, was dasselbe ist, dass sie aus ihrer Unmittelbarkeit und Äusserlichkeit, welche der *Tod* ist, *in sich* gehe, um zunächst als *Lebendiges* zu sein, aber ferner auch diese Bestimmtheit, in welcher sie nur Leben ist, aufhebe, und sich zur Existenz des Geistes hervorbringe, der die Wahrheit und der Endzweck der Natur und die wahre Wirklichkeit der Idee ist » (1).

In den *Waldliedern* erreicht Lenau « das Reich der in sich befriedigten Individuen » durch die Überwindung des Dualismus zwischen Diesseits und Jenseits, den Hegel in der *Phanomeno-*

(1) Hegel, Werke, VII, 1. Abteilung, S. 20, 26, 32, 38 f.

logie des Geistes als so folgenschwer schildert, indem dadurch das « unglückliche Bewusstsein » erzeugt werde, das zwischen Diesseits und Jenseits beständig geteilt sei und bleibe, und das nur durch den Glauben an die Einheit der diesseitigen und jenseitigen Welt erlöst werden könne (II, 158-174).

Wenn auch das « unglückliche Bewusstsein » zu Ende des Jahres 1843 wieder die Oberhand gewann, so weisen doch Briefe und Dichtung des Jahres 1844 eine viel gleichmässigere, beständigere Gemütsstimmung auf als die sämtlicher früherer Jahre. Im April 1844 äusserte Lenau Auerbach gegenüber sein Vorhaben, Hegel wieder vorzunehmen.

Mit dem ersten Teile von Waldlied 1 weist das Gedicht **Der Vogel auf dem Kreuz** (552) eine so enge Verwandtschaft auf, dass es als eine andere Lesart von Strophe 2 und 3 des Waldliedes erscheint. Etwas Verlockendes hat die Vermutung von Koch (I, 353) und Reynaud (1), dies Loblied auf das Kreuz gehöre in Lenaus christliche Zeit und sei eine Antwort auf die Vorwürfe, welche er wegen der im Savonarola bekundeten christlichen Richtung erfahren musste :

> Kein Vöglein noch verlor
> Die Stimm am lieben Kreuzesbild.

Höheres Lob zollt Lenau noch dem Kreuze im Waldlied 1, wo er es « das höchste Bild der Erde » nennt. Wenn er auch den Glauben an die Heilkraft des Kreuzes verloren, so singt er doch, ehe er in seine Schatten heimkehrt, « ein Lied dem Bilde », das ihm noch immer als Wahrzeichen der höchsten Liebe auf Erden erscheint, wie er es so herrlich im Gedichte *Kruzifix* geschildert. Als Dichter hält er trotz seines Pantheismus und im Gegensatz zu Goethe an seiner poesievollen Auffassung des Kreuzbildes fest. Die letzten zusammenhängenden Worte, die der freilich bereits dem Wahnsinn verfallene Dichter zu Emilie Reinbeck sprach, waren : « Es ist wahr, ich habe die Albigenser

(1) *Thèse auxiliaire*, Nr 323.

geschrieben und sonst manches gottlose Gedicht, aber, glaube mir, *nie, nie* hat sich doch mein Herz vom Kreuz abgewendet, ich habe es geliebt in tiefster Seele, *immer* » (1). Der Zusatz in der Handschrift : « Lenau aus Csatad im Toromtaler Comitat des Königreichs Ungarn » deutet darauf hin, dass das Gedicht ursprünglich für ein Album oder irgendeine Sammlung geschrieben.

Gleichzeitig mit den Waldliedern entstand im September 1843 das Gelegenheitsgedicht **Das Kind geboren, die Mutter tot** (121). Sophie und Schurz berichten in ihren Exemplaren, die Verse seien beim Tode von Kaltenbrunners Frau geschrieben. « Sie starb im September 1843 », fügt Schurz hinzu. Es ist die erste Gemahlin des oberösterreichischen Dichters K. A. Kaltenbrunner, Pauline Knor, gemeint, die Schurz I, 383) als « gefühlvoll und gebildet » bezeichnet, und die Lenau sehr achtete.

Im Erstdruck erschien das Gedicht in Castellis Taschenbuch *Huldigung den Frauen* für das Jahr 1844, und ebenda veröffentlichte Lenau die wehmutigen Verse **Welke Rose** (119), die kurz nachher, als eine Frucht des traurigen Seelenzustandes im November 1843, entstanden sein mögen und sich im Inhalt eng an Waldlied 6 anschliessen.

Mit Rücksicht auf den Erstdruck am 26. Dezember 1843 in der Wiener Zeitschrift muss auch das Gedicht **Einem Autographensammler** 222) spätestens in das Ende dieses Jahres versetzt werden. Ähnlich lautet ein gleichbetiteltes viel späteres Gedicht von A. Grün :

Was im Blau die Lerche singt,
Das verflüchtigt und verklingt;
Wenn sie hupft im weichen Sand,
Hat die Fährte mehr Bestand.
Hältst du drum die Spur der Pfoten
Etwa gar für Himmelsnoten?

---

1) Schlossar, S. 223.

und ein zweites von demselben, das sich gleich dem Lenauschen gegen die Autographenjägerei ausspricht (1). Diese bezeichnet Karoline Pichler als eine neue Art von Liebhaberei, welche der Geist der Zeit erzeugt und zur Notwendigkeit für eine Frau gemacht habe, die auf feinen Ton und höhere Bildung Ansprüche stelle (2).

---

(1) A. Grün, Werke, III, 91 f.
(2) K. Pichler, *Zeitbilder*. Wien, Pichlers Witwe, 1841. II, 293.

LVIII

Das « vierschrötige » Jahr.

1844.

Die Korybanten. — Studentenreise. — Der Rekrut. — Als Hiller mir spielte. — Blick in den Strom. — Eitel nichts!

Die Zahl 44, schreibt Sophie in einer Anmerkung zum Gedichte *Zweifelnder Wunsch* (1), « hasste Niembsch instinktiv und nannte sie eine vierschrötige ». Am 9. Januar bekannte Lenau in Bezug auf das Jahr 1844 Emilien Reinbeck : « Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, dass ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe (812) ». Den Winter lebte er einsamer und leutescheuer denn je ; sogar die Sonntagsessen bei Kleyle gab er auf. Sein Leben war « Einsamkeit und etwas Lyrik » (813). Am 16. Februar erfährt Emilie, dass ihres Freundes Gesundheit sich auffallend gebessert, und dass er in letzter Zeit « ziemlich fleissig » gewesen (815). Eine Probe seines Fleisses bringt gleich derselbe Brief, nämlich das Gedicht **Die Korybanten** (226). Es verdankt seine Entstehung einer Meldung Emiliens, dass die schöne Kastanienallee hinter ihrem Hause bald der Eisenbahn zum Opfer fallen werde. « Das Lärmen der Bubengymnastik und selbst das laute Soldatengedrille war doch noch erträglicher, als das Getöse der Eisenbahn sein wird », schreibt

(1) H. Bischoff, *Handschriftliche Notizen von Sophie Löwenthal zu Lenaus Gedichten* (Zeitschrift für den deutschen Unterricht XXIII, 609).

ihr Lenau auf diese Nachricht hin. Mit dem Gedichte will er nun die Freundin trösten « über das rauhe und rohe Zerstören manches grünenden Baums der alten Tage (815) ».

Drum geht im greulichen Lärme
Entbrannter Kuretenschwärme
Der Mut mir nimmer verloren;
Es wird bei diesem Geschmetter
Für uns der olympische Retter,
Der neue Gott geboren.

Die Quelle des Gedichtes findet sich in P. F. Stuhrs Darstellung der Religionssysteme der Hellenen (1). In der Auslegung des Mythus der Korybanten und der Sage vom Rhea- und Feuerdienst schliesst sich der Dichter ganz an Stuhr an :

« Es nahm hier vorzugsweise der Geist die Richtung auf die Ausbildung menschlicher Fähigkeiten und Anlagen in Beziehung auf die äussere Beherrschung der Mächte des Lebens, der Elemente und Naturkräfte überhaupt; hierin bereitete sich eine höhere Entwickelung vor : denn wie ein inneres Erwachen des Geistes der anschaulichen Erkenntnis erst möglich wird, nachdem die äussere Natur durch die Ausbildung der Kunstfertigkeiten überwunden ist, so musste als notwendige Übergangsstufe zur Entwickelung einer höheren geistigen Bildung jene Zeit des Kampfes mit der äusseren Natur vorausgehen. Dieser Kampf wird in mythischer Vorstellungweise bezeichnet als der Tanz der Kureten, unter deren Gelärm der olympische Zeus erwuchs. Auf den Gedanken, dass der Herrschaft des Geistes Raum auf Erden geschaffen werde im Kampfe des Menschen mit der Natur, und dass siegreich aus diesem Kampfe der Mensch in Ausbildung der Kunstfertigkeiten hervorgehe, bezieht sich seiner eigentlichsten Bedeutung nach der Mythos von den

(1) *Die Religionsformen der Hellenen in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis auf die makedonische Zeit.* Berlin, Veit u. Cie, 1838. S. 153.

kretischen Kureten als geübten Werkmeistern in Erz und kunstreichen Arbeiten sowie der kretische Dienst der im Erzgeklapper [1] von Korybanten umschwarmten Rhea ».

Ohne klassische Erinnerungen kommt auch A. Grün bei seinem Eisenbahnlied *Poesie des Dampfes* nicht aus. Die Eisenbahn ist ihm die Minerve,

Die jetzt des Volks olymp'schem Haupt entsprungen.

und beim « rollenden Opferherde » (Vs 4) mag Lenau Grüns « wandelnder Altar » vorgeschwebt haben [2]. Lenaus « neuen Gott » bezeichnet K. Beck in seinem Gedichte *Die Eisenbahn* als den « freiheitsbrausenden Zeitgeist [3] ».

Am 11. April 1844 las Lenau in Stuttgart bei Reinbecks die humoristische **Studentenreise** (67) vor [4], die wie *Die Korybanten* aus dem klassischen Altertume schöpft, Don Juan-Stimmung verrät und vielleicht in Erinnerung an einen von Schurz I, 98 ff. erzählten Pfingstausflug des Jahres 1830 entstanden ist. Die vier Ausflügler waren Lenau, Schurz, Klemm und dessen Schüler, vielleicht der Studio (Vs 14) des Gedichtes. « Ein altes zwiebuberdachtes Bankelwagelchen wurde gemietet, mit einem noch viel älteren Kutscher, und einem, wenn auch nicht ganz so alten, aber noch viel bedächtigeren, mageren Gaulchen. Wir rückten daher nur ungemein sachten Schrittes vorwärts. »

Die Rösslein schlichen den lahmsten Trab
. . . . . .
Doch ging es auch langsam, ging es doch froh.
(Vs 5, 13.)

---

(1) Vgl. Lenau Vs 1 : *Erzgerassel*

(2) Grün, Werke, II. 123-126. Vgl. noch die Verse Meissners :

Doch der Lärm der Korybanten,
Wie er vom Olymp erscholl,
Als sie selber sich entmannten,
Raste nicht so wild, so toll!

(A. Meissner, *Ziska*. Leipzig, Herbig, 1846. S. 129).

(3) K. Beck, *Nächte. Gepanzerte Lieder*. Leipzig, Engelmann, 1838. S. 29-32.

(4) Niendorf, S. 169.

Es gab viel zu lachen auf der Reise, bemerkt Schurz noch, ernste Männer wurden kindische Kinder. Neben dem « Studio » erwähnt und schildert das Gedicht auch den Kutscher.

Auch am 11. April trug Lenau im Reinbeckschen Kreise das Gedicht **Der Rekrut** (554) vor, das nach E. Niendorf (S. 169) « einem kleinen Knaben » gewidmet war. Der einzige Satz, der für die Gelegenheitsverse, die der Dichter nicht in seine Werke aufnahm, heranzuziehen, ist das « laute Soldatengedrille » im Briefe an Emilie vom 16. Februar. Weit führt uns das Gedicht, das in den Rekruten nur « jämmerliche Weltstatuten » sieht und sie bedauert, weil sie

In so schönen Frühlingstagen
Mörderliche Waffen tragen

müssen, über die Begeisterung für Krieg und Krieger hinweg.

Diese spärliche Lyrik zu Anfang des Jahres 1844 rechtfertigt nicht Lenaus erwähnte Meldung an Emilie von fleissiger Arbeit. Hiermit ist der *Don Juan* gemeint, dessen prächtiges Frühlingsgedicht im Gesange *Die Balze* wohl seine Entstehung dem Frühling des Jahres 1844 verdankt :

Wie tief der Wald den frühen Lenz empfindet,
Wie sich um jeden Ast die Freude windet!
Ein süsser Duft durchströmt die laue Nacht,
Mein Herz ist warm und selig angefacht.
Wohl lieblich zittert heller Sterne Licht
Durch's zarte junge Laub im Windesbeben,
Doch dass es Welten gäbe, wo das Leben
So wonnig wie auf Erden, glaub ich nicht.
Von Würzhauch überströmen Berg' und Klüfte,
Tief wird die Welt der Liebe sich bewusst;
Vertausendfachen möcht ich meine Brust
Für all die Fülle dieser Frühlingslüfte.

(Vs 673-684.)

« Die Blüten kommen », schreibt Lenau am 24. April Sophie, « und ich sehne mich nach einem stillen Umgange mit der

Natur » (825). Er überliess seine « Seele dem ungetrübten Genusse der aufblühenden Natur ». « O Frühling! », ruft er wonnetrunken aus (827). Es ist wieder der Frühling in Schwaben, der den Dichter so hoch entzückte. Ende März hatte er seine letzte Reise nach Schwaben angetreten, wohin ihn eine Neuauflage seiner Gedichte und des Savonarola riefen.

Lenaus Hauptarbeit in Stuttgart war der Druckberichtigung der letzten von ihm besorgten Ausgabe seiner Gedichte gewidmet. Unter seinen Jugendgedichten fielen ihm mehrere « von schwächlicher Leibes- und Geistesbeschaffenheit » auf; er möchte eine editio castigata im strengsten Sinne des Wortes veranstalten, kann es aber gegenwärtig noch nicht tun, weil seine Gedichtsammlung, wie sie nun einmal ist, ins Eigentum des Verlegers wie des Publikums übergegangen. Sorgfältiger denn je lag er jedoch diesmal der Berichtigung ob. Er verbesserte nicht nur « Druck — sondern auch Denkfehler » (852). Am 14. Juni war die Arbeit fertig. Am 20. bescheidet er Sophie : « Meine Miniaturgedichtausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch sein. Beide Bändchen sind zu gleichem Umfang angewachsen, und ich habe, die Auflage kastigierend, mehrere, namentlich polemische Gedichte mit der Jathacke ausgemerzt, über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so dass das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Formtucht wirklich besser geworden ist » (857). Was Lenau in Bezug auf die Jugendgedichte noch nicht wagte, das tat er bezüglich der polemischen. Der zweite Band ist grundsatzlicher im Sinne einer editio castigata gestaltet als der erste. Trotz der sehr fleissigen Durchsicht sind dem Dichter jedoch einige offenbare Druckfehler entgangen, und eine kritische Ausgabe darf sich nicht mit einem genauen Abdruck des Textes dieser letzten Ausgabe begnügen (1).

(1) Der erste Band erschien in siebenter « durchgesehener und vermehrter » Auflage. Vermehrt ist er im Vergleiche zu dem von 1843 um die zwölf Vermischten Gedichte, neue Folge, beginnend mit *Lass mich sehn*, schliessend mit den

Zugleich mühte sich Lenau mit dem *Don Juan* ab. Doch kam die rechte Stimmung nicht « zur Abrundung der bis jetzt allzu fragmentarischen Szenen » (828). Eile hat der Dichter sich den Don Juan « vom Halse zu schaffen, um dann mit ungeteiltem Eifer an einen solidern Helden zu gehen » (837). Er hatte im Mai den Stoff zu einem « grossen Heldengedicht » gefunden, der ihn anregte, erfüllte und beruhigte wie noch kein anderer (829). « Es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten » (837).

Am 14. Juni war Lenau mit dem Druck seiner Gedichte und der zweiten Auflage des Savonarola fertig, und nun hielt es ihn nicht länger in der drückenden Stuttgarter Luft. Am 21. Juni reiste er nach Lichtenthal bei Baden, fühlte sich jedoch gedrückt und beklommen in dem einsamen Lichtenthal bei der kranken Emilie und liess sich von Auerbach bereden, nach Baden-Baden überzusiedeln, wo er im Anschauen des genussjagerischen Wohllebens aller Art den Don Juan vollenden wollte. Am 27. Juni sah er Marie Behrends und verlobte sich mit ihr am 18. Juli. Auf der Brautfahrt schrieb er, angeregt durch F. Hillers Klavierspiel, das er am 20. Juli in Frankfurt hörte, dem befreundeten Tondichter, der die *Drei Zigeuner* in Musik gesetzt hatte, den Vierzeiler **Als Hiller mir spielte** (556) ins Album. Auerbach, der über die Entstehung berichtet und das Gedicht für das letzte hält, das Lenau « in seinen lichten Tagen geschrieben », meint, dass die Antwort auf die hier aufgeworfene Frage im Begriffe und Worte « Sphärenmusik »

Korybanten. Der zweite Band ist auch als « siebente, durchgesehene und sehr vermehrte Auflage » bezeichnet. « Siebente » ist unrichtig, es soll heissen fünfte. Die nachstfolgende Ausgabe von 1846 setzt die richtige Reihenfolge wieder ein, benennt den 2. Band 6. Auflage, und so wird der 1844 verwischte Unterschied in allen folgenden Ausgaben festgehalten, bis zum Jahre 1855, in dem der 1. Band in 16., der 2. in 14. Auflage erscheint. Die Vermehrung des 2. Bandes der Ausgabe von 1844 besteht in den 21 Vermischten Gedichten, neue Folge, beginnend mit *Einem Gemütskranken*, endigend mit dem Gedichte *Die Bauern am Tissastrande*, ferner in *Mischka an der Marosch*, *Johannes Ziska* und den *Waldliedern*. Die Abteilung *Literarisches* fällt weg, mit Ausnahme von sieben Gedichten, welche den *Vermischten Gedichten* eingereiht werden.

liege, wodurch man den leuchtenden, rythmisch rollenden Weltkörpern ein Tönen zuteile (1).

Am 10. August trat Lenau die verhängnisvolle Reise nach der Heimat an und verblieb dort vom 14. August bis zum 15. September bei der Familie Löwenthal in Lainz. Seltsam empfindet er es selbst, dass er in der damaligen Stimmung, die « ganz auf treue Begründung eines in sich selbst zufriedenen Bundes gerichtet » war, eine « neue und wohl gelungene Don Juan-Szene » dichten konnte. « Gewiss wirkte der Kontrast », erklärt er am 5. September Emilien (851).

Poetisch fruchtbar war die Rückreise nach Stuttgart, die Lenau am 15. September antrat. Am ersten Reisetage, der gutes Wetter gab, brachte der Dichter einige Stunden des Vormittags auf dem Verdecke des Schiffes zu, das von Wien nach Linz fuhr. Nie war ihm eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. « Wenn man von was recht Liebem geschieden ist und um das Verlorne trauert », schreibt er Sophie am 17. September, so ist es gut, in einen Strom zu schauen, wo alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens. Diese Wehmut hatte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, ware mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, dass ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen » (855). Dies ist die Wiedergabe in Prosa des am 15. September geschriebenen Gedichtes **Blick in den Strom** (857), das irrtümlich allgemein als Lenaus Schwanengesang bezeichnet wird.

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O! starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

(1) Schurz, II, 180.

Den letzten Gedanken der Briefstelle bringen die Schlussverse :

Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfliessen.

Übrigens bekundet der Dichter selbst, das Lied sei auf der Wasserreise « entstanden, d. h. konzipiert in der Idee » (859). « Ausgeführt », fügt er hinzu, wurde es in Stuttgart, nach der Reise, vermutlich um diese Mitteilung in Einklang zu bringen mit einer kurz vorhergehenden : ihm schwebe ein Gedicht auf Sophies Geburtstag vor (854). Sophie wollte er eben den Glauben beibringen, das Gedicht sei eigens für sie, zu ihrem Geburtstage geschrieben, wie aus dem Briefe vom 8. Oktober hervorgeht, in dem er ihr das Lied mitteilt mit der Einleitung : « Hier folgt das verlangte Lied... Es ist mir teuer, weil es eine gar süss-schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstag geschrieben ist » (865). Alle Einwendungen Sophies gegen die Heirat mit Marie Behrends hatten seinen Entschluss nicht wankend gemacht, fest entschlossen die Geliebte aufzugeben, dichtete er am 15. September :

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet.

« Die zweite Zeile ist nicht wahr », schrieb er Sophie zu ihrer Beruhigung und : « Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! keine trübe! » (865).

Man könnte das Gedicht als ein an Sophie gerichtetes Trostlied auffassen, wenn es nicht das Gefühl aussprächе, dass der Dichter innerlich diese Liebe überwunden zu haben glaubt wie Don Juan seine Liebeslust :

Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
Steintot ist alles Wünschen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,

---

[1] Lenau selbst datiert irrtuml ch. den Brief 8. September 1844.

Hat tödlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet;
Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.

(Vs 925-32.)

Lenaus Schwanengesang ist das Gedicht **Eitel nichts!** (556), das er drei Tage nach dem vorigen, am 18. September in der Nacht, im rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München dichtete. Über die Entstehung berichtet Emilie Reinbeck : « Auf seiner letzten Reise hierher konnte er im Eilwagen in der Nacht vor München nicht schlafen und stellte, sich zu zerstreuen in seinem tiefen Missmut uber die widrigen Vorfälle auf dieser Reise (1), sich die Aufgabe, ein Gedicht zu verfassen. Er wollte die Probe machen, ob ohne alle Stimmung und aussere Anregung dazu, der blosse feste Wille etwas Befriedigendes leisten konne. — Da entstand nachstehendes Gedicht, was zwar ziemlich bald zu stande gekommen sei, worauf er aber Schmerzen im Kopf empfunden habe. In der Krankheit wiederholte er oft einzelne Stellen daraus und sagte mit tiefem Schmerz : ' O wie prophetisch war dies Gedicht! Das Krüglein bin *ich*, das Sickern des Wassers, das sind die bosen Nachtschweisse, mit denen meine Lebenskraft fortrinnt, und bald, bald werd ich zu den andern Scherben sinken ' » (2).

Schurz II, 267 berichtet, dass Lenau ihm und Kerner die Verse auswendig vorgetragen habe am 29. November 1844, bei ihrem Besuche in der Irrenanstalt Winnenthal. Der Irrenarzt Zeller schrieb sie mit dem Bleistift sogleich nach. Dieser plotzlichen, glucklichen Eingebung des Irrsinnigen schreibt Schurz die Erhaltung des Gedichtes zu, wahrend E. Niendorf S. 262 mit Recht hervorhebt, dass wir diese Erhaltung zunachst Emilien Reinbeck zu verdanken haben, die es in ihren Aufzeichnungen mitteilt (3).

(1) Die « widrigen Vorfälle » erzählt Lenau Sophie im Briefe aus Linz vom 17. September 843.

(2) *Lenaus Erkranken*, Schlossar, S. 228 f.

(3) Ebenda, S. 229.

Den Auftritt in Winnenthal bestätigt Kerner in einem Briefe vom 30. November 1844 an Mayer (S. 194) und in einem Schreiben vom 1. Dezember desselben Jahres an Emma Niendorf (S. 275). Beiden sandte Kerner eine Abschrift des Gedichtes. Von « achtbarer Hand » ward es L. A. Frankl zur Aufnahme in seine *Sonntagsblätter* gesandt, wo es am 24. August 1845 im Erstdruck erschien. « Ein Gedicht, das Lenau diktierte », meldet M. von Schwind am 12. Januar 1845 Bauernfeld, « zeigt von grosser Traurigkeit, aber von ganz ungeschwächter Kraft des Ausdrucks, der Bilder und des Reims. Er könnte es in seinen besten Tagen gemacht haben » (1). E. Niendorf (S. 262) deutet an, dass es sich in der Handschrift des *Don Juan* befand, die Emilie vor dem Untergange, dem Verbrennen durch Lenau selbst, rettete. Auch Schurz (II, 267) meint, die Verse seien « nachträglich in den Don Juan bestimmt », sich der Ansicht Sophies anschliessend, welche am 6. Dezember 1844 ihrem dem Irrsinn verfallenen Geliebten schreibt : « Das ist wieder ein schönes Stückchen zu meinem lieben Don Juan » (2). Dort reiht es M. Koch in seiner Ausgabe (II, 525) als Monolog vor der letzen Szene ein und hält eine Einschaltung auch innerhalb der Schlusszene nach Vers 950 für möglich. Verwandtschaft mit der letzten Stimmung Don Juans ist zweifellos vorhanden. Nichts zwingt jedoch zur Einreihung in Lenaus grössere letzte Dichtung.

Eitel nichts ist das einzige Gedicht des Jahres 1844, das einen pessimistischen Ton anschlägt, eben deshalb mit Lenaus Gesamtdichtung im Einklang ist und sie harmonisch abschliesst. Sonst könnte man die Dichtung des Jahres 1844 mit dem Wahlspruch aus *Don Juan* kennzeichnen :

> Von Schwermut weiss ich nichts, mein Freund, ich hasse
> Am Mann das Klagendweiche, Tränennasse.
>
> (Vs 923 f.)

---

(1) *Künstlers Erdenwallen.* Briefe von Moritz v. Schwind hrsg. von Walter Eggert Windegg. München, O. Beck, 1912, S. 72.

(2) *Lenau und Löwenthal*, S. 332.

Es ist mindestens eine Übertreibung, wenn man das Jahr 1844 unter das Zeichen von Lenaus Ausspruch zu Sophie stellt : « Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend talab » (859). Die Äusserung ist ebenso masslos wie die elf Tage darauf folgende : « Alle meine Leiden sind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren » (840). Zu Anfang des Jahres 1844 bis Mitte April erfreute sich der Dichter einer viel besseren Gesundheit als im Winter 1843. Vorzüglich bekam ihm die Frühlingsreise nach Schwaben. Wird seinem Körper etwas Tüchtiges zugemutet, so zeigt er, wie guten Stoffes er ist, meldet er Sophie am 30. März (817). « Gesund bin ich », schreibt er am 12. April, was ihm erlaubt, sich auf ein « angestrengtes und anhaltendes Studium » zu werfen (821). Am 19. April erfolgt die erste Klage über Appetitlosigkeit und aufgeregte Nerven, wozu sich am 24. Kopfschmerz gesellt. « Erstaunlich wohlbekommen » ist ihm die am 26. April unternommene Reise nach Heidelberg, er kann seine Seele dem ungetrübten Genusse der aufblühenden Natur überlassen (827), sein Magen jubelt auf, verjüngt sich wieder zur lang entbehrten Rüstigkeit der Jugend (831). Er ist « frisch und gesund » (850). Sobald er anfangs Mai nach Stuttgart zurückgekehrt ist, stellen sich wieder « Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber » (850) ein, werden jedoch nur der « schweren, drückenden, energielosen, dumpfen, matten, verbrauchten und beschmutzten » Stuttgarter Luft zugeschrieben, über welche der Dichter auch früher öfters klagt (1), ihr mehrmals eine gleiche Wirkung zuschreibend. Ende Mai ist die « Gesundheit besser » (852). Am 7. Juni hat er die Empfindung, dass trotz einem Hängelassen der Flügel, einer Windstille der Gedanken seine Gesundheit nicht « pathologisch schulgerecht gestört » sei (855). Die neue Besserung, die der Aufenthalt in Baden-Baden vom 26. Juni an bringt, hält

(1) Regelmässig seit 1837. Siehe Briefe Nr 367, 368, 381, 605, 618, 621, 674, 679 688, 757, 796.

nicht an, den Höhepunkt der Klagen erreicht der Brief an Sophie vom 4. (?) Juli. Über Kopfschmerz, Schlaf- und Appetitlosigkeit [1] geht jedoch auch hier das Krankheitsbild nicht hinaus, wenn der Schreiber sich auch für « ruiniert » hält. Nachdem ein Ausflug in den Schwarzwald die Kräfte wieder neu gestählt (840), verlautet seitdem, von Anfang Juli bis zum 19. September, kein Wort der Klage mehr.

Eine einschneidende Wendung in Lenaus körperlichem und seelischem Befinden kündigt sich erst während seines Aufenthaltes bei der Familie Lowenthal in Lainz bei Wien an (14. August bis 15. September). Dort treten sehr häufige und ungemein starke Nachtschweisse ein, die seine physische Kraft brechen, dort auch wird das Gemüt so angegriffen, dass er « oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das heftigste weinte » [2]. Dort besorgten die meisten seiner Freunde für ihn eine « nahe, vielleicht bedeutende Krankheit », und er selbst hatte diese Empfindung [3]. « Im Innersten erschöpft und verletzt » (854) fühlte er sich, als er am 19. September auf der Rückreise nach Stuttgart in München eintraf. Von nun an erst ist seine Seele « wund geritzt » (856), sein Gemüt verstört (857). Von nun an wollen die immer stärker werdenden nächtlichen Schweisse ihn nicht mehr verlassen (857), auch nicht das heftige und anhaltende nachtliche Weinen (859). « Innerlich verlezt und gedrückt » (859) ist er am 28. September, am 29. trifft ihn als physischer Vorlaufer der Paralyse die Lahmung der rechten Wange. Bald folgen paralytische Sprachstörungen, wozu sich anfangs Oktober « totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nachte, Aufwachen und *stundenlanges* Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine *masslose* Traurigkeit und Verzagtheit » (862) gesellen. Die

(1) Diese drei Übel treten haufig bereits zu Anfang der dreissiger Jahre und spater immer wieder auf. Siehe Briefe Nr 67, 120, 131, 154, 307, 309, 382, 535, 609, 613, 645, 659, 675, 679, 685, 742, 743. — Die Klage uber Reizbarkeit der Nerven im Jahre 1841, auf die Dr Weiler sich auch beruft, ertont viel scharfer im Dezember 1839 und im September 1841. (Briefe Nr 656, 742, 743, 744).

(2) Schurz, II, 191.

(3) Ebenda, S. 192.

Besserungen, die der Kranke in den Tagen vom 6. bis 12. Oktober zu verspüren glaubte, waren die Ruhe vor dem Sturm, der in der Nacht vom 12. bis 13. Oktober ausbrach, oder vielmehr das den nahen Untergang andeutende Erlöschen des Krankheitsgefühls. In der Nacht auf den 16. Oktober erlosch das Licht des Bewusstseins gänzlich in einem fürchterlichen Tobsuchtsanfall.

Ich bin ganz der Ansicht von Dr Weiler, dass nur der Arzt das letzte Kapitel von Lenaus Leben schreiben, dass nur die Fachwissenschaft das Problem seines Unterganges lösen kann. Meine Darstellung bezweckt nur, auf die Lücken bisheriger Forschung aufmerksam zu machen. Fortgesetzt und ohne Widerspruch klagt Lenau über körperliche und seelische Leiden erst seit dem 19. September, erst seitdem erscheint in seinen Bekenntnissen ein festgeschlossenes Krankheitsbild. Auf sehr schwankendem Boden (1) steht die ärztliche Forschung, wenn sie von dem Gedanken beherrscht, dass Lenaus Krankheit ein « Schulfall » gewesen (2), das « Prodomalstadium » auf mehrere Jahre hinausdehnt.

Eine auffallende Erscheinung ist die, dass die Ärzte, welche die ersten Spuren von Lenaus Irresein so weit zurückverfolgen und die sonst nicht gerade so wählerisch in ihren Beweisgrün-

---

(1) Rahmer (S. 16) gesteht, dass bezüglich der Frage nach dem Beginn der Krankheit « die Ansichten der Forscher weit auseinandergehen. » Medeus (Die Zeit, Wien XXVI Bd., Nr 362) meint, dass « schon einige Jahre lang der Geisteszustand des Dichters durch die Paralyse beeinflusst worden sein mag ». Vautier versetzt « eines der ersten Anzeichen » in den Monat Januar 1844. Sadger (Neue Freie Presse, Nr 11167) glaubt, dass das « Prodomal-Stadium des Wahnsinns ohne Frage nicht allein das ganze Jahr 1844 beherrscht, sondern, dass man, ohne gegen die Wahrheit zu verstossen, getrost auch aussprechen darf, der wirkliche Beginn der Psychose sei um viele Monate früher anzusetzen ». Weiler entscheidet sich für den Monat April 1844, « ohne dabei die Möglichkeit zu bestreiten, dass die Erkrankung schon früher begonnen hat und schon frühere Erscheinungen auf sie zu beziehen sind ». Wörtlich wiederholt dies Rahmer (S. 17).

(2) Dieser Ansicht tritt nur Sadger entgegen. « Nur darf man nicht wähnen, dass derselbe (Lenaus Wahnsinn) unter die typischen Schulfälle einzureihen sei. » *Nikolaus Lenau. Ein pathologisches Lebensbild*, Neue Freie Presse, Nr 11167.

den sind (1), es ganz verschmähen, Lenaus letzte Dichtungen für ihre These heranzuziehen. Wie sich die dementia paralytica, die einstimmig von der medizinischen Forschung als die Krankheit Lenaus anerkannt wird, eben beim Dichter, und zwar in der ersten Entwickelungsstufe äussert, lehrt Krafft-Ebing, nämlich durch die « Verletzung der Grundgesetze der Ästhetik, Banalität der Konzeption und des Stils, Unbeholfenheiten und Unklarheiten im Ausdruck, lapsus judicii und memoriae »! Immer mehr schwinde die gesamte geistige Leistungsfähigkeit. Trotz unendlichem Aufwande von Zeit käme nur

---

(1) So führt z. B. Dr K. Weiler als solche an : Lenaus « grossartige Projekte » für die Zukunft, als da sind : Dozent der Philosophie zu werden, ein Oratorium zu schreiben, ein Drama zu dichten. Dieselben Pläne nennt Castle (S. 99 « ausschweifend sanguinische ». Sämtlich tauchen sie schon zu Beginn von Lenaus dichterischer Laufbahn auf und begleiten ihn sein ganzes Leben hindurch; an einem Drama arbeitete er noch im Jahre 1843. — Nachdem somit der « *Mangel an Urteilskraft* » belegt, wird die « *Trübung des sittlichen Bewusstseins* » durch die sofort nach Lenaus Verlobung erfolgte Reise nach Wien begründet. Diese Reise unternahm der Dichter jedoch nicht, um « seinen Geburtstag mit Sophie, seiner alten Liebe, zu begehen », sondern, um die zu seiner Heirat nötigen Papiere herbeizuschaffen und ein letztes Wort mit seinen Verwandten zu reden. Von dem « sittlich getrübten Urteil » soll auch die Absicht eines Verhältnisses zu dritt zeugen, dessen Grundlage Lenau in der Bedingung sieht, dass er seine Entsagung um eine Stufe höher stellt, was er übrigens Sophie nur als Trostgrund angibt. Man könnte einwenden, dass der Entschluss zur Heirat mit einem Mädchen, das sich durch eine « reine und hohe Seele » (850), eine « tiefsittliche und bezaubernd reine Natur » (851) auszeichnete, vielmehr von einer Gesundung seines sittlichen Urteils zeugt. — Wenn als Zeichen der « Charakterveränderung » der schnelle Anschluss an Auerbach angeführt wird, so war zunächst dieser Anschluss kein überstürzter, denn Lenau kannte Auerbach bereits seit dem April 1844, und ganz unberechtigt ist auch die Annahme, dass die Persönlichkeit des neuen Freundes Lenau vorher unsympathisch gewesen. Lenaus Brief an Sophie vom 5. Mai 1844 beweist eher das Gegenteil. Auch dass Lenau « sonst gegen neue Bekannte ungemein zurückhaltend gewesen », ist nicht zu erweisen. — Eine ganz gewöhnliche Erscheinung beim Dichter ist der jähe Wechsel der Stimmung, auf den auch Castle (S. 100) sich beruft. « Der plötzliche Wechsel meiner Stimmungen », bekennt er im Mai 1837, « von der höchsten Freude zur tiefsten Düsterkeit, zeigt nur eine krankhafte Spannung meiner Seele » 294). Die « Anfälle von *abnormer Rührseligkeit* und von *unwillkürlichem Weinen* » häufen sich erst zu einem geschlossenen Krankheitsbilde während und unmittelbar nach dem Lainzer Aufenthalt. Vgl. *Lenau und Löwenthal*, S. 580.)

noch minderwertige geistige Arbeit zutage. Die Konzeptionen des Dichters liessen den früheren Schwung der Phantasie vermissen und erschienen trivial und abgeschmackt [1].

Man messe an diesem Urteile den *Don Juan*, die letzten lyrischen Gedichte Lenaus und die im Jahre 1844 unternommene, so sorgfältige, vielseitig und feinsinnig feilende Durchsicht seiner sämtlichen Gedichte. Da darf man doch wohl die Frage wagen : wo ist hier der « Verlust der geistigen Regsamkeit, die Unfähigkeit zur Arbeit, die Gedankenarmut », zu finden, die Dr E. Kraepelin als « *erste* Anzeichen der herannahenden Krankheit » bezeichnet, wo die « auffällende Gleichgültigkeit und Schlaffheit in wichtigen Angelegenheiten »? [2] Mit der « nachdrücklichsten Energie » betrieb Lenau im Juni die « Geschäfte bei Cotta » (854), die Neuauflagen seiner Gedichte und des Savonarola, später die Angelegenheit eines seine Zukunft sicherstellen sollenden Verlagsvertrages sowie die zahllosen praktischen Unternehmungen, die sein Heiratsplan verursachte. Neigung und Fähigkeit, sich dichterisch zu aussern, dauern bis zum Tage, an dem Lenau zum ersten Male widerrufslos seine innerste Verletzung und Erschöpfung feststellt, die eine Folge seiner unglückseligen Reise nach Wien war.

---

(1) R. von Krafft-Ebing, *Die progressive allgemeine Paralyse*. Bd IX, II. Teil der *Speciellen Pathologie und Therapie* hrsg. von H. Nothnagel. Wien, Hölder 1894).

(2) E. Kraepelin, *Psychiatrie* 8. Auflage. Leipzig, A. Barth., 1910. III, 400.

LIX

Marie Behrends.

Ende Juni bis Mitte Oktober 1844.

Mit meinen Gedichten. — Gewitter.

Am 2. Juli sandte Lenau an Marie Behrends, die er am 27. Juni an der Mittagstafel im Englischen Hof in Baden-Baden zum ersten Male sah, ein Exemplar seiner Gedichte mit den Widmungsversen **Mit meinen Gedichten** (555). Als er erfuhr, dass die Auserwählte mit ihrer sie begleitenden Tante am 2. Juli abzureisen gedachte, wollte er, wie Auerbach (S. 58) berichtet, « der Holdseligen eine Freude, ein lichtes Erinnerungszeichen zuwenden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt, und Lenau schrieb ein Widmungsgedicht hinein. Er schrieb das Gedicht fast improvisiert und schickte die Bücher mit einer Visitenkarte in den englischen Hof ». « Meine Überraschung, Aufregung und Verlegenheit », schreibt M. Behrends in ihrem Tagebuch, « waren grenzenlos; unmöglich kann ich beschreiben, was in mir vorging » [1]. Den Eindruck, den die Gedichte auf sie machten, schildert sie folgendermassen : « Desto mehr beschäftigte ich mich mit ihm und seiner Poesie, die mich früher schon so angezogen hatte durch die Schönheit ihrer Sprache und Bilder, ihre Genialität und Tiefe der Empfindung, aber jetzt in seiner Gegenwart, unter seinem persönlichen Einfluss, ganz anders

---

(1) Weisser, S. 424.

auf mich einwirkte, sich meiner ganz bemächtigte. Ich konnte nicht loskommen, las immer wieder und wieder. Wie bewegten sein Leid und seine Klage mir die innerste Seele; durch ihn lernte ich die Natur kennen und verstehen. Seine Lieder in ihrem hohen Gedankenflug, so grossartig und tief, hoben mich über diese Erde; sie schienen mir Klänge aus höheren Welten und bewundernd staunte ich den Geist an, der sie geschaffen. — Damals gefielen mir besonders die Naturschilderungen, später habe ich auch die schmerzensreichsten Lieder ganz verstehen lernen; kein Ton derselben ist mir fremd geblieben; manchmal denke ich, vieles darin sei nur für mich geschrieben, ich könne den geheimsten Sinn herausfühlen » [1].

« Schön bis ins Herz », nennt Lenau im Widmungsgedichte seine baldige Braut und sagt hiermit, was ihn so schnell an sie fesselte. Der plötzliche Entschluss, um sie zu werben, erscheint nicht als verblüffendes, unbegreifliches Gebaren, das bereits von gehemmter Urteilskraft zeugt, nicht als Unzurechnungsfähigkeit und Krankhaftigkeit, sondern als « Äusserung und Wirkung jener tatlos hindämmernden Lethargie, welche mit Grauen gewahr werdend, dass eine wichtige Lebensstunde spurlos vertraumt sei, sich plötzlich in verzweifeltem Entschlusse aufrafft, das Verlorene und Versaumte noch einzuholen und festzuhalten » [2]. « Der Entschluss zu heiraten », meint Emilie Reinbeck, « entsprang nicht, wie Lenaus Freunde in Wien zu glauben scheinen, aus einem schon gestörten Seelenzustand, es war vielmehr der letzte gesunde Vorsatz, sich von drückenden Fesseln zu befreien und in der gesetzlichen Verbindung mit einem liebenswürdigen, edlen Madchen, deren treffliche Eigenschaften er bei der kurzen Bekanntschaft ganz richtig auffasste, Ruhe und innern Frieden zu finden, sowie einen Beruf und äussern Antrieb zu geregelter Tätigkeit » [3].

---

(1) Weisser, S. 425.
(2) Grün, S. 76 f.
(3) *Lenau-Forschungen*, Schlossar, S. 232.

Die frohe Zuversicht Emiliens teilten ausser Auerbach (1), Männer wie Felix Mendelsohn, F. Hiller, M. von Schwind, die Augenzeugen von Lenaus damaligem Zustande waren.

In den Augen des einfachen, anspruchslosen, madonnenhaft-lieblichen Mädchens, das Lenaus Blicke auf sich gerichtet sah, so oft sie aufschaute, hat er den innersten Wunsch ihrer Seele gelesen, den sie selbst so rührend ausspricht : « *Wie des fremden Mannes Kummer heilen?* Wie seine düstre Stimmung erheitern? War schon an diesem Abend (30. Juni) der Gedanke, der mich unablässig beschäftigte, der sich meiner immer mehr und mehr bemachtigte. Auf diesem Gedanken beruht mein ganzes Verhältnis zu ihm ; er ist das unsichtbare Band, das mich zu ihm hinzog, mich an ihn kettete, mich mit ihm so innig und unauflöslich verband. Auf diesem Gedanken oder Gefühl beruht meine Liebe, oder es ist eins mit mir, dieses unerklärliche, unwillkürliche, unfreiwillige Gefühl » (2). Beseelt davon war sie bereits vor der ersten, längeren Unterredung mit Lenau am 1. Juli, welche sie, obwohl in Gegenwart ihrer Tante nur Gleichgültiges gesprochen wurde, in « neue, schöne

---

(1) Auerbach (S. 48) warnt ausdrücklich vor der pathologischen Erklärung von Lenaus damaligem Verhalten. Er fand ihn zwar auch reizbar, dies erschien ihm jedoch « nur entsprechend einem so zartbesaiteten Gemüte ». « Es ist vielfach ungerecht und verkehrt », fügt er hinzu, « von einem ungeahnten Abschlusse das ganze vorangegangene Sein klugtuerisch ausdeuten zu wollen ». « Tiefes Verkennen », nennt er es anderswo, von der letzten Schicksalswendung aus Krankhaftigkeit und gewaltsame Wirrnisse in der Seele des Dichters erkennen zu wollen. (*N. Lenau. Erinnerung und Betrachtung.* Vortrag. Wien, C. Gerolds, Sohn, 1876, S. 29). Helles Licht wirft Auerbach (S. 49) auch auf die « Charakterveränderung » den Reinbecks gegenüber, auf die von ärztlicher Seite so grosses Gewicht gelegt wird. Nur auf Auerbachs Vorstellung, dass Lenau bei seiner Verstimmung in « dem einsamen Lichtenthal bei den alten Leuten » diesen doch nichts sein könne, dass es « seine Pflicht gegen sich und die Freunde sei, frischauf zu sein und durch seine Anwesenheit zu erfrischen » verliess er die Familie Reinbeck. Einen allgemeinen Grund der kurzen Spannung verrät uns Auerbach (S. 57) durch die Mitteilung, dass der Reinbeckschen Frauenkreis vom Don Juan nichts wissen wollte. — Das Wort : « Das Licht geht aus », sprach Lenau zu Auerbach nach der Heimkehr von der Brautfahrt, unmittelbar vor der ihn so ängstigenden Reise nach Wien. (S. den eben erwähnten Vortrag S. 29.)

(2) Weisser, S. 423.

Träume, eine Welt voll Gedanken, ein Meer von Empfindungen », die ihr nicht klar wurden, versenkten [1]. Deutlich zeigt das ihr am 2. Juli überreichte Widmungsgedicht, dass Lenau ihr Gefühl durchschaut hatte :

> Mich liess die Gunst des Augenblickes,
> Ein flüchtig Lächeln des Geschickes,
> Wie bis ins Herz du schön, erkennen.

Die folgenden Tage brachten gemeinsame Spaziergange die eine nahere Bekanntschaft ermoglichten. Acht Tage nach dem ersten Zusammentreffen, bei einem zufalligen Alleinsein, sprach Lenau die bedeutsamen Worte : « *Es hat meinem Leben immer an einer Versöhnung gefehlt*. Sie sind mir eine so liebe Erscheinung. Sie haben im ersten Augenblick, durch Ihre *bis jetzt noch nicht gesehene Weiblichkeit* einen so wohltatigen Eindruck auf mich gemacht » [2]. Lenau « hat stets solche wahre, reine Weiblichkeit tief empfunden », bekundet E. Niendorf S. 206). Als Marie Behrends nun bei dieser Begegnung das entscheidende, Lenau ins Innerste treffende Wort sprach : « Um Sie zu erheitern, wurde ich gern etwas fur Sie tun », da glaubte er, wie er ihr am 9. August schreibt, an eine Fugung, an eine « letzte Anfrage des Schicksals oder vielmehr Gottes » an ihn, ob er noch vor seinem Tode zur Versohnung und zum Heile gelangen wolle ». Trotzdem übersturzte er kein Liebesbekenntnis und sagte ihr noch am 8. Juli : « Beglückend war mir Ihre Nahe. Wenn jemand im stande ware, mich ganz glücklich zu machen, so sind Sie es, Liebe Marie! Sie haben mich ganz verandert. Ich rede sonst nicht leicht mit jemand von mir selber. Sie haben alles Herbe in mir gelost, *ich konnte Ihnen Alles sagen* » [3].

Die formliche Werbung erfolgte erst nach Maries Abreise aus

---

1) Weissr. S. 424.
2) Ebenda, S. 425.
3) Ebenda, S. 426.

Baden am 18. Juli in Frankfurt. « Er wiederholte, dass ich zu seinem Glücke notwendig sei, er könne mich nicht mehr verlieren; wenn ihm dies misslänge, sei sein ganzes Leben zerstört, er sei dann geknickt für immer. Auf mich habe er seine Hoffnung, seine Zukunft gebaut » [1]. Nun offenbarte ihm Marie, dass sie vom ersten Augenblicke an darüber nachgesonnen, was ihn froh und glücklich machen könne. Das sei eben die geheime Sympathie, sagte er, die Liebe sei der geheime Zug der Seelen gegeneinander. Marie habe ihre Bestimmung gefühlt. Lenaus Brief vom 26. Juli an Maries Mutter überzeugte diese : « Wer so denkt und schreibt, dem kann ich mit Beruhigung meine Tochter anvertrauen » [2].

Sein hohes Glücksgefühl beruhte zunächst darauf, dass Marie Behrends sich ihm in Liebe zugeneigt hatte, ohne zu wissen, wer er sei, dass sie an ihm ganz allein, ohne alle Zutat des Talentes und der Stellung, Wohlgefallen gefunden. Dies sprach er, bemerkt Auerbach (S. 57), *wiederholt mit einem frohen Selbstgefühle aus*. In dieser Hinsicht bot Marie Behrends ihm etwas Neues, eine Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit der Liebe, wie sie ihm nur seine Mutter bezeugt, die ihm als Vorbild aller Frauen galt. Was alle vorher ihm huldigenden Frauen zunächst an ihn gefesselt, war seine Begabung und sein Ruf als Dichter. Marie allein erfüllte einen im tiefsten Innern lang gehegten Wunsch, einmal nur seiner selbst willen geliebt zu werden; wenigstens kam er erst jetzt zu dieser festen Zuversicht. Es erhöhte sein Selbstgefühl, dass ihm diese Erfüllung in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre zuteil ward, und dass eine bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetretene « wahrhaft deutsche Jungfrau » [3], wie er Marie nannte, ihm diese Offenbarung brachte. « Das war's », schreibt Auerbach

---

(1) Wetssner, S. 427.
(2) Ebendas. S. 428.
(3) Schurz, II, 189. — Frankl, S. 106.

(S. 57 f.), « was er schon lange sich heiss ersehnte [1], was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Gnadengeschenk. Es lasst sich nicht beschreiben, wie leichtbeschwingt und morgenfrisch die Psyche des Dichters sich erhob ». Das war auch die « noch nicht gesehene Weiblichkeit ». « Was hast Du an mir für Wunder getan! » so hebt der erste Brief an die Braut an. « Ein längst begrabner Friede, eine innige Freude am Leben und der heiterste Mut, ihm wieder recht lebendig und kraftig anzugehören, alle diese guten Genien hast Du mir aus ihren Gräbern heraufbeschworen » (846).

Eine drei Wochen nach der ersten Begegnung erfolgte Werbung kann man nicht ohne weiteres als « krankhafte Überstürzung » abtun. Wenn Lenau allerdings mit Eile auf Verlobung und Heirat drang, so gibt es dafür noch eine andere Erklarung als die mit der bereits gelahmten Urteilskraft. Er wollte allen ihm von Wien drohenden Storungen seines Planes zuvorkommen und Sophie vor eine vollendete Tatsache stellen. Auf Emiliens Frage, ob er das wichtige Ereignis nach Wien berichtet habe, antwortete er : « Sie müssen's sich schon gefallen lassen » [2]. Die Frage von Maries Mutter, ob seine Anverwandten die Verbindung auch gerne sahen, beschied er, ein Mann seines Alters habe nicht nötig, bei seiner Heirat seine Verwandten zu befragen. Er habe übrigens nur eine Schwester, die sich seines Glückes freuen werde [3].

Die Mitteilung an Sophie : « Ich halte mich wirklich für ruiniert... Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und sturzend talab », in dessen Licht die gesamte neuere Lenauforschung das Jahr 1844 sieht, fallt gerade in die ersten Tage des neuen Liebesgluckes. Sie verleitet deshalb zur Ver-

---

[1] Das Wort *heiss* unterdruckt Schurz (II, 172) in seiner Wiedergabe des Auerbachschen Berichtes.

[2] Schlossar, S. 206.

[3] Weissee, S. 427.

mutung, als habe Lenau, im Augenblicke wo er sich von Sophie trennen wollte, der Geliebten andeuten wollen, es sei nicht viel an ihm verloren. In demselben Briefe (859) erklärt und begründet er die neuen Freundschaften, die er in Baden schloss, welche von der neueren Forschung als « klinisches Symptom » der Paralyse aufgefasst werden. Die Nachricht vom Tode des Grafen Alexander von Württemberg stimmte Lenau noch zu dem gerade in dieser Zeit bedeutungsvollen Angstgefühl, dass er « im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkommen » werde. Er bekennt dies Sophie (845), die in den drei ihr im Juli aus Baden-Baden geschriebenen Briefen nichts von der neuen Verbindung erfährt. Sie ward erst durch die Zeitungen unterrichtet. Lenaus Erfahrung vom Jahre 1839, meint Schurz (II, 177), hatte ihm wenig genutzt. « Hätte er wie damals wieder sich Sophien vertraut, die sein Heil von Herzen wünschte, die Sache wäre sodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerst beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichsten Sinne, wohl wahrscheinlich zu glücklichem, und doch jedenfalls besserem Ende gelangt ». Die Stelle allein genügt zur vollen Rechtfertigung der Selbstcharakteristik « armer Blinder », wodurch Schurz (II, 193) seine Haltung in dieser Sache kennzeichnet.

Lenau bangte so sehr vor der Reise nach Wien, dass er Auerbach an seiner Stelle hinschicken wollte. In Lainz, wo Sophie weilte, angelangt, frug diese ihn sogleich : « Niembsch ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden? — Ja! — sprach er — doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht ; ich erschiesse mich dann aber auch [1] ». Sobald Sophie den vollen Ernst der Lage erfasst, begann sie dasselbe Spiel, das sich schon einmal, im Falle Unger, als wirksam erwiesen. « Ich bin fest überzeugt », eröffnete sie am 8. November 1844 ihrem Verbündeten Schurz, « dass der Wunsch, der Natur, die

[1] Schurz, II, 189.

er so heilig achtet, genug zu tun, einen grossen Einfluss, ja den grössten, auf seinen Entschluss, sich zu vermählen, hatte. Aus diesem Grunde musste ich, da ich ihn wahrhaft liebe, seine Heirat für seine körperliche und geistige Gesundheit wünschen und wünsche sie noch. Meine Einwendungen gegen die Heirat, waren *nur ökonomischer Art*. Ich hätte leicht in den Augen desjenigen, an dessen Meinung mir am meisten liegt, edler scheinen können, wenn ich unbedingt seinem Plane Beifall gegeben hätte. Ich verschmähte es aber und machte ihm die Feststellung seiner pekuniären Verhaltnisse, wenn auch etwas spät, zur heiligsten Pflicht, ehe er den letzten Schritt in Frankfurt tate. Sie, lieber Schurz, kennen Niembschens Bedürfnisse so gut wie ich, Sie kennen auch seinen Stolz und seine Scheu vor Armut, ja sogar vor Einschränkung... Musste ich da nicht schaudern, ihn mit *so geringen Geldmitteln* den unerbittlichen Forderungen eines Hauswesens preisgegeben zu sehn » (1).

Zunachst ist diesem Briefe zu entnehmen, dass Sophie die Heirat für Lenaus « geistige und korperliche Gesundheit » als wunschenswert erachten und dieselbe an sich durchaus billigen musste. In demselben Briefe bezeugt sie, dass Niembsch ein « starker und gesunder Mann » gewesen, so lange sie ihn gekannt. Sie tritt somit der Auffassung, dass der Heiratsplan von abnehmender Urteilskraft gezeugt und « bereits eingetretener krankhafter Seelenerregung » entsprossen, wie auch schon Schurz (II, 176 f.) meint, entschieden entgegen. Sie gibt einen neuen, bedeutsamen sittlichen Grund von Lenaus Werbung kund, den sie als den grossten hinstellt : der vom Dichter heilig geachteten Natur genug zu tun. Dieser Grund ist nicht von ihr ersonnen, tatsachlich hat Lenau ihn wahrend des Aufenthaltes bei ihr in Lainz geaussert. Max Lowenthal schreibt ihn in sein Tagebuch ein : « Die Heilighaltung der Naturgesetze,

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 328 f.

der Respekt vor ihnen ist die wahre Religion. Je weniger ich auf ein Leben nach dem Tode halte, desto gewisser muss ich fordern, dass man in diesem Leben den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit erreicht » (1). Nur in der « Musterehe » (2), die er mit Marie Behrends führen wollte, glaubte er diesen höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit erreichen zu können, nur von dieser Ehe konnte er auch die Befriedigung seiner nie gestillten Sehnsucht nach einem Kinde erhoffen, die er noch einmal in dieser Lainzer Zeit Max Löwenthal kundgibt : « Wenn Du auch nichts anderes hättest, so wärst Du glücklich, einen solchen Knaben zu besitzen wie Artur » (3). Kurz vorher hatte er Emilien Reinbeck gestanden, er sei seines bisherigen unstäten und zwecklosen Lebens überdrüssig, und seine Sehnsucht nach Weib und Kind sei oft über alle Beschreibung gross und dringend (4). Später, freilich erst nach seiner Geistesumnachtung, erkannte er seine Strafe als eine gerechte an, weil er das Sittengesetz nicht heilig geachtet, weil ihm das Talent höher gestanden als dies Gesetz, das doch das höchste sei (5). « Sagen Sie das auch zu *ihr* », fügte er hinzu, « sie hat das Sittengesetz auch nicht genug erhoben » (6).

Ganz stellte sich auch diesmal wieder der Schwager auf Seite Sophies. Er vergällte zunächst dem Dichter die Freude über einen eben mit Cotta mit Rücksicht auf die bevorstehende Ehe geschlossenen Vertrag, schrieb und rechnete ein ganzes Heft voll, worüber Lenau bis zu seinem ersten Wahnsinnsanfall beständig brütete. Schurz beschwor das Gespenst der materiellen Not, malte eine sorgenvolle Zukunft und den Bettelstab des Alters aus. Auch widersetzte er sich dem Plane einer Ansiedelung in Deutschland, vorhaltend, dass Lenau sich auf die

---

1) *Lenau und Löwenthal*, S. 291.
2) Niendorf, S. 205, 263. — Schlossar, S. 228.
3) *Lenau und Löwenthal*, S. 290.
4) Schlossar, S. 204.
5) Ebenda, S. 217.
6) E. Niendorf, S. 270.

Dauer nur in Österreich behaglich und heimisch fühlen könne. « So vermehrte ich seine Not, anstatt sie ihm zu erleichtern », gesteht er (II, 193). Kein Wunder, dass der Freude Flügel bald wieder ganz schlaff hingen. « Er war oft fürchterlich herabgedruckt », meldet Schurz (II, 191), durchweinte ganze Nächte. Nicht nur die Verwandten und Sophies Anhang, sondern seine sämtlichen Wiener Freunde waren gegen die Heirat wie verschworen [1].

Bei ihren « ökonomischen Einwendungen » gingen Schurz und Sophie von dem Standpunkte aus, dass Niembsch, wie sich Sophie ausserte, als Ehemann « anständig und gemächlich, und *ohne auf seine poetische Produktion angewiesen zu sein*, leben können » müsse [2]. Der Vertrag mit Cotta sicherte ihm für die nächsten fünf Jahre ein jährliches Einkommen von 4000 Gulden. Ausserdem war ein Honorar von 2500 Gulden für jedes neue Werk vereinbart, und ein solches war nahezu fertig. Am 30. Juli 1844, dem Tage des Vertragsabschlusses, hatte der Dichter bei Cotta noch ein Guthaben von 3200 Gulden. Auf Grund von Sophies eigener Berechnung bedurfte er verheiratet eines jährlichen Einkommens von 2500 Gulden [3], was er selbst nach Einsicht in die Reinbeckschen Wirtschaftsbücher für richtig anerkennt [869]. Es war folglich seine Zukunft auf zehn Jahre hinaus gesichert, abgesehen von jeder dichterischen Arbeit als der Vollendung des Don Juan, abgesehen auch von dem allerdings kleinen Vermögen, worüber die Braut sofort verfügen konnte. Für eine spätere Zukunft konnte Maries Mutter die Zusicherung geben, es sei dann weniger nötig, dass Lenau etwas durch dichterische Tätigkeit hinzu-

---

[1] Frankl, S. 105 f. Vgl. Schlossar, S. 227 und Grillparzer-Jahrbuch V, 101. Aus Bauernfelds Tagebüchern Nr 379 : « Lenau will heiraten. O weh! ».)

[2] *Lenau und Löwenthal*, S. 329.

[3] Schlossar, S. 207. « Allerwenigstens », meint sie freilich. Emilie war der Ansicht, dass weit weniger notwendig sei, und erhärtete diese durch Beispiele aus den Lenau befreundeten literarischen Kreisen Stuttgarts (Ebenda, S. 207).

verdiene (1). Schurz und Sophie, die im Falle Unger Lenaus Stolz aufgerüttelt mit dem Vorhalten, er könne und dürfe nicht vom Vermögen seiner Frau leben, machen es ihm jetzt zur dringendsten Pflicht, seinen Stolz zu überwinden und auf eine Vermehrung der Mitgift Maries zu bestehen, in der Voraussetzung, dass er vom Tage der Eheschliessung an nicht anders denn als Rentner von den Zinsen eines Kapitals leben dürfe.

Wie mächtig dieser erste Wiener Ansturm auch war, so bestand Lenau doch die schwere Probe und schrieb hoffnungsfreudige, ja seelenfrohe Briefe aus Wien an die Braut, bei denen ihm jedoch öfters die Seele geblutet haben mag. Der « grosse und geheiligte Besitz » von Maries Herz hat ihm das Erdenleben wieder zum heimatlichen Boden umgewandelt, wo er fortan rüstig und freudig schaffen und wirken und ihr immerdar Liebe und Ehre weihen wolle, solang er lebe (848). « Wenn mein Geist unter Stürmen und rauhem Unwetter des Geschicks gleichwohl manche Blume getrieben hat, die das deutsche Volk an seine Brust gesteckt, so wird es in glücklicherer Zukunft unter dem milden und schönen Himmel Deiner Liebe noch Gedeihlicheres hervorbringen. O wie sehne ich mich nach den Tagen, die ich an Deiner Seite, in herzinnigem Zusammenschluss unserer Seelen leben werde » (850). Idyllisch malt er sich diese Tage im Briefe vom 9. September an die Braut aus (852). Der schwere, äussere Kampf mit allerlei Förmlichkeiten, worüber er eingehend berichtet, wäre ihm allerdings lästig, schreibt er Emilien, « wenn nicht der Preis ein so schöner wäre und, wie ich hoffe und fest glaube, ein für den Rest meines Lebens sehr beglückender. Marie, meine liebe Braut, ist eine tiefsittliche und bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlich heilen und heben wird. Gott erhalte sie mir lange » (851).

---

(1) Weisser, S. 432. — Aus Lenaus verloren gegebenem Besitztum in Amerika rettete Schurz noch bei des Dichters Lebzeiten den Betrag von 2465,61 Gulden. Das nach Lenaus Tode vorgefundene *reine* Vermögen belief sich auf die Summe von 21176,1 Gulden.

Allen äusseren und inneren Kämpfen zum Trotz kam in dieser letzten Wiener Zeit, die poetische Stimmung über ihn. Ich vermute, dass die « neue und wohlgelungene Don Juan-Szene », die in diesen Tagen entstanden, *Maria und Don Juan* ist, ein Seitenstück zu der kurz vorhergehenden ganz ähnlichen Abschiedsszene *Don Juan und Klara*. Auf Marias Vorwurf :

Erkaltet ist dein wandelbar Gemüt,
Wo ist das Herz, das einst für mich geglüht?
Bin ich dieselbe nicht wie vor dem Jahr
Und dein noch inniger, als ich es war?

antwortet Don Juan :

Du bist so schön und schöner noch vielleicht,
Als da ich dir geraubt den ersten Kuss,
Du warst mir immer hold, darum beschleicht
Mich Wehmut, dass ich dich verlassen muss.
Doch hin ist hin, der Zauber ist verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiss auch nicht, wer sie mir hat genommen,
Sie war ein neues, schönes, kurzes Leben!
Drum besser fort, als hier den Schmerz verschleiern,
Und täglich lächelnd Totenfeste feiern.
So schön und reich, so herrlich war dies Lieben,
Dass ich entschwundnes Glück verriet' und kränkte,
Wenn seinen Namen ich der Neigung schenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.

(Vs. 553-570.)

Dass Sophie sich in Lainz nicht ganz auf ökonomische Einwendungen gegen die Heirat beschränkt, auch ihr gekranktes Herz hat sprechen lassen, geht aus ihrem Briefe an Schurz vom 8. November 1844 hervor. Nachdem sie erwähnt, dass Niembsch oft ganz ruhig von ihrem Tode gesprochen, gesteht sie : « Noch in Lainz, sagte ich zu ihm : Niembsch, das wäre wohl jetzt das Beste für vier Personen [1], und er schien kein

[1] Lenau und seine Schwester, Sophie und Marie Behrends.

grosses Gewicht auf diese Äusserung zu legen » (1). Beim Abschied soll Sophie sich zum grausigen, verhängnisvollen, Wort verstiegen haben : « Eines von uns muss wahnsinnig werden » (2).

Die Reisebriefe an Sophie zeugen von der starken Nachwirkung des Gegenanschlags von Sophie und Schurz. In Stuttgart angekommen, gestand Lenau Emilien, dass seine Wiener Freunde sowie Schwager und Schwester, keine Freude an seiner Heirat hätten und seinen Entschluss für eine Übereilung hielten. Ihre Einwendungen hätten ihm Mut und Stimmung getrübt, Sorgen in ihm erweckt (3). Grosser Missmut erzeugte auch die Verzögerung Cottas, den Vertrag in dem von Schurz vorgeschlagenen Sinne zu ändern. Bereits am 21. September traf ein Brief Sophies ein, der, wie Emilie mitteilt, einen gewaltigen Sturm erregte. « Er rannte stumm, weinend und händeringend in meinem Zimmer auf und nieder und brach endlich in die Worte aus : ich kann nicht heiraten!... Er war untröstlich » (4). Lenaus sofortige Antwort auf diesen Brief bestätigt, dass er ihn auf das schmerzlichste erschüttert, zugleich jedoch auf das beglückendste! Es müssen warme Liebesworte Sophies gewesen sein, die Lenau einen Erguss entlockten, der an Überschwenglichkeit alle bisherigen Liebesbeteuerungen überbietet. In Sophie, von der jedes Wort sich in den letzten Abgrund seiner Seele hineinsenkt, hat er die Höhe der Menschheit erkannt und erfasst, in ihrem Umgange atmet er den reinsten, lebendigsten Äther des Geistes und in ihrer grossen Seele steht er wie an einem tiefen Meere und lauscht dem Rauschen seines Wellenschlages, der ihm das Tiefste und Schönste, dessen er fähig ist, weckt. Sie ist seine Muse und soll es bleiben. Undenkbar ist es, dass ein inniger Zusammenhang mit ihr auf-

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 330.
(2) Niendorf. S. 256.
(3) Schlossar. S. 206.
(4) Ebenda. S. 207.

hören könnte seinem Geiste und seinem Herzen entbehrlich zu sein (857).

Emilien gelang es, den Freund nach dem furchtbaren Aufruhr zu besänftigen und zu trösten, er wurde wieder heiterer und beschäftigte sich mit freundlichen Bildern und Plänen für die Zukunft [1]. In dieser Stimmung ist der eben erwähnte Brief an Sophie verfasst, der bereits die Möglichkeit einer Vertagung der Heirat erwähnt. Am Tage vorher, dem 23. September, hatte er seiner Braut geschrieben : « Ich habe ein grosses Verlangen nach Deinem Anblick; er soll mir manche Stelle heilen, die ich mir in dem vielbewegten praktischen Treiben der letztern Zeiten wund geritzt. Gottes Auge weile auf Dir, du schöne Blume in seinem Garten, und er tränke Dich mit dem reinsten und erquickendsten Tau seiner Segnungen! » (856). Unendlich beglückte ihn am 27. September ein Brief Maries. « Ich küsse Dir tausendmal die liebe Hand, mit der Du ihn geschrieben, wie auch die lieben Augen, die um mich geweint haben... Schreibe recht bald, geliebte, lang entbehrte, schmerzlich entbehrte, herrliche Braut! » (858). Tags darauf küsste er auch Sophie « tausendmal Hand und Herz ». Er gibt ihr vollkommen recht, dass er sich nicht in Nahrungssorgen stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat ihn so innerlich verletzt und gedrückt, dass ihm vor einer ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. Sich treu und fest an den Text ihres goldenen Briefes haltend, der ihm Gesetz sein soll, wird er ausser der Verzinsung seines Kapitals bei Cotta auf einer Vermehrung der Mitgift Maries bestehen. Seine Gesinnung gegen Sophie ist unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Der « unaussprechlich teuren Freundin » verheisst er eine Fortsetzung seines Umgangs mit ihr, die nur durch eine Wohnung in Wien möglich, wozu er entschlossen scheint (859).

---

[1] Schlossar, S. 207.

Es war bereits ein Sieg Sophies, dass es ihr, freilich nur mit Hilfe von Schurz, gelang, die materielle Seite des Heiratsplanes ganz in den Vordergrund des Interesses zu rücken, dem stolzen und alles Treiben dieser Art verabscheuenden Dichter nach ihrem eigenen Ausdruck die Feststellung seiner Vermögens-Verhältnisse zur allernächsten und « heiligsten » Pflicht zu machen. Ein unmittelbarer Sieg über die Nebenbuhlerin lag darin, dass sie Lenau zum Entschlusse brachte, seine Wohnung in Wien oder Umgebung zu nehmen. Nicht allein mit Vernunftgründen erreichte sie dies alles. Ihre Gefühlsausbrüche, womit sie ehedem so sparsam gewesen, sollten den Geliebten überzeugen, dass ihre Liebe grösser sei als die der Braut. Auch dies gelang ihr vollkommen. Die Briefe der ruhigen, mit ihren Empfindungen zurückhaltenden Marie standen an Reiz und Glut des Gefühls so sehr hinter denen Sophies zurück, dass Lenau zuweilen Zweifel an der Tiefe von Maries Liebe zu ihm äusserte, auch an ihrer geistigen Begabung, Zweifel, die er dann nachher immer selbst widerlegte. « Ihre Liebe wird sich mehr durch Taten als durch Worte bewähren. Sie ist ganz Hingebung, der grössten Opfer fähig, eine tief sittliche, bezaubernd reine Natur, deren Umgang und Besitz mich innerlichst heilen und heben wird. Ihre sanfte Stille ist Balsam für mein krankes Gemüt. Eine leidenschaftliche Frau würde mich zur Verzweiflung bringen. *Ruhe* brauche ich, *Ruhe* »! [1]. Die äusserste Ruhe des Gemütes, schreibt er am 5. Oktober Sophie, sei ihm vom Arzte anbefohlen. Die sei jedoch schwer zu finden. « Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! » (862). Die Briefe, die Lenau von Wien erhielt, berichtet Emilie, wurden immer mit der höchsten Ungeduld erwartet, dem Postboten, der sie brachte, ein Geldgeschenk dafür gegeben, und sie hatten immer den nachteiligsten Einfluss auf seine Stimmung [2].

---

[1] Schlossar, S. 230 f.

[2] Ebenda, S. 209.

Nach Lenaus Darstellung war es « lediglich ein ungeheurer Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung » (862), der am 29. September die rechtsseitige Gesichtslähmung verursachte. « Letzten Sonntag », teilt er Sophie mit, « sass ich mit Reinbecks am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblick fühlt ich einen Riss durch mein Gesicht » (880). Auch Emilie berichtet, dass die Lähmung auf einen « heftigen Affekt mit Klagen und Tranen » folgte (1). Zu allen Besorgnissen kam nun noch die hinzu, dass er vom Schlage getroffen sei. Er ist überzeugt, dass er « sein Teil abgekriegt » hat, er weiss ein für allemal, wie er mit seinen Nerven dran ist (862), er ist der erste Versuch des Todes an seinem Leibe 864). Der Gedanke, dass ihn der Schlag gerührt, wird ihm neben seinem physischen als « moralischer Schatten durchs ganze Leben folgen » (865), er erscheint sich selbst als « ein vom Tode Bezeichneter »; dieser hat seine Hand an ihn gelegt, « wie der Forster im Walde diejenigen Baume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen » (866, 868).

Vom Augenblicke des Schlaganfalls an steht der Entschluss in ihm fest, die Heirat aufzugeben. Ihm graut davor, er ist uberzeugt, dass es Wahnsinn ware, jetzt zu heiraten (864). « Alle meine Hoffnungen auf Kinder », enthullt er Sophie, « die ich mir so lang und so sehr gewunscht, und auf ein hausliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhangnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblick getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu einer Verheiratung beschaftigt war » (868). Fast wortlich schreibt er dasselbe seiner Braut. Der Schlag erscheint ihm als ein schauerlicher Einspruch des Schicksals gegen sein Glück; ihm ist zumute, als habe sein

(1) Schlossar, S. 207.

Herz in diesen kummervollen Tagen das Glück seiner Zukunft unter tausend Tränen bestattet. Ein nagendes Misstrauen gegen seine unsichere Gesundheit und ein banges Grauen vor sich selbst erfüllen ihn mit unendlicher Trauer und heissen ihn, dem noch vor kurzem so beseligenden Gedanken an eine eheliche Verbindung, wenigstens in seiner jetzigen Lage und Stimmung, schmerzlich entsagen (866). Den Absagebrief sandte er auf das Zureden Emiliens nicht ab, die ihm bedeutete, die Heirat müsse freilich seines krankhaften Zustandes halber verschoben, jedoch nicht aufgehoben werden.

Einen Umschwung brachten zwei am 11. Oktober eingetroffene Briefe der Braut hervor, der eine an Lenau, der andere an Emilie. Besonders letzterer, der starke Teilnahme offenbarte, woran er infolge von Maries Zurückhaltung zweifelte, war Balsam für ihn (1). Man liest deutlich aus den Briefen an Sophie Lenaus Enttäuschung heraus über die vermeintliche Kühle, mit welcher Marie die Nachricht vom Schlaganfall aufgenommen; auch waren ihm ihre Briefe überhaupt zu spärlich und zu kalt. Die förmliche Absage ist hauptsächlich der Empfindung zuzuschreiben, dass er nicht heiss genug geliebt sei. Kein Wunder, dass Zweifel an dem Gefühl, das die Liebe zu Marie entfacht hatte, eine so mächtige Wirkung ausübten. « Sie ist und liebt mich zu ruhig », schreibt er Sophie, sein Innerstes offenbarend, und : « Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten sein; das fürcht ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldigste Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit » (864). Als nun Emilie ihm vorhielt, es sei nur Schonung, wenn das arme Mädchen ihr Gefühl zu verbergen suche, als am 15. Oktober wieder ein Brief der Braut eintraf, der ihn ganz befriedigte, da erging er sich mit Begeisterung in ihr Lob und sprach mit Zuversicht von dem Glücke, das er in dieser Verbindung finden werde (2).

(1) Schlossar, S. 210.
(2) Ebenda, S. 212.

So aufgeregt war er jedoch in den ersten Oktobertagen, dass sich ihm hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und verdrängten (868). Als seine Wange wieder beweglich wurde, auch sein Allgemeinbefinden sich vom 11. Oktober an zu bessern schien, da taucht die Hoffnung wieder auf, die Heiratsangelegenheit auf eine für ihn, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen (868). Schauderte ihn am 5. Oktober vor den tausend notwendigen Widerwärtigkeiten, dem Gebirg von Glasscherben, das er hinüberklettern musste, um die Vermählung durchzuführen (862), so erbebt er am 12. Oktober vor den neuen Kämpfen, Unruhen, Zerwürfnissen und Affekten, in welche ihn ein Rücktritt verwickeln würde (868). Sophie, die den Gedanken der Ehe endgültig begraben glaubte und ihres Sieges bereits sicher war, muss nun hören, dass die Heirat auch ihr noch Beruhigung und Freude bringen werde, dass es für alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil gebe, als dass er das Mädchen heirate, das nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor seinen Augen stehe, wie vor den Tagen seiner Leiden (872). Er wird noch schön und glücklich leben. Er gibt das viele Reisen auf, setzt sich fest in Wien, arbeitet und lebt seiner Marie, seiner Sophie, seiner Therese, seinen Freunden, seinem Gotte, seiner Kunst und heilt sich aus von allen Leiden. Es ist keine Übereilung, es ist ein lang und schwerüberlegter, freilich « raffinierter » Plan: die Entsagung darf nur um eine Stufe höher gestellt und die liebe Marie mit Vertrauen in den Bund hineingezogen werden, « so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen » (872).

Unsere Darstellung möge der Leser nur als einen Versuch ansehen, der ganzen Verlobungsgeschichte eine andere als rein pathologische Deutung zu geben. Es ist nicht unsere Absicht, ihn zu überzeugen, dass eine Heirat mit Marie Behrends den Dichter vor dem drohenden Untergange gerettet hätte. Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob die Liebe zu Sophie Löwenthal nicht viel eher pathologischen Charakter

trug [1] als die zu Marie Behrends? Die Psychiater wissen, dass übereilte, « unbegreifliche » [2] Verlobungen eine nicht seltene Erscheinung sind, wodurch die progressive Paralyse sich ankündigt und äussert. Sie heben jedoch hervor, dass solche Verlobungen gewöhnlich mit Personen eingegangen werden, die um viele Jahre jünger sind, in jeder Beziehung, besonders gesellschaftlich, viel tiefer stehen, und dass der Kranke dann diese Frauen in schwachsinniger Weise idealisiert. Das Motiv dieses Handelns erblickt die Psychiatrie in gesteigerten erotischen Neigungen. Etwas derartiges, gesteht Vleuten, liegt im Falle Marie Behrends nicht vor. Die 33jährige Tochter einer hochgestellten und hochangesehenen Bürgerfamilie entspricht mit ihren das Mittelmass weit überragenden Geistes- und Herzensgaben nicht dem Typus der Verlobten von Geisteskranken. Bestand bei dieser Verlobung wirklich schon paralytischer Schwachsinn, so liegt auch wohl hier in Bezug auf die Wahl der Lebensgefährtin kein « Schulfall » vor.

Eine letzte Erwägung, vielleicht die schwerwiegendste von allen, ist, dass der Quell von Lenaus Liebesdichtung, die seit 1838 ihren Höhepunkt überschritten, vom Jahre 1839 an nur mehr schwach fortsickerte und im Frühjahr 1844 versiegte. Die « ewige Treue », die Lenau am 7. August 1843 Sophie schwur, bedingte sozusagen das verhängnisvolle Opfer des Verzichtes auf die Liebeslyrik. Schon allein die Don-Juan-Dichtung liess ihn das Bedürfnis empfinden, dem einförmig dahinfliessenden Strome seines Lebens neue Zuflüsse zu eröffnen. Deshalb flüchtete er aus dem öden Lichtenthal in das üppige Baden, floh, heitere Geselligkeit suchend, jede herabstimmende Umgebung. Es regte sich der Drang nach neuer Lebenserfahrung, nach dem

---

[1] Diese Liebe, gesteht Lenau bereits im Februar 1837, trieb sein Herz zu Bewegungen, « die an Wahnsinn streifen » (251), sie bewirkte mitunter « eine Verfinsterung, ein Vergehen » seiner geistigen Sinne (291), sie trieb ihn von einer Raserei zur andern (432), es ist « wahnsinnige Liebe » (563), er ist ein Narr (409).

[2] KRAEPELIN, *Psychiatrie* III², 1244.

befruchtenden Erlebnis. Dass insbesondere der Gedanke einer neuen Liebe als Quelle seiner Dichtung ihm deutlich vor der Seele stand, erhellt aus dem Bekenntnis : « Neue Gedichte sollten entstehen, das Ausruhen und die Erquickung auf blumigen, weichen Wiesenwegen sollte besungen werden, der Eintritt in den kühlenden Wald, wo jeder Baum und jedes Gräschen süsse Düfte ausströmten, und eine ganze Serie Marienlieder sollte folgen » (1). Krankhaft ist die neue Liebe doch wohl nicht deshalb, weil Lenau dem Beispiele berühmter Vorbilder entgegen, eine Liebelei verschmähend, von vorn herein die Ehe ins Auge fasste!

Wie Lenaus gewitterbeangstigte Seele kurz vor ihrer Verdüsterung hoffnungsfreudig und lebensmutig aufatmete, konnte man versucht sein in dem Fragmente **Gewitter** (555) zu lesen, das Prof. Castle zuerst veröffentlicht :

Doch jetzt, wie wirds der Brust so wohl!
Darf sie vom Schmerz sich leeren?

Im Auge glüht das Abendrot,
Die Wolken sind zerrissen.
Verspricht dies Leben oder Tod?
Die bange Brust möchts wissen.

Eines Gewitters, das er als eine Beifallsausserung des Himmels zu seinem Heiratsentschluss auffasste, gedenkt der Dichter in einem Briefe an Cotta vom 8. August. Als er nach der Verlobungsfeier in Frankfurt am 6. August abends nach Stuttgart zurückfuhr, durchflammten die « gloriosesten » Blitze, die er jemals gesehen, « die Schwärze des Gewölks, und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen » (845).

---

(1) Weisser, S. 429 f.

Der Herausgeber reiht das Gedicht in die Nachlese vor dem im Frühjahr 1844 entstandenen Sophiegedicht *Verlorenes Glück* ein. Vielleicht hat er gute Gründe dafür, die meine Vermutung, dass es in Verbindung mit dem Marie-Behrendserlebnis zu bringen, hinfällig machen. Bis zu näherer Aufklärung über den Fund und über die Handschrift muss die Frage nach der Entstehung offen bleiben.

LX

Zusammenbruch.

September 1844 — August 1850.

Einen festen Anhaltspunkt für die Datierung von Lenaus Zusammenbruch bietet erst die Zeit, wo der Stillstand seiner poetischen Tätigkeit mit seinem körperlichen Verderben zusammenfällt. Als Ursache seiner endgültigen Gebrochenheit gibt er im Briefe an Sophie vom 19. September die « abmüdenden Gedanken an die Zukunft » an. In Lainz hatte man ihm auf das nachdrücklichste eingeschärft, dass diese « nicht ohne Besorglichkeit » sei, dass es ihm « noch recht schlimm gehen » könne, wenn seine Gesundheit nachlasse und die poetische Tätigkeit versiege, dass er durch den Verlagsvertrag mit Cotta seinen Genius als Knecht verdingt habe (854). Der Brief vom 19. September ist eine treue Widerspiegelung der Wiener Machenschaften gegen seinen Heiratsentschluss. In Erinnerung an die Bedenken und Einwendungen Schurzens und Sophies macht die melancholische Lainzer Abendstimmung beim Schlafengehen in München wieder einen Besuch, stellt sich der nächtliche Schweiss wieder ein, fühlt sich der Gehetzte « wirklich unwohl », ihm saust der Kopf, alle Gedanken fallen ihm auseinander (854).

Die Lainzer Abendstimmung kehrt in den folgenden Tagen getreulich wieder, die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewissheiten beunruhigen und verstören dauernd sein Gemüt (857), ihm schaudert wahrhaft vor seiner ungesicherten Zukunft (859). Schon eine blosse theoretische Berechnung seines

wahrscheinlich künftigen Elends stürzt ihn in « bodenlosen Missmut » (860). Anfang Oktober fühlt er sich bereits zu schwach für die Lainzer Abendstimmung, er möchte am liebsten sterben, « doch wünsch ich mir's jetzt so müd und schwach, wie man sich gern niederlegt, wenn man recht müd ist » (862). « O Ruhe! wie sehn ich mich nach dir! » ruft er am 6. Oktober aus. « Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd bin ich, als brauchte ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich » (864).

Die durch Sophies Briefe stets frisch gehetzte, « schmerzlich gerüttelte » Seele (868) erliegt einem Schlage, den Sophies bereits in Lainz aufs neue versuchtes, jetzt in entscheidender letzter Stunde wieder aufgenommenes Spiel mit dem Sterben (1) ihr gegeben zu haben scheint. Allem Anscheine nach brach der Wahnsinn in voller Entschiedenheit erst bei der endgültigen Erschütterung hervor, die der Gedanke verursachte, Sophie sei tot. Dieser plötzliche Ausbruch ist wieder das Entgegengesetzte eines Schulfalles. Die ersten Worte des Irrsinnigen zu Emilie beziehen sich ausschliesslich auf Sophie : « Ich weiss, Ihr habt mich verklagt beim Kriminalamt als Mörder, dass ich festgenommen und gerichtet werde. Ihr habt mein Geheimnis durchschaut, kennt jetzt mein Verhältnis zu dieser Frau, so mögt Ihr auch *alles* wissen und meine Rechtfertigung anhören. Sie schrieb nämlich in einem ihrer Briefe, wenn ich einmal einen *ganz hellern* Brief von ihr erhielte, sei dies ein ganz sicheres Zeichen, dass ihr Tod ganz nahe. Dann kam ein solcher heitrer Brief, und dann kam nach dem gewohnten Zeitraum keiner. Ich musste glauben, sie sei tot, man werde mich für ihren Mörder halten. Sie schrieb auch, wenn *ich* sterbe, würde sie sogleich Gift nehmen, welches sie schon bereit hätte, und nun erhielt ich wieder einen Brief von ihr, einen ganz gleichgültigen » (2).

(1) Vgl. S. 617, 638, 759 f. dieses Werkes.
(2) Schlossar, S. 212.

Wertlos wären diese Äusserungen eines bereits dem Irrsinn Verfallenen, wenn Sophie nicht selbst bezeugte, dass sie einen Kern von Wahrheit enthalten. « Meine unvorsichtige Äusserung », schreibt sie Schurz am 8. November 1844, « wenn ich einmal einen recht heitern Brief schreiben würde, werde ich dem Tode nahe sein, ist wahr ». Die verhängnisvolle Wirkung gibt sie selbst zu : « Ich hatte sie nie getan, wenn ich ihre unseligen Folgen hatte ahnen können » [1]. Ein weiteres Eingestandnis bringt derselbe Brief. Ihre nach dem 15. Oktober in Stuttgart angelangten Schreiben bittet sie Schurz ihr zuzuschicken. Sie wolle sie dem Irrenarzt Hofrat Zeller mitteilen. Es sei dies ein Opfer, dass sie der Gesundheit ihres teuren Freundes bringe. Sie will durchaus nicht, dass die Familie Reinbeck je etwas von dem Inhalte dieser Briefe erfahre [2]. Die Mitteilung der Briefe an den Irrenarzt, aus welchen dieser die Ursache von Lenaus Krankheit ersehen und darnach seine Behandlung einrichten sollte, scheint nicht erfolgt zu sein. Auch fand sich keiner dieser Briefe in Sophies Nachlass.

Unrichtig, wenn auch wieder mit bedeutsamen Zugestandnissen, gibt sie den Inhalt ihrer Briefe in einem Schreiben an Emilie Reinbeck vom 29. Oktober 1844 an. « Soweit ich mich erinnere, waren in meinen ersten Briefen Klagen über seine Entfernung auf unbestimmte Zeit, dann Trostworte und Bedauern seiner Krankheit, und als ich ihn besser glaubte, Pläne für die Zukunft. Die letzten Briefe, in denen ich hauptsächlich seine pekuniären Verhältnisse besprach, hat er nicht

---

[1]) *Lenau und Löwenthal*, S. 330. Hat Sophie nicht an diese unseligen Folgen gedacht, als sie am 30. Juni 1855 ihrem Gatten von der « alten Erfahrung » schreibt, « dass Briefe manch eine unberechenbare Wirkung hervorbringen ». Schon früher hatte sie jedoch einsehen gelernt, « wie verschieden das geschriebene Wort, das keine Dolmetscher an Stimme und Geberde hat, von dem gesprochenen ist. Die Worte schwarz auf weiss stehen so fest und scharf da, von keinem Blick gemildert, von keinem Hauch verweht » (Brief Sophies an ihren Vater Kleyle vom 25. September 1839).

[2]) *Lenau und Löwenthal*, S. 329 f.

mehr gelesen » (1). Wir wissen, dass der am 24. September Lenau zugekommene Brief bereits gewaltig wirkte, eben der darin besprochenen Geldangelegenheiten wegen, und in fast sämtlichen Briefen an Sophie aus dem Oktober geht Lenau auf das Wirtschaftliche ein. Sophies Brief vom 29. Oktober an Emilie bringt noch das Bekenntnis, dass sie einen « halb erschrockenen, halb *ärgerlichen* Brief » als Antwort auf den Lenauschen vom 15. Oktober geschrieben, und sie dankt Gott, dass Niembsch ihn nicht mehr gelesen (2). Wäre sie, wie sie an Schurz schreibt, mit « Niembschens Entschluss vollkommen einverstanden » gewesen, — ihre Hand zitterte, als sie dies niederschrieb (3) — so konnte sie sich die « ärgerliche » Antwort auf Lenaus Mitteilung vom 15. Oktober, dass es keinen Ausweg gebe als die Heirat, ersparen.

Emilien Reinbeck gestand Lenau am Nachmittag des 16. Oktober, « vollkommen klar, im hellsten Zusammenhang », seine gesamten Beziehungen zu Sophie. Er trug Emilien auf, ihr zu schreiben, dass sie ihn mit ihren Zuschriften verschonen möge, so lang er noch krank sei, er habe eine wunderbare Angst vor ihren Briefen und so starken Widerwillen vor ihren leidenschaftlichen Äusserungen, dass er Emilie bitte und beschwöre, alle, die von nun an für ihn einliefen, in Empfang zu nehmen und ihm aufzubewahren. Sophie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben, auf Abwege geraten, wolle ihn ganz allein besitzen, niemand anderem einen Anteil an seinem Herzen gönnen und habe auch an all seinen Freunden zu mäkeln und zu tadeln. Emilie möchte ihr doch zureden, dass sie sich fassen und ihre Liebe ihren Kindern zuwenden solle (4).

Wie die Zwangsvorstellung von Sophies Tod sein krankes

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 324.
(2) Ebenda, S. 325.
(3) Ebenda, S. 328.
(4) Schlossar, S. 214 f.

Gehirn beherrschte, zeigt der letzte an Sophie geschriebene Brief vom 18. Oktober : « Ich beschwöre Sie, den gewissen Entschluss, falls ich sterben sollte, nicht auszuführen. Denken Sie an Ihre Kinder, an Ihren alten Vater, an mich und meine Ehre, meinen Namen, der bisher so rein gewesen. Leben Sie fort meinem Andenken, das, wenn Sie mich jemals geliebt haben, für Sie reizend genug sein wird, Sie im Leben zurückzuhalten. Endlich vergessen Sie nicht, dass Selbstmord das grauseste Verbrechen ist. Sie würden, wenn Sie das entsetzliche Vorhaben ausführten, nichts erreichen, als dass unsere Liebe nebst dem, dass sie eine unglückliche, vielleicht wie keine, war, auch eine beschmutzte und beschimpfte würde. Fassen Sie sich in jenem nicht wahrscheinlichen Falle mit der Grösse der Seele, die Sie in anderm erprobten.

Auf Wiedersehen hier und dort.

Ihr unwandelbar
und tief geneigter
Nikolaus Lenau.

Vergessen Sie meine Bitte nie! » (875).

Es waren die letzten Worte des Irrsinnigen an Sophie. Wenn er öfters vom Sterbenmüssen sprach, in dem Sinne, dass er den Tod verdient, wenn er wütend über Emilie herfiel, mit dem Ausruf : « Mörderin, Giftmischerin », wenn er nach Richter und Polizei schrie, von einem an ihm verübten Mordanfall raste (1), so liegt diesen sämtlichen Wahnvorstellungen, der Gedanke zugrunde, dass er Sophies Tod verschuldet, dass er ihr Mörder sei. Ihr Spiel mit dem Sterben, das schon in gesunden Tagen so entscheidend wirkte (2), wühlte in kranken Tagen den Urgrund der Seele auf.

---

(1) Schlossar, S. 218 f.

(2) Welch erschütternde Wirkung der öfters auftauchende Gedanke an Sophies Tod stets auf Lenaus Gemüt ausübte, ersehe man aus den Briefen Nr 253, 282, 340, 424, 425, 430, 462, 495, 534, 536, 541, 550, 560, 641, 644, 719. Wir greifen von den

« Meine ganze Krankheit », äusserte Lenau noch, « ist nur ein verfehltes Rechenexempel. Ich wollte noch glücklich werden, glaubte, in Marie mein Glück gefunden zu haben, und *eilte*, mir's zu sichern. Ich hoffte durch diese Eile jedem Einwurf zu begegnen, alles zu einem versöhnenden Ende zu bringen; aber ich hatte mich verrechnet. Ich *soll* und darf nicht glücklich sein! — Man lässt mich nicht los, und ich werde nun das Opfer der ungezählten Leidenschaften dieser Frau » (1).

Die Probe der Läuterung, die Sophie nicht bestand, war Marie bereit über sich ergehen zu lassen. Auf die Frage, weshalb sie nicht durch freiwilliges Zurücktreten die Seelenpein des Geliebten gelindert, um ihn zu retten, antwortet sie : « Ich will mich nicht stärker und besser hinstellen, als ich bin, damals (2) hätte ich weder Frau v. Reinbeck noch meiner Mutter geglaubt, er habe mich zu seinem Glück nicht mehr nötig. Nur er selbst hatte diese Überzeugung mir geben können. Aber einmal davon überzeugt, hege ich die feste Zuversicht, dass Gott mir die Kraft geschenkt hätte, mein Glück dem seinigen zum Opfer zu bringen, ohne ihn die Grösse dieses Opfers ahnen zu lassen » (3).

Gleich ergreifend wie Maries Bekenntnis klingt auch das im Jahre 1846 geschriebene Schlusswort von Emiliens Tagebuch. « Dennoch lässt der Kummer über sein unglückselig Los mir keine Ruhe und verdüstert den Rest meines schmerzvollen Lebens » (4). Der Stoss, den die furchtbaren Erschütterungen jener grauenhaften Tage ihr gegeben, trug wesentlich zu ihrem frühen, bereits am 15. August 1846 erfolgten Tode bei. Sophie

---

vielen so bedeutsamen Äusserungen nur zwei heraus, eine vom 13. Mai 1840 : « Es wurde mir bei dem Gedanken an deinen Verlust stockfinster vor den Augen... mich kann, wenn du einmal nicht mehr da bist, nichts halten, es ist aus, ganz und gar » (495), und eine vom 14. Mai 1841 : « Ich bin verloren, wenn dir was geschieht » (536).

(1) Schlossar, S. 229. Vgl. E. Niendorf, S. 270.

(2) Bevor sie von dem Verhältnis zu Sophie wusste.

(3) Weisser, S. 431.

(4) Schlossar, S. 233.

irrte sich in ihrem Gefühl, dass « der tiefe Gram über einen solchen Verlust wahrscheinlich ein baldiges Nachsterben wenigstens von meiner Seite zur Folge gehabt » (1), und täuschte auch das Empfinden Lenaus : « Wenn ich stürbe, würdest du auch nicht gar lange mehr leben » (340) (2).

Grosse Freude bereiteten Lenau in der ersten Zeit des Winnenthaler Aufenthaltes (22. Oktober 1844 bis 12. Mai 1847) die Briefe der Braut. Er sprach von ihr mit grösster Liebe, nannte sie meist schon « seine Frau » und liess ihr sagen, sie solle nur ausharren im festen Vertrauen auf Gott. Nur quälte ihn zuweilen der Gedanke, ob sie ihn auch noch so liebe, dass

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 330.

(2) Sie starb hochbetagt im Jahre 1889, das auch das Todesjahr von Lotte Gmelin und Marie Behrends war. Mit diesen teilte sie zeitlebens eine grosse Scheu vor der Öffentlichkeit, sobald Lenau dabei in Frage kam. Einer ihrer Aeusserungen in einem undatierten Briefe an L. A. Frankl : « Die Jugend kann ihren Schmerz in die Welt hinaus weinen und schreien, dem Alter bleibt nur das Verstummen », entsprechen die Verse, die sie auf einem Briefbogen mit ihrem verschlungenen Namenszug schrieb :

Im Frühling schlägt die Nachtigall,
Im Winter pfeifen die Spatzen;
Das Lied der Jugend hat süssen Schall,
Das Wort der Alten heisst : « Schwatzen. »
Drum soll ihr Mund verschwiegen sein,
Ob Freud' ob Leid sie erfahren,
Ihr Herz soll, ein verschlossner Schrein,
Nur die Asche Geliebter bewahren.

« Es ist eine eigentümliche Empfindung », schreibt sie noch auf einem losen Blatte, « wenn man im Alter, beim Durchlesen leidenschaftlicher Liebesbriefe, sich plötzlich erinnert, dass diese an einen selbst gerichtet worden, dass die runzliche Hand, welche jetzt das Papier entfaltet, dieselbe ist, die es (vor) X Jahren getan hat, und staunend muss man sich fragen : bin ich es, die so geliebt wurde? Was bin ich denn, was war ich denn, und wer hat sich so geirrt? » Eine zweite Fassung der Verse lautet :

Das Wort der Jugend hat Liederschall
. . . . . .
Drum soll ihr Mund verschlossen sein.
. . . . . .
Ihr Herz als eine Urne allein
Die Asche Geliebter bewahren.

sie ihm allein angehören wolle (1). Bei einem seiner ersten Besuche hatte Schurz die deutliche Empfindung, dass er Sophie tot glaubte, er hatte in der Angst gelebt, nicht nur Sophie, sondern auch eines ihrer Kinder wären gestorben (2). « Unglaublichen Eindruck », berichtet Schurz (II, 254), machte die Überreichung des ersten Briefes von Sophie. « Das ganze Gesicht unseres Freundes ward Blut, sein Auge blitzte ». Die in diesem Briefe angeführten Verse :

Duck dich und lass vorüber gahn,
Das Wetter will seinen Willen han !

durchstrich er und schrieb ans Ende :

Ich ducke mich **nicht** ! ! !

das *nicht* dreimal unterstrichen.

Er gestand eines Tages Schurz, wie unendlich traurig es ihn gemacht habe, Sophie entsagen zu müssen und fragte, ob nun alle mit seiner Heirat einverstanden wären. Schurz bejahte dies (3). Erst nachdem er die schriftliche Einwilligung Sophies in eine Ehe des Geisteskranken nach seiner allerdings damals erhofften Wiederherstellung erhalten, gelangte Schurz am 15. November zur Überzeugung : « Ich dachte in der Tat, dass Marie, die sich als sehr treu und anhänglich bewährte, auch nach ihres Bräutigams Äusserung recht gebildet sein sollte, diesen glücklich zu machen vermögen würde. Er bedurfte jetzt mehr als je eines ganz ordnungsmässigen, ruhigen, stillen und daher häuslichen Lebens. Bliebe er ledig, so schien er mir furchtbaren Stürmen, wie ihn einer jetzt an den äussersten Rand des Grabes gebracht, allzusehr ausgesetzt, und ein jäher Rückfall und Untergang beständig zu besorgen » (II, 256). Der Aufforderung Sophies, so bald als möglich nach Frankfurt zu

(1) Weisser, S. 448 f.
(2) Schurz, II, S. 256.
(3) Ebenda, S. 256.

gehen und dort « recht scharf und fein anzuklopfen », damit die Mutter, der Bruder und ein sogenannter Erbonkel « etwas tun sollten » [1], leistete er jedoch keine Folge, liess vielmehr Marie ganz unbeachtet. Zu schwarz sah Emilie Reinbeck vielleicht, wenn sie zu bemerken glaubte, dass er sich « durchaus gefühllos » zeigte gegen das unglückliche Mädchen [2].

Bedingungslos ist Sophies Einwilligung auch jetzt noch nicht. Lenau muss nach Wien kommen, dort will sie sich dann gern die Einschränkung des Umgangs mit ihm auf ein Minimum gefallen lassen, dies jedoch auch nur vorläufig, « bis alle Verhaltnisse fest und klar und zur allgemeinen Befriedigung geordnet sein werden ». Es folgt auf diese Äusserung der Sophies Charakter schlaglichtartig beleuchtende Satz : « Sie werden noch ihre Freude dran haben, lieber Schurz! wie ich die zweite Rolle geben werde » [3].

Auch jetzt hatte Sophie noch nicht den Gedanken ertragen gelernt, « die Beglückung des teuersten Menschen einer anderen überlassen zu müssen » [4]. Einen weiten Ausblick in ein « grenzenlos schauerliches Gebiet der Moglichkeiten » [5] eröffnet ihre Bescheidung, vorlaufig nur mehr die zweite Rolle im Leben des Dichters, wenn er genesen sollte, spielen zu wollen. Wie berechtigt erscheint in diesem Lichte die Anklage Emiliens gegen Schurz, weil er « den Verkehr mit jener unseligen Frau wieder in Gang brachte, die doch durch ihre leidenschaftlichen Äusserungen so viel Schuld hatte an dem Ausbruch der schrecklichen Krankheit » [6], wie richtig war ihr Gefühl als Schurzens Besuch ihr allen Mut und alle Hoffnung für des armen Freundes Zukunft niederschlug, in Anbetracht der vom Schwager gehegten Absicht, Lenau nach Wien mitzunehmen, wo

---

(1) *Lenau und Löwenthal*, S. 329.
(2) Schlossar, 226.
(3) *Lenau und Löwenthal*, S. 331.
(4) *Lenau und Löwenthal*, S. 328.
(5) Brief Sophies an Lenau vom 6. Dezember 1844. Ebenda, S. 332.
(6) Schlossar, S. 227.

« ihn das alte Verderben wieder empfangen würde » (1). Auch die von Emilie gegen Schurz erhobene Beschuldigung, dass er « eigensüchtige Zwecke » verfolgt habe (2), beleuchtet Sophie, wenn sie schreibt : « Es freut mich, lieber Schurz, dass wir, was die Anklage, Niembschens Heirat verhindern zu wollen, betrifft, Leidensgenossen sind. So wenig ich Sie eines, wenn auch als Vater von sieben Kindern einigermassen verzeihlichen Eigennutzes für fähig halte, ebensowenig werden Sie mir so viel niedrige Selbstsucht zutrauen, dass ich meinen teuersten Freund um sein wahres Glück verkürzen möchte » (3).

An Lenaus mündliche Äusserungen während des Winnenthaler Aufenthalts (4) knüpfen schriftliche an. Es sind nicht diejenigen, die Castle (5) als solche herausgegeben, sondern die, welche Lenau auf Blättern niedergeschrieben, die zerstreut in verschiedenen Besitz gelangt sind. Sie bildeten ein von Schurz erwähntes Anmerkbüchlein, das der Dichter während der ersten Winnenthaler Zeit, meist im November 1844, « emsig besorgte » (6). Ein paar Sätze daraus teilt Schurz mit, weitere Bruchstücke aus Blättern, die ich nicht einsehen durfte, veröffentlichte Roustan (S. 337). Im Besitze des Herrn Dr B. von Frankl-Hochwart in Wien befinden sich vier auf beiden Seiten beschriebene Zettel in 8°, die nicht nur für den Psychiater von Interesse sind.

Anknüpfend an das erwähnte : « ich ducke mich nicht »,

---

(1) Schlossar, S. 226.

(2) Ebenda, S. 227.

(3) *Lenau und Löwenthal*, S. 328.

(4) Die merkwürdigste über Sophie berichtet Bauernfeld : « Er (Lenau) nannte ihren Namen zuerst und sagte zu mir halb lachend : Ich weiss, du hast was gegen sie — auch gegen mich — aber ein reines Verhältnis, Bruder, ein reines Verhältnis! Sie ist ausgezeichnet, sag ich dir, ausgezeichnet! Und so gebildet, so *gut* (laut lachend) und sie spricht vortrefflich Französisch. » (Bauernfeld, Ausgewählte Werke IV, 106).

(5) *Lenau und Löwenthal*, S. 543 f. Diese Aufzeichnungen stammen aus einer viel früheren Zeit.

(6) Schurz, II, 263.

schreibt Lenau hier, der Wahrheit die Ehre gebend : « ich ducke mich *doch* « und verbindet hiermit einfache Wortspiele, wie sie durch die für den Wahnsinnigen charakteristische Neigung zu Klangverbindungen hervorgerufen werden : « Versteht ihr mich *doch?* versteht ihr mich ohne doch? ohne Docht? ohne Tochtel? mit oder ohne Dochtel, Tochtel, Watsche? » Hierher gehören auch Sätze wie : « Qui quaerit periculum, peribit in illo — in illo? — Deo? — in mari? — non peribit », und : « Zeller bleibt in eodem et in eadem et cum iisdem — non! » So erging der Kranke sich Bauernfeld gegenüber in lateinischen Floskeln von natura naturans und natura naturata [1]. Auf Kerners Andeutung, dass er sich im *Traumring* verloren und diesen wohl noch zerreissen werde, antwortete er : « Ja, der *Trauring* ist auch zerrissen worden » [2].

Schurz (II, 246) berichtet, wie Lenau stutzig wurde über das Wort « geisteskrank », das er in einem Briefe an ihn vorfand, und wie er deutlich sein Missfallen ausserte. Hierauf zielt vielleicht die Stelle : « Fex! Fex! Gruf [3] dich, ob du Narr bist. — *Antwort*, heute, den 25. November 1844. Ich bin kein Narr und bin es nie gewesen ». Es aussert sich hier der paralytische Mangel an Krankheitseinsicht. Auf die Frage eines Religionswechsels, die Lenau bei seiner Verlobung erwog und auch während der Krankheit erörterte [4], weist der Satz hin : « Hat mir Emilie keine Bibel geschickt? Will *sie* katholisch werden? soll ich es bleiben? Marie! Sopherl! was glaubt ihr? An Christum? Wollt ihr Jesum Christum recht kennen lernen? durch mich? » Sophie ist noch erwähnt in der Frage : « Sopherl

---

[1] Die bekannten Begriffe der Schellingschen Naturphilosophie. Nach einem Zeugnis M. Hartmanns vom 15. Januar 1842 schätzte Lenau Schelling zu dieser Zeit sehr hoch und studierte ihn « beständig ». S. O. Wittner, *Briefe aus dem Vormarz*, S. 165. Früher hatte er Schellingsche Ansichten, wie die, dass die Individuen nur Mittel der Gattung seien, aufs schärfste bekämpft (Siehe S. 528 dieses Werkes).

[2] Schurz, II, 268.

[3] Schwer leserlich. Vielleicht Verschreibung von *Prüf*.

[4] Schurz, II, 259.

werd ich alt? », die sich mit dem Zettel vom 28. Januar 1838 (438) in Verbindung bringen lässt. Die Frage, wer Schurz ist, ob « Anton oder Petrus, Petrus oder Paulus? » wird beantwortet : « Schurz ist, was er wird sein wollen ! »

Die Fragen Lenaus über oder an sich selbst zeigen teilweise das gehobene Selbstgefühl des Irrsinnigen, lenken dann zu wirrer Faselei ab : « Bin ich eine Alpenlerche oder ein Kondor, ein singender Punkt am Himmel, oder eine jauchzende Weltkugel? bin ich ein Paraklet? Der Paraklet? Bin ich Paulus? Bin ich ein königlich ungarischer Husarengeneral? Soll ich Zensor werden? soll ich für Pressfreiheit sprechen? soll ich hirsch-oder gamslederne Leichtaussprechliche tragen? Buchsorln (?) kaufen? — Gehn wir oder fliegen wir nach dem Himalaja? Wer ist mein Sekretär? Wer mein Kommentator? ».

Die Blätter aus Winnenthal bezeichnet der Schreiber als « Briefe an mich selbst, für mich selbst, besser und richtiger aber : es sind Beweise gegen denjenigen, der meinen Savonarola, eine Monographie von Rudelbach, von mir entlehnt und behalten hat » (1). Wer ist der Schuldige? « Heute ward es mir klar, und dieser Kunde, *das* ist der Hurenjockel. Salzburg. Jockel, der es bestätigen *muss* ». Es ist der Koadjutor J. L. Jockell aus Salzburg gemeint, den Lenau auf seiner letzten Reise von Wien nach Stuttgart traf (2).

Deutet schon der « Hurenjockel » auf eine Trübung des moralischen Bewusstseins hin, so zeigt sich diese noch deutlicher in einer Stelle, wo das Wort « Phallus », mit bezeichnenden Beiwörtern versehen, in Verbindung mit Goethe und Schiller gebracht wird. Das den Paralytikern eigentümliche « Silbenstolpern », das Versetzen und Auslassen von einzelnen

(1) Eine zweite umgekehrt auf demselben Blatte geschriebene Fassung lautet : « Briefe von mir selbst, nur *für* mich, nur *an mich* selbst, oder besser und richtiger : an denjenigen, der meinen Savonarola, Monographie von Rudelbach, meine hauptsächliche Quelle beim Ausführen *meines* Savonarola, mir abgeschwatzt und nicht zurückgestellt hat ».

(2) Siehe Schurz, II, 197 f.

Buchstaben und Silben, ersieht man in Aufzeichnungen wie « Korschamer (gehorsamer) Diener » sowie im bereits angeführten « Gruf (?) Dich ». Eins der Blätter weist ein wirres Durcheinander von Sprachmengerei (griechisch, lateinisch, deutsch) und von Sprachverwirrtheit auf. Wörter wie : Faust, Uhr, absolute Sicherheit, Souveränetät, Fusch, Bakony, Auerbach, Zeller, Schurz, Heine u. s. w. werden zusammengewürfelt, auch einzelne Buchstaben aneinandergereiht, mitunter rund eingerahmt oder mit Schnörkeln versehen. Die Schriftzüge, die auch die den Psychiatern bekannte Buchstabengrösse aufweisen, laufen nach allen Richtungen durcheinander.

Zu Anfang des Jahres 1847 musste selbst der stets optimistische Winnenthaler Irrenarzt, Dr Zeller, zugeben, dass das Bild der Abstumpfung in leisem Anstriche vorhanden sei. Die letzte Zeit der Leidensjahre, der Aufenthalt in der Irrenanstalt zu Oberdöblung bei Wien (15. Mai 1847 bis 22. August 1850) steht unter dem Zeichen gänzlicher Verblödung. Lenau erkannte niemanden mehr. Sophies einmal versuchsweise gestattete Erscheinung versetzte den Kranken, so berichtet Grün (S. 93), « in die feindselig bedrohlichste Aufregung, welcher sie sich nur durch schleunige Entfernung zu entziehen vermochte ». Das unselige Scheinleben, bei welchem schliesslich das Tierische ganz in den Vordergrund trat, dauerte über drei Jahre. Die gesamte Krankheitsdauer von sechs Jahren überschritt fast um das Doppelte die durchschnittliche, was wiederum gegen den Schulfall spricht [1]. Erst der 22. August des Jahres 1850 brachte die Erlösung. Die letzten zusammenhängenden Worte, die Lenau im Jahre 1849 sprach, waren : « Der arme Niembs ist sehr unglücklich ».

---

[1] Die Erkrankung soll nach der Ansicht einiger Forscher länger dauern, wenn erbliche Belastung vorhanden ist, und zwar im Verhältnis zur Schwere dieser Belastung. S. Prof. Dr A. Hoche, *Dementia paralytica*. Leipzig und Wien, Fr. Deuticke, 1912. S. 35.

Die neueste medizinische Forschung ist einer S. 209 dieses Werkes gemachten Andeutung entgegen mit auffallender Einmütigkeit der Ansicht, dass die Paralyse syphilitischen Ursprungs ist, wenn auch die Tatsache unaufgeklärt bleibt, dass verhältnismässig so wenige Syphilitiker paralytisch erkranken (1). Selbst bei einer endgültigen Lösung des Problems der Paralyseursache auf dem von der modernen Forschung eingeschlagenen Wege könnte nur erwiesen werden, dass Lenau irgendwie mit Lues in Berührung gekommen ist, wobei die Erblichkeit nicht ausgeschlossen scheint (2). Zwei Heiratsentschlüsse beweisen, dass er sich wenigstens zur Zeit, wo er diese fasste, der Krankheit nicht bewusst war, und Dr Weiler gibt zu, dass « bei Lenau kein einziges Anzeichen zu finden, welches auf eine Infektion hinwiese ». Ist diese vorhanden gewesen, und war Lenau sich ihrer nicht bewusst, so trägt sie nichts bei zur Erklärung seines Lebens- und Charakterbildes. Wohl wäre sein Ende durch die Ansteckung zu erklären, dies jedoch auch nicht ohne die Mitwirkung anderer Krankheitserreger. Bei Lenau treten hier ausser der stark gesundheitswidrigen Lebensweise die seelisch erschöpfenden Momente in solch aussergewöhnlicher Fülle und Heftigkeit namentlich zum Schlusse auf, dass das gänzliche Ausseracht lassen dieser Erscheinung von seiten der ärztlichen Forschung dem Laien doch wenigstens als eine bedenkliche Lücke erscheinen muss.

Es ist immerhin einiges Gewicht darauf zu legen, dass Lenau in dem Krankheitsbilde, das er von sich selbst entwirft, die Gemütsbewegungen, die ihn während und nach seiner letzten Wiener Reise heimgesucht, als Ursache seiner Krankheit bezeichnet. Die Gesichtslähmung, meint er, wäre « doch

---

(1) « Es ist ohne weiteres klar, dass wir dem Problem der Paralyseursache nur ein Stück näher gekommen sind, ohne aber den Hauptpunkt vorläufig entscheiden zu können, nämlich den, welche Faktoren es bestimmen, dass von einer grossen Zahl syphilitisch Infizierter nur eine kleine Zahl paralytisch erkrankt. » (A. Hoche, *Dementia paralytica*, S. 56.).

(2) Kraepelin, *Psychiatrie*, II[1], S. 333, 507. Vgl. auch Weiler, S. 794.

ohne Affekt gewiss nicht gekommen » (862), sie sei « ohne Zweifel durch letzteren hervorgebracht » (864), durch Überreizung und Kummernisse bewirkt oder durch jene wenigstens vorbereitet (868). Der ihn behandelnde Arzt, Dr Schelling, meinte, wenn Lenau nicht reich an Lebenskraft gewesen, so hätte er das alles gar nicht so lange ertragen können (872), und der Laie fragt sich, ob ein gesundes Gehirn diesen ungeheuren Erschütterungen hatte widerstehen können, geschweige ein stark belastetes. Dass « lebhafte Gemütsbewegungen unter Umständen Trübung, ja völlige Aufhebung des Bewusstseins bewirken können » [1] gibt ja auch die Fachwissenschaft zu, gemütliche Erregungen schliesst sie auch nicht als mitwirkende Kraft vom besonderen Krankheitsbilde der Paralyse aus [2]. Vielleicht wird ein tieferes Eindringen in Lenaus Leben, verbunden mit der noch zu erwartenden Aufklärung, wie sich der Vorgang der Erkrankung durch Schadigungen des Gemütes im einzelnen physich vollzieht, den Beweis erbringen, dass Lenaus sich durch plotzliches Hervortreten kennzeichnendes Irresein kein « Schulfall » gewesen, dass bei ihm die Hilfsursache der Gemütserschutterung zur letzten auslösenden Gelegenheitsveranlassung geworden, ohne welche der Ausbruch der Krankheit verzogert, wenn nicht aufgehalten worden ware.

* * *

Sophies Wort, dass das Unglück Lenau über das Grab hinaus verfolgt [3], bewahrheitet sich bis auf den heutigen Tag. Seine epischen Dichtungen sind fast in Vergessenheit geraten, seine hellleuchtende Stellung als erster Lyriker seines Vaterlandes wird immer seltener betont, ist jedenfalls bei weitem nicht so

---

(1) KRAEPELIN, *Psychiatrie*, I. 125.

(2) Ebenda, II[1], 500. Vgl. HOCHE, *Dementia paralytica*, S. 60. — Th. ZIEHEN, *Psychiatrie*, 4. Auflage. Leipzig, Hirzel, 1911. S. 755.

(3) Siehe S. 156 dieses Werkes.

feststehend und unbestritten wie die Grillparzers als grössten österreichischen Dramatikers. Von den Forschern, die sich eingehend mit ihm beschäftigt, wagt es nur M. Koch, ihm ausdrücklich einen Platz in der ersten Reihe der deutschen Lyriker nach Goethe anzuweisen. Bereits wird das allgemeine Urteil dahin geleitet, dass er nur als Dichter untergeordneten Ranges anzusehen ist. Glaubt man z. B. A. Bartels, so gehört er in die Reihe Hölty, Matthisson, steht unter Hölderlin, von dessen wunderbarem Formgefühle er fast nichts besitzt, lebt nur noch durch Anthologien fort (1). Bedenklich nähert sich diese Ansicht den Kleinheitsideen, die in Lenaus Wahnsinn neben dem Grössenwahn auftraten : « Niemand wird mich achten und mein Andenken ehren, in ganz kurzer Zeit bin ich mit allem, was ich geschrieben habe, vergessen! » (2) Das neueste Urteil von Gewicht lautet, seine Gedichte seien « einzeln und für sich unvollkommen und wenig selbständig » (3). Da ist Th. Fontane anderer Meinung, wenn er in bezug auf die Gedichte des Grafen Schack schreibt : « Nichts hat Originalität und *bestimmte* Dichterphysiognomie ; alles was er schreibt, könnte auch ein anderer gemacht haben. Vergleiche damit Lenau, den man auf 500 Schritt erkennt » (4).

Ein Zeichen der Zeit ist es auch, dass Lenaus Name in modernen Streitschriften über lyrische Rangordnung nicht einmal mehr genannt wird. Nicht nur die Literarhistoriker von Gervinus bis zu den neuesten, sondern auch grosse Dichter wie Grillparzer und Hebbel zupften an seines « Ruhmes schwellend Kleid (5) ». Zwar nimmt die Forschung, die Lenau fast

---

(1) A. Bartels, *Geschichte der deutschen Literatur*. Leipzig, Avenarius 1909. II, 176, 182.

(2) Schlossar, S. 217.

(3) Ph. Witkop, *Die neuere deutsche Lyrik*. Leipzig, Teubner. II. 137.

(4) Brief an seine Frau vom 25. Juni 1883 in Th. Fontanes *Briefe an seine Familie* II, 45 (Gesammelte Werke. Berlin, F. Fontane u. Cie. 2te Serie, Bd. 7.

(5) Nicht schwer wiegt die Berufung auf Hebbel, um Lenau herabzusetzen. Urteile Hebbels wie die, dass Lenau nicht einmal eine lyrische Ader habe, dass er neben Uhland kaum sichtbar bleibe sind doch nicht ernst zu nehmen und Hebbel

ein halbes Jahrhundert lang unberücksichtigt gelassen, in letzter Zeit einen mächtigen Anlauf, weist jedoch die bedauerliche Begleiterscheinung eines Vergreifens am Menschen Lenau auf, den sie ins Kleinliche, Lächerliche, mitunter sogar Abstossende hinabzerrt.

« In Gödekes Grundriss der deutschen Nationalliteratur », bemerkt A. Freiherr von Berger, « fehlt Lenaus Name. Sogar der Österreicher Wilhelm Scherer hat nicht das Bedürfnis gefühlt, wenigstens auf den letzten Blättern seiner Literaturgeschichte Lenaus zu gedenken... So ehrgeizig Lenau war, so reizte ihn doch der Ruhm nicht, den die literarischen Schriftgelehrten zu vergeben haben » (1). Ihr Urteil hat nicht zu hindern vermocht, dass Lenau einer der seltenen Dichter ist, durch den Deutschland in die Weltliteratur eingriff, dass im Auslande sein Ruhm als Lyriker nur von dem Goethes und Heines überstrahlt wird, dass er in alle Kultursprachen übersetzt wurde. Um dies Urteil haben sich auch die zahlreichen deutschen Dichter nicht gekümmert, die sich an Lenau geschult, denen er als leuchtendes Vorbild vorgeschwebt, die ihn in zahllosen Liedern, deren Strom noch immer fliesst, gepriesen und verherrlicht haben.

---

widerlegt sie übrigens selbst, wenn er zugesteht, Lenau sei der grösste Lyriker Österreichs. *Hebbels sämtliche Werke*, historisch-kritische Ausgabe hrsg von R. M. Werner, Berlin, Behr, 3. Auflage 1905. *Werke* XII, 811, *Briefe* V, 149).

(1) Berger, *Nikolaus Lenau. Zu seinem hundertsten Geburtstage*. « Neue Freie Presse, N° 13639. Vgl. Lenaus Gedicht *An einen Dichter*.

NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN

I. **Jugendeindrücke.** — Vielfache Ergänzung und Berichtigung des Werkes von Schurz bringt *Lenaus Leben von A. X. Schurz. Erneut und erweitert von Ed. Castle, 1. Band, 1798 bis 1831* Schriften des Literarischen Vereins in Wien, XVIII. Wien, 1913. Die Briefe von Therese Maigraber an Franz von Niembsch zeigen, dass die Erblichkeit von seiten der Mutter Lenaus sich doch auf etwas mehr stützen kann, als dass sie « leidenschaftlich und leicht erregbar gewesen sei »! (*Weiler*, S. 794). Ein « sonderbares Weib », wie sie sich selbst nennt, tritt hier in helles Licht, nicht leichtblütig, wie Schurz meint, sondern grüblerisch, zweifelsüchtig, schwarzseherisch wie ihr Sohn, dabei wie dieser ungemein gemütstief und schwärmerisch, bereit, selbstlos und opfermutig, fest und treu in einer einmal gefassten Neigung beharrend, trotz aller Enttäuschungen und Misshandlungen. Frühzeitig ist auch sie überzeugt, das Los sei über sie geworfen, dass sie unglücklich sein solle (*Castle* a. a. O., S. 38, 78).

Der Unterricht im Piaristengymnasium zu Pest begann bereits 1811 (S. 4,15 dieses Werkes), die Übersiedelung nach Tokay erfolgte schon im Frühjahr 1816 S. 5,12. Erst aus Castles Werk erfahren wir die Namen der Tokayer Therese S. 5,30) : Therese *Weinzettel*, und der Wiener Mina (S. 10,11), richtig Nina *Creutzer*, Tochter, nicht Hausfräulein, eines Hofkriegssekretärs beim k. k. Hofkriegsamt. Lenaus Auslieferung an die Grosseltern erfolgte am 4., nicht am 8. September 1818 (S. 7,21).

S. 3,3 lies : Plänen. 3,5 (Nr. 74) 6,29 Mihics 7,7 Aigll 13,9 dar, als 17 (Fussnote 2) K. Goedeke.

III. **In Pressburg.** — Der S. 22 (Fussnote) als der deutschen Lenauforschung bisher unbekannt gebliebene bezeichnete Aufsatz von Rodiczky ist seitdem von Castle (a. a. O., S. 142, 178) veröffentlicht worden.

S. 22,15 lies : Gedanke, 22,20 erreichen, 24,15 Klopstocks 25,4 Höltys, 26,2 Göttergestalt, 26,14 frühwelkender Lenz 27 (Fussnote 2 Rundschau 28,19 Welt ;

IV. **In Ungarisch-Altenburg.** — Übereinstimmend bringen Schurz und Veszely das S. 33 erwähnte Fest im (nicht in) Bordacz (richtiger Bordacs) in Zusammenhang mit dem Altenburger Aufenthalt. Castle (a. a. O., S. 316) meint, dass zwischen November und März an eine ländliche Unterhaltung in den Donaugegenden — Schurz spricht von einem « heiteren Nachmittagsmahle » — nicht zu denken sei. Er trennt deshalb den zusammenhängenden Bericht von Veszely über die Altenburger Zeit in zwei Teile, die Unterhaltung im Bordacs in den Sommer 1827 verlegend, währenddessen Lenau in Altenburg auf Besuch bei Kleyle war. Allenfalls irrig scheint mir Castles Ansicht, das von Lenau vorgelesene Gedicht zeige eine poetische Reife, die es einem späteren Zeitraume zuweise. Dagegen spricht der starke Einfluss von Klopstock und Hölty. Wie es sich auch mit dem Fest im Bordacs verhalten möge, das unselbständige Gedicht weist alle Merkmale der ersten Erzeugnisse von Lenaus Muse auf.

S. 31,13 lies : als ob 33,18 war,

V. **In Wien.** — Grosse Schwierigkeit bietet die Chronologie der Gedichte *Einem Ehrsuchtigen*, *An eine Dame in Trauer*, dessen stark realistischer Zug beim jungen Lenau sehr auffällt, *Zögerung* und *Trias harmonica*, das der Dichter seit 1837 ausschloss. Zu bestimmt ist vielleicht die Behauptung (S. 44), dass ihre Entstehung *sicher* nicht über das Jahr 1825 hinausgeht. — Der S. 42,17 erwähnte Brief an Kleyle ist nicht vom 8. Dezember, sondern vor dem 8. Dezember 1823 geschrieben.

S. 41,20 lies : Dann, 47,28 Leitet, 52,3 stralte 52,8 strömete 57,14 sie 58,16 5. Band 64,26 Wandrer, 64,28 Tales 74,8 zutage (auch S. 78, 226, 372-373), 74,19 2. Ballade.

IX. **Bilder aus dem Leben.** — Von einer engeren Verbindung des Dichters L. Halirsch mit Lenau (S. 84,3) zeugen die in Castles Neubearbeitung der Schurzeschen Biographie (S. 149, 151, 168, 174 f., 315) vollständiger als bei Schurz wiedergegebenen Berichte von Seidl und Keiller. Halirsch besuchte mit Lenau den ersten Jahrgang der Philosophie 1818-1819, er war ein « täglicher, fast unzertrennlicher Begleiter » von Lenaus Freund G. J. Seidl. Den um das Jahr 1826 schon bekannten Dichtern Seidl und Halirsch las Lenau seine Verse vor. Stammt die von Keiller überlieferte Äusserung, Lenau sollte das Versemachen doch aufgeben, wirklich von Halirsch, so wäre hiermit ein erster Grund der Entzweiung gegeben. Da sich das Todesjahr von Halirsch (1832) und das Erscheinen des Gedichtes *An einen Jugendfreund* in der zweiten Auflage von 1834 auch in Zusammenhang bringen

assen, so ist die Vermutung zu wagen, dass das Gedicht sich auf Halirsch bezieht. Bestärkt wird diese Vermutung durch die Schilderungen, die J. Fr. Castelli und J. G. Seidl, Halirschs Freunde, von ihm gegeben. Hiernach litt Halirsch an Schwermut, Grillenhaftigkeit und Argwohn, war eitel, stolz und verschlossen. « Peter der Grantige », hiess er in der Ludlamshöhle. Er entzweite sich mit manchem seiner Freunde, so namentlich mit seinem besten, Seidl. (Vgl. Ludwig Halirsch von Rudolf Holzer, *Grillparzer-Jahrbuch* XII, 140-164).

Die S. 82 angeführten Verse sind ein Zusatz von H. Voss zum Höltyschen Gedichte *Der alte Landmann*.

Die Verse des Gedichtes *In der Krankheit* (S. 86) :

Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter schreitet

erinnern an die Lamartines in seiner 11. Harmonie, *Novissima Verba* :

Je n'entends au dehors que le lugubre bruit
Du balancier qui dit : Le temps marche et te fuit.

S. 77,16 lies : Kriegesknecht 78,14 begegnen, 82,3 Sakristei 85,10 wieder, 85,11 Mal,

X. **Berta Hauer**. — Der Übergang Lenaus zum Studium der Arzneikunde (S. 104) mag durch den Umstand mit veranlasst worden sein, dass nach zeitgenössischen Schilderungen diese Wissenschaft allein sich an der Wiener Universität « zweckmässig und empfehlenswert darstellte ». S. Ad. von Schaden, *Meister Fuchs oder humoristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau*. Dessau, C. Schlieder (1822). S. 156 f.

S. 100,3 lies : Meergefängnis; 100,23 succomber, 101,3 lui (statt elle).

XII. **Klagelieder über Bertas Verlust.** — Das Gedicht *Nächtliche Wanderung* S. 117) hat mehrfach A. Meissner vorgeschwebt, so in dem Lenau nachgebildeten Vers : « Komm, o komm und trinke Trost! » *Einsamkeit*) und in der Schlusstrophe des Gedichtes *Trauriger Gang* :

Aufrauschet das schwarze Gewässer,
Es ruft mich zu sich herein.
Ein rasches Sterben wär' besser
Als solche bangende Pein!

(A. Meissner, Gedichte, 7. Auflage. Leipzig, Herbig, 1856, S. 26, 259.)

S. 111,6 lies : Vergänglichkeit! 111,7 Freudenkläng 111,27 6. November 1827 113,11 geschildert, 115,7 Die mir mit ihrem Trug 117,10 September 1827 134,12 dunklen 130, im Inhaltsverzeichnis Z. 1 ergänze : *Einem Knaben.*

XVI. **Der unheilbare Riss.** — Dem modernen Zerrbilde von Lenaus Persönlichkeit entspricht genau das Bild des « Zerrissenen », eines Typus der Wiener Gesellschaft des Vormärz, den Karoline Pichler in ihren *Zeitbildern* (II, 348) schildert.

S. 152,6 lies : Nebst Kleyle.

XVII. **Objektive Dichtung.** — Nach dem Vorgange von L.-A. Frankl in seinen *Erinnerungen* hrsg. von Stefan Hock (Prag, 1910, S. 92) ist S. 162 Nikolaus Boloz von Antoniewicz, der polnische Dichter (1801-1885), mit seinem Vetter Karl Boloz von Antoniewicz (1807-1852), dem Theologen, seit 1839 Mitglied der Gesellschaft Jesu, verwechselt. Die beiden unterscheidet Karoline Pichler in ihren *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* (IV, 121 f.). Sie verkehrten in denselben Wiener Kreisen und beschäftigten sich beide mit Literatur.

Die « Singraketen » des Gedichtes *Lenz* (S. 171) erschienen Fr. Hebbel im Zusammenhang mit der an ihren Liedern in die Luft kletternden Lerche des Gedichtes *Liebesfeier* als ein Ungetüm, ein raffinierter Aberwitz, ein lebloses Afterbild (Werke, hist. krit. Ausgabe XII, 244, 246). Auch Konrad Schwenk (*Literarische Charakteristiken und Kritiken*, Frankfurt, 1847, S. 299 f.) regte sich mächtig auf über diese verzweifelte Bilderjagd und diese lächerlichen Vergleiche, wie er sie nennt, besonders aus dem Grunde, weil die Lerche nicht wie die Rackete pfeilschnell in die Luft sause und zerplatze! Der Streit um diese Bilder dauert fort bis in unsere Tage.

S. 175,30 lies : Rosseherde 177,21 gebührt der Überschrift *Himmelstrauer* Fettdruck.

XVIII. **Nanette Wolf.** — Der S. 181,3 als ungedruckt bezeichnete Brief von Boloz von Antoniewicz ist seitdem von Castle in seiner Neubearbeitung des Schurzeschen Werkes (S. 241) veröffentlicht.

Merkwürdig bestätigt ein ebenda (S. 264) veröffentlichter Brief Schleifers an Lenau vom 1. Juli 1831 den S. 183,16 mitgeteilten Bericht von Schurz. « In Traunkirchen wäre ein hübsches Haus, das schönste und zugleich das höchste im Ort; ich kann von meinem Garten aus alle Fenster durch das Perspektiv zählen; einst war es die Wohnung des dortigen Hofrichters, und nun wäre das Haus zu verkaufen. Aber Du müsstest heiraten; eine liebe Hausfrau, die darin waltet und schafft,

macht solch ein Haus noch viel angenehmer. — In Gmunden scheint man tief an Dich zu denken. »

S.183,12 lies : Zumsteeg 185,24 16. Januar 191,33 wiedergibt.

XX. **Lotte Gmelin.** — Die Ausserung S. 209, worauf sich Fussnote 2 bezieht, ist S. 782 berichtigt. — Die S. 216 (Fussnote 1) erwähnte Quelle ist S. 692 (Fussnote 2) angegeben.

S. 240,22 lies : Reise-Empfindung 248,18 sind ».

XXV. **Letzte Lyrik für die erste Ausgabe.** — *Klara Hebert* war nach einem Briefe Schleifers an Lenau vom 1. Juli 1831, den Castle (a. a. O., S. 264) veröffentlicht, bereits vor der Ausfahrt nach Schwaben begonnen. Die von mir (S. 265 f.) vermutete poetische Verwertung des Lotteerlebnisses kann folglich nur bei einer Umarbeitung in Schwaben erfolgt sein.

S. 273,10 lies : Du 279,15 Verlaufe (statt *Verlaufe*) 300,10 **Ein Heimatbruder!**

XXVIII. **Die Heimreise.** — Wie wenig zutreffend die Behauptung ist, Lenaus Indianergedichte seien ganz unzeitgemäss (S. 314 ff.), ist u. a. aus Karoline Pichlers *Zeitbildern* (II, 414) zu ersehen. Sie schildert die Indianerverfolgung als einen beliebten Gesprächsstoff der Wiener Salons. « Und dann, diese unmenschliche Unterdrückung aller Farbigen in Amerika, diese Aristokratie der Haut ! Die grausamen Listen, welche man sich in den Freistaaten erlaubt, um die armen eingeborenen Indianer um ihre Heimat, um den Boden, der ihren Vätern gehörte, zu bringen. Wie man sie immer weiter westwärts gegen das Meer drängt, wo sie dann auswandernd die Gebeine ihrer Voreltern mitnehmen. »

S. 326, Überschrift Z. 2 lies : Juli-Dezember 346,10 Matuszynski (auch 358,22), 354,8 K. Mayers 361,32 dunklen 364,32 Sympathien » 393,16 letztere, 398 (Fussnote) Frühlingsalmanach 404,5 den Frauen 435,16 Herweghs 444,12 des Jahres 1836.

XXXVI u. XXXVIII. **Lyrik der Savonarolazeit.** — Die Schlusswendung des Gedichtes *Tauschung* S. 437,27 , dass jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden, fand vielfaches Echo in der österreichischen Lyrik, ausser bei M. von Hartmann (S. 428,1) noch bei E. von Feuchtersleben im Gedichte *Der Klausner :*

Ach, in dem traurigen Gewühle
Ist jedes Herz ein Eremit

(Werke I, 79), bei A. Grün im Gedichte *Einsam* :

. . . . . der tiefste Schmerz bleibt einsam

(Werke III, 89), bei Hieronymus Lorm in den Gedichten *Naturund Schicksal* und *Der Geist des Wehs* Nr III :

Stumm in sich zurückgezogen
Blutet nur das kranke Herz.
. . . . . .
Das Geschick bereitet einsam
Jedem seine eigne Nacht.
(*Natur und Schicksal*).

Was mir das Herz zerreisst,
Ich kann er dir nicht klagen!
Des Wehs geheimster Geist
Vermag kein Wort zu sagen.
(*Der Geist des Wehs*).

(H. Lorm : *Gedichte*. Gesamtausgabe, Dresden, E. Pierson, 1880, S. 201, 206).

Der S. 463,2 angeführte *Bleskenius* (so nennt ihn Schubert) heisst *Dithmar B. Blefken*. Er ist der Verfasser eines der gelesensten und merkwürdigsten Reisewerke des 17. Jahrhunderts : *Islandia, sive populorum et mirabilium, quae in ea insula reperiuntur, accuratior descriptio, cui de Groenlandia sub finem quaedam adjecta*. Das vom Verfasser auch holländisch herausgegebene Werk übersetzte Hieronymus Megiserius ins Deutsche : *Septentrio novantiquus oder die newe Nort-Welt*, Leipzig, 1613. Dort (S. 78) findet sich der Bericht Blefkens, wie ein blinder, grönländischer Mönch ihm « sehr wunderliche ding » erzählt : « Im closter zu St. Thomas, darinnen er gewesen war, sey ein Brun, der quelle mit brennheissem und fewerigem Wasser. Diesen Brunn führe man durch steinere Teuchel oder Rinnen in alle und jede Münchs Cellen, die werden davon erwärmet, wie die Stuben bei uns. Ja man könne alle Speysen bei diesem Brun und fewerheissen Wasser nicht anders kochen als wann es ein warhafftes Fewer were ».

Die eigentliche Quelle Schuberts ist jedoch nicht dieser kurze Bericht Blefkens, sondern eine Stelle aus einer italienischen Reisebeschreibung der Nordinseln, die sich auch verdeutscht im Sammelwerk des Megiserius findet. Herr Nikolaus Zeno, ein italienischer Edelmann, findet in Grönland « ein Münchs Closter Prediger Ordens und ein Kirch S. Thomasen geweiht bei einem Berg, welcher Fewer ausswirfft... Daselbst ist ein Brun von siedig heissem Wasser, mit welchem man der Kirchen des Closters und in der München Cellen oder Kammern die Wohnungen wärmet. So ists in der Küchin also heiss, dass man keines anderen Fewers darinnen bedarff zum Kochen oder zum Brod backen, sondern man thut den Teig in küpferlin Töpff, so backt er wol als in einem heissen Backofen. Es seynd auch Gärten da, im Winter zugedäckt, die wässert man auch mit diesem heissen Wasser, und erhelt sie also vor der Kälte und dem Schnee. Dann daselbste ein unsäglich grosser Frost st, weil es sehr nahend unter dem Polo ligt : jedoch wachsen in diesen

Gärten, weil sie also erwärmet werden, allerley Blumen, Früchten und Kräuter zu seiner Zeit nicht anders als in den Ländern, da temperirter Lufft ist. Weil nu die groben und wilden Leut in derselben Insul solche übernatürliche Sachen (wie sie bedünckt) sehen, so halten sie die Münch für Götter, und bringen ihnen Hünner, Fleisch und andere Sachen, und erzeigen ihnen grosse Ehrerbietung als jren Herrn. Auf solche Weiss nu wärmen diese Münch auch ihre Cellen und Wohnungen, wann das Eyss und Schnee am grössten ist, dass sie geschwind warm und wieder kalt werden, nachdem sie viel oder wenig heiss Wasser hinein lassen, oder die Fenster auffthun, die kalte Lufft zu empfahen. » (*Megiserius*, S. 137-139.)

S. 464,31 lies : allmählich 480,33 untröstbarer 482,1 *Abschied von Galizien*.

XXXVII. **Sophiegedichte.** — Die S. 447 erwähnte, jedoch unerklärte Spannung im Verhältnis zu Sophie entstammte wohl ihren zweifelsüchtigen Vorwürfen über Lenaus langes Ausbleiben und sein Schweigen während des Stuttgarter Aufenthaltes von Mitte November 1835 bis Anfang Februar 1836. Der Hauptgrund ihrer eifersüchtigen Verstimmung war vielleicht Lenaus Andeutung von Heiratsplänen, die im kuppelsüchtigen Schwaben damals wieder für ihn geschmiedet wurden. (S. Brief an Sophie vom 26. November 1835).

XL. **Ausklänge der Savonarolastimmung.** — Das Sonett *Die Asketen* (S. 487) ist wahrscheinlich unter dem Einfluss von J. Görres, *Die christliche Mystik* entstanden, dessen erster i. J. 1836 erschienener Band ausführlich von der Erhöhung und Reinigung des unteren Lebens durch die Askese und von der Reinigung und Disziplin des mittleren Lebens und des höheren Menschen durch dieselbe handelt (I, 358, 403, 465 ff.). Am 2. November 1836 schrieb Lenau Sophie : « Willst du den Görres wirklich kennen lernen? ich habe eine gewisse Scheu, dir dieses Buch zu bringen ».

Zum Gedichte *Der gute Gesell* (S. 498) ist noch G. H. Schuberts Werk : *Die Symbolik des Traumes* (Bamberg, C. F. Kunz, 1821) anzuführen. Den guten Gesellen Lenaus nennt Schubert hier die gute Stimme im Innern, den sokratischen Dämon, der oft den Menschen als guter, warnender, rettender Engel erscheine. Von Schubert stammt auch der Unterschied, den Lenau in der S. 501 angeführten Briefstelle zwischen dem guten und bösen Gesellen macht. Der gute und der böse Dämon ist nach Schubert (S. 103) « jenes geistige Organ im Menschen, in seiner Doppelseitigkeit ». Der gute und der böse Dämon begleiten den

Menschen durchs Leben und führen ihn zu einem glücklichen oder unglücklichen Ziele, je nachdem er der einen oder der anderen Stimme mehr Gehör gegeben. — Die Erquickung, die der Schlaf einem zum Tode Verurteilten bringt (Vs 72 ff. des Gedichtes *Der gute Gesell*) schildert auch *Savonarola* (Vs 3433-3436).

S. 483 im Inhaltsverzeichnis Z. 3 ergänze : *Der gute Gesell.* 486,14-15 lies : *Der Greis* 489,19 das Gefühl : « wir 513,19 (Nr 82) 515,28 (Nr 75).

XLIII. **Gelegenheitsgedichte des Jahres 1838.** — Einzuschränken ist die S. 531,3 ausgesprochene Vermutung, das Einschreibbüchel des Jahres 1838 sei ganz während des Ischler Aufenthaltes des Jahres 1838 geschrieben.

S. 535 im Inhaltsverzeichnis Z. 2 ergänze : *Einsamkeit.*

XLVII. **Polemisches.** — Viel sachlicher als Frankl urteilt Auerbach über Lenaus Empfindlichkeit für die Kritik (S. 586) : « Lenau war, wie jeder Dichter, und namentlich jeder pathetische Dichter, empfindlich; aber er ertrug auch wie jeder ehrlich Schaffende — der die Unzulänglichkeit des Geschaffenen am schärfsten vor sich selber erkennt — den entschiedenen Tadel, wenn er sich auf den Grund des Wohlwollens und treulichen Eingehens auf das positiv Geleistete stellte ». (*N. Lenau. Erinnerung und Betrachtung.* Wien, 1876. S. 7 f.).

S. 586,16 lies Ernst 601,7, 604,2 u. 10 Marggraff 677,3 10. April 694,10 G. Pfizer 700,21 allmähliches 704,5 **Verlornes.**

LVI. **Nachklänge der Albigenser.** — Ein Bericht der Wiener Zeitschrift (1843, S. 404) über die Feier des hohen Ordensjubiläums Sr Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl hebt hervor, das Lenaus *Prolog* (S. 712) ungeachtet des « nicht entsprechenden » Vortrages vom Schauspieler Löwe durch seine Wahrheit und Schönheit grosse Wirkung erzielte. Als den « ersten Lyriker der gegenwärtigen Generation » bezeichnet der Berichterstatter Lenau.

S. 697,26 lies : **Lass mich ziehn!** 706 Überschrift ergänze die Jahreszahl : 1843. 712,18 lies **Prolog zum Jubelfeste...**

LVII. **Waldlieder.** — Das « pantheistische » Waldlied (S. 721,2) ist nicht Nr 2 sondern Nr 4.

In offenbarer Anlehnung an die Schlussverse des 9. Waldliedes (S. 728,26 ff.) dichtet H. Lorm in *Nachtwache* vom « Seligen Tauschen des Lebens mit dem Tod ». (*Gedichte.* Dresden, Pierson, 1880, S. 112). — Auch sonst zeigt sich Lenauscher Einfluss bei diesem innerlich so

verwandten Dichter vielfach. Zunächst erinnert die erwähnte *Nachtwache* in ihrem Lobe der « dunklen, stillen, schlafberaubten Nacht » stark an Lenaus *Schlaflose Nacht*. Ein ganz ähnliches Bild wie Lenaus *Waldestrost* malt Lorms *Waldszene* (S. 173) aus: Begegnung von Mensch und Reh im Walde, das Reh vertraulich verweilend, Erlösung suchend aus einem stummen Sein wie Lenaus Seejungfrauen, Mädchen und Reh ein Bild schaffend, als ob die Natur sich mit eins zurückgeträumt

Zur sel'gen Einheit alles ird'schen Seins.

Mag Lorm auch der « lieblichen Maiennacht » ein « düster war die Maiennacht » entgegensetzen, so ist die Anlehnung seines Gedichtes *Waldgang* (S. 89) an Lenaus *Postillon* desto auffälliger. Die Wehklage der Natur durchtönt die Lyrik Lorms wie die Lenaus. Für ihr unheimlich ewig finsteres Schweigen, ihre Kälte und Härte findet er Lenau verwandte Töne (Vgl. S. 36, 89-92, 200, 202, 211, 221, 229, 233, 237, 245, 260). Lorms Schmerzgedichte (eine Abteilung S. 197-215 trägt diese Überschrift) liegen den Lenauschen sehr nahe, in ihrem gleich tiefem Ernste, in ihrer ungekünstelten Wahrheit. Der wahrhaft Unglückliche dichtet auch von seiner « tiefen Wunde » (S. 223), der Gram verdeckt ihm mit bleicher Hülle Welt und Natur (S. 85), ein tiefes Meer von Traurigkeit ruht in seiner Seele (S. 204). Jedoch wächst er wie Lenau in den *Waldliedern* über den Pessimismus hinaus. Innere Seelenverwandschaft tritt auch sonst vielfach ans Licht, z. B. im Preise der Einsamkeit (S. 77, 230), im Mitgefühl mit dem Armen (S. 158, 184), dem Tiere S. 155, in der Sehnsucht nach einem verlorenen Eden S. 90, 222).

S. 738,3 lies : Dichter, 739,18 « so 740 (Fussnote Brief : 744,24 verletzt 747,9 Gedankenarmut » zu.

LIX. **Marie Behrends.** — Deutlich geht aus Lenaus Bekenntnis (S. 767,3) hervor, dass er sich die beabsichtigten Marienlieder in scharfem Gegensatz zur Sophiedichtung dachte. Je schärfer die neue Liebe von der alten abstach, desto besser für die Dichtung. Die Lenaus ganzes Liebesleben beherrschende Sucht nach Gegensätzen erscheint mit von dichterischem Instinkt geleitet.

S. 750,1 lies : Auerbach 750,33 erfrischen », 759,2 Zeit 760,8 Schwester 762,24 Ruhe! » 763,13 es ist.

Man beachte, dass es sich bei all diesen Berichtigungen meistens nur um Interpunktionsfehler handelt.

PERSONENVERZEICHNIS

(Die sehr oft vorkommenden Namen: *Kerner, Mayer, Max* und *Sophie Löwenthal Emilie von Reinbeck, Schurz* sind dort übergangen, wo sie nur als Empfänger von Briefen verzeichnet sind.)

A

Abälard, Peter (Theolog, 1079–1142), 555.

Aigel (richtig Aigll), Glycerius, 7, 787.

Alexis, W., s. Häring.

Andrian, Ph., von Werburg, Victor, 707.

Antoniewicz, Karl Boloz von (polnischer Theolog, 1807-1852), 790.

Antoniewicz, Nikolaus Boloz von (polnischer Dichter, 1801-1885), 16, 126, 138, 160-162, 168, 181, 185, 308, 346, 790.

Auerbach, Bertold (1812-1882), 200, 287-288, 596, 719, 722, 730, 738, 746, 748, 750, 752, 754, 781, 794.

Auersperg, Anton Alexander, Graf (ps. Grün, Anastasius, 1806-1876), 6, 38–39, 113, 153, 166-167, 208, 256-257, 391, 406, 416-417, 430, 435, 441-442, 448, 455, 469-470, 480, 520-521, 536, 550, 566-569, 577, 592, 667, 692, 719, 731-732, 735, 749, 781, 791.

Auersperg, Marie, Gräfin, geb. Gräfin Attems, 668.

B

Baader, Franz Joseph (Philosoph, 1765-1841), 481, 483-485, 489, 493-495, 500, 522 531-532, 537, 545-546, 563, 576.

Bartels, Adolf, 784.

Bauer, Alexander Joseph, 44.

Bauernfeld, Eduard von (1802–1890), 9-10, 17, 37-39, 43, 69, 80, 82-83, 167, 399-400, 469, 471, 576, 580, 582, 708, 742, 757, 778-779.

Bauernschmid, Karl Eduard (Schriftsteller, 1801-1875), 706-707.

Baumgärtner, P., 555.

Bawr, Charlotte von (Hofdame der Königin Katharina von Württemberg, † 1841), 343-344.

Becher (Medizinalrat), 697.

Beck, Karl Isidor (Dichter, 1817-1879), 179, 453, 515, 536, 584, 586, 588, 590, 658, 661, 690-691, 720, 735.

Becker, Katharina, 299-300, 303, 308.

Beethoven, Ludwig van (1770-1827), 38, 165, 172, 265, 400, 402-403, 549, 628, 637, 642, 657-661, 670.

Behrends, Marie (1811-1889), 153-155, 240, 620, 660, 723, 738, 740, 748-768, 774-777, 795.

Behrends, A., geb. Wetzel (Maries Mutter, † 1864), 752-753, 757, 777.

Berger, Alfred, Frh. von (1853-1913), 648, 785.

Berke (Berks Heinrich? Lenaus Jugendfreund), 112.

Biese, Alfred, 179.

Binzer, August Daniel (Schriftsteller, 1793-1868), 698.

Bleskenius (richtig Bleſken, Nordlandreisender des 16. Jahrhunderts), 463, 792.

Blumenthal, Joseph von (Lenaus Geigenlehrer), 16.

Böhm, Albert (Gatte der Nanette Wolf), 182, 185.

Böhm, Albert (Sohn der Nanette Wolf), 181-182, 185.

Böhme, Jakob (Theosoph, 1575-1624), 484.

Börne, Ludwig (1786-1837), 260.

Braun Ritter von Braunthal, Karl Johann (Dichter, 1802-1866), 39, 150, 166-167, 170-171, 173, 256, 435, 448.

Brodhag (Verleger), 412-414.

Buchner, Karl, 258.

Burdach, Karl Friedrich (Psycholog, 1776-1847), 339.

Bürger, Gottfried, August (1747-1794), 78, 90, 128, 322.

Byron, G. N. G., Lord (1788-1824), 84, 156 158, 172, 174, 280-281, 395, 481, 659.

C

Castelli, Ignaz Franz (1781-1862), 404, 656, 731, 789.

Castle, Eduard, 1, 7, 27, 57, 64, 71, 78, 108, 150, 155, 171, 189, 206, 257, 269, 315, 320, 367, 372-376, 385, 429, 462, 473, 479, 503, 506, 509, 534, 541, 549-550, 559, 574, 591, 641, 664, 710, 746, 767-768, 778, 787-790.

Chamisso, Adelbert von (1781-1838), 251, 259, 323, 401.

Chateaubriand, Fr.-R., vicomte de (1768-1848), 314. 316-317.

Christalnigg (Cristallnigg, Kristallnigg, Kristallnik) Graf, 449, 452, 617.

Cicero, 4, 250.

Collin, Heinrich Joseph von (Dichter, 1772-1811), 660.

Cotta, Joh. Frh. von Cottendorf (1764-1832), 166, 189-190, 211, 590.

Cotta, Joh. Georg (Sohn des Vorigen, 1796-1863), 380, 412, 444, 480, 596, 663, 722, 747, 756-757, 760-761, 767, 769.

Craigher, Johann Nikolaus (Dichter, 1797-1855), 555.

Creutzer, Ludwig (Sekretär beim k. k. Hofkriegsrat), 10.

Creutzer, Ninna (irrtümlich Mina), 10, 787.

D

Daffinger, Moritz Michael (Maler, 1790-1849), 656.

Dessauer, Joseph (Tonsetzer, 1798-1876), 580.

Dilg, Wilhelmine, 693.

Dingelstedt, Franz von (1814-1881), 393, 471, 699, 712.

Donizetti, Gaëtono (1797-1848), 617.

Dräxler-Manfred, Karl Ferdinand (Schriftsteller, 1806-1879), 39.

Duden, Gottfried, 260, 315.

Duller, Eduard (Dichter, 1809-1863), 258, 645.

Duttenhofer, Dr med., 646.

E

Eckermann, Johann Peter (1792-1854), 494.

Ehemann (Kerners Schwager), 272.

Ehrenbaum, 687.

Ernst, Adolf Wilhelm, 108, 206, 259, 318, 478, 505, 619.

Ettingshausen Andreas von (Professor an der Wiener Universität), 9-10.

Evers, Karl (Tondichter, 1819-1875), 193, 215, 661, 663, 670, 673.

F

Feuchtersleben, Eduard, Baron von (1806-1849), 39, 237, 454, 585, 652, 666, 791.

Fontane, Theodor (1819-1898), 784.

Fraas, Dr, 292.

Frank, Gustav, Ritter von (Dramatiker und Maler, 1807-1860), 658.

Frankh (Verleger), 166.

Frankl, Ludwig August (Dichter, 1810-1894), 3, 49, 57, 161-162, 242, 322, 344, 367, 404, 415, 417, 419, 441, 464, 470, 491, 521, 527, 535, 577-578, 580, 585-586, 641, 654, 658, 675-676, 720, 723, 742, 775, 790, 794.

Frankl, Bruno, Ritter von Hochwart, 707, 778.

Freiligrath, Ferdinand von (1810-1876), 536.

Friedberger, Alfred, 376.

Friedrich der Grosse, 6, 67.

G

Galatin, Agnes von (Schwester der Frau von Suckow), 424, 639, 648.

Geibel, Emanuel von (1815-1884), 433.

Gentz, Friedrich von (Staatsmann, 1764-1832), 38.

Gerle, Wilhelm Adolf (Schriftsteller, 1781-1848), 566.

Gervinus, Georg Gottfried (Literarhistoriker, 1805-1871), 644, 784.

Gessner, Salomon (1730-1787), 71.

Glassbrenner, Adolf (Schriftsteller, 1810-1876), 657.

Glossy, Karl, 8, 708.

Gmelin, Lotte (1812-1889), 101, 124, 126-127, 154, 180-183, 185, 191, 196, 201-245, 265, 268, 326-342, 369, 372, 381, 424, 478, 550, 558, 705, 775, 791.

Goedeke, Karl, 785-786.

Goethe, 44, 93, 95, 97, 118, 128, 183, 212, 214, 217, 280, 411-412, 469, 494-495, 497, 565, 570, 572, 574, 583, 710, 712, 730, 780, 784-785.

Görres, Joseph (1776-1848), 455, 793

Grabbe, Christian (1801-1836), 553.

Gräffer, Franz (Schriftsteller, 1785-1852), 36.

Gragger, Robert, 690.

Gregor VII, Papst, 716.

Gregorovius, Ferdinand (Geschichtschreiber, 1821-1891), 624.

Greiner, Leo, 107, 153, 257.

Griesselich, Hannchen, 258.

Grillparzer, Franz (1791-1872), 7, 9, 13, 17, 38-39, 73, 80, 82-83, 167, 218-219, 269, 394, 402, 430, 469, 472, 648, 659, 784.

Grimm, Jakob (1785-1863), 177.

Gross, Karl (Lenaus Geigenmeister, † 1842), 669-670.

Grün, s. Auersperg.

Gutenberg, 649.

Gutzkow, Karl (1811-1878), 412, 564, 573, 575, 586-590, 607, 627-628, 669, 711.

H

Häberle, Ludwig, 284, 304.

Hagberg, Karl (schwedischer Sprachforscher und Ästhetiker, 1810-1864), 441, 530.

Hallberger (Verleger), 596-597, 663.

Halirsch, Ludwig (Dichter, 1802-1832), 39, 83-84, 788-789.

Halm, Friedrich (Münch-Bellinghausen, Eligius Frh. von, 1806-1871), 10, 471-472, 623, 667.

Hamerling, Robert (1830-1889), 496.

Häring, Willibald (ps. Alexis, Romanschriftsteller, 1798-1871), 37, 150, 169, 523.

Hartmann, Anna Mariette, geb. Danne-

berger (Mutter der Emilie Reinbeck, 1766-1832), 270.

Hartmann, Charlotte, verm. Weisser (Emiliens Schwester, 1808-1871), 293.

Hartmann, Joh. Georg August von (Emiliens Vater, 1764-1849), 262, 304-305, 401, 527.

Hartmann, Julie (Emiliens Schwester, 1795-1869), 362.

Hartmann, Familie, 262, 374, 527.

Hartmann, Moritz (Dichter, 1821-1872), 26, 86, 215, 389, 438, 478, 491, 505, 524, 623, 651, 680, 692, 700, 779, 791.

Hauer, Adalberta (Lenaus Berta, 1809, 1868), 17-18, 27, 40, 45, 54-62, 82, 85, 88-102, 105-130, 139, 141-142, 145, 151-159, 170, 181, 204, 210, 268, 331, 364, 505, 533, 705.

Hauer, Adelheid (Tochter der Vorigen, 1826-1844), 56-57, 89, 96, 106, 154, 533.

Hauer, Margarete, geb. Kopp (Mutter der Berta, 1786-1842), 55-56, 96, 106, 108.

Hebbel, Friedrich (1813-1863), 784-785, 790.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770-1831), 456, 465-466, 469, 483, 583, 610-615, 650, 671, 676-679, 681-689, 693, 716-717, 724-726, 728-730.

Heine, Heinrich (1797-1856), 79, 140, 158, 212, 260, 266, 393, 456, 565, 571, 576, 583, 585, 625-627, 711, 781, 785.

Heinrich, Gustav, 102.

Heloise (Geliebte Abälards), 555.

Henrici (Vorsteher der Harmonistengemeinde), 285, 299.

Heppe, J.-Ch., 655.

Herbart, Johann Friedrich (1776-1841), 365, 399, 408, 425-428, 446, 456-458, 483.

Herwegh, Georg (1817-1875), 435, 536, 711.

Hesekiel (Prophet), 680.

Heusenstamm, Theodor, Graf von (Dichter, 1801-1889), 623, 661.

Hiller, Ferdinand (Tondichter, 1811-1885), 738, 750.

Hoche, Alfred, 781-783.

Hohenlohe-Öhringen, Fürst von, 272.

Hölderlin, Friedrich (1770-1843), 63, 784.

Hölty, Ludwig (1748-1776), 23-26, 34-35, 41-42, 45-48, 50-51, 53, 59-65, 71-72, 74-75, 77, 81, 83-86, 89, 91-92, 98-99, 243, 784, 788-789.

Homer, 702.

Horner, 702.

Horaz, 4, 7, 17, 24, 35, 40, 42, 63, 66, 85

Horn, Uffo (Dichter, 1817-1860), 564, 566-568, 575, 582, 587-588.

Houben, Heinrich, 590.

Hurter, Friedrich von (Geschichtschreiber, 1787-1865), 598.

Hus (Huss), Johann, 434, 444, 632.

Hünersdorff, Marie von, 297, 328, 333-334, 344.

J

Jacobi, Friedrich (Schriftsteller, 1743-1819), 391, 553.

Jacobi, Johann Georg (Dichter, Bruder des Vorigen, 1740-1814), 71-72, 142-144, 264, 303-304, 334-335.

Jäger Frau (Bankiersgattin, Tante der Marie Behrends), 748, 750.

Jeitteles, Itzig (Schriftsteller, 1783-1843), 471, 565-566, 577.

Jockell, J.-L., 494, 780.

K

Kaltenbrunner, Karl Adam (Dichter, 1804-1867), 409, 731.

Kaltenbrunner, Pauline, geb. Knor, 731.

Kant, Immanuel (1724-1804), 80, 683.

Karl, Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich (1771-1847), 712-713, 794.

Karpeles, Gustav, 626.

Keil, Georg (Dichter, 1781-1857), 274.

Keiller (Studienfreund Lenaus), 80, 136, 430, 788.

Kerner, Justinus (1786-1862), 152, 157, 189-190, 194-196, 198, 200, 204-205, 213, 220-223, 225, 232, 235, 245, 249-250, 252, 255, 258-259, 261, 269, 271-272, 276, 311, 325-327, 333, 335, 346, 362, 366, 414, 455, 461, 488, 522-523, 538, 615, 625, 627, 642, 648-649, 668, 676-677, 688, 709, 723, 741-742, 779.

Kerner, Friederike (Rickele, Justinus' Gattin), 249, 366.

Kerner, Theobald (Justinus' Sohn, 1817-1907), 189, 204, 366.

Kirchhoff, Wilhelm, 344.

Klaúzál, Nikolaus, 5.

Klein, Ida, 150, 435.

Kleist, Heinrich von (1777-1811), 276, 653.

Klemm, Joseph, 22-23, 27, 83, 85-86, 125-126, 145, 152, 157, 162, 203-204, 208, 213, 220, 222-223, 227, 232, 240-241, 243-244, 310, 341, 735.

Kleyle, Charlotte, verm. Mayer (Schwester der Sophie Löwenthal, 1809-1828), 121.

Kleyle, Franz Joachim, Ritter von (Sophie Löwenthals Vater, 1775-1854), 478, 506-507, 619, 621, 733, 771, 773.

Kleyle, Fritz (Sophie Löwenthals Vetter, 1800-1836), 12, 29-30, 33-34, 40, 42, 44, 51-59, 61-62, 64, 73, 79, 81, 83, 86, 88, 90, 94-95, 97-98, 104-106, 109, 111, 117, 119-121, 127, 130, 137, 152, 157, 430-431, 433, 486, 501, 529, 629, 788.

Kleyle, Johanna, verm. Mikschik (Sophie Löwenthals Schwester), 486, 557, 628.

Kleyle, Karoline, geb. von Ockel (Sophie Löwenthals Mutter, † 1861), 504.

Kleyle, Natalie, geb. Sartorius (Gattin von Fritz Kleyle), 529.

Kleyle, Rosalie, verm. Baronin Schönstein (Sophie Löwenthals Schwester, 1816-1876), 533-534, 618-619, 697.

Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724-1803), 23-25, 27, 34-35, 40-42, 44-48, 50-52, 60-61, 63-73, 77, 84, 89-93, 99, 137, 165, 389, 788.

Klüpfel, Karl (G. Schwabs Schwiegersohn), 193.

Knortz, Karl, 285.

Koch, Max, 63, 254, 319, 494, 505, 629, 654, 671, 730, 742, 784.

Kolb, Gustav (Schriftleiter der Allgemeinen Zeitung, 1798-1865), 694, 707.

Kotzebue, August (1761-1819), 150.

Kövesdy, Joseph von († 1836), 5, 10, 65, 123, 141, 257, 431.

Krafft-Ebing, Richard Frh. von, 746-747.

Kraepelin, Emil, 747, 766, 782-783.

Kraus, Julius, 255.

Kreutzer, Konradin (Tondichter, 1782-1849), 629.

Kurth, Gottfried, 50.

L

Lamartine, Alphonse de (1790-1869), 48-50, 99-101, 147-150, 377-378, 789.

Laube, Heinrich (1806-1884), 325, 574, 584-585, 607, 626, 711.

Lebret, Leutnant, 454.

Leitner, Karl Gottfried, Ritter von (Dichter, 1800-1890), 250.

Leo XII, Papst (1760-1829), 81.

Leuthold, Heinrich (Dichter, 1827-1879), 432.

Lewald, Fanny (Schriftstellerin, 1811-1889), 624.

Liesching (Buchhändler), 485.

Lombroso, Cesare, 524.

Lorm, Hieronymus (Dichter und Philosoph, 1821-1902), 792, 794-795.

Löwe, Ludwig (Schauspieler), 515, 526, 712, 794.

Löwenthal, Artur (Sophie Löwenthals Sohn, 1835-1905), 488, 496, 661, 756.

Löwenthal, Ernst (Sophie Löwenthals Sohn, 1830–1866), 698.

Löwenthal, Max Frh. (Generaldirektor für Post- und Telegraphenangelegenheiten, Sophies Gatte, 1799–1872), 2-4, 63, 138, 152, 156, 158, 192, 246, 276, 297, 320, 345, 350, 374, 390-391, 395, 399, 417, 462, 466, 474, 476, 488, 491-492, 496-498, 501, 503, 506-507, 513-516, 522, 524-525, 529, 537, 544, 556-559, 566-569, 571, 575-577, 581, 589, 592, 596, 601, 604, 618-620, 622, 625, 627, 631, 633, 642, 644-646, 650, 655, 657, 659-661, 668, 677, 691, 695-699, 712, 755-756, 771.

Löwenthal, Sophie, geb. von Kleyle (1810-1889), 22, 125, 129, 152, 154-158, 192-193, 209, 218, 240, 283, 314, 336, 338-340, 351, 357, 368-399, 402, 406-408, 419, 423-425, 428-429, 431, 433, 440-444, 447-459, 462, 464-465, 474-481, 486-488, 490, 492-495, 497, 499, 501, 503-512, 514-517, 519-520, 523, 525, 527-530, 532-544, 547-563, 567, 575, 581, 591, 599, 602-603, 616-624, 630, 633-649, 651, 653-654, 658, 664-668, 679, 695-707, 712, 720-723, 725, 727-728, 731, 733, 740-743, 746, 753-766, 769-779, 781, 783, 793, 795.

Löwenthal, Zoë, verm. Sacken (Sophie Löwenthals Tochter, 1832-1852), 619.

Löwenthal, Familie, 383, 394, 403, 451-452, 462, 506-507, 644, 700, 739, 744.

Ludwig I, Karl August, König von Bayern (1786-1868), 711.

M

Maigraber, Franz (Lenaus Onkel), 7, 29.

Maigraber, Therese, s. Niembsch.

Maltz, Karl Ludwig (Polizei-Hofrat), 713 714.

Marchand, A., 525.

Marggraff, Hermann (Dichter, 1809-1864), 601, 604, 610.

Martensen, Hans Lassen (Theolog, 1808-1884), 391, 441, 445-446, 455, 458, 460-462, 469, 481, 483, 514-515, 570-571, 659-660, 711.

Matthison, Friedrich von (Dichter, 1761-1831), 784.

Matuszynski (polnischer Flüchtling), 199, 255, 261, 272, 346, 358.

Matzerath, Christian Joseph (Dichter, 1815-1876), 569-570.

Mayer, Karl (Dichter, 1786-1870), 23, 123, 126, 152, 162, 164, 186, 189-191, 193-194, 197-198, 200-201, 206-207, 213, 215, 218, 220-226, 229-235, 237-239, 242-243, 246-249, 255, 259-262, 268, 270-271, 292, 304, 307, 322, 325, 327, 337-338, 354-355, 419, 456, 464, 480, 625-628, 679, 688, 710-711, 742.

Mayer, Karl (Sohn des Vorigen, 1819-1889), 270.

Mayer, Philipp (1798-1828), 121.

Mayrhofer, Johann (Dichter, 1787-1836), 454, 664, 666.

Megiserius, Hyeronimus (Polyhistor, 1553-1618), 792-793.

Meier, Lucie (Freundin von Sophie Schwab), 202-203, 206-207, 221-222, 224, 231, 259, 667.

Meissner, Alfred (Dichter, 1822-1885), 526, 626, 665, 735, 789.

Mendelsohn-Bartholdy, Felix (1809-1847), 750.

Menge, Johann (Mineralog, 1787-1852), 531.

Menzel, Wolfgang (1789-1873), 325, 411-412, 565, 581-584, 586, 601, 646.

Metternich, Fürst von (Staatskanzler, 1773-1859), 38, 199, 256, 713.

Meyer, Richard Moritz, 178, 269.

Mielichhofer, L., 687, 714-716.

Miguel, U.-E., Dom, 256.

Mihits (richtig Mihies), Sebastian (Lenaus Stiefonkel), 6, 787.

Miller, Johann Martin (Dichter, 1750-1814), 45.

Mikschik, Eduard (Pianist, Bräutigam von Johanna Kleyle, † 1838), 486, 514, 538 540, 557.

Minor, Jakob, 260.

Möbius, Paul, 745.

Monroe, James, 315.

Mozart, Wolfang Amadeus (1756-1791), 658 659.

Mulfinger, G. A., 260-261, 286, 299, 303, 315, 357, 360.

Mundt, Theodor (Schriftsteller, 1808-1861), 573, 589.

Murillo, Bartolomé (1617-1682), 523.

Musset, Alfred de (1810-1857), 157.

N

Napoleon I, 99-100, 127, 460.

Nemethy, Franz von, 21.

Niembsch von Strehlenau, Anna Katharina, geb. Freiin von Kellersberg (Lenaus Grossmutter, 1753 1830), 7 20, 27, 29-30, 32, 36, 58, 165, 203.

Niembsch von Strehlenau, Franz (Lenaus Vater, 1777-1807), 1-3, 30, 787.

Niembsch von Strehlenau, Joseph (Lenaus Grossvater), 35, 38.

Niembsch von Strehlenau, Magdalena, verm. Karsch (Lenaus Schwester, 1804-1860), 7, 20, 58, 430, 433.

Niembsch von Strehlenau, Therese, geb. Maigraber, wiedervermählte Vogel (Lenaus Mutter, 1779-1829), 1-2, 4, 6-8, 10-12, 14-16, 19-21, 29-30, 42, 56, 58, 65, 95-96, 105 106, 108, 123, 130-131, 137, 139-142, 144-145. 169, 187, 189, 204, 323, 366, 431, 525, 694, 752, 787.

Niembsch von Strehlenau, Therese, verm. Schurz (Lenaus Schwester, 1801-1878). 20. 36, 138, 187-188, 204, 275 344, 365, 429, 503, 540, 693, 719-720, 753, 759-760, 765.

Niendorf, Emma, s. Suckow.

O

Oppeln-Bronikowski, Al. Aug. Ferd. von (Romanschriftsteller, 1788 1834 . 264.

Ötker, Friedrich (Schriftsteller, 1809-1881), 699.

Ovid, 7.

P

Paoli, Betty (Glück, Elisabeth, Dichterin, 1815-1894), 216, 218-219, 367, 418.

Paulus, Apostel, 145, 780.

Pellico, Silvio (1789-1854), 162.

Petrarca, Francesco (1304-1374), 528.

Pfleiderer, 627.

Pfizer, Gustav (Dichter, 1807-1890), 189, 694, 710.

Pichler, Karoline (Dichterin, 1769-1843), 566 732, 790-791.

Platen-Hallermünde, August, Graf von (1796-1835 . 23, 65, 148.

Platon, 485.

Post, Heinrich von, 318.

Post, Ludwig von, 571.

Post, Henriette von, 318.

Prutz, Robert Dichter und Literarhistoriker (1816-1872), 608, 718.

Pyrker von Felsö-Cör, Ladislaus (1772-1847), 38.

R

Rahmer, S., Dr med., 1, 108, 159, 209-210, 257, 524, 745.

Raimund, Ferdinand (1790-1836), 38-39.

Reinbeck, Emilie, geb. von Hartmann (1794-1846), 125, 194, 210, 244, 264, 270, 273, 278-279, 281, 285, 292, 300, 305, 309, 326, 328-329, 332, 337-339, 343-349, 351, 353, 362, 369, 374, 382–383, 401, 408, 414, 421, 425, 433-434, 444-445, 449, 460, 494, 515, 527-530, 539, 541, 543, 557, 620, 637, 645-646, 655, 661, 663, 670, 673, 679, 694, 697, 699-700, 702-703, 709, 715, 720-722, 727, 730, 733-734, 738, 741, 749-750, 753, 756-757, 760-764, 770, 772-774, 779.

Reinbeck, Georg von (1766-1849), 218, 281, 338, 345-346, 348-349, 362, 380, 386, 404, 408, 414, 430, 434, 641, 649, 679, 709.

Reinbeck, Familie, 17, 103, 137, 262, 295, 327, 334, 364, 386, 454, 527, 642, 660, 664, 675, 702, 735, 750, 757, 763, 771.

Rembold, Leopold (Professor a. d. Universität Wien), 9, 12, 79-80.

Rettich, Julie (Schauspielerin, 1809–1866), 426.

Reynaud, L., 1, 3, 73, 78, 84, 98, 108, 113, 123-124, 128, 156-159, 174-175, 206, 240, 243-244, 255, 262, 282, 307, 314, 318, 334, 339, 359, 373, 375, 395, 410, 437, 440, 448, 464-466, 478, 491, 503-506, 515, 529, 541, 562, 651, 654, 705, 722, 730.

Riedlen, W. R., 300.

Rodiczky, Eugen von, 22, 30, 31, 787.

Rödinger, 200.

Romer, Professor, 676

Rossini, G. A. (1792-1868), 616.

Röttinger, Heinrich, 18, 56, 107, 155.

Rousseau, Jean Jacques (1712-1778), 317.

Roustan, L., 1, 78, 128, 189-190, 201, 314-315, 405-406, 533, 687, 778.

Rückert, Friedrich (1788-1866), 490, 494, 497, 584, 671.

Rudelbach, Andreas Gottlieb 1798-1862), 780.

Rudy, 6.

Ruge, Arnold (Schriftsteller, 1803-1880), 645, 648

S

Sabatier, Franz (Schriftsteller, 1818–1891), 623.

Sadger, J., Dr med., 3, 210, 257, 745.

Salis-Seewis, J. P., Frh. von (1762-1834), 243.

Saphir, Moritz Gottlieb (1795-1858), 402, 456-457.

Sartorius, Natalie, s. Kleyle.

Schack, Adolf (Schriftsteller, 1815-1894), 784.

Schaden, Adolf von (Schriftsteller), 1791-1840), 37-38, 789.

Schaefler, Carl, 55, 376, 529, 553.

Scharschmid, Franz, Frh. von Adlerstreu (1800-1887), 538, 557, 651, 653, 718.

Scheffel, Joseph Viktor von (1826-1886), 652.

Schelling, Fr. Wilh. Joseph von (1775–1854), 276, 469, 779.

Schelling, Arzt, 783.

Scherer, Wilhelm (1841-1886), 785.

Schiller, 18-19, 21, 78, 93, 174, 183, 408-409, 471, 504, 560, 565, 649, 780.

Schindler, Gustav (Hauptmann), 702.

Schlegel, Friedrich von (1772-1829), 38.

Schleifer, Mathias Leopold (Dichter, 1771-1842, 49, 129, 162-168, 170, 172, 181, 183, 186-187, 190-193, 234, 248–253, 267, 337, 363, 409, 561, 790-791.

Schleifer, Anna (« Nani », zweite Gattin des Vorigen), 252-253, 561.

Schlossar, Anton, 385.

Schlösser, Rudolf, 78.

Schubart, Christian (Dichter, 1775-1854), 174, 302.

Schubert, Gottlieb Heinrich (Naturphilosoph, 1780-1860), 252, 275-279,

288-289, 299, 320, 332, 393, 436-437, 463, 466-467, 490 493, 496, 498, 500, 520, 522, 542, 602, 653, 673, 793-794.

Schubert, Franz (Tondichter, 1797-1828), 38, 182-183, 555.

Schurz, Anton Xaver (Lenaus Schwager, 1794-1859), 4, 8, 17-20, 22-24, 28, 30, 32-33, 36, 39-40, 42, 55-58, 63, 74, 76, 78, 83, 90, 96, 103-104, 106-107, 109 112, 117, 120, 123, 125-126, 128-129, 137, 140, 142, 145, 150-153, 156-157, 162, 164-165, 167, 172, 181, 183, 187-188, 190, 194, 200-201, 208, 222, 235, 245, 251-252, 256-258, 267, 271, 273, 278, 295, 304, 308, 319-321, 325, 327, 334, 338-339, 345-347, 349, 357, 364-365, 373-374, 384, 401, 406 409, 414-415, 420, 422, 430-431, 437, 441-442, 451, 454-456, 464-465, 473, 477, 491, 509-510, 516, 519, 525, 529, 533-534, 541, 550, 567, 598, 622, 630, 646, 649, 658, 663-664, 673 679, 692, 720, 722, 731, 735-736, 741-742, 753-758, 760, 762, 769, 771, 776-781, 787-788.

Schurz, Anton (Toni, Sohn des Vorigen), 344, 715.

Schurz, Katharina (älteste Tochter von Schurz), 464

Schurz Pepi, 344.

Schurz, Therese, s. Niembsch.

Schwab, Gustav (Dichter, 1792-1850), 49, 63, 76, 104, 119, 127, 133-134, 169, 172-173, 178-180, 183, 186-187, 189-190, 193, 195, 198-200, 204-205, 211, 214, 217, 220-222, 224, 227, 229-231, 237-238, 240, 243, 246-248, 251, 254, 267, 269, 272-273, 323, 401, 480, 537, 615.

Schwab, Ch. Th. (Sohn des Vorigen), 318.

Schwab, Sophie (Gattin von G. Schwab, 1795-1865), 147, 189-190, 194, 196, 198, 200, 202-208, 213-215, 217, 220-222, 224, 231, 235, 240, 248, 259, 614-615, 667, 705, 709.

Schwab, Familie, 181, 202-203, 206-207, 212, 215, 221, 224, 226-227, 229, 231, 257.

Schwenk, Konrad, 790.

Schwind, Moritz von (Maler, 1804-1871), 526, 742, 750.

Sealsfield, Charles (Postl, Karl Anton, Schriftsteller, 1793-1864), 260.

Sedlnitzky, Joseph, Graf S. von Cholitz (Polizeipräsident, 1778-1855), 38, 595.

Seidl, Johann Gabriel (Dichter, 1804-1875), 10-11, 38-39, 49, 80, 97-98, 104, 131, 251, 518 788-789.

Seidlitz, Julius, s. Jeitteles.

Seligmann, Romeo, 535.

Seneca, 4, 19, 63-64, 66, 78.

Shakespeare, 469, 677.

Siebenlist, August, 21, 102-103.

Sitting Bull (Indianerführer), 316.

Skinner, 517.

Sokrates, 132.

Sommaruga, Frh. von (Vater des Folgenden), 402.

Sommaruga, Franz, Frh. von (Sophie Löwenthals Schwager, 1815-1884), 663, 707.

Sommaruga, Luise († 1836), 402.

Sommaruga, Familie, 462.

Spinoza, 147, 235-236, 247, 263, 304, 437, 483.

Stadion, J. Ph. K. J., Graf von (österreichischer Staatsmann, 1763-1824), 73.

Steger, 517.

Stein, Anton (Prof. a. d. Univ. Wien, 1759-1844), 9, 17, 64, 402.

Stelzhamer, Franz (Dichter, 1802-1874), 575, 703. — Dessen Tochter, 703.

Sternberg, Alexander, Frh. von Ungern-Sternberg (Romanschriftsteller, 1806-1868), 657.

Stoll, J. L. (Dichter 1778-1815), 152

Strauss, David Friedrich (Theolog, 1808-1874), 456, 583.

Stuhr, Peter Feddersen, 516-517, 734.

Suckow, Emma von (ps. Niendorf, 1807-1876), 38, 103, 123, 137, 155, 245, 273, 341, 366, 400, 402, 424, 497, 585, 636, 639, 646, 648–649, 660, 669, 673, 675, 679, 687, 689, 702-703, 717-718, 736, 741-742, 751.

Suso, Heinrich (Mystiker, 1300-1365), 194, 221.

T

Tholuck, Fr. A. (Theolog, 1799-1877), 584.

Thuma, Marie, 250.

Trabalik (Lenaus Famulus), 21.

U

Uhland, Ludwig (1787-1862), 178, 189-190, 221-222, 246, 248, 251, 255-256, 268, 312-313, 537, 565, 570, 572, 574-575, 585, 687, 710, 726, 784.

Uhland, Emma, geb. Emilie Fischer (1799-1881), 221-222.

Ullmann, Karl (Theolog, 1796-1865), 584.

Unger, Karoline, verm. Sabatier (1803-1877), 533, 541. 599, 616-624, 629-630, 636-638, 641, 643, 754, 758.

V

Veszely, Ladislaus, 22. 30, 32-34, 786, 788.

Vielhaber, L. W., 153.

Virgil, 44.

Vleuten, C. F. van, Dr med., 524, 745, 766.

Vogel, Karl (Lenaus Stiefvater), 2, 5, 21, 29-30, 36, 138.

Vogel, Therese (Gattin des Vorigen), s. Niembsch, Therese, geb. Maigraber.

Vogel, Maria, verm. Dilg, 693.

Vogl, Johann Nepomuk (Dichter, 1802-1866), 505, 648.

Voltaire, Fr.-M., Arouet (1694-1778), 6, 15, 460.

Volz, Friedrich (Hauptmann), 11.

Von der Haide, Ernst, 583, 586-587.

Voss, Heinrich (Dichter, 1751-1826), 25. 45, 65, 84, 89, 789.

W

Waltzing, J. P., 139.

Weiler, Karl, Dr med., 1, 744-746, 782, 787.

Weinzettel, Therese, 5, 141, 787.

Weindridt, Vinzenz (Prof. a. d. Univ., Wien). 9, 69.

Weissenbach, Aloys (Dichter, 1766-1821), 250.

Wendt, Amadeus (1783-1836), 251.

Werner, Richard Maria, 355, 358, 478.

Werner, Zacharias (1768-1823), 38.

Wigand (Verleger), 517.

Wihl, Ludwig (Dichter, 1807-1882), 687.

Wisgrill, Arzt, 87.

Witthauer, Friedrich (Schriftsteller, 1793-1846), 487, 501, 513, 526.

Witkop, Philipp, 784.

Wolf, Ferdinand (Romanist, 1796-1866), 516.

Wolf, Joh. Nepomuk (Vater der Nanette Wolf), 181-183.

Wolf, Karl (Nanettes Bruder), 181.

Wolf, Nanette, verm. Böhm (1808-1878), 93, 116, 165, 168, 170, 180-185, 252, 790-791.

Wolf, Therese, geb. Eigl (Nanettes Mutter), 181-182, 252.

Woltmann, Karoline von (Romanschriftstellerin, 1782-1847), 391, 488.

Württemberg, Alexander, Graf von (Dichter, 1801-1844), 123, 189, 303, 327, 334, 337, 351, 371, 444, 454, 635, 637, 641-642, 647-648, 667-668, 754.

Württemberg, Helene, Gräfin von, geb. Gräfin Festetics-Tolna (Gattin des Vorigen, 1812-1886), 303, 404, 454.

Württemberg, Marie, Gräfin von, verm. von Taubenheim (Alexanders Schwester), 297, 327, 376.

Wurzbach, Konstant, Ritter von (Schriftsteller, 1818-1893), 85, 641.

Y

Young, Edward, 99.

Z

Zedlitz, Joseph Christian, Frh. von (1792-1860), 38-39, 566.

Zehnder-Weil, Luise, 298, 300.

Zeller, Ernst Albert (Leiter der Irrenanstalt Winnenthal), 218, 741, 771, 779, 781.

Zelter, Karl Friedrich (Tonsetzer, 1758-1832), 710.

Zeno, Nikolaus, 792.

Zimmern, David, 271, 324. — Dessen Gemahlin, 271.

Zincgref, Julius Wilhelm (Dichter, 1591-1635), 409.

Zöpfl, Heinrich (Staatsrechtslehrer, 1807-1877), 271.

Zöppritz, Mariette, geb. von Hartmann (Schwester der Emilie Reinbeck), 337, 344, 365-366, 382, 690.

Zumsteeg, Joh. Rudolf (Tonsetzer, 1760-1802), 183.

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS

der

Überschriften der Gedichte.

A

Abendbilder, 70-73, 94, 103, 482.

Abendheimkehr, 76-77.

Abmahnung, 285, 294-295.

Abschied, 256-257, 298.

Abschied von Galizien, 161-162, 346, 482.

Ahasver, der ewige Jude, 285, 292, 294, **300-303**, 308, 665, 678.

Ahimaaz, 534.

Albumblatt, 473.

Als Hiller mir spielte, 738-739.

Am Bette eines Kindes, 89, 91-92.

Am Grabe eines Ministers, 199-201.

Am Grabe Höltys, 74-75.

Am Rhein, 491, 550-553.

Am Sarge eines Schwermütigen, 442, 664-666.

An* (Ach wärst du), 451, 480-481.

An* (O wag es), 481, 508-509.

An Agnes, 648-649.

An den Frühling, 464.

An den Frühling 1838, 535, 536-537, 551.

An den Ischler Himmel im Sommer 1838, 464, 558-559.

An den Tod, 431, **433**, 439, 440, 448.

An den Wind, 451, 475-476.

An der Bahre der Geliebten, 45, 50-51.

An die Alpen, 651-653.

An die Biologen, 407-409, 649.

An die Entfernte, 451, 476-478, 703.

An die Ersehnte, 45-50.

An die Hoffnung, 98-101, 114, 482.

An die medisierenden Damen, 404.

An die Melancholie, **141**, 145.

An die Verstockten, 591-594.

An die Wolke, 114-115, 126, 215, 352.

An ein schönes Mädchen, 533-534.

An eine Dame in Trauer, **43**, 788.

An eine Freundin, 500, 506-507, 509.

An eine Witwe, 529-530, 629.

An einem Baum, **305**, 307, 597.

An einem Grabe, 717.

An einen Dichter, 564-567, 572.

An denselben, 567-568, 572.

An einen Jugendfreund, 83-85, 344, 788.

An einen Langweiligen, 245-246.

An einen Tadler, 470-471, 564.

An einen Tyrannen, 66-67.

An Fr. Kleyle, 119, 120, 121-122.

An Fräulein Charlotte von Bauer, 343-344.

An Fräulein Julie zu ihrem Geburtstage, 362.

An J. Klemm, 85-86.

An Karl Mayer, 626-628.

An Luise, 402-404.

An Mathilde, 45-46, 78, 482.
An mein Vaterland, 279-282.
An meine Gitarre, 123.
An meine Rose, 165, 180-185.
An Seneca, 63-64, 78, 482.
An Wilhelm Kirchhoff, 344.
An Wilhelmine Dilg, 693-694.
Asyl, 331-332, 383.
Aufbruch, s. Wanderung im Gebirge.
Auf dem Hochberg, 414, 421-425, 439.
Auf ein Fass zu Öhringen, 272-273.
Auf eine goldene Hochzeit, 462-463.
Auf eine holländische Landschaft, 692-693.
Auf einen Bergquell, genannt Rothschildbrunnen, 673.
Auf einen Professor philosophiae, 79-81.
Auf meinen ausgebälgten Geier I, 464-467, 513, 647, 658.
Auf meinen ausgebälgten Geier II, 491, 516-517, 513, 647, 658.
Aus! **342**, 347.

B

Beethovens Büste, 491, 657-661, 718.
Begräbnis einer alten Bettlerin, 169-170.
Bettlers Klage, 77-78, 168, 299.
Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung in Bordacs, 33-35.
Bei Übersendung eines Strausses, 621, **633**.
Bestattung, 346-347.
Bitte, 211, 214-216.
Blick in den Strom, 739-740.
Bruchstück einer Ode, 73-74.

D

Dahin! 88-89.
Das Blockhaus, 306, 307, 311-314.
Das Dilemma, 676-677.
Das dürre Blatt, 156, 491, 504-505.
Das Gespenst, 691.
Das Gewitter, s. Wanderung im Gebirge.
Das Ideal, 51-53, 72, 103.
Das Kind geboren, die Mutter tot, 731.
Das Kreuz, 654-655
Das Lied vom armen Finken, 364-365.
Das Mondlicht, 211, **214**.
Das Posthorn, 186-188, 192.
Das Rosenmädchen, 59-61, 93, 94
Das Ross und der Reiter, 537-538, 561, 648.
Das tote Glück, 101, **113**.
Das Veilchen und der Schmetterling, 93-94.
Das Wetter hat geschlagen, 442-443.
Das Wiedersehen, 430-431.
Dein Bild, 127, 211-213, 558.
Der Abend, s. Wanderung im Gebirge.
Der arme Jude, 678-679.
Der Baum der Erinnerung, 116-117, 326.
Der Eichwald, s. Wanderung im Gebirge.
Der einsame Trinker, 611, 646-649.
Der ewige Jude, 438–440, 445, 448, 513, 678.
Der falsche Freund, 79, **83**.
Der feile Dichter, 79, **82**.
Der Fingerhut, 503.
Der fromme Pilger, 693.
Der Gefangene, 172-174, 268.
Der geldgierige Pfaffe, 79, 81-82.
Der Greis, 262-264, 486.
Der gute Gesell, 498-501, 513, 514, 516, 727, 793, 794.
Der Hagestolz, 489-491, 647, 658.
Der Hirte, s. Wanderung im Gebirge.
Der Indianerzug, 314-317, 686, 791.
Der Indifferentist, 131-132.
Der Jäger, 409-411.

Der Jüngling, 79, **82.**
Der Kranich 539, 541-543.
Der Kranke im Garten, 667, **696.**
Der kriegslustige Waffenschmied, 680-684.
Der Kürass, 520-521.
Der Laudachsee, 234, 363-364
Der Lenz, 171-173, 261.
Der Maskenball, 258-261, 346, 381.
Der offene Schrank, 525-526.
Der Pechvogel, 653-654.
Der Polenflüchtling, 162, 345-346.
Der Postillion, 285, 291-294, 795.
Der Rationalist und der Poet, 570-571.
Der Räuber im Bakony, 675-676, 678, 690.
Der Raubschütz, 191-193, 279.
Der Reiter von W., 588-590.
Der Rekrut, 736.
Der Salzburger Kirchhof, 485-486.
Der Schifferknecht, 168-169.
Der Schiffsjunge, 306, 318-321, 323.
Der Schlaf, s. Wanderung im Gebirge.
Der Schmerz, 434.
Der Schmetterling, 353-355, 513.
Der schwarze See, 557-558.
Der schwere Abend, 188, 361, 451-454, 475.
Der Seelenkranke, 431-433.
Der Selbstmord, 134-135, 141.
Der Steyrertanz, 414, 417-420, 424, 513
Der stille See, 630.
Der traurige Mönch, 440-442, 513.
Der trübe Wandrer, 139-140, 145.
Der Unbeständige, 27-28, 43, 87.
Der Unentbehrliche, 285, **300.**
Der Unhold, 656-657.
Der Urwald, 306-310.
Der Vogel auf dem Kreuz, 730-731.
Des Teufels Lied vom Aristokraten, 299, 667-669.
Dichters Klagelied über das junge Deutschland, 572-574.
Die Albigenser (Das Aug der Liebe), 714-715.
Die Albigenser (Wieder ist es), 645-646.
Die Asketen, 487-489, 793.
Die Bauern am Tissastrande, 717-718, 738.
Die bezaubernde Stelle, 111-112.
Die Blumenmalerin, 559-560.
Die Drei, **680,** 690.
Die drei Indianer, 314-318, 791.
Die drei Zigeuner 513-515 738
Die Felsenplatte, 144-145.
Die Ferne, s. Wanderung im Gebirge.
Die Frivolen, 709-712.
Die Göttin des Glücks, s. Bei Gelegenheit einer ländlichen Unterhaltung in Bordeaux.
Die Heidelberger Ruine, 285-289, 296.
Die Heideschenke, 127, 175-178, 268, 293.
Die Jugendträume, 34, 96-98, 133, 702.
Die Korybanten, 733-735, 738.
Die Lerche, s. Wanderung im Gebirge.
Die Mutter am Grabe ihres Kindes, 89, 90-91.
Die nächtliche Fahrt, 513, 515-516.
Die Nonne und die Rose, 715-716.
Die Poesie und ihre Störer, 568-570, 572.
Die Raske, 306, 318, 320-321.
Die Rose der Erinnerung, 285, 290-291, 296.
Die schlimme Jagd, 79, **82.**
Die schöne Sennin, 285, 294-297, 378.
Die Seejungfrauen, 275-278, 320, 405.
Die Sennin, 294-296, 401, 597.
Die Tränen, 255-256, 264, 673.
Die Waldkapelle, 124-127, 181, 347.

Die Werbung, 102-104, 123, 161, 175, 718.
Die Wurmlinger Kapelle, 245-249, 253.
Die Zweifler, 145-150, 166, 332, 418.
Doppelheimweh, 497-498.

E

Einem Autographensammler, 731-732.
Einem Dichter, 654.
Einem Ehrsüchtigen, 42-43, 788.
Einem Forcierten, 587-588.
Einem Freunde, 702.
Einem Freunde ins Stammbuch, 164-165.
Einem Gemütskranken, **651**, 738.
Einem Greis, 486, **527**.
Einem Knaben, 133-134.
Einem kritischen Nachtarbeiter, 583-586.
Einem Theaterdichter, 471-472, 564.
Einem unberufenen Lober, 582.
Einem Wanderer in österreichischer Felsenschlucht, 708-709.
Ein Epigramm, 586.
Ein Heimatbruder! 300.
Ein Herbstabend, 539-541.
Einklang, 442.
Ein offner Wald, 586.
Ein Rezensent, 626.
Einsamkeit (Hast du schon), 543-545, 665.
Einsamkeit (O Einsamkeit), 367.
Einsamkeit (Schon seh ich), s. Wanderung im Gebirge.
Einsamkeit (Wild verwachsne), 375, 383-388, 401.
Einst und Jetzt, 141-144.
Eitel nichts! 741-742.
Erinnerung (Du warst), s. Wanderung im Gebirge.
Erinnerung (Erinnerungsvoller Baum), **112**, 146.
Erinnerung (Einst gingen wir), 560-561.
Erinnerung (Selige Stunde), 61-62.

F

Form, 575-576.
Frage (Bist du), 448-449.
Frage (Mir hat noch), 23, **26**.
Frage (O Menschenherz), 347.
Frage nicht, 451, 638-640.
Fragmente, 39, 76, 78-83, 268.
Frau von Reinbeck, 347-348.
Frl. von Hünersdorff ins Album, 344.
Freundschaft, 461-462.
Frühling, 640-641.
Frühlingsblick, 328-330, 361.
Frühlingsgedränge, 330.
Frühlingsgrüsse, 535-536.
Frühlings Tod, 273-274, 326, 332.

G

Ghasel, 23, 26-27.
Gebildete Sprache, 575, 577-578, 654.
Gewitter, 767-768.
Glauben. Wissen. Handeln, 135-137, 140, 167.
Glückwunschverse an die Mutter zum neuen Jahr 1814, 16.
Gutenberg, 409, **649**.
Guter Rat (Willst du... wirken), 574-575.
Guter Rat (Willst du richten), 587.

H

Heimatklang, 392-394, 401, 419.
Heloise, 396, 513, 553-555.
Herbst, 335-336.
Herbstentschluss, 333-335, 339.
Herbstgefühl (Mürrisch braust), 195-196, 543.
Herbstgefühl (Der Buchenwald), 539.
Herbstklage, **196**, 332.
Herbstlied (Ja, ja ihr...), 443-444.
Herbstlied (Rings trauern), 405, 491-492.
Himmelstrauer, 177-179, 188, 332.

Husarenlieder, 519-520, 574.
Hypochonders Mondlied, 444.

I

Im Vorfrühling, 487, 628-629.
In das Album einer Dame, 689.
In das Stammbuch einer Künstlerin, 194.
In der Krankheit, 86-87, 90, 789.
In der Nacht, 64-66, 268, 482.
In der Neujahrsnacht 1839-1840, 624, **631**.
In der Schenke, 197-200, 217, 346.
In der Wüste, 133, **140**.
In einer Schlucht 672-673.
In einer Sommernacht gesungen, 40-42.
In Emma Niendorfs Merkbüchlein, 649.
Inneres Gericht, 531-532.
Irrtum, 575-577.

J

Jugend und Liebe, 448.

K

Komm an! 595.
Kommen und Scheiden, 451, 638-639.
Kompetenz, 572, 579-581.
König und Dichter, 66-69, 482.
Kruzifix, 431, 433-434, 445, 730.

L

Lass mich ziehn! 697-699, 737.
Lebe hoch! Sophie! [illegible] Frau! 561-562.
Lebewohl an Eugenie, 341-342.
Leichte Trübung, 117.
Lenz, **666**, 790.
Liebesfeier, 261-262, 790.
Liebesfrühling, 451, 638-639.
Liebe und Vermählung, 342-343.
Lied eines Schmiedes, 355.

M

Marie und Wilhelm, 127-129, 169.
Meeresstille (Stille!...), 278-279, 282, **332**, 358.
Meeresstille (Sturm...), 356-357, 368, 372.
Mein Herz, 669-670, 699.
Mein Stern, 238-239.
Mein Türkenkopf, 401-402.
Meine Braut, 211, **213**.
Meine Furcht 375, 384-388, 401.
Meine Rose, 451.
Mit einem Edelmardermuff, 459.
Mit meinen Gedichten, 748-749, 751.
Mit Orangen, 270.
Mit unaufgeblühten Blumen, 270.
Musa teleologica, 571.

N

Nachhall, 486-487.
Nach Süden, 243-244, 268, 347.
Nächtliche Wanderung, 117-118, 127, 128, 185, 655, 789.
Naturbehagen, 6[illegible]-456.
Nebel, 113.
Neue Liebe Sehnsucht 384, 385, 449-551.
Niagara, 314, 356, **360**.
Nie zurück! **240**, 244.
Nüchterner Blick, 687-689.

O

O dass die Erde! 479.
Ohne Wunsch, 340-341.

P

Palliativ, 116, 151, 154, 532-533.
Passiver und aktiver Beifall, 590-591.
Poetisches Votum, 504.
Primula veris, 285, 294, 303-305.
Prolog, 526-527.

Prolog zum Jubelfeste des Erzherzogs Karl, 712-714, 794.
Protest, 285, **298**, 713.

R

Reise-Empfindung, 240-243, 268.
Reiseunbehagen, 629
Reiterlied, 78
Rezept, 27.
Robert und der Invalide, 126-127, 168.

S

Schade! 595-596.
Scharade, 271-272.
Scheideblick, 341.
Scheiden, 338-339, 341, 347.
Scheu, 434-435, 443, 445
Schilflieder, 124, 211, 215, **231-236**, 248, 249, 268, 363.
Schlaflose Nacht, 405-406, 522, 727, 795.
Schwärmer, 347.
Seemorgen, 282, 306, 318-319.
See und Wasserfall. 629-630.
Sehnsucht nach Vergessen. 92-93, 113.
Sommerfäden, 101-102, 113, 326.
Stille Sicherheit, 339-340.
Stimme der Glocken, 493-498, 504.
Stimme des Kindes. 493 498, 504
Stimme des Regens, 493-498 504.
Stimme des Windes. 492-498, 504.
Studentenreise, 735-736.
Stumme Liebe, 356, 368. 371-372, 375, 376.
Sturmesmythe, 356-358.

T

Täuschung, 435-438, 445, 652, 665, 791, 792.
Theismus und Offenbarung, 271.
Tod und Trennung, 447-448, 509.
Tränenpflege, 528-529.
Trauer, 330-331.
Traum, 189-190, 406.
Traumgewalten, 406, 522-524.
Traurige Wege, 475.
Trias harmonica. 43-44. 482, 788.
Trinksprüche, 656.
Trutz euch ! 594-595.

U

Unberufen, 399-401, 564.
Unmögliches, 22, 23, 25-26. 64.
Unmut. 114.

V

Vanitas, 131-132.
Veränderte Welt, 717.
Vergangenheit, 124.
Vergänglichkeit, 110-111, 124, 142, 145.
Verlornes Glück, 704-705, 768.
Verschiedene Deutung, 314. 356, 359-361.
Vision, 513, 517-519.
Vorbei, 671-672.
Vorwurf, 491, 505-506.

W

Während eines Gewitterregens, **445**.
Waldestrost, 285, 294, 298-299, 795.
Waldgang, 337-340, 347.
Waldlieder, 242, 362. 516, 702, **719-731**, 738. 794. 795.
Wandel der Sehnsucht, 356, 368-372, 375, 376, 384.
Wanderung im Gebirge, 162-164, 175, 178, 179, 333, 381.
Wandrer und Wind, 282-283, 358.
Warnung im Traume, 321-324, 381.
Warnung und Wunsch, 285, **293**.
Weib und Kind, 414-417, 422, 438, 513.
Welke Rose, 731.

Wer seine Jugend überlebt, 661-662.
Winternacht, 231, 232, 237-238, 247, 249, 268.
Wunsch (Urwald...), 370, 375, 384-389, 401, 451.
Wunsch (Fort möcht ich...), 370, 385, 388-390, 405, 551.

Z

Zeiger, 344-345, 401, 597.
Zögerung, 43, 788.
Zueignung, 547-550.
Zuflucht (Armes Wild), 365-367, 496.
Zuflucht (Tut man...), 141.
Zuruf, 667, 684-687.
Zuruf an meinen Geist, 69-70.
Zu spät! 238-239.
Zweierlei Vögel, 468-470, 564.
Zweifelnder Wunsch, 703-704, 733.
Zweifel und Ruhe, 677.
Zwei Polen, 538-539, 543.

GRÖSSERE DICHTUNGEN. — BRUCHSTÜCKE. — PLÄNE. — AUSGABEN.

Albigenser, 115, 134, 151, 174, 468, 489, 501, 515, 518, 519, 535, 537, 545, 558, 598-607, 611-615, 618, 631-635, 645, 646, 649, 650, 655, 661, 663, 666, 667, 671-673, 677, 679-681, 684, 685, 688-690, 709, 710, 712, 714, 718, 730.
Anna, 530, 554, 597.
Balduin, 693.
Barbara Radziwill, 255, 261, 264, 271, 349.
Die Marionetten, 206, 217-218, 255, 264, 275, 285, 292, 293, 306, 380.
Don Juan, 377, 425, 489, 716, 723, 726 728, 735, 736, 738-740, 742, 747, 750, 757, 759, 766.
Faust, 37, 39, 140, 151, 238, 279, 281, 308, 322, 324, 327, 331, 336, 345, 349-366, 370-373, 376-379, 382, 383, 387-389, 392, 394-398, 404-407, 411-414, 425, 428, 429, 451, 484, 523, 525, 528, 538, 540, 543, 545, 554, 573, 574, 583, 584, 592, 594, 596, 600, 608, 609, 642, 643, 649-652, 662, 718, 727.
Gedichte :
1. Auflage 1832 . . . 267-268
2. — 1834. . . . 380-381
3. Auflage 1837 . . . 481-482
4. — 1840 . . . 662
Neuere Gedichte :
1. Auflage 1838 . . . 506-507
2. — 1840 . . 662
Gedichte Gesamtausgabe 1841. 674
— — 1843. 714
— — 1844. 737-738
Helena, 442, 443.
Klara Hebert, 127, 174, 255, 264-267, 791.
Hus (Huss), 434, 444, 480, 501.
Hutten, 434, 444.
Mischka, 397, 398, 401, 513, 679, 690, 691, 714, 718, 738.
Savonarola, 174, 335, 428, 443-445, 451, 455-458, 460-464, 468, 469, 472-474, 479-481, 497, 514, 535, 546, 567, 572, 574, 579-588, 591, 592, 596, 601, 604, 608-610, 615, 636, 642, 643, 694, 730, 737, 738, 747, 780, 794.
Sehnsucht nach Offenbarung, 254, 319.
Ziska, 501, 632, 673, 679, 690, 738.

AS
242
B325
t.12

Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique. Classe des lettres et des sciences morales et politiques
Mémoires. Collection in 8°.
2. sér.

CIRCULATE AS MONOGRAPH

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY